



HAMBURGER BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE DER KOLONIALEN GLOBALISIERUNG

Hamburg: Tor zur kolonialen Welt

Erinnerungsorte
der (post-)kolonialen
Globalisierung

*Herausgegeben von
Jürgen Zimmerer und
Kim Sebastian Todzi*



Wallstein

Hamburg: Tor zur kolonialen Welt

Hamburger Beiträge
zur Geschichte der kolonialen Globalisierung

Herausgegeben von Jürgen Zimmerer

Band 1

Hamburg: Tor zur kolonialen Welt

Erinnerungsorte der (post-)kolonialen
Globalisierung

Herausgegeben von Jürgen Zimmerer
und Kim Sebastian Todzi

WALLSTEIN VERLAG

Diese Veröffentlichung wurde gefördert
durch die Freie und Hansestadt Hamburg
und die Universität Hamburg durch die Forschungsstelle
»Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die (frühe) Globalisierung«

Dieses Werk ist im Open Access unter der Creative-Commons-Lizenz CC BY 4.0
lizenziert.



Die Bestimmungen der Creative-Commons-Lizenz beziehen sich nur auf das Originalmaterial der Open-Access-Publikation, nicht aber auf die Weiterverwendung von Fremdmaterialien (z. B. Abbildungen, Schaubildern oder auch Textauszügen, jeweils gekennzeichnet durch Quellenangaben). Diese erfordert ggf. das Einverständnis der jeweiligen Rechteinhaberinnen und Rechteinhaber.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

3. Auflage, 2025

© Autorinnen und Autoren 2021

Publikation: Wallstein Verlag, Göttingen 2021

www.wallstein-verlag.de

Vom Verlag gesetzt aus der Adobe Garamond und der Frutiger

Umschlaggestaltung: Susanne Gerhards, Düsseldorf

Umschlagabbildungen: Eines der sogenannten »Askari-Reliefs«, Foto: Kim S. Todzi;

Mit roter Farbe beschmiertes Bismarck-Denkmal in Hamburg Altona, 2020, Foto:
Jürgen Zimmerer.

Lithografie: SchwabScantechnik, Göttingen

ISBN (Print) 978-3-8353-5018-2

ISBN (Open Access) 978-3-8353-8155-1

DOI <https://doi.org/10.46500/83535018>

Inhalt

Vorwort.	II

I. Einleitung

Deutschlands Tor zur Welt. Weltoffenheit und koloniale Amnesie in Hamburg	15
JÜRGEN ZIMMERER	

II. Wirtschaft und Politik

Der Imperialismus des Freihandels. Die Handelskammer Hamburg als (post-)kolonialer Erinnerungsort . . .	31
KIM SEBASTIAN TODZI	

Der Hamburger Hafen. Ort des kolonialistischen Kosmopolitismus und Mythos des Liberalismus (18.-20. Jahrhundert).	49
FLORIAN WAGNER	

Der Baakenhafen. Inszenierungsort für Vorstellungen von Deutschland als Kolonialmacht	67
JAN KAWLATH	

»Afrikahaus«: Sitz des Woermann-Konzerns. Ein Kapitel kolonialer Globalisierung	83
KIM SEBASTIAN TODZI	

Stockmeyerstraße. H. C. Meyer und seine Erben	99
SANDRA SCHÜRMANN	

Globalgeschichte unter Buchenwipfeln. Bismarcks Alterssitz Friedrichsruh als postkolonialer Erinnerungsort . . .	113
ULF MORGENSTERN	

Generalfeldmarschall Alfred Graf von Waldersee	129
YIXU LÜ	

Karl Sieveking.	
Weltgewandter Hanseat und kolonialer Phantast	145
MALINA EMMERINK	

III. Wissenschaft und Forschung

Kolonialer Anspruch und Vehikel für die Universität.	
Zur kurzen Geschichte des Hamburgischen Kolonialinstituts	
1908 bis 1919	163
RAINER NICOLAYSEN	

Hamburgs koloniale Geographien.	
Geographische Gesellschaft und Seminar für Geographie	181
CARSTEN GRÄBEL	

Medizin und Kolonialismus.	
Das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin	
als (post-)kolonialer Hamburger Erinnerungsort	197
MARKUS HEDRICH	

»Kein Mensch setzt meinem Sammeleifer Schranken«.	
Amalie Dietrich zwischen Herbarium und Leichenraub	213
STEFANIE AFFELDT	

Hamburg und die Visualisierung Afrikas.	
Ein verstörender Nachlass im Kollektivgedächtnis der Stadt?	229
DIANA MIRYONG NATERMANN	

IV. Kunst, Kultur und Gesellschaft

Hamburg und das Hanseatische	247
LU SEEGER	

Der Übersee-Club.	263
CHRISTOPH STRUPP	

Von kolonialen Sammlungen und Dekolonisierungsversuchen. Das (ehemalige) Museum für Völkerkunde Hamburg als (post-)kolonialer Erinnerungsort	279
MYRIAM GRÖPL	

»Geh’n wir mal zu Hagenbeck ...«. Das Hamburger Traditionsunternehmen als Schau-Fenster in die koloniale Welt	293
CAROLINE HERFERT	

»Museum für Kolonie und Heimat«. Exotismus und Vergnügen in Kappen Haases Seemannskneipe in St. Pauli	309
LARS AMENDA	

Das »Tor zur Welt« im Rampenlicht. Theater und Unterhaltung in Hamburg als koloniale Erinnerungsorte	323
CAROLINE HERFERT	

Die Stadt spielt Hafen. Über das koloniale Erbe der HafenCity	339
TANIA MANCHENO	

V. Die Welt in Hamburg – Hamburg in der Welt

Eine afrikanische Entdeckung Hamburgs. Die interkulturellen Reisen Heinrich Barths und seiner Expeditionsdiener in Afrika und Europa	355
STEPHANIE ZEHNLE UND SARAH BENNEH-OBERSCHEWEN	

Das Hamburger Komitee. Das Gründungstreffen des International Trade Union Committee of Negro Workers in Hamburg 1930	373
GISELA EWE	

Mpondo Akwa aus Kamerun in der (Hamburger) Öffentlichkeit	385
STEFANIE MICHELS	

Afrodeutsche Perspektiven auf Hamburg im Nationalsozialismus. Hans J. Massaquoi	401
SUSANN LEWERENZ	

»Chinesenviertel«. Migration, Imagination und Erinnerung	415
LARS AMENDA	

Hamburg extra muros. Die Hanse-Metropole und deren geheime Spuren in Togo	429
ADJAÏ PAULIN OLOUKPONA-YINNON	

VI. Denkmäler

Bismarck in Hamburg. Deutschlands höchstes Kolonialdenkmal	445
KIM SEBASTIAN TODZI UND JÜRGEN ZIMMERER	

Hans Dominik. Kolonialheld oder -verbrecher?	463
NDZODO AWONO	

Die koloniale Gefallenengedenktafel in St. Michaelis und ihre Rezeption	477
JULIAN ZUR LAGE	

Nicht mehr als eine ferne Bekannte? Die koloniale Funktion der Speicherstadt (1880-2017).	489
FLORIAN WAGNER	

Heinrich Carl von Schimmelmann. Transatlantischer Kolonialunternehmer und Symbolfigur des Versklavungshandels	503
JULIAN ZUR LAGE	

»Kolonialheroen« in deutscher, tansanischer und britischer Erinnerungskultur. Das Beispiel des Wissmann-Denkmal und des »Askari«-Monuments in Hamburg beziehungsweise Dar es Salaam	517
MELANIE BOIECK UND REGINALD ELIAS KIREY	

Kolonialkriegerverehrung in (post-)kolonialen Zeiten. Von der ›Lettow-Vorbeck-Kaserne‹ zum ›Tansaniapark‹	531
JÜRGEN ZIMMERER UND JULIAN ZUR LAGE	

VII. Ausblick

Epistemologische Leerstellen in den verflochtenen Geschichten Tansanias und Deutschlands. Eine Sicht aus Hamburgs Partnerstadt Dar es Salaam	549
OSWALD MASEBO	

Anhang

Bildnachweis	569
Kurzbiografien der Autor*innen	574
Personenregister	579
Ortsregister	587

Vorwort

Seit 2015 erforscht die Forschungsstelle ›Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die (frühe) Globalisierung‹ im Auftrag der Stadt Hamburg die koloniale Geschichte der Hansestadt, ihre globalen Vernetzungen, ihre geteilten Geschichten und ihre teilweise verschütteten, teilweise verdrängten Erinnerungen an die koloniale Globalisierung, kurz ihr koloniales Erbe.

Als erste und bisher einzige Einrichtung dieser Art in Deutschland wirkt sie daran mit, die öffentliche Debatte um den Kolonialismus und seine Bedeutung für die Gegenwart auf eine wissenschaftliche Grundlage zu stellen. Unter Einbeziehung von Konzepten der Erinnerungsgeschichte und der postkolonialen Theorie unternimmt sie den Versuch einer Vermessung der kolonialen Globalisierung.

Dieses Buch ist eine erste Zwischenbilanz und ein Beitrag zur methodischen Grundlegung einer postkolonialen Stadtgeschichtsschreibung. Der vorliegende Band erhebt dabei keinen Anspruch auf Vollständigkeit, ja diese ist nicht möglich. Dazu hat sich die Geschichte der kolonialen Globalisierung zu stark in die Geschichte und das Stadtbild Hamburgs eingeschrieben. Zudem besteht gerade in einem neuen, innovativen Forschungsfeld immer das Problem, nicht für jedes interessante und wichtige Thema genug wissenschaftliche Grundlagenforschung zu besitzen, nicht immer geeignete Autor*innen zu finden. Für diesen Band galt dies nochmals verschärft, da durch die Covid19-Pandemie Archiv- und Forschungsreisen ausfielen, Beiträge abgesagt werden mussten, auch weil andere Aufgaben jenseits der Wissenschaft sich nicht am Abgabeplan des Sammelbandes orientierten. Dennoch glauben wir, dass die hier präsentierten Beiträge einen Einblick geben, warum Hamburg zu Recht als Kolonialmetropole zu betrachten ist. Hamburg besteht nicht nur aus vielen einzelnen (post-)kolonialen Erinnerungsorten, sondern bildet in seiner Gesamtheit einen.

Die hier behandelten Themen stellen besondere Anforderungen auch an die Sprache, in der wir über sie reden. Sprache diente schon immer auch als Mittel, koloniale Weltbilder zu propagieren, koloniales Ausgreifen zu legitimieren. Sprache war und ist auch Gewalt. Diese Gewalt soll nicht reproduziert werden. Schwarz und Weiß als Begriffe zur Bezeichnung von Menschen werden etwa im Text, wo nicht anders vermerkt, groß geschrieben, um auf die dahinter liegende rassifizierende Konstruktion hinzuweisen. Die Benutzung des Gendersterns soll in diesem Band darauf verweisen, dass eine Vielzahl geschlechtlicher Identitäten jenseits des binären Geschlechter-Systems existiert, und stellt einen Versuch dar, diese sprachlich miteinzubeziehen. Die explizit männliche oder weibliche Form wird in der Regel nur verwendet, wenn die betreffende Person oder Gruppe sich entweder einem Geschlecht eindeutig zuordnet oder wenn es um eine Position geht, die zu einem bestimmten Zeitpunkt Menschen mit anderen Geschlechtern nicht offenstand oder von ihnen nicht eingenommen wurde. Sensibilität ist auch notwendig im Umgang mit den Quellen, auf denen viele der hier versammelten Texte beruhen. Bei ihrer Wiedergabe haben wir uns bemüht,

auf rassistische oder als diskriminierend empfundene Sprache zu verzichten. In Quellenzitaten war dies nicht immer möglich, ohne deren Aussage zu verzerren. Auch hier hatte der*die Autor*in das letzte Wort. Auslassungen sowie Einfügungen wurden im Text in eckige Klammern gesetzt. Ortsnamen wurden der heute gebräuchlichen Schreibweise angeglichen.

Die Entstehung dieses Bandes wäre ohne die Mithilfe zahlreicher Kolleg*innen undenkbar gewesen. Unser Dank gilt an erster Stelle den zahlreichen Autor*innen, deren Beiträge den Gehalt des Bandes ausmachen, sowie dem Wallstein Verlag, der sich bereitwillig auf diesen Band und die neue Reihe eingelassen hat. Wir danken auch den Bibliotheken, Archiven und anderen Einrichtungen für die Unterstützung der Recherchen zu diesem Band sowie die großzügige Erlaubnis zur Nutzung von Abbildungen.

Über mehrere Jahre haben uns (ehemalige) Mitarbeiter*innen der Forschungsstelle unterstützt, auch redaktionell. Unser Dank geht an Julian zur Lage, Caroline Herfert, Myriam Gröpl und Malina Emmerink. Lara Mia Padmanaban, Zsuzsa Lummitsch, Rosa Jung, Katja Evers und Stella Barsch halfen uns sehr bei der formalen Überarbeitung und Vereinheitlichung des Bandes.

Das Buch ist in Entstehung und Zielsetzung eng verbunden mit der Forschungsstelle ›Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die (frühe) Globalisierung«, und der vorliegende Band ist auch die Gelegenheit, uns bei denjenigen zu bedanken, die die Arbeit der letzten Jahre möglich machten. Die Forschungsstelle gäbe es nicht ohne Staatsrat Wolfgang Schmidt, der damals die Interessierten zusammenbrachte und Wege ebnete. Unser Dank geht darüber hinaus an die Zweite Bürgermeisterin und Wissenschaftssenatorin Katharina Fegebank, die Senator*innen Carsten Brosda, Barbara Kisseler (†) und Dorothee Stapelfeldt, die zu unterschiedlichen Zeiten das Projekt unterstützten. Unser Dank gilt auch den Mitgliedern der Hamburger Bürgerschaft, die diese Aufarbeitung unterstützten und kritisch begleiten. Die ZEIT-Stiftung Ebelin und Gerd Bucerius, die Körber-Stiftung, die Volkswagenstiftung und die Gerda Henkel Stiftung förderten Projekte, deren Ergebnisse in vielfältiger Weise in diesen Band einfließen. Unser Dank gilt auch der Freien und Hansestadt Hamburg sowie der Universität Hamburg für die Finanzierung der Forschungsstelle und die großzügige Bereitstellung von Arbeitsplätzen mit allem was dazu gehört, von Büros bis zur Verwaltung.

Jürgen Zimmerer und Kim Sebastian Todzi,
Hamburg im August 2021

I. Einleitung

Deutschlands Tor zur Welt

Weltoffenheit und koloniale Amnesie in Hamburg

JÜRGEN ZIMMERER

Kolonialismus und Globalisierung

Die Globalisierung ist das Signum unserer Epoche, die Container sind ihr Symbol; und damit die Häfen und Hafenstädte, Knotenpunkte der transnationalen Vernetzung. Meist als modernes, ja erst wenige Jahrzehnte altes Phänomen wahrgenommen, besitzt die Globalisierung in Wirklichkeit eine mehr als sechshundertjährige Geschichte: die koloniale Globalisierung.

Man kann über Globalisierung nicht sprechen, ohne auch den Kolonialismus in den Fokus zu rücken. Vieles spricht dafür, in ihm, von den Anfängen mit dem Übersetzen eines portugiesischen Heeres 1415 nach Ceuta in Nordafrika bis zur Rückgabe Hongkongs (1997) und Macaos (1999) an China, das Kennzeichen der letzten Jahrtausendhälfte zu sehen, in der die Grundlagen für unsere moderne Welt gelegt wurden. Das 20. Jahrhundert erlebte dabei sowohl den Höhepunkt der europäischen Kolonialherrschaft kurz nach dem Ersten Weltkrieg wie auch die Auflösung formaler kolonialer Strukturen nach dem Zweiten, als die allermeisten ehemaligen Kolonien in Afrika und Asien innerhalb von nur zwei Dekaden ihre politische Unabhängigkeit erlangten.

Seit dem Ende des ›Kalten Krieges‹, das mit dem Zusammenbruch des ›Ostblocks‹ und der Auflösung der Sowjetunion selbst ein Kapitel in der Auflösung der Kolonialreiche ist, gewinnt der Begriff der Globalisierung an Bedeutung, um tektonische Verschiebungen im Weltsystem zu bezeichnen. Nicht nur mussten viele vormalige Kolonialmächte ihre zentrale ökonomische und politische Rolle im Weltsystem aufgeben, ja die sich neu herausbildenden Zentren wanderten in die ehemals abhängigen Gebiete, zuerst in die USA, dann gegenwärtig an den arabischen Golf, nach Brasilien, Indien und vor allem China. Ob als ehemalige Zentren der Weltwirtschaft und -politik oder als Herausforderer, sie alle waren wesentlich durch Kolonialismus geprägt.

Statt sich Globalisierung als geschichtsloses Phänomen vorzustellen, ist es deshalb historisch angemessener, zwei Phasen zu unterscheiden: zum einen die koloniale Globalisierung mit ihrer stetigen Erweiterung europäischer Einfluss- und Machtzonen bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts. Zum anderen die postkoloniale Globalisierung mit einer sukzessiven Dezentrierung Europas und des Globalen Nordens insgesamt. In all diesen Prozessen ist eine Hafenstadt wie Hamburg schon auf Grund ihrer Lage zwischen Land und Meer und ihrer wirtschaftlichen Rolle involviert. Hafenstädte prägten die (koloniale) Globalisierung und sie wurden von ihr geprägt. Hafenstädte sind Orte der Globalisierung per se, und damit auch Orte des Kolonialismus und des Postkolonialismus.

Seit dem Beitritt zur Hanse im Jahr 1321 entwickelte sich Hamburg zu einem wichtigen Knotenpunkt des Handels zwischen Nord- und Ostsee. In einem immer dichter werdenden ökonomischen Netzwerk wurden Hamburger Kaufleute zu Nutznießern des transregionalen Austausches und trugen so zum wirtschaftlichen Aufstieg der Hansestadt erheblich bei. Diese Netzwerke erlaubten den hamburgischen Kaufleuten, auch von den neuen Möglichkeiten der kolonialen Globalisierung zu profitieren. Im 18. Jahrhundert wurde Hamburg etwa das europäische Zentrum der Rohzuckerverarbeitung, ein Rohstoff, der fast ausschließlich von versklavten Menschen in der Karibik produziert und über Zwischenstationen wie Cadix, Bordeaux oder London nach Hamburg transportiert wurde, um hier weiterverarbeitet zu werden.¹

Vor dem Hintergrund des sich intensivierenden Handels wurde Hamburg zum ›Tor zur Welt‹, ein Ausdruck, der oft und gerne zur Selbstbezeichnung verwendet wurde und wird.² Der Begriff ist jedoch weit mehr als nur der Hinweis auf eine infrastrukturelle Funktion im Personen- und Frachtverkehr. Mit der Metapher des Tores verbindet sich auch die Idee der Globalität und des Kosmopolitismus. Die hamburgische Gesellschaft, zumindest der (groß-)bürgerliche Teil, war weltgewandt, lieber Handel treibend als Kriege führend, zumindest wollte sie so gesehen werden und sah sich auch selbst so. Der ›ehrbare Kaufmann‹ und der ›Hanseat‹ stehen für dieses Selbstbild. Gespeist wurde dieses Selbstbewusstsein auch aus der politischen Form der Herrschaft, die man sich gegeben hatte. Man war republikanisch verfasster Stadtstaat inmitten eines Europas der Fürstentherrschaft. Sicherlich, in der politischen Realität handelte es sich dabei für lange Zeit eher um eine patriarchalische Oligarchie, aber die Abgrenzung zum monarchischen Flächenstaat wurde dennoch deutlich und prägte Geschichte wie Mentalität.

Ausgeblendet blieb in dieser (Selbst-)Wahrnehmung, wohin, in welche Welt dieses Tor führte. In den Hintergrund gedrängt wurde, dass es über Jahrhunderte ein Tor zur kolonialen Welt war und sein musste, denn die Welt war eine koloniale: Man handelte mit Kolonien, gerade unabhängig gewordenen Kolonien oder Kolonialmächten; man handelte mit Kolonialgütern, kolonialen Rohstoffen und sogar mit Menschen. Schon durch die bedeutende Position im internationalen Transportnetzwerk war der Hamburger Hafen, war die Hafenstadt eine koloniale Metropole.

Die koloniale Welt war eine sich globalisierende Welt, der sich stetig intensivierende Austausch, die Zirkulation von Rohstoffen, Produkten und Menschen, verband

1 Siehe Kim Sebastian Todzi: Hamburgs erste Globalisierung, in: *Erste Dinge. Rückblick für Ausblick / First Things. Looking back to look forward*, hg. von Jeanette Kokott und Fumi Takayanagi, Hamburg 2018, S. 21-25. Ferner: Astrid Petersson: *Zuckersiedergewerbe und Zuckerhandel in Hamburg im Zeitraum von 1814 bis 1834. Entwicklung und Struktur zweier wichtiger Hamburger Wirtschaftszweige des vorindustriellen Zeitalters*, Stuttgart 1998.

2 Siehe zur Selbstdarstellung auch Lars Amenda: ›Tor zur Welt‹. Die Hafenstadt Hamburg in Vorstellungen und Selbstdarstellung 1890-1970, in: ›Tor zur Welt‹. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert, hg. von dems. und Sonja Grünen, Hamburg 2008, S. 8-98, S. 158-174, S. 181-198.

immer mehr Menschen, wenngleich mit sehr ungleichen Rollen und ungleichen Bedingungen. Die Häfen und damit die Hafenstädte waren Schlüsselstellen und Katalysatoren zugleich.

Das Kaufen und Verkaufen, das Importieren und Exportieren, das Schiffe Bauen und Bemannen machte (einige wenige) Hamburger*innen (sehr) reich. Manche investierten und finanzierten auch die kolonialen Aktivitäten der anderen. Als Arbeitskräfte und als Konsument*innen waren jedoch noch weit mehr direkt oder indirekt mit der kolonialen Welt verbunden. Diese Geschichten haben ihre Spuren hinterlassen, die Echos der kolonialen Globalisierung sind.

Meist wird gerade die Lokal- und Regionalgeschichte in enger geographischer Perspektive erzählt; eine methodische Verengung, die auch ein Erbe der nationalgeschichtlichen Engführung der Geschichtswissenschaft im 19. Jahrhundert ist. Gegenüber dem dominant Nationalen wollte man das Lokale und Regionale herausstellen, als Ergänzung. Der methodische Nationalismus steht jedoch seit geraumer Zeit in der Kritik, wurde und wird herausgefordert durch transnationale und globale Perspektiven: Verflechtungen und Austauschprozesse treten in den Vordergrund, wo früher Abgrenzung betont wurde. Postkoloniale Stadtgeschichtsschreibung überträgt diese Ansätze, erweitert und konkretisiert sie.

Eine umfassende postkoloniale Stadtgeschichte des Globalen ist eine durch methodisch-theoretische Innovation gestützte Grundlagenforschung. Für viele Bereiche, gerade auch der zentralen Wirtschaftsgeschichte, fehlt selbst Grundlagenwissen. Der vorliegende Band schlägt eine Schneise in diese nach wie vor weitgehend im Dunklen liegenden Kapitel.³ Er tut dies aus heutiger Sicht, aus den Überresten und Traditionen



»Hamburg. Das Tor zur Welt«, Plakatentwurf von Bruno Karberg, 1938

3 Eine Pionierarbeit, die zudem weit über Hamburg hinausstrahlte, leistete dabei Heiko Möhle. Sein »Branntwein, Bibel und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche«, Hamburg 1999, schuf nicht nur Grundlagen für die Beschäftigung mit Hamburg, sondern wurde auch zum Modell ähnlicher Spurensuchen in anderen deutschen Städten. Zivilgesellschaftliche Initiativen wie die »Hafengruppe Hamburg«, »Hamburg Postkolonial«, »Freedom Roads«, »Eine Welt Netzwerk«, »Tansania-Netzwerk« oder in jüngerer Zeit »Intervention

nen, die im heutigen Hamburg auf die Geschichte der (kolonialen) Globalisierung verweisen. Eindeutig nachweisbare Leerstellen werden aufgezeigt, ansonsten gibt den Ton an, was überdauerte, heute noch sichtbar ist – auch wenn dies unweigerlich das 19. und vor allem das 20. Jahrhundert, den Zeitraum, der aber auch den Höhepunkt von Hamburgs Rolle in der kolonialen Globalisierung darstellt, bevorzugt. Er ist damit zugleich ein Beitrag zur Erinnerungsgeschichte der (kolonialen) Globalisierung, der aktiv inszenierten Geschichte wie der überschriebenen, der verdrängten oder der Amnesie anheimgefallenen.

Erinnerungsorte und Postkolonialismus⁴

Erinnerungsgeschichte ist mittlerweile ein anerkannter Zweig der Geschichtswissenschaft. Auch waren viele der großen öffentlichen Debatten der letzten Jahre in gewisser Weise solche der Erinnerung. Kollektive wie ›Völker‹ und Nationen werden nicht mehr als essenzielle, also quasi naturgegebene Einheiten gesehen, sondern als ›imaginierte Gemeinschaften‹.⁵ In diesem Zusammenhang ist auch das Konzept des ›kollektiven Gedächtnisses‹ von Bedeutung. Zwar besitzt jeder Mensch seine persönliche, individuelle Erinnerung, jedoch ist diese längst nicht so individuell, wie man meint. Schon der französische Philosoph und Soziologe Maurice Halbwachs (1877-1945) hatte die Bedeutung von Gruppenerfahrungen betont, »da man von jedem Eindruck und jeder Tatsache, selbst wenn sie offenbar ausschließlich ein Individuum betrifft, eine dauerhafte Erinnerung nur in dem Maße behält, wie man [...] sie mit den uns aus dem sozialen Milieu zufließenden Gedanken verbindet«.⁶ Die Historiker Etienne François und Hagen Schulze formulierten es so:

Der Einzelne erinnert sich, aber er bleibt damit nicht allein. Das Milieu, in dem er lebt, bildet einen Rahmen, der Form und Inhalt gemeinsamer Erinnerungen

Bismarck Denkmal« versuchten das Thema immer wieder auf kritische Weise im öffentlichen Diskurs zu verankern.

- 4 Dieser Beitrag beruht auf Forschungen des Verfassers aus den letzten zehn Jahren. Teile davon wurden in dieser oder ähnlicher Form bereits veröffentlicht unter: Jürgen Zimmerer: Zwischen ›Askari-Reliefs‹ und Speicherstadt. Hamburg als Kolonialmetropole, in: Zeitgeschichte in Hamburg 2020, hg. von Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Hamburg 2021, S. 70-96; ders.: Kolonialismus und kollektive Identität: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von dems., Frankfurt a. M. 2013, S. 5-33.
- 5 Benedict Anderson: Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism, London 1983. Auf Deutsch erstmals 1988 erschienen unter dem leicht irreführenden Titel: Die Erfindung der Nation. Zur Karriere eines folgenreichen Konzepts, Frankfurt a. M., New York 1988.
- 6 Maurice Halbwachs: Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen, S. 200, zit. nach: Etienne François und Hagen Schulze: Einleitung, in: Deutsche Erinnerungsorte. Bd. 1, hg. von dems., München 2003, S. 9-26, hier S. 13.

begrenzt und bedingt; die historischen Deutungen und Wahrnehmungsmuster ergeben sich aus einem Zusammenspiel des persönlichen Gedächtnisses und der gemeinsamen, kollektiven Erinnerung. Vergangene Ereignisse verwandeln sich nicht ohne weiteres in Erinnerungen; sie werden dazu gemacht durch das kollektive Bedürfnis nach Sinnstiftung, durch die Traditionen und Wahrnehmungsweisen, die aus den gesellschaftlichen Milieus erwachsen. Insbesondere Nationen produzieren derlei kollektive Erinnerungen, aber das gilt mehr oder weniger für Gruppenbildungen aller Art. Keine Gemeinschaft ohne Gedenkfeiern und Denkmäler, Mythen und Rituale, ohne die Identifizierung mit großen Persönlichkeiten, Gegenständen und Ereignissen der eigenen Geschichte.⁷

Individuelle Erinnerungen sind also nicht losgelöst von den Erinnerungen anderer, sondern mit diesen verbunden, und sie werden vom Kollektiv teilweise bewusst gesteuert. Aleida Assmann nennt dies »kulturelles Gedächtnis«, ein »epochenübergreifende[s] Gedächtnis, das durch normative Texte gestützt wird«, man könnte ergänzend auch bildliche Darstellungen nennen, wie Denkmäler, Filme etc. Dieses unterscheidet sich vom »kommunikativen Gedächtnis«, ein »in der Regel drei Generationen verbindende[s] Gedächtnis der mündlich weitergegebenen Erinnerungen«.⁸

Ein zentrales Beispiel dieser kollektiven Identitätsbildung ist die Nation. Als »imaginierte Gemeinschaft« ist sie auf Erfindung von Traditionen und Gemeinsamkeiten, auf identitätsstiftende Erzählungen, auf die Konstruktion eines Zusammengehörigkeitsgefühls zu politischen Zwecken angewiesen. Um dies analytisch zu fassen, führte der französische Historiker Pierre Nora das Konzept der »lieux de mémoire« ein, worunter er Gedenkfeiern, Denkmäler, Mythen und Rituale verstand, die seiner Meinung nach das kollektive Gedächtnis der französischen Nation ausmachen.⁹

Für Etienne François und Hagen Schulze, die Noras Konzept auf Deutschland übertrugen, ist »Erinnerungsort« zudem eine Metapher, die »von der klassischen römischen Mnemotechnik, also von der räumlichen, nicht-narrativen Anordnung von Gedächtnisinhalten nach »loci memoriae« übernommen« ist. Zugrunde liegt dem die Jan Assmann zugeschriebene Beobachtung, »dass das kulturelle Gedächtnis sich auf Fixpunkte in der Vergangenheit richtet, die zu »symbolischen Figuren« gerinnen, »an die sich die Erinnerung haftet«. Erinnerungsorte können demnach »ebenso materieller wie immaterieller Natur sein«, »reale wie mythische Gestalten und Ereignisse, Gebäude und Denkmäler, Institutionen und Begriffe, Bücher und Kunstwerke«. Es handelt sich dabei »um langlebige, Generationen überdauernde Kristallisations-

7 Ebd.

8 Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, München 1999, S. 13; siehe dazu auch Jan Assmann: Das kulturelle Gedächtnis. Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1977.

9 In einem epochemachenden siebenbändigen Werk sammelte er die wichtigsten nationalen *Gedächtnisorte* – nicht exklusiv als physische Orte im geographischen Sinne verstanden. Pierre Nora (Hg.): Les lieux de mémoire. Bd. I: La République, Paris 1984.

punkte kollektiver Erinnerung und Identität, die in gesellschaftliche, kulturelle und politische Üblichkeiten eingebunden sind und die sich in dem Maße verändern, in dem sich die Weise ihrer Wahrnehmung, Aneignung, Anwendung und Übertragung verändert.«¹⁰

Ein derartiger Erinnerungsort ist ein »Ort in einem Raum« (sei er real, sozial, politisch, kulturell oder imaginär)«. Er erhält »seine Bedeutung und seinen Sinn erst durch seine Bezüge und seine Stellung inmitten sich immer neu formierender Konstellationen und Beziehungen«. ¹¹ Dieser Kontext, diese Bezüge ändern sich: Das macht Erinnerungsorte zum einen umstritten, zum anderen zeigen sich deshalb an ihnen und den um sie geführten Debatten auch die Veränderungen der kollektiven Identität. Schon die Frage, wer zu diesem »Kollektiv« gehört, ist dabei Gegenstand der Diskussion und Veränderungen unterworfen. Es geht dabei nicht nur um (veränderte) inhaltliche Positionen, sondern auch um sich verändernde Akteur*innengruppen. Es geht nicht nur um die Argumente, sondern offenbar auch darum, wer sie vorbringt. Die Abwehr inhaltlicher Positionen ist deshalb von der Abwehr bestimmter Akteur*innen und Akteur*innengruppen als Diskursteilnehmer*innen nicht immer zu trennen. Das verleiht mancher Debatte zusätzliche Brisanz, macht ihre Analyse aber besonders spannend.¹²

Ursprünglich auf die Nation bezogen, lässt sich das Konzept der Erinnerungsorte auch auf die Stadt- und die Globalgeschichte übertragen. Auch Stadtgemeinschaften zeigen ähnliche Mechanismen der Traditions- und Identitätsbildung wie großräumigere Flächenstaaten, ja sie können selbst als Stadtstaaten zu selbständigen politischen Einheiten werden. Auch die Konstruktion ihrer Identität ist nur mit der gleichzeitigen Konstruktion von Alterität möglich. Ähnliches gilt für Europa in Beziehung auf die Welt. Bei aller Binnenabgrenzung ist es vor allem die nach außen, gegenüber den als nicht-europäisch verstandenen Regionen, Menschen, »Kulturen« oder Gesellschaften, die im Kontext der kolonialen Globalisierung wirkmächtig wurde.

Dies zeigt sich etwa an Hafenstädten, bilden sie doch eine Brücke zwischen ihrem Um- und Hinterland und entfernteren Regionen, zwischen In- und Ausland, zwischen Europa und »Übersee«. Für viele ist gerade diese Rolle identitätsstiftend.

Zur Erforschung ihrer Geschichte müssen der methodologische Nationalismus und Eurozentrismus, die viele Arbeiten zur kollektiven Erinnerung kennzeichnen,

¹⁰ François und Schulze (Anm. 6), S. 17 f.

¹¹ Ebd., S. 18.

¹² Siehe etwa die Debatte zwischen Theo Sommer und Jürgen Zimmerer über das Hamburger Bismarck-Denkmal: Theo Sommer: Geschichte lässt sich nicht ungeschehen machen, in: Zeit Online, 14.7.2020, <https://www.zeit.de/politik/2020-07/kolonialismus-deutschland-geschichte-bismarck-denkmal-rassismus-black-lives-matter> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Replik: Jürgen Zimmerer: Kein Denkmal ist für die Ewigkeit, in: Zeit Online, 4.9.2020, <https://www.zeit.de/politik/2020-09/kolonialismus-theo-sommer-rassismus-debatten-denkmale> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Siehe dazu auch den Beitrag von Jürgen Zimmerer und Kim Sebastian Todzi zu Bismarck in diesem Band.

überwunden werden, um der transnationalen Wirklichkeit des Globalen Rechnung zu tragen. Hier erweist sich die Verbindung des Konzepts der Erinnerungsorte mit Ansätzen postkolonialer Theorien als fruchtbar, besitzen die Erforschung des kollektiven Gedächtnisses und das postkoloniale Interesse am Zusammenhang von Diskurs, Wissen und Macht doch eine erhebliche Schnittmenge: Beide untersuchen Identitätskonstruktionen durch Abgrenzung und die Bedeutung symbolischer Akte und Rituale für die Ausprägung und Stabilisierung dieser Identitäten und ihre Übersetzung in politische Macht: »Wissen ist nicht unschuldig, sondern zutiefst verbunden mit den Operationen der Macht«.¹³ Kolonialismus ist demnach nicht nur soziale Praxis (Herrschaft), sondern auch Diskurs, und zwar Diskurs über (vermeintliche) Unterschiede mit dem Ziel gegenseitiger Abgrenzung. Und dieser Diskurs umfasst auch die Erinnerung an den Kolonialismus.

Koloniale Diskurse finden sich losgelöst von jeder konkreten formalen Kolonialherrschaft, als kommunikative Verständigung über eine nicht-gleiche, auf essenziellen Unterschieden bestehende Welt. Postkoloniale und erinnerungsgeschichtliche Ansätze weisen dabei produktive Übereinstimmungen auf: Beide untersuchen Prozesse der Identitätsstiftung durch Abgrenzung, welche über die Fremdzuschreibung negativer Merkmale und die Eigenzuschreibung positiver Traditionen und Eigenschaften erfolgt.

Es sind diese Zuschreibungen, die oftmals ein Eigenleben gewinnen und zu deren nachhaltigsten Konsequenzen gehören, denn diese Repräsentationen des Anderen und damit auch des Selbst erzeugen »oft nicht nur Wissen, sondern gerade jene Realität, die sie lediglich zu beschreiben scheinen. In ihrer Gesamtheit begründen dieses Wissen und diese Realitäten dann eine Tradition«, wie Edward Said schrieb.¹⁴

Hamburg als (post-)kolonialer Erinnerungsort

Die koloniale Globalisierung verdichtet sich in Hafenstädten, sind sie doch an zentraler Stelle in globalen Netzwerken positioniert. In ihnen finden sich zahlreiche (post-)koloniale Erinnerungsorte, ja die Stadt selbst wird zu einem (post-)kolonialen Erinnerungsort. Das Netz an historischen Orten, Vorstellungen und Inszenierungen zu erforschen und dabei in doppelte Beziehung zu setzen, zum Lokalen und Globalen, zur Geschichte der Stadt (und eventuell zum Staat) auf der einen Seite und der sich globalisierenden Welt auf der anderen, ist eine zentrale Forschungsaufgabe sowohl der globalen Urbanitäts- wie der Globalgeschichte. Hamburg bietet hierfür einen fruchtbaren Boden.

13 So fasst Ania Loomba unter Bezugnahme auf Michel Foucault die grundlegenden Annahmen von Edward Saids *Orientalism*, einem der Gründungstexte postkolonialer Theorie, zusammen. Ania Loomba: *Colonialism/Postcolonialism*, London 1998, S. 43.

14 Edward W. Said: *Orientalismus*, Frankfurt /M. 2009, S. 114 f.

Kolonialgeschichte ist nicht nur Erinnerung. Hinter, unter, neben den bekannten Erinnerungsorten der Stadt finden sich Finanzinvestitionen und Kapitaltransfers, Handelsfahrten und Militärtransporte, Erwerb und Verkauf, Raub und Entführung, Kommodifizierung von Mensch und Natur, Resilienz und offener Widerstand.

Eine (post-)koloniale Stadtgeschichte ist immer Erinnerungsgeschichte und zugleich Wirtschafts-, Sozial-, Wissens-, Politik- und Kulturgeschichte, kurz Geschichte, und muss es auch sein. Eine Vermessung dieser Geschichte ist dabei immer auch eine Auswahl.

Im Anfang war die Wirtschaft! Das galt und gilt insbesondere für eine Hafen- und Handelsmetropole wie Hamburg, lebte sie doch von den Verbindungen ›über See‹, ins Baltikum, aber auch nach Westen und zunehmend global. In keiner anderen Stadt in Deutschland ist das Verhältnis von (Außen-)Wirtschaft und Politik auch architektonisch so deutlich dargestellt wie in Hamburg. Das prächtige Rathaus, nach vorne die Macht der Republik und seiner Bürger*innen repräsentierend, wirkt, von der Rückseite aus betrachtet, fast nur als Fassade der Handelskammer Hamburg,¹⁵ die mit dem Rathaus sogar baulich verbunden ist. Kurze Wege erleichtern den Kontakt, zumal zu einer Zeit, als nicht wenige führende Mitglieder der Handelskammer auch das politische Spitzenpersonal der Stadt stellten. Manche in der Stadt, wie Senatssyndikus Karl Sieveking, liebäugelten früh mit eigenem Hamburger Kolonialbesitz, einer ›Antipodenkolonie‹ im Pazifik.¹⁶ Andere wollten ihre Besitzungen in Westafrika unter deutschen Schutz gestellt wissen, als das Deutsche Reich gegründet war. Unmittelbar von der Handelskammer ging 1883 die Initiative aus, die Reichskanzler Bismarck ersuchte, die Besitzungen hanseatischer Kaufleute in Westafrika zum Schutzgebiet zu machen, federführend formuliert vom Präses der Handelskammer und späteren Reichstagsabgeordneten Adolph Woermann, einem der wichtigsten und bedeutendsten Reeder der Stadt. Er besaß einen kurzen Draht zu Bismarck, residierte der doch vor den Toren der Stadt in Friedrichsruh.¹⁷ Woermann bzw. die Woermann-Linie¹⁸ spielte auch eine herausgehobene Rolle beim deutschen Krieg und Völkermord an den Herero und Nama, bediente sie doch den Personen- und Frachtverkehr nach Deutsch-Südwestafrika, hatte ein Transportmonopol für Regierungsgüter inne und verschifft alleine etwa zwei Drittel aller Soldaten. Dies machte Hamburg zur logistischen Drehscheibe für den ersten Genozid des 20. Jahrhunderts, auch wenn am Ort der Abfahrt und Ankunft, dem Baakenhafen,¹⁹ heute nichts daran erinnert. Damals feierte der Senat die Soldaten bei deren Abfahrt durch die ›Liebesgaben‹; immerhin entschuldigte sich der Senat

15 Siehe zur Handelskammer den Beitrag von Kim Sebastian Todzi in diesem Band.

16 Siehe zu Sieveking und seiner ›Antipodenkolonie‹ den Beitrag von Malina Emmerink in diesem Band.

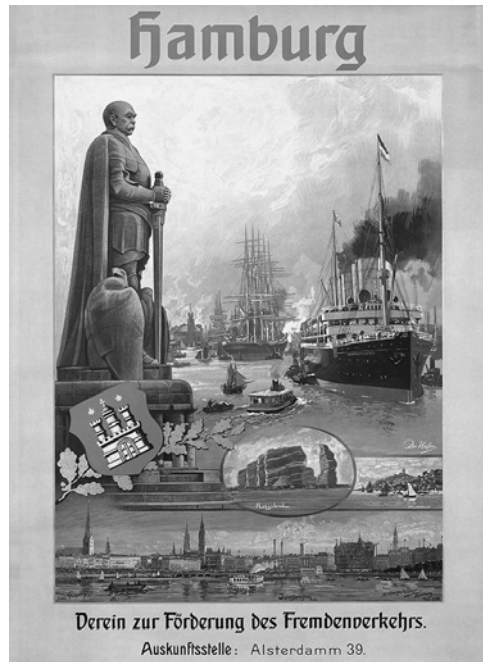
17 Siehe zu Friedrichsruh den Beitrag von Ulf Morgenstern in diesem Band.

18 Siehe zum ›Afrikahaus‹ und dem Woermann-Konzern den Beitrag von Kim Sebastian Todzi in diesem Band.

19 Siehe zum Baakenhafen den Beitrag von Jan Kawlath in diesem Band.

2018 bei den Herero und Nama für die Rolle der Stadt beim Genozid.²⁰ In der Hauptkirche St. Michaelis (dem ›Michel‹) findet sich dagegen bis heute eine Gedenktafel,²¹ die an die in China und Afrika gefallenen Soldaten aus Hamburg erinnert, über den genozidalen Kontext des Krieges in Deutsch-Südwestafrika und die Opfer jedoch kein Wort verliert. Auf den Krieg in China, die Niederschlagung des sogenannten ›Boxeraufstands‹, verweist auch die Walderseestraße in Hamburg-Altona, zu Ehren des das internationale Kontingent anführenden deutschen Generals Alfred Graf von Waldersee.²²

Der Hafen²³ ist in seiner Funktion für die koloniale Globalisierung selbst ein zentraler Erinnerungsort, notwendige Infrastruktur der kolonialen wie postkolonialen Globalisierung. Dazu gehört auch die Speicherstadt,²⁴ Symbol für den rasanten wirtschaftlichen Aufschwung Hamburgs im Kaiserreich und seit 2015 Weltkulturerbe. Dass bei Antrag und Verleihung des UNESCO-Titels das koloniale Erbe keine Erwähnung fand, ist selbst Beleg für eine nach wie vor vorherrschende koloniale Amnesie. Das gilt auch für die Neubauprojekte wie die HafenCity,²⁵ wo ein koloniales Ambiente einschließlich der Namen von Straßen und Plätzen sogar als identitätsstiftender Marketingfaktor eingesetzt wird, allen kritischen öffentlichen Debatten zum Trotz. Allerdings prägte nicht nur der Handel Hamburg, sondern auch die Industrie,



Plakat des Hamburger Fremdenverkehrsvereins, um 1909

20 Vgl. die Rede von Kultursenator Dr. Carsten Brosda auf dem Senatsempfang für eine Delegation der Herero und Nama, <https://www.hamburg.de/bkm/wir-ueber-uns/11405394/2018-04-06-herero-nama-konferenz/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Vgl. ferner https://lisa.gerdahlenkel-stiftung.de/gemeinsam_im_dialog?nav_id=7777 (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

21 Siehe zur Gedenktafel an die Gefallenen im Kriege in China und Südwestafrika im ›Michel‹ den Beitrag von Julian zur Lage in diesem Band.

22 Siehe zu Waldersee den Beitrag von Yixu Lü in diesem Band.

23 Siehe zum Hafen als Erinnerungsort den Beitrag von Florian Wagner in diesem Band.

24 Siehe zur Speicherstadt den Beitrag von Florian Wagner in diesem Band.

25 Siehe zum kolonialen Erbe der Speicherstadt den Beitrag von Tania Mancheno in diesem Band.

wie etwa die der Familiendynastie H. C. Meyers, die meist eng mit kolonialer Rohstoffversorgung verbunden war. Die Stockmeyerstraße²⁶ erinnert bis heute daran, auch wenn die koloniale Dimension vieler Firmen weitgehend in Vergessenheit geraten ist.

Das koloniale Erbe beschränkt sich jedoch keineswegs auf Wirtschaft und Politik. Wie bereits erwähnt, gibt es eine enge Verflechtung zwischen europäischer Wissenschaft und Kolonialismus. Das zeigt sich auch exemplarisch in Hamburg. Die Stadt der Kaufleute, die lange eine Universität für überflüssig gehalten hatte, ließ sich erst durch den Hinweis auf den praktischen Nutzen der Kolonialausbildung zur Gründung eines Kolonialinstituts bewegen, welches die Keimzelle einer allgemeinen Universität bilden sollte und auch bildete.²⁷ Schon das Geld dazu kam aus kolonialen Quellen, allen voran aus Beiträgen des heute weitgehend vergessenen Alfred Beit, des engsten Mitarbeiters von Cecil Rhodes und einem der reichsten Männer seiner Zeit.²⁸ In einer Symbiose oder zumindest akademischen Partnerschaft befand sich auch die Geographie,²⁹ halb akademisches Fach, halb bürgerlicher Honoratiorenverein. Das Wissen um die Welt machte die Geographie in der Phase der kolonialen Eroberung und Ausbeutung zu einer Kolonialwissenschaft wie kaum eine zweite.³⁰ Koloniale Bedürfnisse und die Erfordernisse eines Hafens verbanden sich auch in der Tropenmedizin, das 1900 gegründete Bernhard-Nocht-Institut³¹ gilt bis heute als Forschungseinrichtung mit Weltgeltung.

Weltaneignung vollzog sich nicht nur in Eroberung, Verwaltung und wirtschaftlicher Ausbeutung, oder im Studium in Labor, Bibliothek und Hörsaal, auch das Sammeln und Ausstellen gehört dazu. Das Museum für Völkerkunde,³² seit 2018 in Museum am Rothenbaum, Kulturen und Künste der Welt (MARKK) umbenannt, kommt hier als erstes in den Sinn, sind ethnologische Museen auf Grund ihrer symbiotischen Beziehung zum Kolonialismus doch seit Jahren in der Kritik. An dieser Stelle sind auch die Sammler*innen zu nennen, wie etwa die für den ›Südseekönig‹ Johann

26 Siehe zum Unternehmen H. C. Meyer den Beitrag von Sandra Schürmann in diesem Band.

27 Siehe zum Kolonialinstitut den Beitrag von Rainer Nicolaysen in diesem Band.

28 Siehe zu diesem Aspekt auch Jürgen Zimmerer: Geld, Geist und Wissenschaft. Die kolonialen Fundamente der Hamburger Universität, in: 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden. Band 1. Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, hg. von Rainer Nicolayen, Eckart Krause und Gunnar B. Zimmermann, Göttingen 2020, S. 33-55.

29 Siehe zu den Hamburger Geograph*innen und der Geographischen Gesellschaft den Beitrag von Carsten Gräbel in diesem Band.

30 Siehe dazu Jürgen Zimmerer: Im Dienste des Imperiums. Die Geographen der Berliner Universität zwischen Kolonialwissenschaften und Ostforschung, in: Jahrbuch für Universitäts-geschichte 7, 2004, S. 73-100.

31 Siehe zum Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin den Beitrag von Markus Hedrich in diesem Band.

32 Siehe zum ehemaligen Museum für Völkerkunde den Beitrag von Myriam Gröpl in diesem Band.

Cesar Godeffroy tätige Amalie Dietrich,³³ der man mittlerweile sogar Leichenraub zur Last legt. Dass Sammeln oftmals nur in unmittelbaren Gewaltkontexten erfolgte und mit Ausübung von Zwang verbunden war, belegt auch die Figur Hans Dominiks,³⁴ dessen Denkmal nicht nur bis in die 1960er Jahre das Hauptgebäude der Universität Hamburg zierte, sondern nach dem immer noch eine Straße benannt ist. Gesammelt wurden aber nicht nur Human Remains und ethnologische Objekte. Gerade das MARKK beherbergt auch eine beeindruckende Sammlung von Fotografien vom Anfang des 20. Jahrhunderts, die auf die große Expedition des Herzogs Adolph von Mecklenburg zurückgeht.³⁵



Kreuzung des »Dominikweg« (nach Hans Dominik) und der »Schimmelmännstraße« (nach Heinrich Carl von Schimmelmänn) in Hamburg, 2021

Was das Völkerkundemuseum für das gebildetere Publikum war, das waren Hagenbecks Völkerschauen³⁶ für alle Schichten. Das ›Fremde‹, exotisiert und rassifiziert, war hier zum Ansehen und Erleben. Hunderttausende strömten in den Tierpark! Das ›Exotische‹ war populär, nicht nur im Museum oder Zoo. Auf St. Pauli sammelte das ›Museum für Kolonie und Heimat‹,³⁷ eine Kneipe, Skurrilitäten aus aller Welt, die im

33 Siehe zu Amalie Dietrich den Beitrag von Stefanie Affeldt in diesem Band.

34 Siehe zu Hans Dominik den Beitrag von Ndzodo Awono in diesem Band.

35 Siehe zu den kolonialen Bildsammlungen im MARKK den Beitrag von Diana Natermann in diesem Band.

36 Siehe zu den Völkerschauen bei Hagenbeck den Beitrag von Caroline Herfert in diesem Band.

37 Siehe zu Kappen Haases Seemannskneipe den Beitrag von Lars Amenda in diesem Band.

Hafen so anfielen, verkauft, getauscht und versetzt wurden. Die Lust auf die Exotik und die Strahlkraft des Kolonialen zeigte sich auch auf den Spielplänen Hamburger Bühnen,³⁸ Beleg dafür, wie weit verbreitet der koloniale Gedanke im Kaiserreich war.

So populär Forschungs- und Erkundungsreisen in ›die Fremde‹ im 19. Jahrhundert waren, das Fremde, genau wie das Eigene, ist standpunktabhängig, es kommt immer auf die Perspektive an. Heinrich Barth, einer der berühmtesten Reisenden seiner Zeit, brachte seine Expeditionsdiener Abbega und Dorugu mit nach Hamburg. Auch ihre Erfahrungen, ihre ›Entdeckung Hamburgs‹, sind ein (post-)kolonialer Erinnerungsort.³⁹ Die koloniale Globalisierung, und das wird oftmals übersehen, führte nicht nur deutsche ›Entdecker‹, Kaufleute und Beamte in die Fremde, sie brachte auch Menschen aus unterschiedlichsten Ländern nach Hamburg, für kurze Aufenthalte oder auf längere Zeit. Zu den bekanntesten gehören Mpondo Akwa⁴⁰ und Hans J. Massaquoi,⁴¹ die so gar nicht den rassistischen Klischees entsprachen und in den besseren Teilen der Hamburger Gesellschaft verkehrten. Hatte der Großvater des Letzteren, Momulu Massaquoi, als liberianischer Generalkonsul das Konsulat in den 1920er Jahren zu einer festen Adresse für Schwarze Intellektuelle gemacht, so diente das Hafenkomitee eher der Organisation Schwarzer Arbeiter*innen. Als Ausrichter des Gründungstreffens des ›International Trade Union Committee of Negro Workers‹ schrieb sich Hamburg 1930 dadurch auch in die Geschichte der Schwarzen Arbeiter*innenbewegung ein.⁴² Die Geschichte des ›Chinesenviertels‹⁴³ belegt eindrucksvoll an einem anderen Beispiel, wie auch asiatische Migration die Hansestadt prägte.

Die Realität der Migration, die Realität migrantischen Lebens in Hamburg zeigt aber auch, dass der kosmopolitische Anspruch, die Idee, ›Tor zur Welt‹ zu sein, zugleich eine identifikatorische Selbstzuschreibung war und mit der sozialen Realität vieler Menschen nur wenig zu tun hatte. Die bessere Gesellschaft identifizierte sich dagegen mit dem ›ehrbaren Kaufmann‹, mit dem Hanseatischen.⁴⁴ Letztendlich war der ›Hanseat‹ in seiner Weltläufigkeit über viele Jahrhunderte auch der, der sich in der Welt der kolonialen Globalisierung zurecht fand und sich im ›Übersee-Club‹⁴⁵ oder anderen regionalen Interessenvertretungen zusammenschloss.

Unter den unzähligen Erinnerungsorten, die in ihrer Gesamtheit den kolonialen Erinnerungsort Kolonialmetropole Hamburg bilden, ragen einige auf Grund der Be-

38 Siehe zu kolonialen Themen auf Hamburgs Bühnen den Beitrag von Caroline Herfert in diesem Band.

39 Siehe zu den Erfahrungen Heinrich Barths und seiner afrikanischen Mitreisenden Abbega und Dorugu den Beitrag von Stephanie Zehnle und Sarah Bennen-Oberschewen in diesem Band.

40 Siehe zu Mpondo Akwa den Beitrag von Stefanie Michels in diesem Band.

41 Siehe zu Hans J. Massaquoi den Beitrag von Susanne Lewerenz in diesem Band.

42 Siehe zum Hamburger Komitee und dem Gründungstreffen des ›International Trade Union Committee of Negro Workers‹ in Hamburg den Beitrag von Gisela Ewe in diesem Band.

43 Siehe zur Geschichte des ›Chinesenviertels‹ den Beitrag von Lars Amenda in diesem Band.

44 Siehe zur Figur des Hanseaten den Beitrag von Lu Seegers in diesem Band.

45 Siehe zum Übersee-Club den Beitrag von Christian Strupp in diesem Band.

deutung, die sie für die aktuelle Debatte haben, besonders hervor. Hier ist an erster Stelle das Wissmann-Denkmal⁴⁶ zu nennen: ursprünglich in Dar es Salaam errichtet, als es noch die Hauptstadt Deutsch-Ostafrikas war, wurde es von der britischen Mandatsmacht abgebaut, durch ein Askari-Monument im Gedenken an koloniale Hilfstruppen im Ersten Weltkrieg ersetzt und nach London geschickt. Eine einflussreiche kolonialrevisionistische Lobby um den Hamburger Kaufmann und Senator Justus Strandes erwarb die Statue, brachte sie nach Hamburg und stellte sie vor dem Hauptgebäude des ehemaligen Kolonialinstituts, mittlerweile die Universität Hamburg, auf. Im Zuge der sich formierenden Student*innenbewegung wurden mehrere Versuche unternommen, die Statue zu stürzen. Der letzte war am 1.11.1968 erfolgreich, ein wichtiger Übergang in der Geschichte der Universität Hamburg vom Kolonialinstitut zur kolonialkritischen Universität und damit auch zur ›Forschungsstelle Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die (frühe) Globalisierung‹.

Nachdem die Debatte um Deutschlands koloniales Erbe und damit auch die um Hamburgs Rolle in der kolonialen Globalisierung in den 1970er Jahren abgeebbt war, entzündete sich der Streit zur Jahrtausendwende erneut. Als im Rahmen der Abrüstung der Bundeswehr nach der Wiedervereinigung die im Hamburger Stadtteil Wandsbek-Jenfeld liegende Lettow-Vorbeck-Kaserne aufgegeben wurde, stellte sich die Frage, wie mit den dortigen Kolonialdenkmälern umgegangen werden sollte, den ›Askari-Reliefs‹, dem ›Schutztruppenehrenmal‹, aber auch dem Trotha- und Wissmannhaus, um nur einige der dortigen Denkmäler zu nennen.⁴⁷ Nach über 10 Jahren kontroverser Diskussionen entschied sich die Stadt zur aktiven Aufarbeitung auf Basis solider wissenschaftlicher Grundlagenforschung. Nicht nur beschloss der Senat die Erarbeitung eines städteweiten Erinnerungskonzepts, sondern auch die Einrichtung einer Forschungsstelle ›Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die (frühe) Globalisierung‹, angesiedelt an der Universität Hamburg, mit der sich auch der Kreis zum Kolonialinstitut schloss. An der Institution, deren Vorläufer für die wissenschaftliche Durchdringung der deutschen Kolonien gegründet worden war, wurde nun das deutschlandweit erste Zentrum zur Erforschung des kolonialen Erbes angesiedelt.⁴⁸

Allerdings beendete dies nicht die Diskussionen um koloniale Denkmäler. Fast zeitgleich mit dem Auftrag zur Aufarbeitung des kolonialen Erbes hatte die Stadt

46 Siehe zur wechselvollen Geschichte des Wissmann-Denkmals den Beitrag von Melanie Boieck und Reginald Elias Kirey in diesem Band.

47 Siehe zum Gesamtkomplex ›Askari-Reliefs‹ und Lettow-Vorbeck-Kaserne den Beitrag von Jürgen Zimmerer und Julian zur Lage in diesem Band.

48 Stellungnahme des Senats zu dem Ersuchen der Bürgerschaft vom 13. Juni 2013 »Bericht des Kulturausschusses über die Drucksache 20/3752: Aufarbeitung des ›kolonialen Erbes‹ – Neustart in der Erinnerungskultur unter Einbeziehung der Partnerschaft mit Daressalam« (Drucksache 20/8148), 8.7.2014; <https://www.hamburg.de/contentblob/10894014/8f3d6cf674d339862709f1db1109b98c/data/stellungnahme-des-senats-20-12383.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

beschlossen, die große Bismarck-Statue⁴⁹ im Alten Elbpark zu restaurieren. Die Rolle Bismarcks bei der deutschen Kolonialreichsgründung, die er zu verantworten hatte, wurde dabei unverständlicherweise ebenso ignoriert wie seine Rolle bei der kolonialen Aufteilung Afrikas als Organisator der Berliner Afrika-Konferenz. Als jedoch mit der globalen Black-Lives-Matter-Bewegung Kritik an Kolonialdenkmälern in ganz Europa aufkam, fachte dies auch die Debatte um Deutschlands höchstes Kolonialdenkmal an. Im Unterschied etwa zum Streit um die ›Askari-Reliefs‹ oder das Schimmelmänn-Denkmal,⁵⁰ das 2006 aufgestellt und nach Protesten wieder abgebaut werden musste, geriet mit Otto von Bismarck eine historische Person in den Fokus der Debatte, die zum zentralen nationalen Identifikationskern Deutschlands gehörte. Die Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe verließ damit auch in Hamburg die mediale Nische. Plötzlich diskutierten Chefredakteure und Herausgeber großer Zeitungen über Kolonialgeschichte, aber implizit auch darüber, wer oder was zur deutschen Geschichte gehört und wer mitdiskutieren darf.

Was in dieser Debatte weitgehend fehlte, wie auch in anderen, ist der Blick von außerhalb auf Hamburg, die Perspektivumkehr, die Spurensuche in den ehemaligen Kolonien.⁵¹ Von epistemischen Leerstellen spricht Oswald Masebo im Ausblick.⁵² Die Perspektivumkehr, dieses Flankieren der europäischen Erinnerungsorte durch die globalen, in den ehemaligen deutschen Kolonien, aber auch weit darüber hinaus, ist in einem einzigen Band nicht zu leisten. Es bräuchte ähnliche Bände für alle Partnerstädte Hamburgs, für alle Regionen, in denen Hamburger*innen ihre Spuren hinterlassen, der kolonialen Globalisierung auch teilweise ihren Stempel aufgedrückt haben. Und es braucht weitere Forschungen zu den Betroffenen des Kolonialismus, auch in Hamburg. Geschichtsschreibung ist immer auch Auswahl. Aber allein schon die behandelten Teile zeigen, welche herausragende Bedeutung das koloniale Erbe für Hamburg besitzt. Die Aufarbeitung hat gerade erst begonnen!

49 Siehe zum Bismarck-Denkmal und zur aktuellen Debatte den Beitrag von Jürgen Zimmerer und Kim Sebastian Todzi in diesem Band.

50 Siehe zu Heinrich Carl von Schimmelmänn den Beitrag von Julian zur Lage in diesem Band.

51 Zur ›Spurensuche‹ siehe den programmatischen Titel des Beitrags von Adjaï Paulin Oloukpona-Yinnon in diesem Band.

52 Siehe dazu die methodischen und theoretischen Überlegungen von Oswald Masebo im Abschlussbeitrag dieses Bandes.

II. Wirtschaft und Politik

Der Imperialismus des Freihandels

Die Handelskammer Hamburg als (post-)kolonialer Erinnerungsort

KIM SEBASTIAN TODZI

Es gibt wohl kaum ein treffenderes Symbol für die traditionell enge Verbindung von Wirtschaft und Politik in Hamburg als die räumliche Nähe von Rathaus und Handelskammer, die seit 1906 sogar baulich miteinander verbunden sind.¹ Politik war in Hamburg »ihrer Natur und ihren Zielen entsprechend im wesentlichen Wirtschaftspolitik«,² resümierte der Historiker und Sekretär der Handelskammer Ernst Baasch Anfang des 20. Jahrhunderts die herausragende Stellung der politischen Ökonomie in der Hansestadt.

Die Handelskammer ist aber nicht nur ein weithin sichtbares Zeichen der Bedeutung, die die Wirtschaft im gesellschaftlichen Leben Hamburgs einnimmt, sondern zugleich ein bedeutender (post-)kolonialer Erinnerungsort. Eine im Juli 1883 veröffentlichte Denkschrift der Hamburger Handelskammer – selbst ein Erinnerungsort im Erinnerungsort – zu deutschen Wirtschaftsinteressen in Westafrika wurde zu einem Schlüsseldokument der Kolonialreichsgründung, und das, obwohl die Handelskammer, so der Historiker Helmut Washausen, »von jeher antikolonial« gewesen sei.³ Die hanseatischen Kaufleute seien Anhänger des Freihandels gewesen und dieser sei nicht mit den »Kolonisationsbestrebungen des Binnenlandes« vereinbar gewesen. Ein ganz ähnliches Urteil hatte schon Ernst Baasch gefällt. Er schrieb in seiner umfangreichen Gesamtdarstellung der Geschichte der Handelskammer: »Den auf eine aktive deutsche Kolonialpolitik gerichteten Ideen, die in der Mitte des 19. Jahrhunderts mehrfach ausgesprochen sind, hat die Handelskammer fern gestanden.«⁴ Für Baasch und Washausen, aber auch für den Historiker Heiko Möhle war die Entscheidung der Handelskammer, in einer Denkschrift die Annexion von Kolonien zu

1 Laut einer Antwort des Hamburger Senates auf eine kleine Anfrage der Abgeordneten Dora Heyenn wurde der Verbindungsgang der »Seufzerbrücke« angelegt, »da es stets eine enge Zusammenarbeit zwischen Senat, Bürgerschaft und Handelskammer gab. Die heutige Handhabung steht in dieser ungebrochenen Tradition.« Übergang von der Handelskammer zum Hamburger Rathaus; die »Seufzerbrücke«; Drucksache 21/5534, 16.8.2016, URL: <https://www.buergerschaft-hh.de/ParlDok/dokument/54020/%C3%BCbergang-von-der-handelskammer-zum-hamburger-rathaus-die-%E2%80%99Seufzerbr%C3%BCcke%E2%80%99C.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

2 Ernst Baasch: Die Handelskammer zu Hamburg 1665-1915. Bd. 1: 1665-1814, Hamburg 1915, S. 16-17.

3 Helmut Washausen: Hamburg und die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches. 1880 bis 1890, Hamburg 1968, S. 186.

4 Ernst Baasch: Die Handelskammer zu Hamburg 1665-1915. Bd. 2, Abteilung 2: 1814-1915, Hamburg 1915, S. 315.

fordern, ein radikaler Bruch mit den freihändlerischen Traditionen des Gremiums. »Aus Freihändlern«, so Möhle, wurden »Kolonialherren«.⁵ Die einseitige Fixierung auf die dichotome Gegenüberstellung von Freihandel und Imperialismus und den Bruch 1883 ist allerdings einem methodischen Nationalismus geschuldet und verschleiert die längeren und über die formelle Kolonialherrschaft des Deutschen Reiches hinausreichenden transimperialen kolonialen Kontinuitäten, die sich in der Handelskammer als (post-)kolonialem Erinnerungsort verdichten.

»Dem Heilsahnen Commercio diensahmend« – Gründungsgeschichte der Hamburger Handelskammer

Am 19. Januar 1665 wurde die Hamburger Handelskammer als »Commerzdeputation« von den »zur See Handelnde Kauffleute« gegründet.⁶ Die sieben Deputierten der »Commerzdeputation« erhielten von den Hamburger Kauffleuten den Auftrag, »dem Heilsahnen Commercio diensahm beobachteten« und »Drangsahl und Beschwerden so demselben zustoßen mochten« in Zusammenarbeit mit dem Rat der Hansestadt zu beseitigen oder abzumildern.

Die Hamburger Regierung beobachtete die Gründung einer organisierten Interessenvertretung der Kaufmannschaft zunächst mit Argwohn. Der Hamburger Rat betrachtete die Commerzdeputation als Interimsorganisation, die nur für die Dauer des zweiten Englisch-Niederländischen Krieges (1665-1667) bestehen sollte, und versuchte sie 1670 aufzulösen. Der Versuch scheiterte. Bürgerschaft und Rat erkannten die Commerzdeputation 1674 als dauerhafte Vertretung der Kaufleute an. 1712 wurde sie schließlich als offizielle Interessenvertretung der Hamburger Kaufmannschaft, der Hamburger Regierung, in die Hamburger Verfassung aufgenommen und erhielt Sitz und Stimme in der Hamburger Bürgerschaft.

Die Commerzdeputation erlangte durch die Verankerung in der Verfassung eine wichtige Stellung in der politischen Struktur Hamburgs und baute ihren Einfluss immer weiter aus. Sie setzte sich für Zollsenkungen ein, nahm Einfluss auf den Hafenausbau und gründete 1735 die Commerzbibliothek, die älteste bis heute bestehende Wirtschaftsbibliothek der Welt. Im selben Jahr wurde die Commerzdeputation im

5 Heiko Möhle: Aus Freihändlern werden Kolonialherren. Hamburgs Handelskammer und Fürst Bismarcks Afrikapolitik, in: Brantwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, hg. von dems., Hamburg 2011, S. 25-30.

6 Im Jahr 1517 erhielten die Fernhandelsgesellschaften der England-, Flandern- und Schonenfahrer das Recht, einen Vorstand zu wählen. Diese Institution der kaufmännischen Selbstverwaltung erhielt den Namen »gemene kopmann« (Gemeiner Kaufmann) und wurde seit dem 17. Jahrhundert »Ehrbarer Kaufmann« genannt. Vgl. Rainer Postel: Kaufmännische Selbstverwaltung in Geschichte und Gegenwart. Versammlung Eines Ehrbaren Kaufmanns 1517-1992, Hamburg 1992. Vgl. ferner zum Folgenden auch: Baasch (Anm. 2); Wir handeln für Hamburg. 350 Jahre Handelskammer Hamburg, hg. von Handelskammer Hamburg, Kiel 2015.



Gebäude der Hamburger Börse am Adolphsplatz, um 1900

»Commercium« an der alten Börse bei der Trostbrücke untergebracht. Im Jahr 1841 zog sie in das neue Börsengebäude am Adolphsplatz.

Knapp zweihundert Jahre nach ihrer Gründung war die Unabhängigkeit der Handelskammer durch die Diskussionen um die Verfassungsreform 1860 erneut bedroht. Die Commerzdeputation wurde 1863 der neu geschaffenen »Deputation für Handel und Schifffahrt« untergeordnet und verlor als Teil einer städtischen Behörde ihre Selbstständigkeit. Die Commerzdeputierten protestierten gegen diese Reform und forderten, dass die Eigenständigkeit der Commerzdeputation bewahrt bleiben müsse, um die Interessen des Handels angemessen zu vertreten. In diesem Konflikt konnte sich die Commerzdeputation letztlich durchsetzen, und der Senat änderte das entsprechende Gesetz 1866. Zum 1. Januar 1867 erhielt sie den von der Kaufmannschaft vorgeschlagenen Namen »Handelskammer«, um eine Verwechslung mit der »Deputation für Handel und Schifffahrt« zu vermeiden.

Die Handelskammer und die Globalisierung im 19. Jahrhundert

Im 19. Jahrhundert wurde der Hamburger Handel vollends zum Welthandel. Innerhalb von wenigen Jahrzehnten dehnten sich die Handelsbeziehungen Hamburger Firmen, die jahrhundertlang weitgehend auf Europa begrenzt geblieben waren, auf

nahezu alle direkt durch die Ozeane verbundenen Wirtschaftsregionen aus.⁷ Hamburg wurde 1815 ›Freie Stadt‹ im neu gegründeten Deutschen Bund. Hamburger Kaufleute reaktivierten zunächst die Handelskontakte mit Nordamerika und erweiterten anschließend ihren Aktionsradius um regelmäßige Fahrten nach Süd- und Mittelamerika, wo die erste Dekolonisationswelle südamerikanischer Staaten zwischen 1809 und 1825 und der allmähliche Übergang vom Merkantilismus zum Freihandel günstige Bedingungen für den Exporthandel schuf. Das veranlasste Martin Haller, den Präses der Hamburger Commerzdeputation, 1822 zu dem paradoxen Ausspruch: »Hamburg hat Colonien erhalten.«⁸

Die Handelskammer propagierte den Freihandel als Basis des wirtschaftlichen Aufschwungs Hamburgs: »Hamburgs natürliches Lebensinteresse legte es auf den Freihandel fest.«⁹ Im Windschatten der britischen Freihandelspolitik bemühte sich Hamburg, die weltweiten Handelsbeziehungen auch diplomatisch abzusichern. Bis 1866 unterhielt Hamburg 279 Konsulate, einschließlich 69 in damaligen europäischen Kolonien und 66 in unabhängigen Staaten außerhalb Europas. Seit dem ersten erfolgreichen Vertragsabschluss mit Brasilien (1827) hatten die Hansestädte Handelsverträge beispielsweise auch mit Mexiko, Venezuela, Ecuador und weiteren lateinamerikanischen Republiken geschlossen, zu denen 1855 mit Liberia und 1859 mit Sansibar auch erstmals unabhängige afrikanische Staaten hinzukamen.¹⁰ Freihandel wurde bis Ende der 1870er Jahre und der globalen Wende zu neo-merkantilistischer Wirtschaftspolitik die leitende wirtschaftspolitische Doktrin.

Weg zur Denkschrift

Etwas zeitversetzt zum wirtschaftlichen Aufstieg nahm nach der Gründung des Deutschen Reiches 1871 auch die Diskussion über die Errichtung eines deutschen Kolonialreiches zu. Ende des 19. Jahrhunderts verschärften sich die imperialen Rivalitäten europäischer Kolonialmächte vor allem in Afrika. Beschränkte sich die europäische Kontrolle um 1850 auf wenige Küstengebiete und Südafrika, änderte sich dies in den

- 7 Grundlegend zu Hamburgs Integration in den Weltmarkt im 19. Jahrhundert: Günter Moltmann: Hamburgs Öffnung nach Übersee im späten 18. und im 19. Jahrhundert, in: *Das alte Hamburg (1500-1848/49). Vergleiche, Beziehungen*, hg. von Arno Herzig, Berlin 1989, S. 51-71. Ferner: Andreas Schulz: *Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert*, in: *Historische Zeitschrift* 259, 1994, S. 637-670; Annette Christine Vogt: *Ein Hamburger Beitrag zur Entwicklung des Welthandels im 19. Jahrhundert. Die Kaufmannsreederei Wappäus im internationalen Handel Venezuelas und der dänischen sowie niederländischen Antillen*, Stuttgart 2003.
- 8 Zit. nach: *Dokumente zur Geschichte der Handelskammer Hamburg*, hg. von der Handelskammer Hamburg, Hamburg 1965, S. 83.
- 9 Ekkehard Böhm: *Anwalt der Handels- und Gewerbefreiheit*, Hamburg 1981, S. 15.
- 10 Washausen (Anm. 3), S. 54, FN 3; Gerhard Ahrens: *Von der Franzosenzeit bis zur Verabschiedung der neuen Verfassung, 1806-1860*, in: *Hamburg. Geschichte der Stadt und ihrer Bewohner*, hg. von Werner Jochmann und Hans-Dieter Loose, Hamburg 1982, S. 415-490.

folgenden Jahrzehnten grundlegend. Beim ›Wettlauf um Afrika‹ gerieten bis 1914 alle Gebiete Afrikas – außer Liberia und Äthiopien – unter europäische Herrschaft.

Im Deutschen Kaiserreich drängte eine einflussreiche Kolonialbewegung ab Ende der 1870er Jahre darauf, ebenfalls überseeische Kolonien zu erwerben und dem Reich einen sprichwörtlichen ›Platz an der Sonne‹ zu sichern. Kolonialpropagandisten wie Friedrich Fabri oder Wilhelm Hübbe-Schleiden argumentierten, dass Kolonien dem Deutschen Reich erstens als Absatzgebiete und zweitens als Rohstoffquellen dienen würden und drittens die Auswanderung aus Deutschland statt nach Amerika in deutsche Kolonien gelenkt werden könnte.¹¹

Eine auf dieser Basis stehende Argumentation wurde von Hamburger Kaufleuten skeptisch bis ablehnend beurteilt. Einer formellen Kolonialpolitik des Deutschen Reiches brachte die Hamburger Kaufmannschaft, die in der Handelskammer organisiert war, »den hartnäckigsten Widerstand« entgegen.¹² Noch 1899 schrieb die nationalliberale Zeitschrift »Die Grenzboten« über die »Hansestädte und die Kolonialpolitik«, dass »nirgends der koloniale Gedanke kühler aufgenommen worden ist als in Hamburg und Bremen«.¹³

Das lag auch an der historischen Verbindung von protektionistischer Wirtschaftspolitik und Kolonialpolitik. Hamburger Kaufleute befürchteten, dass die koloniale Aufteilung der Welt auch zu einer neo-merkantilistischen Handelspolitik führen würde, dass also das Fundament des Reichtums der Hansestadt aufgrund der Abschottung kolonialer Märkte durch Differenzialzölle und andere Handelshemmnisse gefährdet würde.

Eine kleine Gruppe Hamburger Kaufleute um Adolph Woermann trat jedoch offensiv für die Erwerbung von Kolonien ein. Als 1881 die Frage nach einem kolonialen Engagement des Deutschen Reiches in den Vordergrund rückte, wurde diese auch in der Handelskammer diskutiert. Noch lehnte die Handelskammer eine Befürwortung einer formalen deutschen Kolonialpolitik ab.¹⁴

Doch nur wenige Jahre später änderte sich die Position der Handelskammer. In einer Denkschrift seiner Firma forderte Woermann im März 1883 das Deutsche Reich zur Annahme einer »aktiven Rolle« in Afrika auf.¹⁵ Nach Vorgesprächen zwischen Woermann und Vertretern des Auswärtigen Amtes nahm das Auswärtige Amt ein britisch-französisches Abkommen zu Grenzverläufen in Westafrika zum Anlass, eine

11 Vgl. Friedrich Fabri: Bedarf Deutschland der Colonien? Eine politisch-ökonomische Betrachtung, Gotha 1879; Ernst von Weber: Die Erweiterung des deutschen Wirtschaftsgebietes u. d. Grundlegung zu überseeischen deutschen Staaten, Leipzig 1879; Wilhelm Hübbe-Schleiden: Rentabilität der Kultur Afrika's, in: Deutsche Revue über das gesammte nationale Leben der Gegenwart 3, 1879.

12 Ludwig Friederichsen: Familien- und Lebenserinnerungen. Zum 100. Geburtstag des Verfassers herausgegeben von seiner Familie, Hamburg 1941, S. 115.

13 O. A.: Hansestädte und Kolonialpolitik, in: Die Grenzboten 58, 1899, S. 345-350; hier S. 345.

14 Washausen (Anm. 3), S. 138-141.

15 BArch R1001/4188, Promemoria Adolph Woermanns, Hamburg 1.3.1883, Bl. 82-85.

Einschätzung der Hansestädte zu erfragen. Der Hamburger Senat leitete die Anfrage an die Handelskammer weiter. Am 1. Juni 1883 beriet das Plenum der Handelskammer die Anfrage, und Woermann referierte seine Denkschrift vom 1. März.¹⁶ Noch waren die Kaufleute jedoch nicht überzeugt. Die Handelskammer vertagte ihre Entscheidung und bildete eine Kommission, die darüber beraten sollte. Nach der ersten Kommissionssitzung entwarf Woermann ein Exposé, das zur Grundlage der Denkschrift vom Juli 1883 werden sollte.¹⁷ Er erzeugte Druck auf die anderen Plenumsmitglieder: der jetzige Moment sei der letzte, wo für Deutschland noch etwas zu erreichen sei, bevor Deutschland für immer auf überseeische Kolonien verzichten müsse. Die Annexion von Kolonien werde dem deutschen Handel und der deutschen Industrie riesige Absatzgebiete in Zentralafrika sichern.

Allmählich zeichnete sich eine Wende zur Befürwortung formeller kolonialer Annexionen in der Handelskammer ab. Auf mehreren Plenarsitzungen im Juni 1883 wurde über Woermanns Exposé und die Position der Handelskammer gestritten. Mitte Juni trat erstmals eine Mehrheit der Plenumsmitglieder für die Annexion von Kolonien ein, eine Position, die »vom praktischen Standpunkte aus alle Interessenten für Westafrika [...] befürwortet hätten.«¹⁸ Es gab zwar auch warnende Stimmen, unter ihnen der amtierende Präses Johann Refardt sowie die beiden Sekretäre der Handelskammer, Dr. A. C. Jürgens und Dr. C. Gütschow, die hohe Verwaltungskosten und Konflikte mit »Eingeborenen« und »anderen europäischen Mächten« befürchteten,¹⁹ doch die prokoloniale Mehrheit überwog inzwischen. Das Plenum beschloss, Woermanns Exposé mit Ergänzungen und Kommentaren des Plenums »als Eingabe der Handelskammer der Deputation zuzustellen.«²⁰

Am 22. Juni 1883 kam es dann zur entscheidenden Debatte, in der die Bedenken der Kritiker durch Woermanns energisch vertretene Argumentation – die Zeit sei nun günstig und die formale Kolonialexpansion verspreche große Gewinne – beiseite gewischt wurden.²¹ Die interne Opposition war ausgeschaltet.²² Der Antrag, die auf Basis von Woermanns Exposé erarbeitete Denkschrift als Position der Handelskammer – freilich inklusive der geäußerten Bedenken – weiterzuleiten, wurde mit 14 zu zwei Stimmen angenommen.²³ Nach Annahme des Manuskripts wurde die redaktionelle Bearbeitung der Denkschrift innerhalb einer Woche fertiggestellt, in Druck

16 Stiftung Hanseatisches Wirtschaftsarchiv (SHWA) S S 599, Protokoll der Plenarsitzung am 1.6.1883, Bl. 195-196.

17 Der Entwurf findet sich im Archiv der Handelskammer Hamburg (HKHH), 84.A.1.3. Bl. 5-17.

18 SHWA S 599, Protokoll der Plenarsitzung am 18.6.1883, Bl. 210b.

19 Ebd., Bl. 210b-210c.

20 Ebd.

21 Vgl. dazu: Kim Sebastian Todzi: Der Woermann-Konzern und der deutsche Kolonialismus, 1837-1916, Dissertation an der Universität Hamburg, 2021; ferner: Washausen (Anm. 3).

22 SHWA S 599, Protokoll der Plenarsitzung am 18.6.1883, Bl. 210c.

23 SHWA S 599, Protokoll der Plenarsitzung am 22.6.1883, Bl. 236.

gegeben und schließlich am 6. Juli 1883 der »Deputation für Handel und Schiffahrt« übergeben.²⁴

Die Denkschrift von 1883

Im Zentrum der Argumentation standen die politischen Verhältnisse, die die Einführung oder Sicherstellung von marktwirtschaftlichen und freihändlerischen Prinzipien zur Organisation des Wirtschaftslebens im Sinne der Hamburger Kaufleute im atlantischen Afrika behinderten. Bereits in der Einführung mit einem sehr allgemein gehaltenen Überblick über die Handelsverhältnisse in Westafrika wurde als wesentliche Schwierigkeit die »Willkür der eingeborenen Häuptlinge« benannt: »Dieser Willkür ist nur durch äussere Macht zu begegnen, und häufig sind die Firmen dabei auf Selbsthilfe angewiesen.«²⁵ Um diese Willkür zu beenden, so die Argumentation, müsse eine (europäische) Macht die Einhaltung von Verträgen sicherstellen und somit die auf Vertragsfreiheit zwischen Individuen basierenden kapitalistischen Marktprinzipien als Ordnungsmacht garantieren.

Am Ende der Denkschrift listete die Handelskammer acht Handlungsempfehlungen auf:

- »1. Ernennung eines deutschen Konsuls an der Goldküste.
2. Abschluss von Verträgen mit England, eventuell auch Frankreich durch welche den Deutschen in den Kolonien dieser Staaten in jeder Beziehung [...] gleiche Rechte mit den Angehörigen derselben gewährleistet werden
3. Einwirkung auf Frankreich zwecks Aufhebung der Benachtheiligung des deutschen Handels [...]
4. Bewirkung der Anerkennung des Inkraftbestehens des Handelsvertrages durch die liberianische Regierung; eventuelle Revision des Vertrages und Sicherung gleicher Behandlung der Deutschen in Liberia mit den Angehörigen anderer Staaten.
5. Schutz der deutschen Interessen in den von unabhängigen Negerstämmen bewohnten Distrikten durch Abschluss von Verträgen mit den Häuptlingen, und durch Stationirung von Kriegsschiffen zu diesem Zwecke.
6. Neutralisirung der Kongomündung und des benachbarten Küstenstriches.
7. Begründung einer Flottenstation (Fernando Po).

24 Die Denkschrift findet sich im Archiv der Handelskammer Hamburg (HKHH), 84.A.1.3; BArch R1001/4191, Denkschrift der Handelskammer, Hamburg 8.7.1883, Bl. 60-71. Gedruckt, jedoch mit gekürztem Anlagenapparat: Denkschrift der Handelskammer über die deutschen Interessen in West-Afrika, in: Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart, Leipzig 1885, S. 226-243.

25 Denkschrift der Handelskammer über die deutschen Interessen in West-Afrika (Anm. 24), hier S. 228.

8. Erwerb eines Küstenstrichs in Westafrika zu Gründung einer Handelskolonie Biafra Bai.«²⁶

Der Forderungskatalog der Denkschrift steht programmatisch für die Gleichzeitigkeit von Kontinuität und radikalem Wandel innerhalb der Handelskammer. Die ersten vier Punkte stellen zusammen mit dem sechsten Punkt klassische Gleichbehandlungsgrundsätze und -praktiken dar, die typisch sind für Freihandelsverträge des 19. Jahrhunderts. An ihnen zeigte sich, dass die Handelskammer an ihrer Freihandelspolitik festhielt und eine Verbindung von Kolonial- und Freihandelspolitik befürwortete. Einen radikalen Bruch mit der bisherigen Position stellten allerdings die letzten beiden Punkte dar. Sie waren ohne Zweifel die weitreichendsten und kontroversesten der Denkschrift. Dies war auch der Handelskammer bewusst, die anhand des offenkundigen Wandels der Kaufleute von Skeptikern zu Befürwortern der Kolonialexpansion die Wichtigkeit dieses letzten Punktes betonte.²⁷

Zugleich muss betont werden: Radikal und neu war nur die Befürwortung formaler Kolonialherrschaft. Schon länger unterstützte die Handelskammer den Ausbau der Marine und die Etablierung einer Form informeller Kolonialherrschaft.²⁸ So hatte Refardts prinzipielle Ablehnung formaler kolonialer Annexionen ihn 1882 nicht daran gehindert, als Präses der Handelskammer auf Wunsch der in Westafrika aktiven Kaufleute bereits die dauernde Stationierung eines Kriegsschiffes in Lagos oder auf der Insel Fernando Po zu fordern.²⁹ Dies entsprach lange Zeit einer weitverbreiteten Haltung vieler Hamburger Kaufleute: die formal zu erwerbenden Gebiete würden die Kosten der daraus resultierenden Konflikte mit anderen Kolonialmächten nicht aufwiegen können. Daher bevorzugten diese ein System des informellen Kolonialismus: Erweiterung des Berufskonsulatswesens bei gleichzeitiger Vergrößerung des Spielraums für die deutsche Marine bei Konflikten mit lokalen Autoritäten durch die Errichtung von Flottenstationen und häufigere Präsenz von Kriegsschiffen in den betreffenden Regionen – ein Prinzip, das kostengünstig und effektiv erschien und sich für Großbritannien in vielen Fällen bewährt hatte. Der fünfte Punkt des Forderungskatalogs spiegelte diese Haltung wider.

Insofern zeigt die Denkschrift nicht nur die Brüche, sondern auch die Kontinuitäten wirtschaftspolitischen Denkens von Hamburger Kaufleuten in der kolonialen

26 Ebd., hier S. 241f.

27 »Die Handelskammer legt auf diese Aeusserungen der Sachverständigen um so mehr Gewicht, da manche derselben bis vor kurzem die Erwerbung deutschen Kolonialbesitzes für überflüssig und bedenklich gehalten haben und erst durch die erwähnten neuerlichen Vorgänge und die Rückwirkungen, welche sie von denselben verspürt haben, zu anderer Ansicht gelangt sind.« Vgl. ebd., hier S. 238.

28 Zur Idee, Funktionsweise und Geschichte der »informellen Kolonialherrschaft« in Abgrenzung zu formaler Kolonialherrschaft siehe: Jürgen Osterhammel: *Kolonialismus. Geschichte – Formen – Folgen*, München 2009, S. 23–26.

29 Washausen (Anm. 3), S. 139.

Globalisierung. Freihandel wurde zwar lange als Widerspruch zum Kolonialismus verstanden, denn dieser war traditionell verbunden mit Chartergesellschaften, staatlichen Monopolgesellschaften und merkantilistischer Wirtschaftspolitik, die gerade in der Hamburger Handelskammer unumwunden abgelehnt wurde. Doch Freihandel und Imperialismus schlossen sich keineswegs aus, und auch eine wirtschaftsliberale Politik beinhaltete keine zwangsläufige Ablehnung des Kolonialismus an sich, wie zuerst die britischen Historiker John Gallagher und Ronald Robinson in ihrem aufsehenerregenden Artikel »The Imperialism of Free Trade« aufgezeigt haben.³⁰ Gallagher und Robinson betonten in ihrer Analyse die Bedeutung von informellen Formen der imperialen Machtausübung, die neben der formalen Kolonialherrschaft bestanden, diese teilweise vorbereiteten, in anderen Fällen aber auch entbehrlich machten. Formelle Kolonialherrschaft sei nur in den Fällen eingesetzt worden, in denen die informellen Formen der Kontrolle scheiterten oder in Gefahr gerieten – z. B. durch koloniale Erwerbungen fremder Mächte.

Die Skepsis gegenüber *formaler* Kolonialherrschaft blieb trotz der durch die Handelskammer vorgebrachten Argumente bei vielen Hamburger Politikern bestehen. Während es Woermann gelungen war, die Handelskammer von seiner Position zu überzeugen, galt dies noch lange nicht für die »Deputation für Handel und Schifffahrt« des Hamburger Senats. Diese befürchtete die Ausweitung protektionistischer Handelspolitiken auf die zu gründende Kolonie und äußerte sich skeptisch über die Punkte 7 und 8 der Denkschrift. Auch Bürgermeister Carl Petersen pflichtete bei der Übersendung der Denkschrift der Deputation in seinen Bedenken bei.³¹ Wenngleich er die Punkte 7 und 8 aufgrund »erheblicher Bedenken« ablehnte, befürwortete er insbesondere die regelmäßige »durch die Erfahrung als wirksam nachgewiesenen Anwesenheit deutscher Kriegsschiffe an der West-Afrikanischen Küste«.³²

Dass die Handelskammer 1883 formale koloniale Annexionen nicht nur nicht ablehnte, sondern sie aktiv befürwortete, lässt sich neben den äußeren Faktoren, wie einer erstarkenden Kolonialbewegung im Deutschen Reich, aus der Bedeutung der Hauptthemen der Denkschrift erklären. Drei zentrale Elemente lassen sich aus der Denkschrift kondensieren: Erstens das Bekenntnis zur Freihandelspolitik und die Forderung, dieses Prinzip mithilfe von Verträgen und Abkommen sowie Konsulaten, die über deren Einhaltung wachten, in allen Kolonien anderer Kolonialmächte aufrechtzuerhalten. Zweitens die vermeintliche Bedrohung der Marktprinzipien durch »Willkür« unabhängiger afrikanische Autoritäten gegenüber deutschen Kaufleuten. Drittens der imperialistische Wettlauf um Afrika, den Deutschland verlieren würde, wenn es

30 John Gallagher und Ronald Robinson: The Imperialism of Free Trade, in: The Economic History Review 6, 1953, S. 1-15, hier S. 13. Zum Verlauf der Debatte über dieses Konzept bis Mitte der 1970er vgl. Imperialism. The Robinson and Gallagher controversy, hg. von William Roger Louis, New York 1976.

31 BAArch R1001/4189, Carl Petersen an den Geheimen Legationsrath von Wentzel, Hamburg 20.7.1883, Bl. 55-56.

32 Ebd.

nicht selbst Kolonien annektrieren würde. Alle Themen waren durch das Metathema des freien Marktes als abstraktes Ordnungsprinzip verbunden, erhielten aber durch das dritte, die Aufteilung Afrikas zwischen den europäischen Kolonialmächten, eine herausragende Dringlichkeit.

Das Hauptziel der Denkschrift vom 6. Juli 1883, die Annexion einer Kolonie im westlichen Zentralafrika, wurde innerhalb eines Jahres realisiert. Am 14. Juli 1884 erfolgte die Proklamation der deutschen Oberhoheit in Douala, durch den extra dafür entsandten Reichskommissar Gustav Nachtigal.³³ Dies war der Auftakt für die formale Annexion des ›Schutzgebiets‹ Kamerun.

Welthandel und Weltpolitik

Mit der Thronbesteigung Wilhelms II. 1888 begann eine Phase verstärkter imperialistischer Ambitionen, die dem Geltungsdrang und dem neu entfachten globalen Sendungsbewusstsein des Deutschen Reiches als *Weltpolitik* einen Ausdruck verschafften.³⁴ *Weltpolitik* bezeichnete, so Winfried Baumgart, die »deutsche Form der Teilnahme an der außereuropäischen Expansion«.³⁵ Deutsche Politiker drückten das Gefühl aus, zu kurz gekommen zu sein, zu wenig von dem Deutschland vermeintlich zustehenden Anteil an der Welt bekommen zu haben. Dies sollte sich, so die Hoffnung weiter Kreise des deutschen Bürgertums, unter Wilhelm II. ändern.

Die Konzeption der ›weltpolitischen Wende‹ unter Kaiser Wilhelm II. schloss nach Ansicht der Handelskammer auch die Konzentration auf globale Märkte und damit eine Stärkung von Wirtschaftsinteressen im Ausland mit ein. Weltmarkt und Weltpolitik waren zwei Seiten einer Medaille. Und Weltpolitik meinte dabei auch die bei Bedarf zwangsweise und gewaltsame Durchsetzung eigener Ansprüche auf außereuropäischen Märkten. Es nimmt daher kaum Wunder, dass sich auch die Handelskammer der Flottenpropaganda anschloss.³⁶ So heißt es beispielsweise im Jahresbericht der Handelskammer 1894:

Soll Deutschland seiner Stellung in Europa und der Leistungsfähigkeit seiner Industrie entsprechend ebenfalls einen Anteil an dem Nutzen haben, der durch die Entwicklung des überseeischen Handels nicht nur mit den eigenen Kolonien, sondern

33 BArch R1001/4447, Bl. 10-II.

34 Siehe hierzu u. a. Konrad Canis: Von Bismarck zur Weltpolitik. Deutsche Außenpolitik 1890 bis 1902, Berlin 1999; Wolfgang J. Mommsen: Großmachtstellung und Weltpolitik. Die Außenpolitik des Deutschen Reiches 1870 bis 1914, Bd. 33169, Frankfurt a.M. 1993; Winfried Baumgart: Deutschland im Zeitalter des Imperialismus 1890-1914. Grundkräfte, Thesen und Strukturen, Stuttgart 1982; Volker Ullrich: Die nervöse Großmacht 1871-1918. Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt a.M. 2014, S. 182-222; Klaus Hildebrand: Deutsche Außenpolitik. 1871-1918, München 2008.

35 Baumgart (Anm. 34), S. 45.

36 Ekkehard Böhm: Überseehandel und Flottenbau. Hanseatische Kaufmannschaft und deutsche Seerüstung 1879-1902, Düsseldorf 1972.

auch mit anderen Ländern erzielt wird, dann ist es bei den vielfachen Unruhen, die an verschiedenen Stellen der Erde ausbrechen, durchaus erforderlich, zum Schutze des deutschen Handels und der deutschen Schifffahrt eine hinreichende Zahl von Kriegsschiffen zur Verfügung zu stellen und insbesondere eine Vermehrung der Kreuzer vorzunehmen. Die dafür zu machenden Ausgaben werden sich durch vermehrte Handelstätigkeit im Laufe der Zeit bezahlt machen.³⁷

Die Handelskammer stellte sich früh in den Dienst der Flottenrüstungspolitik und verabschiedete 1897 eine Resolution, die die »Vermehrung der deutschen Kriegsflotte« forderte.³⁸

Wie sehr das koloniale Engagement sich mit den Interessen der Hamburger Kaufmannschaft verband und wie sich dabei doch Differenzen aufzeigen lassen, zeigt die 1915 durch die Handelskammer erarbeitete und durch den Hamburger Senat an den Reichskanzler übergebene Denkschrift zu kolonialpolitischen Kriegszielen auf eindrucksvolle Weise: In einem umfassenden Katalog ließ die Handelskammer teilweise weitreichende Forderungen der Kolonialunternehmen in Afrika, Ozeanien und Süd-asien zusammentragen. Manche Firmen forderten die Annexion der Kolonien anderer europäischer Kolonialmächte, um ein »zentralafrikanisches Reich«³⁹ zu schaffen. Bemerkenswert ist jedoch, dass die Kriegsziele der Unternehmen durch die Überarbeitung in der Handelskammer massiv gekürzt wurden, damit unter anderem eine größere Rücksicht auf englische Kolonialansprüche genommen werden konnte.⁴⁰

Denn während es durchaus kolonialexpansive Positionen gab, die auf Kosten des British Empire eine Ausdehnung des deutschen Kolonialbesitzes forderten, stand die Handelskammer weniger für den imperialen Wettbewerb als für den Versuch des Ausgleichs und der Kooperation mit Großbritannien. Die Bedeutung, die Großbritannien und das britische Empire ganz besonders in Hamburg als Stichwortgeber, Vorbild und teilweise Partner der Konzeption und Ausgestaltung des deutschen Kolonialismus im 19. Jahrhundert hatten, kann kaum überbewertet werden.⁴¹

37 Zit. nach: ebd., S. 65.

38 Ebd., S. 96.

39 Handelskammer Hamburg: Betrifft: Kolonialpolitische Friedensforderungen, Hamburg 1915, S. 40.

40 Dietrich Kersten: Die Kriegsziele der Hamburger Kaufmannschaft im ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Frage der Kriegszielpolitik im kaiserlichen Deutschland 1914-1918, Dissertation an der Universität Hamburg, Hamburg 1963, S. 91-96.

41 Vgl. zur Bedeutung der Wechselbeziehungen Großbritanniens und Deutschlands in kolonialen Fragen: Russell A. Berman: Der ewige Zweite. Deutschlands sekundärer Kolonialismus, in: Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, hg. von Birthe Kundrus, Frankfurt a.M. 2003; Ulrike Lindner: Koloniale Begegnungen. Deutschland und Großbritannien als Imperialmächte in Afrika 1880-1914, Frankfurt a.M. 2011.

Handelskammer in der kolonialen Globalisierung nach 1919

In den frühen 1920er Jahren nahm die Forderung nach Rückgabe der ehemaligen deutschen Kolonien einen breiten Raum in den Jahresberichten der Handelskammer ein. Infolge des Friedensvertrags von Versailles übertrug der Völkerbund die Verwaltung und Kontrolle der ehemaligen deutschen Kolonien als Völkerbundmandate anderen europäischen Kolonialmächten. Die Handelskammer verurteilte dieses Mandatssystem als »Heuchelei« und bestand darauf, dass Deutschland »in seiner Einkesselung der Kolonien« bedürfe, »da der unentrinnbare Kampf um den verengten Nahrungsspielraum sonst eine ewige Quelle sozialer Unruhe sein würde.«⁴² Doch wenngleich kurz nach dem Ende des Krieges die Forderung nach Rückgabe der Kolonien mit greller Rhetorik gestellt wurde, spielte diese seit der Herausgabe des Jahresberichts 1923 nur noch eine untergeordnete Rolle bzw. wurde nicht mehr in den Jahresberichten erwähnt.⁴³ Stattdessen richtete sich die Handelskammer in den bestehenden weltpolitischen Verhältnissen ein.

Das Prinzip der offenen Tür wurde wieder zu einer zentralen Forderung der Handelskammer. Zwar hielt sie prinzipiell auch an der Forderung nach Rückgabe der Kolonien fest, doch erschien es den Verantwortlichen angesichts der geopolitischen Machtverhältnisse wenig sinnvoll, diese mit großem Nachdruck zu stellen.⁴⁴ Nach internen Diskussionen, wie die Handelskammer in den Jahresberichten mit der »Kolonialfrage« umgehen sollte, einigten sich die Plenumsmitglieder 1926 zwar darauf, eine prinzipielle Befürwortung der »Rückgabe« der Kolonien in den Jahresbericht aufzunehmen, doch keine genaueren »Wünsche« zu äußern, um nicht den »Widerstand der betroffenen Staaten sowohl im speziellen Falle als auch allgemein« zu stärken.⁴⁵ Vom »Institut für auswärtige Politik« um eine Stellungnahme gebeten, antwortete der ehemalige Präses Franz Heinrich Witthoefft in Absprache mit der Handelskammer, dass er es »allein aus wirtschaftlichen Gründen« für »unangebracht« hielt, »unter den gegenwärtigen Verhältnissen sich publizistisch mit der Kolonialfrage zu befassen.«⁴⁶

Zu einem erneuten Vorstoß einer offiziellen Stellungnahme regte Max Warburg, Direktor der wichtigen Hamburger Privatbank M. M. Warburg & Co., die Handelskammer im Sommer 1930 an. Er vertrat in einem Schreiben an die Handelskammer sowie in der Kolonialsektion die Ansicht, dass der Moment günstig für eine »Stellungnahme zur Kolonialfrage« sei.⁴⁷ Das Ziel der deutschen Außenpolitik müsse sein,

42 Jahresbericht HK 1921, S. 16.

43 Jahresberichte HK 1923 ff.

44 HKHH, 84.A.4.8, Auszug aus dem Protokoll der Plenarsitzung der Handelskammer vom 6.8.1926.

45 Ebd.

46 HKHH, 84.A.4.8, F. H. Witthoefft an das Institut für auswärtige Politik, Hamburg 9.9.1927; HKHH, 84.A.4.8, Auszug aus dem Protokoll der Plenarsitzung der Handelskammer vom 16.9.1927.

47 HKHH, 84.A.4.8, Max Warburg an Hermann Hübbe, Hamburg 22.6.1930; HKHH, 84.A.4.8, Protokoll über die Sitzung der Kolonialsektion, Hamburg 2.7.1930.

»wieder ein koloniales Betätigungsfeld zu gewinnen«.⁴⁸ Das Plenum der Handelskammer blieb unentschieden. Am 30. Juli 1930 sandte der Syndikus der Handelskammer, Eduard Rosenbaum, dem Präses Anton Hübbe eine Denkschrift zur Kolonialfrage, in der er betonte, dass es zum damaligen Zeitpunkt »am richtigsten« erschien, »zunächst die freie Initiative des Unternehmers sich überall in überseeischen Gebieten, wo ihm nach rein wirtschaftlichen Erwägungen eine Mitarbeit zweckmäßig erscheint, sich unbelastet von politischen Nebenabsichten entfalten zu lassen.«⁴⁹ Sollte es wirklich um eine koloniale Expansion gehen, so sei ein Modell der »Chartered Companies« zu bevorzugen, um in »Verbindung mit ausländischen Geldgebern« eine Betätigung zu entwickeln, die »wirtschaftlichen Kolonialcharakter hat, ohne mit den politischen Aufgaben und Lasten neuer Flaggenhissung beschwert zu sein.« Abschließend empfahl die Denkschrift eine Zurückhaltung der Handelskammer in der öffentlichen Vertretung kolonialer Ansprüche. An diese Empfehlung hielt sich die Handelskammer.

Die Machtübernahme der Nationalsozialist*innen wurde in dieser Frage zu einem Wendepunkt.⁵⁰ Die Handelskammer setzte Hoffnungen auf eine neue koloniale Expansion: »Deutschland braucht einen überseeischen Kolonialbesitz«, schrieb die Kammer im Jahresbericht 1935, »unter eigener Verwaltung, mit eigener Währung, als einen eigenen Wirtschaftsraum, um aus ihm einen Teil des Einfuhrbedarfs zu decken.«⁵¹ In den folgenden Jahren wiederholte die Handelskammer diese Forderung nach Lösung des »Kolonialproblems« immer wieder, denn: »Auch die oft zitierte ›Offene Tür‹ bildet nicht im entferntesten einen Ausgleich für eigenen Kolonialbesitz.«⁵²

Auch im von der Handelskammer herausgegebenen »Wirtschaftsplan Hamburg 1940« spielten koloniale Forderungen eine zentrale Rolle.⁵³ Der vom Reichsstatthalter Karl Kaufmann in Auftrag gegebene Plan, Konzepte zur wirtschaftlichen Neuordnung nach dem Zweiten Weltkrieg zu entwickeln, basierte auf der Annahme, dass »Hamburg nach Beendigung des Krieges der große zentral gelegene Hafenplatz des Reiches und seines mitteleuropäischen Wirtschaftsraums« würde.⁵⁴ Die Handelskammer sprach von der »Gewißheit«, dass das Deutsche Reich »den ihm nach Größe, kultureller und wirtschaftlicher Leistung zustehenden Anteil an der Koloniarbeit der Welt erhalten« werde.⁵⁵

48 HKHH, 84.A.4.8, Protokoll über die Sitzung der Kolonialsektion, Hamburg 2.7.1930.

49 HKHH, 84.A.4.8, Denkschrift »Zur Kolonialfrage«, Hamburg 30.7.1930.

50 Vgl. zur Bedeutung der Kolonialpolitik in Hamburg während des Nationalsozialismus v. a.: Karsten Linne: Auf dem Weg zur »Kolonialstadt Hamburg«. Eine spezifische Form der Standortpolitik, in: Kein abgeschlossenes Kapitel. Hamburg im »Dritten Reich«, hg. von Karl Heinz Roth und Angelika Ebbinghaus, Hamburg 1997, S. 177-212; Marlis Lüth: Hamburg und die Kolonialpolitik im Dritten Reich, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 59, 1973, S. 56-87.

51 Industrie- und Handelskammer Hamburg, Bericht über das Jahr 1935, S. 40.

52 HKHH 1937, S. 144.

53 Wirtschaftsplan Hamburg 1940, hg. von Industrie- und Handelskammer Hamburg, Hamburg 1940.

54 Ebd., S. 8.

55 Ebd., S. 83.

Implizit an die Kriegszielforderungen aus dem Ersten Weltkrieg anknüpfend, forderte die Handelskammer die Annexion eines weiträumigen Kolonialreiches in »Mittelafrica« als »wirtschaftlichen Ergänzungsraum für Großdeutschland«.⁵⁶ Auch andere nationalsozialistische Behörden und Institutionen arbeiteten detaillierte Planungen für künftige Kolonien aus.⁵⁷ Die Forderung nach (Re-)Okkupierung von Kolonien in Afrika war aber kein zentrales Element praktischer Politik im Nationalsozialismus.

Stattdessen verlagerte sich der Ort deutscher Kolonialambitionen nach Osteuropa.⁵⁸ Dort fanden Firmen, die zuvor im Kolonialhandel tätig gewesen waren, ein neues koloniales Betätigungsfeld. Firmen wie C. Woermann oder G. L. Gaiser sollten im Generalgouvernement Faktoreinetzwerke »analog ihrem afrikanischen Faktoreigeschäft« aufbauen.⁵⁹ Eigentlich sollte der »Osteinsatz« nur einen überbrückenden Charakter haben, bis die Firmen wieder in den überseeischen Kolonien aktiv werden konnten. Doch die Verlagerung des geographischen Schwerpunkts der Handelsaktivitäten passte in die nationalsozialistische Strategie der Eroberung von »Lebensraum im Osten« und wurde von Hamburger Wirtschaftspolitikern und Nationalsozialisten strategisch vorangetrieben. »Der gesamte Osten«, schreibt Karl Heinz Roth, »wurde flächendeckend und ressortübergreifend mit Hamburger Wirtschaftspolitikern besetzt.«⁶⁰

Die Hamburger Wirtschaft befand sich nicht nur mit dem »Osteinsatz« auf der strategischen Linie des nationalsozialistischen Regimes. Seit der Machtübernahme der Nationalsozialisten hatten sich führende Wirtschaftsunternehmen systematisch auf die Rüstungsproduktion konzentriert und während des Zweiten Weltkrieges mehrere Zehntausend Kriegsgefangene als Zwangsarbeiter*innen eingesetzt.⁶¹ Dennoch etablierte die politische Elite im Nachkriegsdeutschland den wirkmächtigen Mythos, dass »Hamburg nicht in dem Maße von den Verbrechen und Maßlosigkeiten des Nationalsozialismus betroffen worden ist, wie fast alle übrigen Teile des deutschen

⁵⁶ Ebd., S. 84.

⁵⁷ Vgl. dazu: Karsten Linne: Deutschland jenseits des Äquators? Die NS-Kolonialplanungen für Afrika, Berlin 2008; Karsten Linne: Afrika als »wirtschaftlicher Ergänzungsraum«. Kurt Weigelt und die kolonialwirtschaftlichen Planungen im »Dritten Reich«, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 47, 2006, S. 141-162; Holger Stoecker: Afrika als »kolonialer« Ergänzungsraum im »Dritten Reich«. Ressourcen, Visionen und Limitationen der NS-Kolonialwissenschaften, in: Ressourcenmobilisierung. Wissenschaftspolitik und Forschungspraxis im NS-Herrschaftssystem, hg. von Sören Flachowsky, Rüdiger Hachtmann und Florian Schmalz, Göttingen 2016, S. 153-177.

⁵⁸ Vgl. insbesondere: Jürgen Zimmerer: Die Geburt des »Ostlandes« aus dem Geiste des Kolonialismus. Die nationalsozialistische Eroberungs- und Beherrschungspolitik in (post-)kolonialer Perspektive, in: Sozial.Geschichte. Zeitschrift für historische Analyse des 20. und 21. Jahrhunderts 19, 2004, S. 10-43. Ferner: Jürgen Zimmerer: Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Münster 2011.

⁵⁹ Linne: Kolonialstadt (Anm. 50), hier S. 185.

⁶⁰ Karl Heinz Roth: Ökonomie und politische Macht. Die »Firma Hamburg« 1930-1945, in: Kein abgeschlossenes Kapitel. Hamburg im »Dritten Reich«, hg. von dems. und Angelika Ebbinghaus, Hamburg 1997, S. 15-176; hier S. 78.

⁶¹ Ebd.



Handelskammer, 2021

Reiches».⁶² Eine kontrafaktische Weißwaschung der Geschichte, die sogar 70 Jahre nach Kriegsende fröhliche Urstände feierte.⁶³

Fazit

Die Handelskammer ist fraglos einer der bedeutendsten (post-)kolonialen Erinnerungsorte in Hamburg. Denn ihr kam eine entscheidende Rolle bei der Errichtung des formalen deutschen Kolonialreiches zu, die sie in die Geschichte des deutschen Kolonialismus nachhaltig eingeschrieben hat. Ihre im Juli 1883 veröffentlichte Denkschrift stellt ein Schlüsseldokument der kolonialen Expansion Deutschlands dar und kann als Erinnerungsort im Erinnerungsort gefasst werden. Die Kolonialpropaganda und die Phantasiereiche der Kolonialbewegung verband die Handelskammer in diesem Dokument mit einer Haltung des ökonomischen Pragmatismus. Regionaler Sachverstand und gelebte Praxis des Handels außerhalb Europas wurden zu Distinktionsmerkmalen der hanseatischen Koloniallobby im Verhältnis zu den lauter werdenden Stimmen der neuen Kolonialbewegung. Indem die Handelskammer in ihrer Denkschrift prakti-

62 Der erste Bürgermeister Hamburgs, Rudolf Petersen, in einem Gutachten über den national-sozialistischen Juristen Curt Rothenberger. Zit. nach: ebd., hier S. 141.

63 Axel Schildt und Detlef Garbe: Schöne Geschichte!, in: Die ZEIT, 11.6.2015.

sche und erreichbare Ziele der kolonialen Expansion formulierte, bekamen die lange Zeit im Allgemeinen verharrenden kolonialen Ambitionen bürgerlicher Kreise eine konkrete politische Zielrichtung. Zugleich lieferte die Denkschrift Reichskanzler Bismarck hinreichende Gründe für dessen politischen Kurswechsel in Fragen der überseeischen Kolonialpolitik.

Zudem wurde auch deutlich, dass die Bedeutung der Handelskammer als postkolonialer Erinnerungsort weit über die Errichtung eines formalen deutschen Kolonialreichs hinausreicht. Freihandel und Imperialismus schlossen sich keineswegs aus, und auch eine wirtschaftsliberale Politik beinhaltete beileibe keine zwangsläufige Ablehnung des Kolonialismus an sich. Die Grenzen zwischen eher informellen und formellen Kolonialherrschaftskonzepten waren fließend.

Die Handelskammer sah die längste Zeit größere Chancen im Kolonialismus als *europäisches* Projekt, in welchem die Kolonialmächte bestenfalls gemeinsam eine ›Politik der offenen Tür‹ in möglichst vielen Regionen der Welt etablieren sollten. Auch die Forderung nach Freihandel war eine Forderung nach der Durchsetzung einer kapitalistischen Wirtschaftspolitik westlicher Prägung und stand nicht zwangsläufig im Gegensatz zu kolonialer Expansion. Daher war die Ablehnung von Kolonien als neo-merkantilistische ›Ergänzungsgebiete‹ imperialer Nationalstaaten keineswegs eine kolonialkritische Haltung, sondern eine, die britische Konzepte der informellen imperialen Handelsexpansion als anschlussfähig erkannt und verwertet hatte. Die Vorstellungen, Ideen oder Positionen der zu kolonisierenden Bevölkerung wurden dabei einfach nicht zur Kenntnis genommen – als wären sie nicht existent. Dies war die folgenreiche Haltung der Handelskammer, die keineswegs ersichtlich wird, wenn diese allein auf nationale Grenzziehungen und imperialen Wettbewerb reduziert wird.

In den letzten Jahren war die Rolle der Hamburger Handelskammer und die ihr daraus erwachsenden Verantwortung Gegenstand einer öffentlichen Debatte. So wurde die zögerliche Aufarbeitung der eigenen kolonialen Geschichte von Historiker*innen wie Jürgen Zimmerer kritisiert.⁶⁴ Wenige Monate später beschloss das Plenum der Handelskammer, dass es »einen eigenen Beitrag zum aktuellen Forschungsprojekt der Universität Hamburg zur Aufarbeitung der Rolle der Stadt während der deutschen Kolonialzeit leisten« und dazu ein Findbuch erstellen wolle.⁶⁵ Inzwischen wurde ein

64 Uwe Klußmann und Dietmar Pieper: »Konzept des rassistischen Terrors«. Ist die koloniale Vergangenheit wirklich vergangen? Ein Interview mit dem Historiker Jürgen Zimmerer, in: SPIEGEL Geschichte, 1/2016, S. 56–59; hier S. 57; Edgar S. Hasse: Hamburgs verdrängte Vergangenheit, in: Hamburger Abendblatt, 20.4.2016, <https://www.abendblatt.de/vermishtes/journal/thema/article207445951/Hamburgs-verdraengte-Vergangenheit.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

65 Plenum beschließt über Fortführung des Hamburgischen WeltWirtschaftsinstituts. Handelskammer will außerdem Forschung zur Kolonialgeschichte unterstützen, <https://www.pressebox.de/inaktiv/handelskammer-hamburg/Plenum-beschliesst-ueber-Fortfuehrung-des-Hamburgischen-WeltWirtschaftsinstituts/boxid/805060> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

412 Seiten langes Findbuch vorgelegt.⁶⁶ Gemeinsam mit der Forschungsstelle ›Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die frühe Globalisierung‹ richtete die Handelskammer 2019 den Auftakt einer Vortragsreihe »Hamburgs Postcolonial Lectures« aus, für die geplant war, führende postkoloniale Theoretiker*innen für Vorträge und Seminare nach Hamburg einzuladen und in deren Inaugurationsvorlesung der senegalesische Ökonom Felwine Sarr über »Africa – Europe: Rethinking the Ethics of Relations« sprach.⁶⁷ Damit sind erste Anfänge einer postkolonialen Aufarbeitung unternommen. Eine systematische Untersuchung der Rolle der Handelskammer im Kolonialismus jenseits des formalen deutschen Kolonialreiches steht freilich noch aus.

66 Stiftung Hanseatisches Wirtschaftsarchiv/Handelskammer Hamburg: Findbuch zur Kolonialgeschichte, <https://www.hk24.de/blueprint/servlet/resource/blob/4039486/e7b9f8427a5f98050d8d7a9303ec92bo/archiv-findbuch-stiftung-data.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

67 Felwine Sarr: Hamburgs (post-)colonial lecture: »Africa-Europe: Rethinking the Ethics of Relations«, <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/2019/11/28/video-hamburgs-postcolonial-lecture-mit-prof-dr-felwine-sarr-africa-europe-rethinking-the-ethics-of-relations/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

Der Hamburger Hafen

Ort des kolonialistischen Kosmopolitismus und Mythos des Liberalismus (18.-20. Jahrhundert)

FLORIAN WAGNER

Im Jahr 2007 erklärten Vertreter*innen der European Sea Ports Organisation Hamburg zur »World Capital of Port Pride«. In ihren Augen übertraf die Hansestadt selbst Antwerpen und Rotterdam in ihrem verklärenden Blick auf den Hafen und seine Geschichte.¹ Die Auszeichnung war durchaus nicht aus der Luft gegriffen. Schon in den 1960er Jahren hatte der Hamburger Historiker Percy Ernst Schramm unumwunden zugegeben, »den Vorwurf der Renommiererei nicht scheuend« den Hafen als Keimzelle der außergewöhnlichen Liberalität Hamburgs darzustellen und ein Narrativ vom »Sonderfall« des weltoffenen Hamburgs in der deutschen Geschichte zu etablieren.² Das Ziel dieses Narratives war es, »die Leistung des hanseatischen Bürgertums« gegen »hämische Herabsetzung und karikierende Darstellung« zu verteidigen.³ Schramm war selbst Teil dieses Bürgertums und der Kaufmannsfamilie O'Swald, die für die deutsche Kolonisierung Ostafrikas und die Hamburger Kolonialbewegung eine tragende Rolle spielte. Der verklärende »Hafenstolz« ging tatsächlich auf das 19. Jahrhundert zurück (der Mythos vom »Tor zur Welt« entstand um 1900) und verstärkte sich stetig bis zum post-hafenindustriellen Nostalgieentertainment (Feier des Hafengeburtstags seit 1977). Die Mythen, die dabei produziert wurden, betonten die kosmopolitische, liberale und multikulturelle Hafengeschichte. Sie trugen auch dazu bei, den kolonialen Hintergrund des Aufstiegs zum Welthafen zu verschleiern.⁴

In diesem Beitrag sollen vor allem diese Mythen hinterfragt werden und gezeigt werden, wie das koloniale Projekt mit seinen militaristischen, rassistischen und illiberalen Grundlagen ebenso aus der Hafengeschichte erklärbar ist.⁵ In mehreren Ge-

1 So der Professor für Hafenrecht Eric van Hooydonk und der Generalsekretär der European Sea Ports Organisation, Patrick Verhoeven, in: Eric van Hooydonk und Patrick Verhoeven: *Ports Portable. A Cultural Travel Guide to the Port Cities of Antwerp, Hamburg and Rotterdam*, Hamburg 2007, S. 179.

2 Percy Ernst Schramm: *Hamburg. Ein Sonderfall in der Geschichte Deutschlands*, Hamburg 1964, S. 9.

3 V.a. Schramm: Vorwort, in: *Hamburg, Deutschland und die Welt*, hg. von dems., Hamburg 1952, und David Thimme: *Die Erinnerungen des Historikers Percy Ernst Schramm*, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 89, 2003, S. 227-262; hier S. 233.

4 Ein Überblick über die Hamburger Kolonialhistoriographie: Andreas Eckert: *Von der Kolonial- und Überseegeschichte zur modernen außereuropäischen Geschichte*, in: *100 Jahre Geschichtswissenschaft in Hamburg*, hg. von Rainer Nicolaysen und Axel Schildt, Berlin, Hamburg 2011, S. 83-102.

5 Zu Mythen: Roland Barthes: *Mythologies*, Paris 1957.

nerationen haben Historiker*innen mittlerweile schon ausführlich dargestellt, dass die Hamburger Reeder- und Hafenlobby um die Firmen Woermann, Hansing und O'Swald das Deutsche Reich 1884 zum offiziellen Erwerb von Kolonien gedrängt hatte und Eroberung und Ausbeutung der Kolonien bis 1919 mit organisierte.⁶ Diese gut untersuchte offizielle Kolonialzeit soll hier zugunsten der Vor- und Nachgeschichte etwas zurücktreten. So kann gezeigt werden, wie der Hamburger Hafen auch in Zeiten ohne offizielle deutsche Kolonialpolitik eine wichtige Rolle bei der Förderung kolonialrassistischer Strukturen in der Welt spielte. Dieser Ansatz ergibt sich einerseits aus postkolonialen Theorien, die auch in den kulturellen Bedingungen des Kolonialismus und in seinem Fortwirken ein Problem sehen.⁷ Andererseits gibt es handfeste empirische Belege dafür, dass der Hamburger Hafen für die teils genozidale Kolonisierung vor 1884 und nach 1919 bedeutsam war.⁸

Um diese erweiterte koloniale Geschichte des Hamburger Hafens zu verstehen, muss man über den Rahmen einer bisher dominierenden konventionellen Stadtgeschichtsschreibung hinausgehen.⁹ Sie konzentrierte sich auf Technik- und Architekturgeschichten und produzierte oft ein Fortschritts- und Erfolgsnarrativ, in dem es um den stetigen Ausbau des Hafens innerhalb der Stadt ging.¹⁰ Hafengeschichte ist jedoch nicht so sehr in diachroner Hinsicht als lineare Fortschrittsgeschichte zu sehen, sondern vor allem in synchroner Hinsicht als relational.¹¹ So war der Hamburger Hafen ein Knotenpunkt in einem Netzwerk, das Hamburger Hafenunternehmer*innen- und arbeiter*innen, Berliner Kapitalgeber*innen, osteuropäische Migrant*innen, afrikanische Plantagenarbeiter*innen, südamerikanische Siedler*innen und zahlreiche Opfer von Kolonialkriegen verband.¹² Dieses synchrone Netzwerk war immer asymmetrisch, und der Hamburger Hafen mit seiner Hafenlobby sorgte oft dafür, dass es auch so

6 U. a. Horst Gründer: *Geschichte der Deutschen Kolonien*, Paderborn 1985, S. 44, 52, 82. Vgl. auch die Beiträge von Kim Sebastian Todzi zur Handelskammer und zu Woermann in diesem Band; ferner: Kim Sebastian Todzi: *Der Woermann-Konzern und der deutsche Kolonialismus*, unveröffentlichte Dissertation Universität Hamburg 2021.

7 U. a.: Sebastian Conrad, Shalini Randeria und Regina Römhild (Hg.): *Jenseits des Eurozentrismus. Postkoloniale Perspektiven in den Geschichts- und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M. 2013.

8 U. a. Heiko Möhle (Hg.): *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika, eine Spurensuche*, Hamburg 1999.

9 U. a. Lasse Heerten: *Ankerpunkte der Verflechtung. Hafenstädte in der neueren Globalgeschichtsschreibung*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 43, 2017, S. 146-175; Lars Amenda und Malte Fuhrmann: *Hafenstädte in globaler Perspektive*, in: *Comparativ* 17 (2), 2007, S. 7-11; Waltraud Kokot, Mijal Gandelman-Trier, Kathrin Wildner und Astrid Wonneberger (Hg.): *Port Cities as Areas of Transition. Ethnographic Perspectives*, Bielefeld 2008.

10 Z. B. Kurt Grobecker: *Hafen Hamburg. Sechs Jahrzehnte Erfolgsgeschichte*, Hamburg 2004.

11 Jürgen Osterhammel: *Die Verwandlung der Welt*, München 2009, S. 383-384; zu Hafenstädten: S. 402-412.

12 Zu den Hafenarbeitern: Michael Grüttner: *Arbeitswelt an der Wasserkante. Sozialgeschichte d. Hamburger Hafenarbeiter 1886-1914*, Göttingen 1984.



Sandtorkai vom Kaispeicher aus gesehen, 1877

blieb. Gleichzeitig setzte sie Mythen in die Welt, um diese Asymmetrie zu verschleiern.¹³

Hafenausbau im Zeitalter des Imperialismus

Schon die Gründung des Hafens begann mit einer Mythenbildung. Historiker*innen haben gezeigt, dass das angebliche Gründungsdokument des Hafens, der Freibrief des Kaisers Barbarossa für die Hamburger Händler aus dem 12. Jahrhundert, eine Fälschung ist.¹⁴ Auch die Hanse- und die »Tor-zur-Welt«-Rhetorik führten dazu, dass die Weltgeltung des Hafens für die vornapoleonische Zeit oft retrospektiv überschätzt wurde.¹⁵ Und der folgende »Aufstieg« des Hafens zum Welthafen folgte dem Narrativ einer Opfergeschichte (die Kontinentalsperre und die Besetzung durch Napoleons Truppen von 1806 bis 1814), die angeblich erst durch eine Erfolgsgeschichte

¹³ Daniel Tödt: Making Second Imperial Cities. Modern Ports, Colonial Connectivity, and Maritime Globalization, in: *Moderne Stadtgeschichte* 2, 2019, S. 115-139.

¹⁴ Gerhard Theuerkauf: Hamburg und der Elbhandel im Mittelalter, in: *Stadt und Hafen. Hamburger Beiträge zur Geschichte von Handel und Schifffahrt*, hg. von Jürgen Ellermeyer und Rainer Postel, Hamburg 1986, S. 33-43; hier S. 34.

¹⁵ U. a. bei Erwin Wiskemann: *Hamburg und die Welthandelspolitik von den Anfängen bis zur Gegenwart*, Hamburg 1929.

seit 1815 abgelöst wurde. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht die Phase von 1830 bis 1930. In diese Periode fallen der Übergang vom Segelschiff zum Dampfschiff sowie die technisch-territoriale Expansion der Hafenanlagen und die Maritimisierung der Elbinseln. Dieser Ausbau des Hafens ist mit der Globalisierung und Kolonisierung eng verbunden und kann teilweise nur durch sie erklärt werden. Die von Sloman 1836 erstmals aus dem Hamburger Hafen eingerichteten Linienfahrten wären ohne die amerikanischen Siedlungskolonien sowie die Öffnung ihrer Märkte nach der Unabhängigkeit nicht zustande gekommen. Der Erfolg Slomans begann in Chile, wo der Unternehmer mit der Ausbeutung von Salpeterminen zu Reichtum kam. Die Binnenkolonisation der USA und Südamerikas begann dabei auch in Hamburg. Die Gründung der bald weltgrößten Reederei HAPAG (1847) und die Errichtung ihrer Auswanderer*innenhallen auf der Veddel (ab 1901) beruhten auf dem Transport von Emigrant*innen, die dann in den Amerikas zu Siedler*innen wurden (siehe unten). Die Eröffnung des Sandthorhafens (1866) als erstes künstliches Hafenbecken der Stadt machte ihn bald zum Umschlagort von Kolonialwaren genannten Plantagenprodukten wie Tee, Kaffee, Tabak und Kakao, die teilweise bis 1888 noch auf Sklav*innenplantagen hergestellt wurden.¹⁶ Mit dem weiteren Ausbau des Hafens auf dem Großen Grasbrook wurden die Reedereien, welche Schiffe für die aufstrebenden Schifffahrtsunternehmen HAPAG, Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrts-Gesellschaft oder die Woermann-Linie bauten, ans Südufer der Norderelbe verdrängt. Blohm & Voss (gegründet 1876) errichtete auf Kuhwerder mit 560 000 qm Arbeitsfläche und 3 km Wasserfront bis 1905 den größten zusammenhängenden Reedereikomplex der Welt.¹⁷ Dabei profitierte Blohm & Voss von der militaristischen Flottenrüstung und der pangermanistischen Stimmungsmache im Deutschen Kaiserreich.

Gefördert wurde der Ausbau vor allem, als der Hafen im hochimperialen Zeitalter stärker vom asymmetrischen Welthandel und globaler Lohndrückerei profitierte. So beutete zum Beispiel Woermann die sogenannten *Krumen* in Westafrika als temporäre Schiffsbesatzung gnadenlos aus und soll mindestens einen von ihnen 1887 eigenhändig mit einem Steinwurf getötet haben.¹⁸ Arbeiter*innenschutzgesetze galten weder für *Krumen* noch für die asiatischen und afrikanischen Heizer auf Hamburger Schiffen. Darüber hinaus profitierte der Hafen von der Flottenrüstung und erhielt aus Berlin Subventionen für koloniale Projekte und Linienfahrten in Kolonialgebiete. Seit der offiziellen Erklärung der Deutschen Schutzgebiete zwischen 1884 und 1888 nutzten die Woermann-Linie und die Deutsch Ostafrika-Linie den von der expandierenden HAPAG verlassenen Petersenkai im Baakenhafen. Von dort aus transportierten sie Verwaltungsbeamt*innen, Siedler*innen, Material und Truppen in die afrikanischen

16 Julia Laura Rischbieter: Mikro-Ökonomie der Globalisierung. Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich, Köln 2011, S. 112 f.

17 Andreas Meyhoff: Blohm & Voss im ›Dritten Reich‹. Eine Hamburger Großwerft zwischen Geschäft und Politik, Hamburg 2001, S. 28 f.

18 Shirley Ardener: Swedish Ventures in Cameroon 1883-1923. Trade and Travel, People and Politics. The Memoirs of Knut Knutson, New York 2002, S. 139. Vgl. ferner: Todzi (Anm. 6).



Sandtorhafen, 1894

Kolonien. Die Erhöhung des Frachtaufkommens im Hamburger Hafen von 6,3 auf 25,5 Millionen Tonnen zwischen 1888 und 1914 lag nicht allein an Kolonialwaren, aber baute auf koloniale Strukturen auf.¹⁹ Damit einher ging die schrittweise Industrialisierung, die auch auf der Verarbeitung von Kolonialprodukten wie Zucker, Palmöl oder Kautschuk im ausgelagerten Harburger »Industriehafen« beruhte.²⁰ Die Expansion des Hafens geht mit dem klassischen Zeitalter des Imperialismus einher, doch ist dies nur die halbe Kolonialgeschichte des Hafens.

Hafenmythen: Kosmopolitismus, Freihandel, Diversität

Der von Schramm postulierte Kosmopolitismus ist empirisch schwer zu messen, trotzdem wurde der Hamburger Hafen immer wieder zum Ursprung eines solchen erklärt. Versteht man Kosmopolitismus als kulturelle Offenheit, so schneidet Hamburg im internationalen Vergleich der Hafenstädte eher schlecht ab. Marseille, Liverpool, Barcelona oder außereuropäische Häfen wie Izmir und Port Said waren viel multikultureller als Hamburg. Dort waren auch Nichteuropäer*innen am Hafen-

¹⁹ Van Hooydonk und Verhoeven (Anm. 1), S. 193.

²⁰ Heiko Möhle: Öl für Harburgs Mühlen. Die Jagd nach Rohstoffen an Afrikas Küsten beginnt, in: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika, eine Spurensuche, hg. von dems., Hamburg 1999, S. 19-23, hier 19 f.

leben viel stärker beteiligt.²¹ Der schwer fassbare Kosmopolitismus, so haben mehrere Hamburg-Historiker*innen kritisch angemerkt, war kaum mehr als eine »selbstherrlichen Inszenierung«.²² Genauso wurde aber der Hamburger Hafen genutzt, um Nationalismus und Militarismus des deutschen Kaiserreiches in Szene zu setzen. Zum nationalistischen Festtag wurde zum Beispiel der Stapellauf der »Imperator« im Mai 1912. Kaiser Wilhelm II höchstpersönlich entließ das größte Passagierschiff der Welt aus der Produktion der Vulcan-Werft in den Hamburger Hafen. Nationalistisch umrahmte Bilder und sogar Filmaufnahmen davon gingen um die Welt, um deutsche Größe und Macht zu vermitteln.²³ Mit der Flottenbegeisterung im Kaiserreich wurden Werften auch zu Symbolen militärischer Größe. Blohm & Voss ist das beste Beispiel für deutschnationale Ambitionen im Hafen. Nachdem das Familienunternehmen seit seiner Gründung 1877 eher schwer in die Gänge gekommen war, stieg es im Zeitalter der imperialen Kraftmeierei zum größten Hamburger Arbeitgeber auf. Dies geschah im Zuge der Flottenvorlage von 1898, als Blohm & Voss Aufträge vom Deutschen Marineministerium zum Schlachtflottenbau erhielt. Bezeichnenderweise machte das Unternehmen damit aber eher Verlust als Gewinn, da das Wettüben in Europa auch die Preise für Kriegsschiffe drückte. Obwohl der militärische Schiffbau unrentabel war, nahm Blohm & Voss weitere Aufträge an. Dabei scheint die patriotische Pflicht weitaus ausgeprägter gewesen zu sein als das kosmopolitischen Milieus oft zugeschriebene Rentabilitätskalkül. Blohm & Voss ist also nur eines der nationalistischen Unternehmen, welches den Mythos vom kosmopolitischen Kaufmann widerlegt.²⁴

Dass extreme nationalistische Tendenzen nicht nur Opportunismus waren, zeigt die Neigung zum Faschismus, lange bevor dessen Vertreter*innen an der Macht waren.²⁵ Der große Erfolg der NSDAP in Hamburg macht deutlich, dass es mit dem weltoffenen Liberalismus nicht weit her war. In der für den Aufstieg Hitlers entscheidenden Wahl im Juli 1932 bekam die NSDAP in Hamburg mehr Stimmen als in Berlin und fast fünf Prozent mehr als in München. In den Hafengebieten entschied sich jede*r vierte Hafenarbeiter*in für die NSDAP, unter den hanseatischen Bürger*innen

21 Zu Izmir siehe: Malte Fuhrmann: Meeresanrainer – Weltenbürger? Zum Verhältnis von havenstädtischer Gesellschaft und Kosmopolitismus, in: *Comparativ* 17, 2007, 2, S. 12-16; zu Port Said: Valeska Huber: *Channelling Mobilities. Migration and Globalisation in the Suez Canal Region*, Cambridge 2013, S. 46-49.

22 Amenda und Fuhrmann (Anm. 9), S. 10.

23 Zum Nationalismus siehe: Christoph Strupp: Perspektiven und Probleme. Hamburger Stadtgeschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (ZVfHG)* 97, 2011, S. 99-130; hier S. 100; zur »Imperator«: Dominik Petzold: *Der Kaiser und das Kino*, Paderborn 2012, S. 79.

24 Meyhoff (Anm. 17), S. 28 f.

25 Z. B.: Rainer Nicolaysen: Das »Ja« eines späteren Sozialdemokraten. Über Heinrich Landahl (1895-1971) und seine Zustimmung zum »Ermächtigungsgesetz« am 23. März 1933, in: *ZVfHG* 98, 2012, S. 151-192; Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne: *Kein abgeschlossenes Kapitel. Hamburg im »Dritten Reich«*, Hamburg 1997.

waren es sogar 40 %.²⁶ Richard Evans nannte Hamburg wegen der aktiven Rolle der Stadt unter Hitler »a model example of a local cog in the Nazi machine«.²⁷

Messbarer als der Kosmopolitismus ist die Neigung zum Freihandel und liberalen Wirtschaftsformen im Allgemeinen. 1834 verweigerten Hamburger Kaufleute den Beitritt zum neu gegründeten Deutschen Zollverein. 1848 gründete sich der Freihandelsverein, mit dem Überseeunternehmer Johann César Godeffroy an der Spitze.²⁸ Auch nach dem Reichseinigungsprozesses in den 1870ern blieben Hamburgs Überseehändler*innen beim Freihandel und lehnten Bismarcks Schutzzollpolitik ab. Allerdings hielt sie dieses Bekenntnis nicht davon ab, sich an der Kolonisation in anderen Kolonialreichen zu beteiligen, wie bei der Eroberung Algeriens. Wie Jennifer Pitts gezeigt hat, schlossen sich zudem Freihandel und kolonialer Protektionismus im Zeitalter des »liberalen Imperialismus« nicht aus.²⁹ Dies wurde besonders deutlich, als die Hamburger Überseekaufleute stärkeren Anschluss an den deutschen Binnenhandel suchten. Immerhin hatte sich in Harburg schon ein Industriehafen gegründet, der außerhalb des Freihafens lag und ertragreich industrielle Fertigprodukte innerhalb des Reichs zollfrei handelte. Die Tabakindustrie mit ca. 3.000 Arbeiter*innen war nach Ottensen ausgezogen.³⁰ Prominente Überseehändler wie Godeffroy und Woermann warben darum für den Zollanschluss ans Deutsche Reich und einen eingeschränkten Freihandelsbezirk. Ein solcher verkleinerter Bezirk bedeutete auch, dass die Reichsregierung die Finanzierung für Teile des Hafenausbaus außerhalb des Freihafens übernahm, welcher zuvor von Hamburg allein getragen wurde.³¹ Nachdem sich der Senat 1883 mit großer Mehrheit für Zollanschluss und verkleinerten Freihafenbezirk entschieden hatte, wurde der Anschluss 1888 vollzogen. Für die Hamburger Hafenlobby bedeutete dies, dass sie sowohl vom Freihandel im Freihafen als auch von der Übervorteilung des Reiches profitieren konnte.³² Trotz der Freihandelsideologie hatte der Hamburger Hafen sich immer vom Reich subventionieren lassen. Schon seit den

26 Richard F. Hamilton: *Who Voted for Hitler?*, Princeton 1982, S. 109–112; Vergleich mit München: S. 147.

27 Richard Evans: *Death in Hamburg. Society and Politics in the Cholera Years 1830–1910*, Hamburg 1987, S. 557.

28 Ernst Baasch: *Der Verein für Handelsfreiheit in Hamburg 1848–1868*, in: *ZVfHG* 26, 1920–21, S. 50.

29 Jennifer Pitts: *A Turn to Empire. The Rise of Imperial Liberalism in Britain and France*, Princeton 2005. Vgl. dazu auch: Kim Sebastian Todzi: *Hamburg und die Gründung des deutschen Kolonialreichs unter Bismarck*, Vortrag an der Universität Hamburg 2016, <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/19492> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021) sowie Todzi (Anm. 6).

30 Peter Borowsky: *Hamburg und der Freihafen. Wirtschaft und Gesellschaft 1888–1914*, in: *Schlaglichter historischer Forschung. Studien zur deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von dems., Hamburg 2005, S. 109–137; hier S. 112.

31 Ebd., S. 118.

32 Ernst Baasch: *Die Handelskammer zu Hamburg*, Bd. 2, 1915, S. 182.

1860ern finanzierten die deutschen Binnenstaaten den Anschluss Hamburgs an das Hinterland. Später wurde die Anbindung an Binnenwasserwege durch Spreehafen,

Saalehafen und Moldauhafen gesichert. Letztere wurden sogar ab den 1920er Jahren an die Tschechoslowakei verpachtet. Die Unabhängigkeit warfen die Hamburger*innen also gerne über Bord, sobald es Finanzierung und Subventionen vom Reich oder von anderen Ländern gab.

Es war die Aussicht auf Subventionen, welche die Freihändler*innen nach und nach zu Kolonialenthusiasten werden ließ. Bereits 1880 sollte J.C. Godeffroy & Sohn vom Reich Subventionen erhalten, um trotz drohendem Bankrott seine Geschäfte auf der Südseeinsel Samoa fortsetzen zu können. Während der Reichstag Bismarcks Samoa-Vorlage für Godeffroy 1880 noch ablehnte, vergab er nach 1884 Dampfschiffsubventionen für Linien nach Asien und Afrika.³³ Nach der Gründung Deutsch-Ostafrikas und dem darauffolgenden »Pazifizierungskrieg« Wissmanns gegen die Küstenbewohner*innen schickte Berlin nicht nur Kriegsschiffe dorthin, sondern wollte den Nachschub durch eine regelmäßige Dampfschifflinie absichern. Die dafür bereitgestellten Subventionen nahmen Hamburger Kolonialreeder dankend an.³⁴ Die Deutsch Ostafrika-Linien unter Leitung von Woermann, O'Swald, Hansing u. a. profitierten zum Beispiel von der im Reichstag im Januar 1890 bewilligten Subvention, die sich auf 900.000 Reichsmark jährlich belief und 1900 auf 1,35 Millionen Reichsmark erhöht wurde.³⁵

Mit dem Ausbau der Kolonialgebiete in den 1890ern wurde der Transport von Material und Kolonialbeamten lukrativer, zudem minimierte eine protektionistische Kolonialwirtschaft das Risiko kolonialer Unternehmen, die von den Hamburger Hafenunternehmer*innen mitgetragen wurden. Mehr noch, Schifffahrtslinien wurden zu Kolonialkriegsgewinnlern, da sie Truppen und Kriegsgerät in die Kolonien transportierten. Dies geschah vor allem während dem Herero-Nama-Krieg in Deutsch-Südwestafrika von 1904 bis 1908, für den mindestens 15.000 deutsche Schutztruppensoldaten mit der Woermann-Linie vom Petersenkai nach Swakopmund abfuhr.³⁶ Darüber hinaus profitierten die Hamburger Händler*innen, die unter anderem in Gabun und Nigeria ansässig waren, aber auch von Handelsmeistbegünstigungen durch die dortigen Kolonialmächte Frankreich und England.³⁷ Die Hamburger Hafenlobby, die den Senat, die Handelskammer (bis 1868 Commerzdeputation) und die Börse dominierte, muss somit als effiziente Koloniallobby interpretiert werden, die den

33 Jutta Bückendorf: »Schwarz-weiss-rot über Ostafrika!«. Deutsche Kolonialpläne und afrikanische Realität, Bamberg 1995, S. 178-179.

34 Ebd., S. 29 f.

35 Rainer Tetzlaff: Koloniale Entwicklung und Ausbeutung, Berlin 1970, S. 75; Boris Barth: Die deutsche Hochfinanz, Stuttgart 1995, S. 177-178; Helmut Washausen: Hamburg und die Kolonialpolitik, Hamburg 1968, S. 26-34 und 43-53.

36 Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.): Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen, Berlin 2004; Jürgen Zimmerer: Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Berlin 2011. Vgl. ferner den Beitrag von Jan Kawlath zum Baakenhafen in diesem Band.

37 Washausen (Anm. 35), S. 147-151.

Freihandel aufgab, um zum Kolonialgewinnler zu werden.³⁸ Ohne diese Hafenlobby ist auch der Aufstieg des Hafens nicht zu erklären.

Trotz der engen Anbindung an die eigenen und fremden Kolonien konnten deren Bewohner*innen nur selten über den Hamburger Hafen nach Europa einreisen. Hartnäckig hält sich das Gerücht, Häfen würden aufgrund ihrer weltweiten Vernetzung mehr Migrant*innen anziehen als Städte und Regionen ohne Seezugang. Dabei ist nicht der Hafen an sich, sondern die Industrialisierung der entscheidende Pull-Faktor für Immigration im 19. Jahrhundert. 1907 gab es in Hamburg, das um die 800.000 Einwohner*innen hatte, nur 14.615 Einwander*innen aus dem europäischen Ausland und lediglich 1.684 registrierte Nichteuropäer*innen. Kaum 10.000 sprachen eine andere Muttersprache als Deutsch. Auch mit der religiösen Diversität war es nicht weit her: 91% der Hamburger*innen waren lutherisch-evangelisch.³⁹

Vor allem für Bewohner*innen der kolonisierten Gebiete blieb das Hamburger Tor zur Welt verschlossen. Obwohl die Hamburger Kaufleute den Handel mit Westafrika dominierten und Hamburger Häuser in Ostafrika bis zu 30% des dortigen Handels abwickelten, waren 1890 nur 147 Afrikaner*innen in Hamburg registriert – in Berlin waren es 200.⁴⁰ Danach nahmen die Zahlen eher ab als zu. Der Afrikanische Hilfsverein, der 1918 gegründet wurde, um Afrikaner*innen in Deutschland zu vernetzen, hatte nur 31 Mitglieder, die sich zudem über Hamburg, Berlin, Bayern, Ostpreußen, Westfalen und Mecklenburg verteilten.⁴¹ Die nicht-europäische Einwanderung nach Hamburg war also zwischen 1880 und 1960 so gering, dass sie praktisch vernachlässigbar war. Die heute hervorgehobene Zuwanderung vor allem aus Westafrika nach Hamburg ist ein Phänomen der 1980er und 1990er Jahre und sollte nicht in die



Kaiser Wilhelm II. (li.) und der Unternehmer Hermann Blohm (re.), einer der Gründer der Werft Blohm & Voss in Hamburg. Hinter dem Kaiser steht der Mitgründer der Werft, Ernst Voss.

38 Borowsky (Anm. 30), S. 109-137.

39 Hamburg, in: Meyers Großes Konversations-Lexikon, Bd. 8, Leipzig 1907, S. 676-680.

40 Robbie Aitken und Eve Rosenhaft: Black Germany. The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884-1960, Cambridge 2013, S. 2.

41 Ebd., S. 130.

Vergangenheit rückprojiziert werden. Eine politisch gelenkte Zuwanderungspolitik betrieb Hamburg, so bemerkt Christoph Strupp, auch erst seit den 1990er Jahren.⁴² Dabei hatten wiederum Ghanaer*innen und Nigerianer*innen, die vorrangig nach Hamburg kamen, kaum eine Chance auf ein dauerhaftes Bleiberecht in der Stadt.⁴³

Auch die temporär anwesenden Seeleute aus kolonisierten Gebieten machten da keinen großen Unterschied. 1902 waren unter den von der Seberufsgenossenschaft registrierten 4.828 außereuropäischen Seeleuten auf deutschen Schiffen gerade mal 88 afrikanische Arbeiter, 205 »Südseeinsulaner« und 210 Malaien. Chinesische und indische, aber auch arabische Seeleute bildeten die Mehrzahl. In der gesamten Periode zwischen 1887 und 1912 waren in Hamburg lediglich 540 Afrikaner*innen und 700 Afrokarib*innen gezählt worden.⁴⁴ Selbst das vielzitierte »Chinesenviertel« in Sankt Pauli, darauf hat Lars Amenda mehrfach hingewiesen, war eher ein Produkt rassistischer Paranoia und exotischer Inszenierung der Medien als eine richtige China Town.⁴⁵ Nicht mehr als ein paar hundert Chines*innen wohnten hier über die 1920er Jahre verteilt.⁴⁶

Der Mythos von der großen Einwander*innenzahl der »Farbigen« wurde also von den Medien kolportiert und gehörte zu den frühen Anfängen des Hafenmarketings. Auf Postkarten von Sankt Pauli tauchten immer wieder die wenigen verfügbaren Afrikaner*innen auf. Angebliche chinesische Opiumhöhlen gehörten zur Vermarktung von Sankt Pauli genauso wie zur Kriminalisierung seiner Einwander*innen.⁴⁷

Unter solchen Inszenierungen als exotische Minderheiten hatten Nicht-europäer*innen zu leiden. Die meisten Afrikaner*innen in Deutschland konnten nur bei so genannten Völkerschauen eine Anstellung finden. Völkerschauen wurden vom Tierhändler Carl Hagenbeck aus Sankt Pauli erstmals in den 1870ern organisiert und in ganz Europa popularisiert.⁴⁸ Aber selbst diejenigen, die solch einer rassistischen Zurschaustellung entgingen, waren ständigen Demütigungen ausgesetzt. Die eigentlich zur Oberschicht gehörende Sayyida Salme, welche als »Prinzessin von Sansibar« einen Handelsvertreter des Hauses Hansing in Sansibar geheiratet hatte, fand das Leben in Hamburg so unerträglich, dass sie sich abschotten musste und gesellschaftliche Veranstaltungen mied. Der Gafferei der Hamburger ausgesetzt zu sein, veranlasste sie zum Rückzug aus der Öffentlichkeit: »Durch diese Erlebnisse wurde ich dermaßen

42 Strupp (Anm. 23), S. 118.

43 Heiko Möhle: Einwanderung in eine koloniale Metropole. Afrikanerinnen und Afrikaner in Hamburg bis 1945, in: Hamburg-Sansibar. Sansibar-Hamburg. Hamburgs Verbindungen zu Ostafrika seit Mitte des 19. Jahrhundert, hg. von Rita Bake, Hamburg 2009, S. 85-113, Fn. 20.

44 Sibylle Küttner: Farbige Seeleute im Kaiserreich, Erfurt 2000, S. 25.

45 Zum »Chinesenviertel« vgl. den entsprechenden Beitrag von Lars Amenda in diesem Band.

46 Lars Amenda: »Ankerplatz der Freude«. Maritime Bilder und Inszenierungen St. Paulis von den 1890er bis zu den 1960er Jahren, in: ZVfHG 95, 2009, S. 126.

47 Ebd., S. 125f.

48 Anne Dreesbach: Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870-1940, Frankfurt a. M. 2005. Vgl. ferner den Beitrag von Caroline Herfert zu Hagenbeck in diesem Band.

menschenscheu, dass ich meist nur im geschlossenen Wagen fuhr und, wo ich irgend konnte, die Einladungen absagte.« Salme verließ Hamburg und ging zunächst nach Dresden und dann in die thüringische Provinz, wo sie ein normales Leben führen konnte.⁴⁹

Der unter anderem von Percy Ernst Schramm in die Welt gesetzte Mythos, dass »die Kraft, Fremde zu »verhamburgern«, als großes Positivum unserer Stadt bezeichnet werden darf« ist also nicht haltbar, vor allem nicht in solch einer pauschalisierten Form.⁵⁰ Die andauernde Exotisierung der Nichteuropäer*innen widerlegt das Bild von der toleranten Hafenstadt, die die Anwesenheit von Fremden angeblich veralltäglichte. Stattdessen war die Kontrolle und Restriktion von Zuwanderung über den Hafen programmatisch. Die Amerika-Emigrant*innen wurden offiziell ab 1901 auf der Veddel in Ballins Auswander*innenhallen isoliert, schon lange bevor Migrant*innen fälschlicherweise vorgeworfen wurde, sie hätten die Erreger der Hamburger Cholera-Pest von 1892 eingeschleppt.⁵¹ Kurz darauf wurde dann die Amerika-Emigration komplett über Cuxhaven umgeleitet.

Von dieser Transmigration bekamen die Hamburger*innen seit den 1890ern kaum mehr etwas mit, obwohl zwischen 1850 und 1913 insgesamt 4.197.489 Personen über Hamburg nach Übersee (zu 87 % nach Nordamerika) auswanderten. Als ab etwa 1880 die Zahl der nichtdeutschen, vor allem der osteuropäischen Auswander*innen stark anstieg und bis 1914 über zwei Millionen Osteuropäer*innen über Hamburg emigrierten, stieg gleichzeitig die Aversion gegenüber den wandernden »Slawen« und »Ostjuden«.⁵² Hamburger Reedereien segregierten die Migrant*innen aber nicht nur im eigenen Hafen, sondern richteten mit Unterstützung Berlins schon an den Grenzbahnhöfen zu »slawischen« Gebieten sanitäre Checkpoints ein, die Teil eines Cordon Sanitaire gegen die aus rassistischen Gründen als pathogen definierten Osteinwander*innen waren.⁵³ Der Hamburger Hafen externalisierte so Praktiken der Rassenselektion und war schon seit den 1880ern daran beteiligt, imaginierte Rassengrenzen im Osten mit zu befestigen.

Noch restriktiver war die Ausschließungspolitik und Ghettoisierung in Bezug auf so genannte farbige Einwander*innen. »Farbigen Seeleuten« wurde polizeilich die Niederlassung in der Stadt untersagt, und sie sollten nur temporär in der Nähe der Hamburger*innen bleiben.⁵⁴ Die Hafenpolizei kontrollierte oder verhinderte

49 Staatsbibliothek zu Berlin, Handschriftenabteilung, Ms. Germ. Quart. 2289 acc. Ms. 1996.23, 23-24.

50 Schramm (Anm. 2), S. 23.

51 Lars Amenda: Einfallstore. Hafenstädte, Migration und Kontrolle 1890-1930, in: *Comparativ* 17, 2007, 2, S. 27-36; hier S. 35; siehe auch Evans (Anm. 27).

52 Andrea Brinckmann und Peter Gabrielsson (Hg.): *Seht, wie sie übers große Weltmeer ziehn! Die Geschichte der Auswanderung über Hamburg, Bremen* 2008, S. 26.

53 Amenda (Anm. 51), S. 31.

54 Lars Amenda: *Kostenlose Völkerschau. Asiatische und afrikanische Seeleute als »exotische« Attraktionen des Hamburger Hafens*, in: *IWK* 41, 2005, 3, S. 335.

ihre Landgänge.⁵⁵ Wollten sich Afrikaner*innen, Araber*innen oder Chines*innen in Hamburg niederlassen, um sich am Überseehandel oder am Hafengewerbe zu beteiligen, so wurden ihnen Konzession und Lizenzen verweigert.⁵⁶ In den 1920er Jahren wurde das ursprüngliche Hafengesetz von 1897 noch einmal verschärft, um Seeleuten nicht-europäischer Herkunft den Aufenthalt zu erschweren. Im Gegensatz zu anderen Hafenstädten bildete sich in Hamburg demgemäß keine nicht-europäische Händler*innendiaspora. Auch die wenigen Chines*innen, die in Hamburg arbeiteten, waren vorrangig in prekären Berufen des Tertiärsektors als Gastronom*innen oder Wäscher*innen tätig, und nicht als Händler*innen. Während nichteuropäischen Seeleuten die Niederlassung im Hafen verweigert wurde, standen englischen oder dänischen Seefahrern sowie aus Europa stammenden südamerikanischen Händler*innen die Tore Hamburgs offen.⁵⁷

Hafengeschichte als Vorgeschichte des Kolonialismus

Bevor die Hamburger Hafenlobby Anfang der 1880er Jahre deutsche Kolonien forderte, beteiligte sie sich aktiv an globalen Kolonisationsprojekten in Algerien, Nord- und Südamerika und Australien. Diese Länder wandelten sich seit den 1830ern verstärkt zu europäischen Siedler*innenkolonien, wobei Europäer*innen eine Abdrängung oder gar Vernichtung der lokalen Bevölkerung in Kauf nahmen. Für den Hamburger Hafen waren Siedler*innenkolonien in zweifacher Hinsicht lukrativ: Man konnte europäische Emigrant*innen als Kolonist*innen dorthin verschiffen, und nach der Europäisierung dieser Gebiete Handel mit ihnen treiben. Im Grunde beruhte der Aufstieg des Hafens im 19. Jahrhundert auf der Kombination von Emigrant*innentransport und Erschließung neuer Märkte in Übersee. Diese Geschichte begann auch in Algerien.

Die ersten Nicht-Europäer, für die der Hamburger Hafen im 19. Jahrhundert Bedeutung bekam, waren der König von Marokko, die Deys von Tunis und Algier sowie Beamte und Händler aus deren Hoheitsgebieten. Sie hatten jährlich mit einer Handvoll Schiffen unter Hamburger Flagge zu tun, die durch das Mittelmeer kreuzten. Unter den Hamburger*innen hingegen waren ihre Staaten als »Barbareskenstaaten« und »Raubstaaten« verschrien. Man nannte sie Seeräuber, da sie feindliche Schiffe kaperten und deren Besatzung »versklavten«. Das war jedenfalls die Sichtweise der Hamburger Reeder, die neben wirtschaftlichen Verlusten die Versklavung »weißer Christen« in Algerien beklagten. Rückkehrende »Sklaven« berichteten dagegen meist, dass unter anderen der Dey von Algier ein ehrenwerter Mann sei und dass man in Nordafrika zwar Sklav*in genannt, aber gar nicht so schlecht behandelt würde. Schon

55 Ebd., S. 343.

56 Lars Amenda: Das Chinesenviertel und die chinesische Migration in Hamburg, in: Wir sind auch da! Über das Leben von und mit Migranten in europäischen Großstädten, hg. von Angelika Eder, München 2003, S. 73-94; hier S. 77.

57 Ebd., S. 80.

damals bemerkten wahre Kenner*innen Nordafrikas, die nicht aus christlichem Über-eifer heraus argumentierten, dass Nordafrika durchaus zu Unrecht verteufelt wurde.⁵⁸

Tatsächlich drängten die nordafrikanischen Regierungen im 18. Jahrhundert auf Freundschaftsverträge mit den europäischen Staaten und Häfen, mit denen sie freien Handel gegen Tributzahlungen gewährten. Ungeachtet der Seeräubermythen wussten die Hamburger Reeder und die sie vertretende Commerzdeputation die Initiative zu schätzen, da sie den Hamburger Kaufleuten zugute gekommen wäre. Die Commerzdeputation kam zum Schluss, »dass diese Raubstaaten keine Kriege anfangen, so lange sie ihre Tribute pünktlich erhalten und nicht beleidigt werden, und dass sie überhaupt weit strengere Begriffe vom Völkerrecht haben wie die Seevölker des »civilisierten Europens«.⁵⁹ Die »Barbareskenstaaten« waren also verlässliche Vertragspartner. Über ein Jahrhundert forderten einzelne Reeder und Kaufleute des Hamburger Hafens darum einen Handelsvertrag. Der Commerzdeputation und dem Senat war er allerdings zu teuer.

Nach 1815 hoffte Hamburg, dass die neue Bundesversammlung des deutschen Bundes eine Flotte aufstellen würde, die Hamburger Schiffe schützen könnte. Schon 1817 rief die Hamburger Hafenlobby deswegen zu einer verstärkten Flottenrüstung auf und ließ von diplomatischen Vertragsverhandlungen mit dem Dey und dem Sultan von Marokko ab. Der Ruf nach einer härteren Gangart gegenüber den »Barbareskenstaaten« wurde immer lauter. Der Sultan von Marokko schickte indessen ein erneutes Friedensangebot. Allerdings konnte niemand in Hamburg den auf Arabisch verfassten Brief entziffern. Als der Sultan daraufhin einen Unterhändler schickte, wurde dieser als Vertreter eines despotischen »afrikanisch-orientalischen« Herrschers abgekanzelt.⁶⁰ Seit der Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert tauchen solche Stereotypen vermehrt auf, und eine Einigung wurde immer unwahrscheinlicher.⁶¹

1820 bemerkte die Presse, dass unter den Hamburger Händler*innen eine diplomatische Lösung kaum mehr möglich war: »Immer dringender wurde der Wunsch, dem Barbaresken-Unwesen durch eine gründliche Zerstörung ihrer Staaten ein Ende zu machen«.⁶² In einer Petition an die französische Regierung forderte man die »extermination« [Ausrottung] derjenigen, die sich dem norddeutschen Handel entgegenstellten.⁶³ Schon 1818 hatten zwei Vertreter der Kriegslösung namens Dittmer und Kreysing in Hamburg den Antipiratischen Verein gegründet. Sie hatten es im

58 Ernstpeter Ruhe: Christensklaven als Beute nordafrikanischer Soldaten, in: Europas islamische Nachbarn, hg. von dems., Würzburg 1993, S. 169-172.

59 Ernst Baasch: Die Hansestädte und die Barbaresken, Kassel 1897, S. 134.

60 Ebd., S. 173.

61 Ann Thomson: Barbary and Enlightenment. European attitudes towards the Maghreb in the 18th century, Leiden 1987.

62 Vgl. zum Beispiel Politisches Journal 1, 1820, S. 32; zit. nach Baasch (Anm. 59), S. 157; für Norddeutschland: Ruhe (Anm. 58), S. 174f.

63 Ebd., S. 174-175; P.D.W. Tonnies: Merkantilistisch-geschichtliche Darstellung der Barbaresken-Staaten und ihrer Verhältnisse zu den Europäischen und Vereinigten Nord-Amerikanischen Staaten. Mit besonderer Hinsicht auf die freie Hansestadt Hamburg, IX und S. 185.

Hamburger Hafen nicht schwer, die »so sehr benachtheiligten Schiffsrheder, Schiffslieferanten und Schiffs-Handwerker« zu überzeugen, »wie nützlich und wie leicht die Vernichtung der Barbaresken-Seeräuber sein würde«, und »füllte[n] die Colonnen der Subscriptions-Bögen mit Unterschriften«. Die Mitglieder des Antipiratischen Vereins sprachen sich »mit eben so viel Freimütigkeit als Enthusiasmus für eine so gerechte Sache, als die Befreiung des Mittelmeers ist« aus.⁶⁴ Obwohl es einige gemäßigte Stimmen gab, die für eine diplomatische Regelung mit Algerien plädierten, beschloss der Antipiratische Verein, »das ganze civilisierte Europa müsse aufgefordert werden, mit den Waffen in der Hand, mit Kanonen und Bomben, mit Cavallerie und Infanterie, jenes Ungeheuer in der mittelländischen See, das nur zu lange die sonst freien Völker geneckt und beraubt habe, zu bekämpfen ... ›Krieg, Krieg, nur ein allgemeiner Krieg mit den Barbaresken!‹ blieb das Loosungswort, und der Beschluss der ... Deputations-Versammlung.« Der Verein setzte sich darum zum Ziel, »den Hamburgischen Senat und alle Regierungen Europas von der Existenz des Antipiratischen Vereins und seinen wohlmeinenden Absichten für die freie Schifffahrt im Mittelmeere in Kenntniss zu setzen, und deren mächtige Mitwirkung und Unterstützung zu erleben« und warb für einen gemeinsamen Militärschlag.⁶⁵ Davon erhoffte man sich auch Vorteile im Hamburger Hafen selbst.

Ein Vertreter der Hamburger Hafenlobby, der sich als »bewährten und unterrichteten Hamburger Patrioten« verstand, warb unter Hafenarbeiter*innen um eine Unterstützung des Militärschlags: »Nicht nur der Schiffszimmermann, der Reepschläger, Blockmacher, Segelmacher, Schmied, Tischler, Schlachter, Bäcker, Provianthändler und Krämer in den Seehäfen sind bei einem freien Verkehr im Mittelmeere die Bevorteilthen, sondern auch die Bewohner des Inneren unsers Deutschen Vaterlandes würden Glück und Segen dadurch erhalten«.⁶⁶ Kriegerische Kolonialexpansion wurde hier mit der Durchsetzung des Freihandels gleichgesetzt.

Algerien wurde schließlich von Frankreich in einem Vernichtungskrieg erobert und kolonisiert.⁶⁷ Das Beispiel des Antipiratischen Vereins zeigt, dass dies nicht ohne Vorlauf geschah. Es nimmt nicht wunder, dass der Seeräubermythos, welcher die Rechtfertigung für die Vernichtungsrhetorik des Antipiratischen Vereins geliefert hatte, in den 1890ern von den deutschnationalen Vertreter*innen eines Schlachtflottenbaus wieder aufgegriffen wurde. Alldutsche Autor*innen feierten unter anderem die Hamburger Seeräuberbekämpfung und deren Enthauptungen auf dem Grasbrook im Hamburger Hafen.⁶⁸

64 Ebd., S. 188-189.

65 Ebd., S. 192-193.

66 Ebd., S. 210.

67 Benjamin Claude Brower: *A Desert Named Peace. The Violence of France's Empire in the Algerian Sahara, 1844-1902*, New York 2011.

68 Siehe dazu Magnus Ressel: Rezension zu: Ernst Baasch: *Die Hansestädte Hamburg, Bremen und Lübeck und ihre Beziehungen zu Algier und Marokko*, Bremen 2010, in: ZVfHG 97, 2011, S. 194-196.

Konkreter war die Beteiligung des Hamburger Hafens an Sklaverei und Völkermorden in Frontiargesellschaften wie in Südamerika und Australien. Aus Brasilien, wo bis 1888 noch offiziell auf Sklav*innenplantagen produziert wurde, importierte der Hamburger Hafen traditionell Zucker, Kaffee und Tabak.⁶⁹ Um die Schiffe der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft (1869) bei der Hinfahrt besser auszulasten, übernahmen die Hamburger Reeder das Emigrationsmodell der Nordamerika-Auswanderung, indem sie auf der Hinfahrt Emigrant*innen nach Südamerika an Bord nahmen und auf der Rückfahrt Kolonialwaren transportierten.⁷⁰ Emigrant*innen wurde schon im Hamburger Hafen Kolonialland versprochen, welches in Kolonialkriegen gegen die indigene Bevölkerung, wie zum Beispiel in den genozidalen »Wüstenkampagnen« in Argentinien, erobert wurde. Emigrant*innen sollten die neu entstandenen »frontiers« in Amerika besiedeln und dienten als Mittel, die indigene Bevölkerung zurückzudrängen.⁷¹ Begünstigt durch die Arbeit der Anwerbungsagent*innen in Deutschland und die Bezuschussung der Schiffspassagen durch argentinische Behörden wanderten zwischen 1871 und 1914 insgesamt 21.568 Menschen von Deutschland nach Argentinien aus.⁷²

Den Hamburger Reeder war durchaus bewusst, dass es sich in Südamerika um koloniale Projekte handelte. Hamburger Kaufleute und Reeder sahen zum Beispiel in der Kolonisation Brasiliens ein Mittel, ihre Wirtschaftsbeziehungen zum aufstrebenden südamerikanischen Staat zu intensivieren, aber auch deutschnationale Siedlungsprojekte und ein »Magna Germania« zu verwirklichen. Der Senatssyndikus Karl Sieveking warb seit den 1840ern auch durch Hamburger Wirtschaftskonsuln in Rio de Janeiro für deutsch-brasilianische Kolonisationsprojekte.⁷³ Ein Kolonisationsverein wurde gegründet und Filialvereine in brasilianischen Häfen in Aussicht gestellt. Der Verein, in dem unter anderen die Überseeunternehmer Schramm, Godeffroy, Johns, Laeisz, Sloman und Woermann das Sagen hatten, forderte von der Regierung in Südbrasilien, eine Kolonisationsfläche zur Verfügung zu stellen, die zwölfmal die Fläche des Hamburger Stadtstaats haben sollte.⁷⁴ Ein Kolonisationsvertrag wurde dann durch den berühmten Kolonialpropagandisten Hermann Blumenau abgeschlossen, der dort die

69 Klaus Richter: Zwei Hamburger Kolonisationsvereine und ihre Bedeutung für die deutsche Kolonisation in Südbrasilien 1846-1851, in: ZVfHG 94, 2008, S. 23.

70 Otto J. Seiler: Kurs Südamerika. 125 Jahre Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, 1871-1996, Berlin 1996; Anton Simmig: Hamburg-Südamerikanische Dampfschiffahrtsgesellschaft, Hamburg 1914.

71 Walter Delrio, Diana Lenton, Marcelo Musante und Marino Nagy: Discussing Indigenous Genocide in Argentina. Past, Present, and Consequences of Argentinean State Policies toward Native Peoples, in: Genocide Studies and Prevention. An International Journal 5, 2010, 2, S. 138-159.

72 Brinckmann und Gabrielsson (Anm. 52), S. 21 f.

73 Vgl. den Beitrag von Malina Emmerink zu Karl Sieveking in diesem Band.

74 Percy Ernst Schramm: Neun Generationen. Dreihundert Jahre deutscher Kulturgeschichte im Licht der Schicksale einer Hamburger Bürgerfamilie, Bd. 2, Göttingen 1964, S. 122-123 und 129 f..

bekannteste deutsche Kolonie seiner Zeit gründete. Der 1849 eigens dafür gegründete Hamburger Kolonisationsverein brachte vorerst 10.000 Siedler*innen aus Hamburg in die Kolonie Blumenau.⁷⁵ Obwohl die Kolonien Anfangsschwierigkeiten hatten, sollten bis in die 1920er 400.000 Deutsche in den Süden Brasiliens auswandern.⁷⁶

Die Brasilien-Initiative war von alldeutschen Phantasien begleitet und führte unter anderem deutsch-nationale Kolonist*innen nach Südbrasilien. Sie veranlassten den ersten bedeutenden Kolonialpropagandisten Deutschlands, den Hamburger Wilhelm Hübbe-Schleiden, die deutsche Kolonialbewegung zu gründen.⁷⁷ Die Hamburger Kolonisationsprojekte in Brasilien, die auch auf der Verdrängung und Enteignung der Indigenen Lateinamerikas beruhten, begründeten so die deutsche Kolonialära.⁷⁸ 1897 übernahm die hanseatische Kolonisationsgesellschaft vom Kolonisationsverein von 1849 die Konzession zur Besiedelung von 650.000 Hektar Land und erhielt von der deutschen Regierung die Erlaubnis, deutsche Auswander*innen nach Brasilien zu bringen und hierfür zu werben. Ab 1872 verkehrte monatlich ein Dampfschiff der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft auf der Südamerika-Route.⁷⁹ In ähnlicher Weise beteiligte sich das Handelshaus Godeffroy an der Besiedelung Australiens.⁸⁰ Der Hamburger Hafen profitierte von der Binneneroberung dieser Siedler*innenstaaten, die mit der Vernichtung indigenen Lebens einherging.

Schluss: Hafenlobby als Koloniallobby

Sieht man in der Kolonialgeschichte nicht nur die Phase des offiziellen deutschen Kolonialbesitzes, sondern die Beteiligung an kolonial und rassistisch begründeten Ausgreifen weltweit, spielt der Hamburger Hafen eine weitaus bedeutendere Rolle als bisher angenommen. An diesem inoffiziellen kolonialen Engagement wuchs auch der Ort des Hafens. Das kann in der Hafenarchitektur genauso nachvollzogen werden wie am Verhalten der pro-kolonialen Hafenlobby, die Reeder, Handelskammer und Senat miteinander vernetzte. Bei der Hafenlobby liefen auch die Fäden eines weltweiten Netzwerkes zusammen. Ihr Kolonialenthusiasmus wurde durch beschönigende Hafenmythen überdeckt, die lange die Forschung prägten. Die Mythen rühren oft von Innenansichten her, welche die Außenansichten bewusst oder unbewusst ausblenden. Dass ausgerechnet eine Hafenstadt wie Hamburg diese Mythen nötiger hatte als das

⁷⁵ Ebd., S. 186.

⁷⁶ Ebd., S. 196.

⁷⁷ Zu Blumenau siehe: ebd., S. 184 und 196.

⁷⁸ Siehe auch: Susanne Zantop: *Kolonialphantasien im vorkolonialen Deutschland (1770-1870)*, Berlin 1999; und Sebastian Conrad: *Globalisierung und Nation im deutschen Kaiserreich*, München 2010.

⁷⁹ Brinckmann und Gabrielsson (Anm. 52), S. 21f.

⁸⁰ Ebd., S. 23; Jürgen Tampke: *The Germans in Australia*, Cambridge 2006, S. 79-83.

Hinterland, ist ohne Zweifel Teil ihrer Kolonialamnesie.⁸¹ Das bedeutet natürlich nicht, dass der Hamburger Hafen nur durch den Kolonialismus erklärt werden kann. Dieser wurde aber lange aus der Hafengeschichte herausgehalten und sollte deswegen umso stärker betont werden.

81 Zum Begriff der kolonialen Amnesie siehe: Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von dems., Frankfurt a. M. 2013, S. 5-33; hier S. 5.

Der Baakenhafen

Inszenierungsort für Vorstellungen von Deutschland als Kolonialmacht

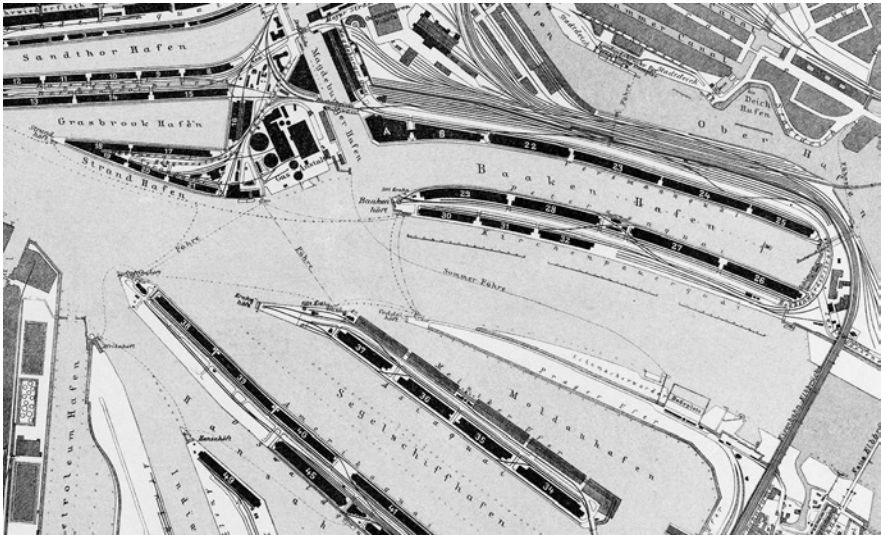
JAN KAWLATH

Der Baakenhafen ist das östlichste Hafenbecken der HafenCity Hamburg und grenzt direkt an die Elbbrücken an. Aktuell bildet er das Kernstück des letzten großflächigen Bauabschnitts in dem prestigeträchtigen Stadtentwicklungsprojekt. Die alte Bebauung ist nahezu komplett entfernt worden, und an beiden Kaiufern entstehen Neubauten, die teilweise schon bewohnt und genutzt werden. Am östlichen Ende des Hafenbeckens, gleich neben der neuen U- und S-Bahnstation »Elbbrücken«, wurde am 4. Juni 2021 der »Amerigo-Vespucci-Platz«, als größter öffentlicher Platz in der HafenCity, eröffnet. Auf Empfehlung der Kulturbehörde, der HafenCity GmbH und des Hamburger Staatsarchivs hat der Hamburger Senat 2013 die Benennung des Platzes beschlossen, um die »alten und neuen überseeischen Verbindungen Hamburgs als Welthafenstadt« und die Rolle von sogenannten »Entdeckern« bei der Schaffung globaler Handelsbeziehungen zu repräsentieren.¹ In dieser Umgestaltung und Neu-deutung der Straßen- und Platznamen im Baakenhafen und in der gesamten HafenCity hat Tania Mancheno sehr treffend die zugrundeliegende eurozentrische und affirmierende Geschichtserzählung der europäischen Expansion analysiert.²

Zusätzlich zur aktuellen Praxis der Namensgebung hat der Baakenhafen als (post-) kolonialer Erinnerungsort noch weitere historische Bedeutungsebenen. Als Teil des Hamburger Freihafengebiets war er in weltweite Handelsbeziehungen eingebunden, die bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts direkt vom Kolonialismus geprägt waren.³ In der Zeit vor dem Ersten Weltkrieg konzentrierten sich im Baakenhafen aber nicht nur globale und koloniale Handelsbeziehungen. Im Auftrag der deutschen Regierung wurden auf Schiffen der ansässigen Reedereien deutsche Kolonialsoldaten mitsamt ihrer Ausrüstung verschifft, um die deutsche »Weltpolitik« und die Machtansprüche in den deutschen Kolonien mit Gewalt durchzusetzen und abzusichern.

- 1 HafenCity GmbH: Informationen zur Namensgebung des Amerigo-Vespucci-Platzes, 04. Juni 2021, https://www.hafencity.com/_Resources/Persistent/5/8/3/4/58343f08ee810226c7edcd2740c0312cf61f8e9/210604_Namensbenennung_AV-Platz.pdf (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).
- 2 Tania Mancheno: All change, please! Über die Un-/Möglichkeiten der Dekolonialisierung des öffentlichen Raumes in Hamburg, in: ZAG. Antirassistische Zeitschrift 70, Berlin 2015, S. 27; sowie ihr Beitrag in diesem Sammelband zur HafenCity.
- 3 Lars Amenda: »Tor zur Welt«. Die Hafenstadt Hamburg in Vorstellungen und Selbstdarstellung 1890-1970, in: »Tor zur Welt«. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert, hg. von dems. und Sonja Grünen, Hamburg, München 2008, S. 8-101; hier besonders S. 10 f. Vgl. ferner die Beiträge von Florian Wagner zur Speicherstadt und zum Hafen in diesem Band.

Diese Truppentransporte von deutschen Kolonialsoldaten stehen hier im Mittelpunkt. Ziel ist es dabei, aufzuzeigen, dass die Truppentransporte nicht rein formale militärisch-logistische Vorgänge waren, die im Verborgenen stattfanden. Die Truppentransporte wurden gezielt genutzt, um Vorstellungen von Deutschland als Kolonialmacht und die Ausübung kolonialer Gewalt öffentlich zu inszenieren und legitimieren.⁴ Der Baakenhafen war nicht der einzige Ort im Hamburger Hafen, an dem diese Inszenierungen stattfanden. Er eignet sich aber besonders gut, um aufzuzeigen, wie in Hamburg eine spezifische »Feierkultur« entstanden ist und wie diese über verschiedene Kolonialkriege⁵ hinweg aufrechterhalten wurde.



Lage des Baakenhafens im Nord-Osten des Hamburger Hafengebiets.
An den Kaiufern sind die nummerierten Kaischuppen zu erkennen.

Der Baakenhafen selbst ist im Zuge der Modernisierung des Hamburger Hafens im späten 19. Jahrhundert entstanden.⁶ Mit diesem Umbau wollte die Stadt Hamburg den Anschluss an andere Hafenstädte und den expandierenden Welthandel absichern. Die Eröffnung war im Jahr 1887, und benannt wurde das Hafenbecken nach der Elbinsel Baakenwerder, die vorher an ungefähr derselben Stelle lag.

4 Für methodische und theoretische Überlegungen zu Inszenierungen und Ritualen: Jan Kawlath: Der Hamburger Hafen und der deutsche Kolonialkrieg in Namibia. Die Inszenierung kolonialer Gewalt im Baakenhafen 1904-1907, München 2019, S. 23-26.

5 Als Kolonialkrieg verstehe ich hier eine räumlich und zeitlich großflächige bzw. langandauernde Ausübung von militärischer Gewalt, die sich deutlich von der alltäglichen, permanenten Gewaltanwendung in den Kolonien unterschied. Vgl. ebd., S. 10 f.

6 Dieser Abschnitt ist eine Zusammenfassung des 2. Kapitels in: ebd., S. 28-34.

Der am südlichen Kaiufer gelegene Petersenkai wurde bis Ende 1903 komplett an die Hamburg-Amerika Linie (HAL) vermietet, die aufgrund von Platzmangel in den Kaiser-Wilhelm-Hafen auf Kuhwerder umzog. Ab Anfang 1904 hatten die drei Reedereien Woermann-Linie, Deutsche Ost-Afrika Linie (DOAL) und Deutsche Levante-Linie das Kaiufer angemietet. Die Woermann-Linie und die DOAL blieben bis in die frühen 1940er Jahre in den Schuppen am Petersenkai, bis diese im Zweiten Weltkrieg zum größten Teil zerstört wurden. In den folgenden Jahren ist das sogenannte »Afrika-Terminal« entstanden, an dem weiterhin Schiffe für den außereuropäischen Seehandel be- und entladen wurden, bis das Terminal 1999 für das HafenCity-Projekt als gewerbliche Kaianlage aufgegeben wurde. Als letztes Stück des »Afrika-Terminals« ist der »Kakaospeicher« am westlichen Ende des Petersenkais bis heute erhalten geblieben.

Koloniale Truppentransporte in Hamburg

Gegen die deutsche Kolonialpolitik gab es von Anfang an Widerstand in den Kolonien, und zur Absicherung der Kolonialansprüche war seit Beginn militärische Gewalt notwendig. Bereits am 30.10.1884, nach wenigen Monaten einer offiziellen deutschen Kolonialpolitik, wurden mit der Aussendung des neugegründeten »Westafrikanischen Geschwaders« aus Wilhelmshaven die ersten Soldaten ausgeschifft.⁷ Über Hamburg reisten die ersten Kolonialsoldaten spätestens ab dem 16.6.1894, als der bis dahin größte Transport von Kolonialsoldaten mit ca. 260 Soldaten an Bord des Schiffes »Lulu Bohlen« von der Woermann-Linie vom Strandhafen abfuhr.⁸ Im Mai 1896 war bereits eine öffentliche Diskussion über die Angemessenheit der Inszenierung der Kolonialsoldatentransporte entstanden, und es wurde gefordert, die ausreisenden Truppen ehrenvoll zu verabschieden, um so deutlich zu machen, dass sie »für den Ruhm und die Macht des großen Vaterlandes« kämpften.⁹

Im Baakenhafen selbst fanden die ersten Transporte im Kontext der deutschen Kolonialpolitik spätestens im Zuge des deutschen Kolonialkriegs in China statt. Ende August 1900 gab es an Bord der »Brigavia« der HAL den größten und teuersten Kriegsmaterialtransport von Hamburg nach China.¹⁰ Den vermutlich ersten Truppentransport von Kolonialsoldaten im Baakenhafen gab es am 15.7.1901, als ein Ablösungstransport von ca. 900 Soldaten vom Versmannkai, dem nördlichen Kaiufer des Baakenhafens, losfuhr.¹¹

7 Heiko Herold: Reichsgewalt bedeutet Seegewalt. Die Kreuzergeschwader der Kaiserlichen Marine als Instrument der deutschen Kolonial- und Weltpolitik 1885 bis 1901, München 2013, S. 25-29.

8 Berliner Tageblatt, 16.6.1894, Nr. 300, S. 6; Hamburger Nachrichten, 16.6.1894, Nr. 140, Beilage 1, S. 1.

9 Hamburgischer Correspondent, 22.5.1896, Nr. 355, S. 12.

10 Hamburgische Börsenhalle, 26.8.1900, Nr. 398, S. 7; dies., 30.8.1900, S. 13.

11 Hamburgischer Correspondent, 15.7.1901, Nr. 326, zit. nach Staatsarchiv Hamburg (StArchHH) III-1_46618, fol. 80.

Für den Baakenhafen ließen sich bis jetzt insgesamt 86 Truppen- und Materialtransporte recherchieren, die zwischen August 1900 und Mai 1907 dort ankamen oder abfuhren. Dabei machten die Transporte im Kontext des Kolonialkriegs in Deutsch-Südwestafrika den Hauptteil aus: Hier gab es 73 Truppen- und Materialtransporte mit insgesamt 23.145 Militärangehörigen und 11.065 Pferden, die alle zwischen Januar 1904 und Mai 1907 am Petersenkai ankamen oder abfuhren.¹² Während des Kolonialkriegs in China und der folgenden Besatzungszeit wurden zwischen August 1900 und November 1903 insgesamt zehn Transporte über den Baakenhafen abgefertigt. Anfang 1906 kamen zwei Rücktransporte der Marineinfanterie aus Deutsch-Ostafrika am Petersenkai an, und im Dezember 1902 ging ein Transport mit ca. 125 Marinesoldaten für eine Seeblockade vor der Küste Venezuelas vom Petersenkai ab.

Die Truppentransporte im Baakenhafen lassen sich in zwei grobe Phasen einteilen: zunächst die Phase vom Dezember 1893 bis Ende 1903, in der die HAL den Petersenkai gepachtet hatte.¹³ In dieser Phase gingen die Transporte vor allem nach China bzw. Ostasien. In der zweiten Phase von 1904 bis 1914 fanden im Baakenhafen fast ausschließlich Truppentransporte in die deutschen Kolonialgebiete auf dem afrikanischen Kontinent statt.

Erste Phase: Truppentransporte Ostasien

Truppentransporte von deutschen Marinesoldaten nach Ostasien gab es schon seit den 1860er Jahren, um die Interessen deutscher Handelsfirmen in China und Japan abzusichern.¹⁴ Nach der Gründung des Deutschen Kaiserreichs intensivierten sich diese Handelsinteressen und im November 1897 wurde die Kiautschou-Bucht von deutschen Marinesoldaten besetzt und in Tsingtau – dem heutigen Qingdao – ein deutscher Marinestützpunkt an der chinesischen Küste eingerichtet.¹⁵ Diese Intensivierung der deutschen Kolonialpolitik in China mit der Gründung einer Marinestation an der chinesischen Küste machte regelmäßige Truppentransporte notwendig, die hauptsächlich mit Schiffen des Norddeutschen Lloyds (NL) aus Bremen und der HAL durchgeführt wurden, da diese den Liniendienst für die Passagier- und Güterfahrt zwischen Deutschland und China dominierten.¹⁶

Den Höhepunkt erreichten die Truppentransporte im Kontext des Kolonialkriegs in Ostasien – des sogenannten »Boxerkriegs« von 1900 bis 1901¹⁷ – sowie der anschließenden Besatzungszeit: Im Rahmen dieses von acht alliierten Kolonialmächten geführten Kolonialkriegs gegen China wurde die bis dahin größte Kampftruppe aus

12 Kawlath (Anm. 4), S. 111.

13 Arnold Kludas: Die Geschichte der Hapag-Schiffe. Band 1: 1847-1900, Bremen 2007, S. 107.

14 Herold (Anm. 7), S. 100.

15 Ebd., S. 283-293.

16 Kludas (Anm. 13), S. 164.

17 Vgl. dazu die Beiträge von Yixu Lü zu Waldersee und von Julian zur Lage zur Gedenktafel im Michel in diesem Band.

Deutschland entsendet, die aus 19 Kriegsschiffen und 21.212 Soldaten bestand.¹⁸ In aller Eile wurde am 10.6.1900 in Bremen über die Truppentransporte verhandelt¹⁹ und dabei festgelegt, dass alle Ausschiffungstransporte der neu aufgestellten Interventions-truppe für den Kolonialkrieg – des sogenannten »Ostasiatische Expeditionskorps« – aus Bremerhaven abfahren sollten. Das benötigte Material wurde mit insgesamt zwölf Materialtransporten vom Hamburger Hafen zum Kriegsschauplatz befördert.²⁰ Ende September 1900 waren 14 Schiffe der HAL und 15 Schiffe des NL im Einsatz, um Soldaten und Kriegsmaterial in den Kolonialkrieg nach China zu transportieren.²¹

Der erste Truppentransport, der vom Baakenhafen abfuhr, war ein Ablösungs-transport für die Soldaten der »Ostasiatischen Besatzungs-Brigade« in China, die das vorherige »Expeditionskorps« ersetzte. Am 15.7.1901 fuhr knapp 900 Soldaten und Militärangehörige mit dem Schiff »Bahia« der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft vom Versmannkai im Baakenhafen ab. Vorher gab es für sie in den Passagierhallen der HAL am benachbarten Strandhafen²² auf Kosten des Senats einen Empfang, mit einem kalten Frühstück, Getränken und Zigarren als sogenannte »Liebesgaben«. Für die einfachen Soldaten gab es Butterbrote und Bier, während die Offiziere Mosel- und Bordeauxwein zu einem großen Frühstück erhielten.²³ Die Bewirtung der Soldaten übernahmen Freiwillige des Hamburger Roten Kreuzes, das vom Hamburger Senat mit der Durchführung der gesamten Feier beauftragt war. Als Begleitung zum Frühstück spielte eine Musikkapelle auf der Veranda der Passagierhallen zur Unterhaltung patriotische Musik, und die Soldaten sangen beim Frühstück Abschiedslieder und schrieben Postkarten, die sie ebenfalls als »Liebesgaben« erhielten. Karl Sauer, der erste Vorsitzende des Hamburger Roten Kreuzes und Vizevorsitzende des Hamburger Kriegervereins, begrüßte die Soldaten anschließend mit einer Rede offiziell im Namen des Hamburger Senats. In dieser Rede erläuterte er die Motive des Senats für den Empfang: Die Soldaten sollten den »Platz [...] an der chinesischen Sonne«²⁴ verteidigen und die deutschen Kaufleute schützen. Aus Dankbarkeit und zur Anerkennung des freiwilligen Einsatzes hatte der Senat die Bewirtung befohlen und wünschte den Soldaten »eine glückliche und gesunde Heimkehr ins Vaterland«.²⁵

Nach dem Frühstück marschierten die Soldaten zurück zum Schiff und gingen an Bord. Während das Schiff ablegte, gab es von den Soldaten an Bord und dem Publikum an Land ein dreifaches Hurra auf den Kaiser, und es wurde begeistert die

18 Herold (Anm. 7), S. 359 f.

19 Admiralstab der Marine: Die Kaiserliche Marine während der Wirren in China 1900-1901, Berlin 1903, S. 171.

20 Reichstag: Denkschrift, betreffend die Expedition nach Ostasien, in: Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. X. Legislaturperiode. II. Session. 1900/1902, Bd. 1, Berlin 1901, S. 226.

21 Hamburgische Börsenhalle, 28.9.1900, Nr. 454, S. 2.

22 Hamburgischer Correspondent, 15.7.1901, Nr. 326, zitiert nach StArchHH III-I_46618, fol. 61.

23 StArchHH III-I_46618, fol. 65.

24 Hamburgischer Correspondent, 15.7.1901, Nr. 326, zitiert nach StArchHH III-I_46618, fol. 61.

25 Ebd.

»Nationalhymne«²⁶ gesungen. Diesen Moment hat Karl Sauer, in einem persönlichen Bericht über die Truppenverabschiedung an den Senatssekretär Dr. Hagedorn, als besonders beeindruckend und mit einer mächtigen Wirkung auf alle Zuschauer*innen beschrieben. Ebenso werde ihm der Anblick der Soldaten in ihren schicken Tropenuniformen, die bis hoch hinauf in der Takelage des stolzen Schiffes standen, lange in guter Erinnerung bleiben.²⁷ Leider sind keine genaueren Zahlen zum Publikum bekannt, aber es ist davon auszugehen, dass relativ viele Zuschauer*innen anwesend waren, da der Senat den Chef der Polizei vorher schon beauftragt hatte, das Kaiufer durch die Polizei abzusperren.²⁸

In einem Artikel über die Truppenverabschiedung im »Hamburgischen Correspondenten«, einer der damals größten und meistgelesenen Zeitungen Norddeutschlands, wurde der gesamte Einsatz der Soldaten zu einer »schönen Sommerreise« verklärt, auf die sich die Soldaten und Offiziere schon sehr freuten.²⁹ Der gesamte Ablauf der Feier und die Interpretationen in den Reden und dem Zeitungsartikel zeigen deutlich, wie der Kolonialkrieg und die koloniale Gewalt mit diesen Veranstaltungen legitimiert und normalisiert wurden. Dabei wurden die Feiern vom Hamburger Senat als eine politische Bühne genutzt, um den Soldaten zu verdeutlichen, dass sie die Interessen Hamburgs durchsetzten und sowohl der Senat als auch die Bewohner*innen der Stadt hinter ihnen standen und sie unterstützten.

Insgesamt sind mindestens 23 Transporte von 1900 bis 1914 in Hamburg angekommen bzw. abgefahren, die im Kontext des Kolonialkriegs in China, der folgenden Besatzungszeit oder der Ablösung von deutschen Soldaten in Ostasien standen. Der Senat hatte schon am 22.8.1900 beschlossen, einen Empfang mit Verpflegung für Truppenteile des »Ostasiatischen Expeditionskorps« auszurichten, die auf der Durchreise zur Ausschiffung in Bremerhaven oder Wilhelmshaven waren.³⁰ Dies waren 18 weitere Truppentransporte, für die in Hamburg vom Juni 1900 bis Oktober 1901 Feierlichkeiten im Auftrag des Senats stattfanden. In den meisten Fällen fanden diese Feiern im Hannoverschen Bahnhof statt, der direkt nördlich an den Baakenhafen angrenzte. Heute befindet sich dort der Lohsepark mit dem Gedenkort »denk.mal Hannoverscher Bahnhof«, an dem der mehr als 8.000 Jüdinnen*Juden, Rom*nja und Sinti*zas gedacht wird, die von hier aus zwischen 1940 und 1945 in Ghettos, Konzentrations- und Vernichtungslagern deportiert wurden.³¹

Die Feiern für die Truppentransporte der deutschen Kolonialsoldaten am Hannoverschen Bahnhof liefen sehr ähnlich ab wie die Feiern am Baakenhafen. Die Soldaten

26 Da es im Deutschen Kaiserreich keine offizielle Nationalhymne gab, wurde meistens entweder »Das Lied der Deutschen« oder »Heil Dir im Siegerkranz« gesungen. Vgl. hierzu: Kawlath (Anm. 4), S. 52–55.

27 StArchHH III-I_46618, fol. 62.

28 Ebd., fol. 48 & 60.

29 Hamburgischer Correspondent, 15.7.1901, Nr. 326, zitiert nach StArchHH III-I_46618, fol. 61.

30 StArchHH III-I_46618, fol. 5a.

31 <https://hannoverscher-bahnhof.hamburg.de> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

wurden im Namen des Senats begrüßt, erhielten eine kleine Verpflegung sowie Zigarren und Postkarten als »Liebesgaben«. Später kamen auch noch Transporte hinzu, die auf der Rückreise aus China waren und Hamburg auf ihrem Weg in die Garnisonsstandorte passierten.³²

Zweite Phase: Truppentransporte Afrika

Nur wenige Wochen, nachdem die drei Hamburger Reedereien zum 1.1.1904 gemeinsam den Petersenkai samt Kaischuppen von der Finanzdeputation Hamburg für zehn Jahre neu angemietet hatten,³³ fuhr am 30.1.1904 von dort der erste Truppentransport aus Hamburg für den Kolonialkrieg in der deutschen Kolonie Deutsch-Südwestafrika ab.³⁴ Insgesamt gab es mindestens 73 Truppentransporte, die zwischen Januar 1904 und Mai 1907 am Petersenkai ankamen oder abfuhren. Es wurden dabei 18.872 Militärangehörige vom Petersenkai mit 39 Transporten in den Krieg verschifft, was über 90 % der Militärangehörigen entspricht, die im Krieg im Einsatz waren.³⁵

Bei den Rücktransporten ändert sich dieses Bild: Von den mindestens 53 Rücktransporten mit insgesamt 10.684 Militärangehörigen kamen 34 Transporte mit 4.273 Militärangehörigen am Petersenkai an, was ungefähr 40 % entsprach. Allerdings sind die Zahlen für ganz Hamburg und den gesamten Krieg hier weniger aussagekräftig, da kleinere Rücktransporte unter 20 Personen nicht in den Statistiken auftauchten und die Angaben über die Rücktransporte im April 1907 endeten,³⁶ als sich noch über 9.000 Militärangehörige in Deutsch-Südwestafrika befanden.³⁷ Außerdem sind zwölf der Rücktransporte mit über 5.000 Militärangehörigen zwar im Hamburger Stadtgebiet angekommen, aber außerhalb des Baakenhafens. Diese Transporte trafen in Cuxhaven ein, was damals zu Hamburg gehörte, weshalb sie ebenfalls im Namen des Hamburger Senats begrüßt wurden.³⁸ Wenn diese Transporte mitgerechnet werden, sind insgesamt 10.605 Militärangehörige im Hamburger Stadtgebiet angekommen und im Auftrag des Senats empfangen worden, was 99 % der hier recherchierten Rücktransporte entspricht. Bei den Truppentransporten wurden aber nicht nur Soldaten mit den Schiffen befördert, sondern ebenso Waffen, Proviant und Ausrüstungsmaterialien. Ebenfalls wurden zusammen mit den Soldaten mindestens 11.065 Pferde in den Krieg transportiert, die als Militärpferde ein wichtiges Transportmittel im Krieg waren.

32 StArchHH III-1_46618.

33 Kawlath (Anm. 4), S. 31.

34 Hamburger Nachrichten, 30.1.1904, Nr. 75, S. 5 f.

35 Kawlath (Anm. 4), S. 110.

36 Kommando der Schutztruppen im Reichs-Kolonialamt: Sanitäts-Bericht über die Kaiserliche Schutztruppe für Südwestafrika während des Herero- und Hottentottenaufstandes für die Zeit vom 1. Januar 1904 bis 31. März 1907, Berlin 1909, S. 242.

37 Ebd., S. 2.

38 Kawlath (Anm. 4), S. 36.

Aus den bis hier recherchierten Daten wird schon deutlich, welche zentrale Rolle der Baakenhafen bei den Truppentransporten für den Kolonialkrieg in Deutsch-Südwestafrika hatte: Fast alle Transporte gingen aus Hamburg ab – lediglich drei Transporte mit ca. 770 Schutztruppensoldaten fuhren aus Cuxhaven bzw. Wilhelmshaven ab –, und zwei Drittel der Rücktransporte kamen am Baakenhafen wieder an.³⁹ Der Baakenhafen und im Besonderen das südliche Ufer – der Petersenkai – sind somit zentrale Orte für die Rolle Hamburgs im Kolonialkrieg gegen die Ovaherero und Nama.

Bei jedem der Transporte war ein Vertreter des Hamburg Senats anwesend, um die Transporte offiziell zu verabschieden oder zu begrüßen. Zu Beginn der Transporte waren einzelne Senatoren vor Ort, und im April 1904 war auch Bürgermeister Mönckeberg bei einer Verabschiedung. Ab 1906 kam Senatssekretär Anton Hagedorn regelmäßig zu den Feiern bei den Truppentransporten. Seine Hauptfunktion als Senatssekretär war die Organisation von Festen, die der Senat ausrichtete, und die offizielle Vertretung des Senats bei Versammlungen und Festakten.⁴⁰ Im späteren Verlauf des Krieges hat Karl Sauer die Rolle der Vertretung des Senats hauptsächlich übernommen.

Auch bei diesem Kolonialkrieg hatte der Hamburger Senat wieder wirtschaftliche und politische Interessen für den Standort Hamburg, die Karl Sauer bei einer Rede im Namen des Senates an die abfahrenden Soldaten im April 1904 benannte:

Daß Hamburg gerade ein ganz besonderes Interesse an der Niederwerfung des Aufstandes in unseren südwestafrikanischen Kolonien wie überhaupt an allen überseeischen Unternehmungen des Deutschen Reiches nimmt, die darauf gerichtet sind unsere Handels- und Schifffahrtsinteressen zu heben und zu stärken, ist in der Natur seiner Lebensbedingungen begründet.⁴¹

Es gab aber nicht nur von Seiten des Senats ein großes Interesse an den Truppentransporten im Kolonialkrieg. Auch die Bewohner*innen der Stadt Hamburg nahmen begeistert an den Feiern teil und verabschiedeten gemeinsam mit den Angehörigen die Soldaten. Gerade in der Frühphase des Krieges wurden die Feiern von einem pathetischen und rassistischen Nationalstolz getragen, der sich auch in der Berichterstattung ausdrückte.⁴²

Die Musik spielt ›Deutschland, Deutschland über alles!‹ Und mit einem Mal fallen alle ein, die vielen Hundert, die im Kaischuppen stehen und Offiziere und Soldaten an Bord. [...] Gewaltig braust das Lied empor, während das Schiff langsam von der

39 Ebd.

40 Ebd., S. 58.

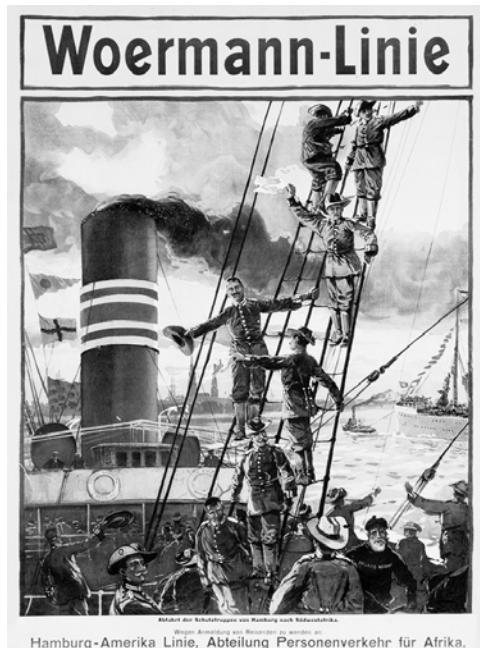
41 Hamburger Nachrichten, 25.2.1904, Nr. 141, Beilage I, S. 2.

42 Kawlath (Anm. 4), S. 37-61; S. 110-115.

Kaimauer weggeleitet. Ein donnerndes Hurra klingt herüber und hinüber, und nun stimmen sie an Bord ›Die Wacht am Rhein‹, das alte deutsche Trutzlied, an.⁴³ Auf den beigelegten Ladebäumen, auf der vierkantigen Spreelatte am Bug sitzen sie und stehen sie, die Krieger, die die große Mutter Germania hinaus senden will, um mordbrennerische, schwarze Volksstämme zum Frieden zu bringen. [...] [Zwei Schlepper] verbinden sich durch eiserne Trossen mit dem Schiffskoloß, der ein schwimmendes Stück Deutschland repräsentiert und im fernen dunklen Weltteil für deutsche Macht und Art wirken soll. [...] Auf dem [Hafenschiff, J. K.] ›Bürgermeister‹ grüßt sie Senator Dr. Lappenberg als Vertreter Hamburgs. Weil unser Vaterland größer sein muß, müssen die wackeren Scharen hinaus in die bedrohte Kolonie.⁴⁴

Die Militärbehörden, der Senat und die Woermann-Linie gestalteten einen festlichen Rahmen für die Truppentransporte, mit dem aus relativ formell-logistischen Vorgängen des Militärs – in heutigen Worten – Events im Hamburger Hafen wurden. Die Woermann-Linie nutzte diese öffentliche Aufmerksamkeit geschickt und begann bereits gegen Ende des Jahres 1904 die Truppentransporte als Motiv für ein Werbeplakat zu verwenden, das der bekannte Marine-Maler Willy Stöwer gemalt hat.⁴⁵

Die Truppenabschiede am Petersenkai waren in den meisten Fällen in drei Teile geteilt: zunächst die Ankunft der Soldaten am Petersenkai per Zug, dann die eigentliche Abschiedsfeier am Kaiufer und zum Schluss das Ablegen der Schiffe, bei dem sich die Zuschauer*innen am Ufer und die Soldaten an Deck gegenseitig zujubelten. In vielen Fällen hatten die Soldaten nach ihrer Ankunft noch mehrere Stunden Urlaub, bevor das Schiff ablegte, den die meisten wohl nutzten, um

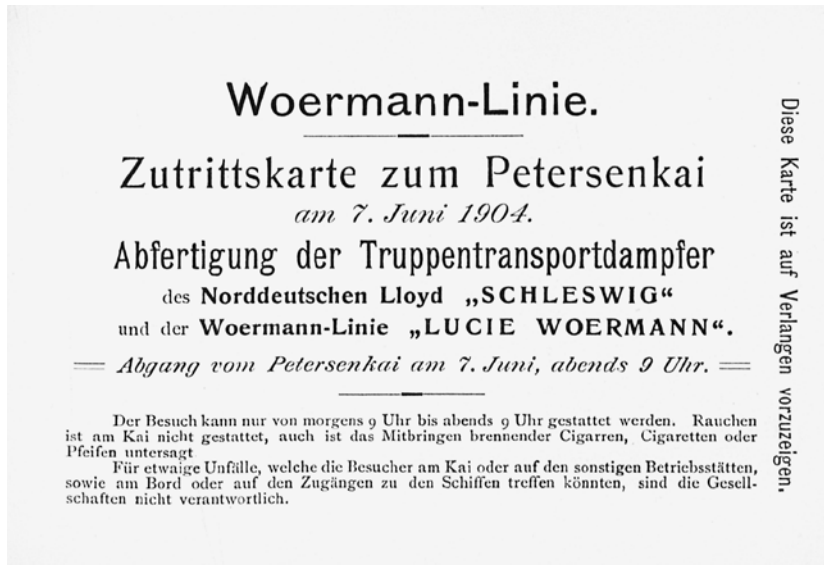


Deutsche Kolonialsoldaten als Werbemotiv der WL und HAL für Schiffsreisen zum afrikanischen Kontinent

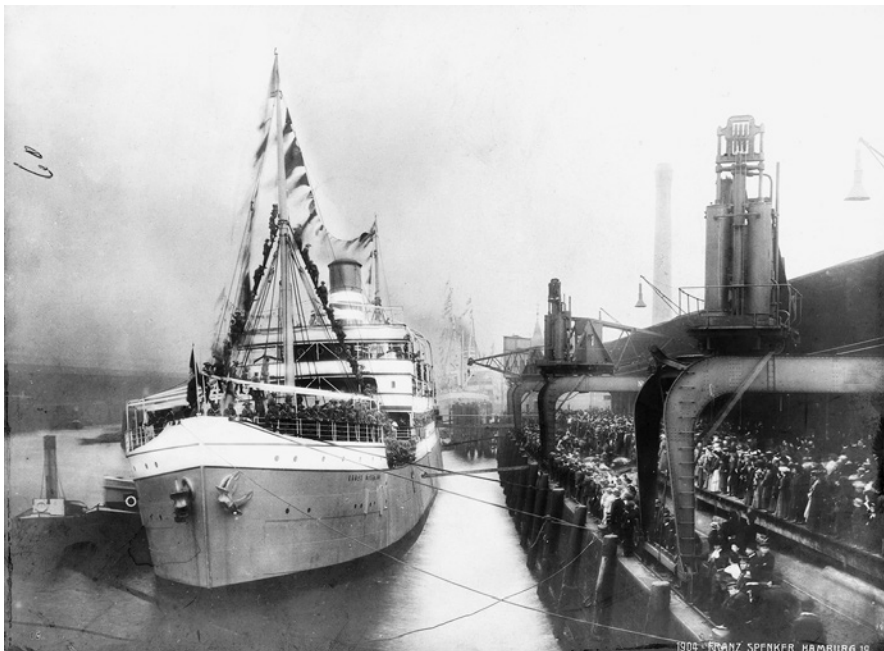
43 Neue Hamburger Zeitung, 30.1.1904, Nr. 50, Beilage 1, S. 1.

44 Ebd., 7.2.1904, Nr. 63, S. 2 f.

45 Kawlath (Anm. 4), S. 60.



Zutrittskarte für eine Truppenverabschiedung am 07.06.1904 im Baakenhafen



Abfahrt der »Ernst Woermann« am 30.09.1904 von Schuppen 28 am Petersenkai.
Foto von Franz Spenker

in die nahegelegene Innenstadt zu gehen. Über diesen Zeitraum ist nur wenig berichtet, aber verschiedene Funde deuten an, dass die Soldaten diese Zeit für letzte Einkäufe und Besorgungen nutzten, aber auch Kneipen und Bordelle besuchten.⁴⁶

Die größte Gruppe am Kaiufer waren in den meisten Fällen die zivilen Zuschauer*innen, die hauptsächlich Verwandte und Bekannte der Soldaten waren. Für den direkten Zugang zum Kai gab die Woermann-Linie mehrere hundert Zutrittskarten im Voraus aus, die zum Betreten des Kais berechtigten.⁴⁷

Wenn das Wetter und vor allem die Uhrzeit zusammenpassten, fanden sich zusätzlich tausende Zuschauer*innen an den Ufern des Hafens ein, die die Soldaten auf den vorbeifahrenden Schiffen mit begeistertem Jubel grüßten und verabschiedeten. Bei einem Truppentransport im September 1904 am Petersenkai war der Fotograf Franz Spenker anwesend, und ein Foto von ihm gibt einen guten Eindruck von der damaligen Szenerie im Baakenhafen.⁴⁸

Deutlich zu erkennen ist das dicht gedrängte Publikum am Kaiufer und die Soldaten an Bord des ablegenden Schiffes. Auf beiden Schiffen auf dem Foto ist festlicher Flaggen-schmuck gehisst, der zusammen mit der anwesenden Militärkapelle den festlichen Rahmen der Inszenierung deutlich machte.

Auch bei den Truppentransporten während des Kolonialkrieges in Namibia erhielten die Soldaten »Liebesgaben« als Geschenke auf Kosten des Senats. In der Regel waren dies Zigarrentaschen aus Leder oder Bast, die mit dem Wappen der Stadt Hamburg und einem speziellen Aufdruck oder Prägung versehen waren.

Zu den mit Zigarren gefüllten Taschen gab es Ansichtskarten, welche die Soldaten meistens als letzten Gruß aus der Heimat direkt verschickten.

Im Vergleich zu der teilweise begeisterten Stimmung bei den Truppenverabschiedungen liefen die Truppenempfänge am Petersenkai dezenter ab. Dies hing vermutlich



Drei Exemplare der Zigarrentaschen vom Hamburger Senat für die Kolonialsoldaten

46 Ebd., S. 40.

47 Ebd., S. 41.

48 Ebd., S. 43 f.

damit zusammen, dass in Hamburg vornehmlich kranke und verletzte Soldaten – die teilweise auch Invalide waren – ankamen und aus Rücksichtnahme oder Pietätsgründen die Ankunft ruhiger gestaltet wurde. Die Zeitungen berichteten weder über eine Musikkapelle noch eine festliche Beflaggung der anderen Schiffe im Baakenhafen, womit der große festliche Rahmen bei den Truppenempfängen fehlte.⁴⁹

Wenn die Transporte in Hamburg ankamen, erhielten die Soldaten nach einer medizinischen Untersuchung an Bord, wie schon bei der Ausreise, die »Liebesgaben« des Senats. Federführend war bei den Verteilaktionen wieder Karl Sauer, der zusätzlich noch eine Ansprache hielt, in der er die Soldaten offiziell im Namen des Senats begrüßte und ihren Dienst im Kolonialkrieg als »Heldentat« glorifizierte.⁵⁰ Auch wenn die heimgekehrten Soldaten viel medizinische und emotionale Unterstützung bei den Truppenempfängen erhielten, war die Aufmerksamkeit und das Interesse im Vergleich zu den Verabschiedungen viel geringer. Es gab allerdings zwei Ausnahmen, bei denen die Stimmung viel stärker den ersten euphorischen Truppenverabschiedungen zu Beginn des Krieges ähnelte. Dies waren die beiden Empfänge der zu den Zeitpunkten jeweils ehemaligen Oberkommandierenden der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika, Lothar von Trotha und Berthold von Deimling.⁵¹

Lothar von Trotha kam am 15.12.1905 am Petersenkai an, etwa anderthalb Jahre nachdem er am 20.5.1904 dort mit Musik und Jubel offiziell verabschiedet worden war.⁵² Bei der Ankunft gab es einen großen Empfang mit dem Ersten Bürgermeister Hamburgs, dem Oberbürgermeister Altonas, den Direktoren der beteiligten Reedereien sowie allen ranghohen Offizieren der Garnison Altona-Hamburg-Wandsbek.⁵³ Bereits einen Tag vor dem Empfang wurde der Petersenkai abgesperrt, und es begannen die Vorbereitungen.⁵⁴ Für die Feier wurde der Schuppen 28 leergeräumt und in den Nationalfarben Schwarz-Weiß-Rot mit Flaggentüchern und Girlanden sowie verschiedenen Nationalfahnen geschmückt. Im Morgengrauen hatten alle Schiffe im Baakenhafen wieder »über die Toppen« geflaggt, und schon um 8:30 Uhr waren am Kai viele Polizisten notwendig, um das zahlreiche Publikum zu ordnen.⁵⁵ Um 9 Uhr begann der offizielle Empfang, bei dem der Oberkommandierende des IX. Armeekorps eine Ansprache hielt, in der die Taten Lothar von Trothas und der Soldaten in Deutsch-Südwestafrika glorifiziert wurden und von Trotha den höchsten Orden »Pour le Mérite« bekam. Direkt danach begann die Musikkapelle »Deutschland, Deutschland über alles« zu spielen, und am Ende des Liedes hielt General von Trotha eine Rede, in der er deutlich machte, welche Ehre der Empfang durch den Oberkommandierenden und den Bürgermeister Burchard für ihn sei. In seinen Augen hatte er nur

49 Generell zu den Truppenempfängen am Petersenkai: ebd., S. 61-74.

50 Hamburgischer Correspondent, 19.12.1904, Nr. 597, Beilage 2, S. 1.

51 Generell zu diesen Empfängen: Kawlath (Anm. 4), S. 74-84.

52 Hamburger Nachrichten, 21.5.1904, Nr. 353, S. 2.

53 Kawlath (Anm. 4), S. 75 f.

54 General-Anzeiger für Hamburg-Altona, 15.12.1905, Nr. 294, S. 2.

55 Neue Hamburger Zeitung, 15.12.1905, Nr. 588, S. 5.

seine Pflicht als Soldat und Beamter erfüllt, und er war der Meinung, dass »noch nie ein so grausamer Krieg mit solcher Mäßigung durchgeführt« worden sei.⁵⁶ Am Ende der Zeremonie spielte die Musikkapelle die »Kaiserhymne«, und ein Großteil des Empfangskomitees begab sich anschließend an Bord, um im Speisesalon zu frühstücken, wobei Karl Sauer die »Liebesgaben« persönlich an die Soldaten verteilte.⁵⁷ An der Empfangsfeier für Lothar von Trotha wird besonders deutlich, wie mit den Inszenierungen koloniale Gewalt legitimiert, normalisiert und diese Feiern als eine politische Bühne genutzt wurden. Als Oberkommandierender im Kolonialkrieg in Namibia hat er den Genozid an den Ovaherero und Nama befohlen und ist für schwerste Kriegsverbrechen verantwortlich. Diese Verbrechen wurden von den Beteiligten nicht als solche benannt, sondern als »ehrenhafte Heldentaten« glorifiziert und ihre Zustimmung und Anerkennung ausgedrückt.

Der Empfang Berthold von Deimlings knapp anderthalb Jahre später am 2.5.1907 verlief relativ ähnlich. Aus den Zeitungsbereichen entsteht der Eindruck, dass am Kai nicht ganz so viel Publikum war wie bei dem Empfang von Lothar von Trotha. Es gab aber wieder eine Begrüßungszeremonie mit Ansprachen und nationalistischen Liedern, bei der Senator Otto Westphal und Senatssekretär Anton Hagedorn sowie Adolph Woermann und Arnold Amsinck anwesend waren.⁵⁸

Auch im zweiten großen Kolonialkrieg des Deutschen Kaiserreichs auf dem afrikanischen Kontinent – dem sogenannten »Maji-Maji-Krieg« von 1905 bis 1908 im heutigen Tansania, Burundi, Ruanda und Teilen Kenias – gab es zwei Truppentransporte, die am Petersenkai empfangen wurden. Aus der Sicht des deutschen Militärs unterschied sich dieser Krieg von dem in Deutsch-Südwestafrika vor allem dadurch, dass hier hauptsächlich Schwarze Söldner, die »Askaris«, aus verschiedenen afrikanischen Regionen gekämpft haben und die *weißen*⁵⁹ deutschen Soldaten ausschließlich die Offiziers- und Unteroffiziersränge gestellt haben.⁶⁰ Daher gab es im Vergleich zu den anderen beiden deutschen Kolonialkriegen auch viel weniger Truppentransporte aus und nach Deutschland. Die Verstärkungstruppen waren im Ganzen 227 Soldaten, die am 24.8.1905 aus Kiel mit der Bahn abfahren und von Triest mit einem Schiff des Österreichischen Lloyds nach Daressalam reisten. Bei der Rückreise kamen sie mit zwei getrennten Transporten am 14.3. und 18.4.1906 in Hamburg am Petersenkai an.⁶¹

Beide Transporte wurden mit einer offiziellen Begrüßungsfeier im Auftrag des Hamburger Senats empfangen, die in der gleichen Weise abliefen wie die Feiern im

56 Kawlath (Anm. 4), S. 76.

57 Hamburgischer Correspondent, 15.12.1905, Nr. 638, Beilage 1, S. 1.

58 Kawlath (Anm. 4), S. 77–80.

59 Mit der unterschiedlichen Schreibweise der Begriffe Schwarz und *weiß* soll hier auf die selbstermächtigende Verwendung des Begriffs Schwarz als Eigenbezeichnung von BiPoCs verwiesen werden, die in dieser Form einer *weißen* Position nicht zugänglich ist.

60 Vgl. den Beitrag von Jürgen Zimmerer zur Lettow-Vorbeck-Kaserne in diesem Band.

61 Medizinal-Abteilung des Reichs-Marine-Amts: Sanitätsbericht über die Marine-Expeditionskorps in Südwestafrika 1904/05 und in Ostafrika 1905/06, Berlin 1908, S. 60–63.

Kontext des Kolonialkrieges in China und in Deutsch-Südwestafrika. Nachdem das erste Schiff am 14.3.1906 am Petersenkai angelegt hatte, begrüßte Karl Sauer die Soldaten im Auftrag und im Namen des Hamburger Senats und führte in seiner Rede aus, dass die »deutsche Bevölkerung« stolz sei auf die Soldaten, die ihr Leben für »Deutschlands Ehre« eingesetzt hätten. Der kommandierende Offizier des Transportes hielt danach ebenfalls eine Rede, in der er Hamburgs Rolle im Welthandel unterstrich und deutlich machte, wie stolz die Soldaten auf diese Rolle waren. Am Ende der Rede gab es wieder ein Hoch auf Senat und Bürgerschaft, und im Anschluss wurden die Geschenke für die Soldaten verteilt, bevor diese in die bereitstehenden Züge stiegen und abfuhren.⁶²

Schluss

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts gab es am Baakenhafen in Hamburg eine etablierte öffentliche Festkultur, um die kolonialen Truppentransporte zu begleiten und diese als eine politische Bühne für verschiedene Akteur*innen zu nutzen. Der Hamburger Senat und verschiedene Hamburger Reedereien präsentierten sich hier als zentrale Akteure in der Kolonialpolitik und der kolonialen Weltwirtschaft, während das Militär die eigene Rolle für die Umsetzung dieser Ziele demonstrierte. Die Mehrheit der Transporte bekam viel Aufmerksamkeit von Seiten der Politik, Presse und der Stadtbewohner*innen. Damit sind sie ein Beispiel für das große öffentliche Interesse innerhalb Hamburgs, das während der aktiven Kolonialpolitik des Kaiserreichs an kolonialen Themen gezeigt wurde. Über die Inszenierungen der Truppentransporte waren die Kolonialpolitik Deutschlands und die dafür als notwendig erachteten Kolonialkriege in der Hamburger Öffentlichkeit präsent, und die Bewohner*innen der Stadt konnten die Inszenierungen gleichzeitig erleben und ein Teil von ihnen sein.

Die Verbindung zwischen den Soldaten und der Stadt wurde symbolisch in den »Liebesgaben« deutlich. Für die Soldaten bedeuteten sie eine Anerkennung ihrer Bereitschaft, in den Krieg zu ziehen, und ein Andenken an ihren Einsatz.⁶³ Die »Liebesgaben« waren eine psychologische und emotionale Unterstützung der Soldaten durch den Senat der Stadt Hamburg, die über mehrere Jahre und Kolonialkriege hinweg aufrechterhalten wurde.

Der Baakenhafen als ein (post-)kolonialer Erinnerungsort hat somit drei zentrale Ebenen: zunächst eine ökonomische und infrastrukturelle Ebene, als ein globales Reise- und Logistikzentrum für Menschen, Tiere und Güter im Hamburger Hafen, welches in das vom Kolonialismus geprägte weltweite Handelssystem eingebettet war. Daneben war er aber auch ein Ort, an dem Vorstellungen von Deutschland als Kolonialmacht und der Herrschaftsanspruch über andere Menschen inszeniert und legitimiert wurden. Zu diesen beiden historischen Ebenen tritt die aktuelle Praxis der

62 Hamburgischer Correspondent, 15.3.1906, Nr. 135, Beilage 2, S. 2.

63 Hamburgischer Correspondent, 1.10.1904, Nr. 500, Beilage 2, S. 2.

Benennung von Straßen und Plätzen im Baakenhafen und in der HafenCity nach europäischen Kolonisatoren.

Aus einer geschichtswissenschaftlichen Perspektive kommen dem Baakenhafen und im Besonderen dem Petersenkai zentrale Rollen in der Kolonialgeschichte Hamburgs zu, die in der Erinnerungslandschaft angemessen berücksichtigt werden müssen. An diesem Ort wäre es möglich, sich kritisch mit der Rolle der Stadt Hamburg in Kolonialkriegen des Deutschen Kaiserreichs auseinanderzusetzen und einen Ort zu schaffen, an dem der Opfer dieser kolonialen Gewalt gedacht werden könnte.

›Afrikahaus‹: Sitz des Woermann-Konzerns

Ein Kapitel kolonialer Globalisierung

KIM SEBASTIAN TODZI

Wer nach einem zentralen (post-)kolonialen Erinnerungsort in Hamburg sucht, der gleichzeitig ein geographischer Ort und ein *Ort* der kollektiven Erinnerung an den deutschen Kolonialismus ist, wird fündig im Herzen der Hamburger Innenstadt, in der Großen Reichenstraße 37. Zwischen einem Bürokomplex und einem Parkhaus steht ein sechsgeschossiges Kontorgebäude mit dem Schriftzug ›Afrikahaus‹ aus goldenen Lettern über dem Torbogen und einer auffälligen Fassade aus weiß-grün-blauen Keramikfliesen. Rechts von der Hofeinfahrt steht eine Bronzestatue. Sie zeigt einen Krieger, mit Schild und Speer bewaffnet, mit einem sehr knappen Lendenschurz bekleidet. Im eisernen Tor steht in goldenen Lettern der Name der Auftraggeber der Statue und des Kontorhauses: Woermann.

Kaum ein Bericht über Hamburgs Verbindungen mit dem Kolonialismus in Afrika kommt ohne ein Foto des Eingangstors oder des Portals des Hinterhauses aus, das durch zwei lebensgroße, metallene Elefantenköpfe gerahmt wird. Das liegt nicht nur daran, dass das ›Afrikahaus‹ durch seine Namensgebung und Gestaltung bis heute die wirtschaftlichen Verflechtungen Hamburgs mit dem afrikanischen Kontinent repräsentiert und inszeniert, sondern auch daran, dass es lange Zeit zudem und in erster Linie der Mittelpunkt (kolonial-)wirtschaftlicher Aktivitäten Hamburgs und Deutschlands in Afrika war. Hier war die Geschäftszentrale des Woermann-Konzerns, zu dem die Woermann-Linie, die Deutsche Ost-Afrika-Linie und das Handelshaus C. Woermann gehörten.¹

Seit 1840 ist dieser Ort der Hauptsitz des bis heute bestehenden Handelsunternehmens C. Woermann. Im Jahr 1899 ließ an dieser Stelle der damalige Geschäftsinhaber Adolph Woermann das ›Afrikahaus‹ errichten, das seit 1972 als Beispiel für den Bautyp des Hamburger »Kontorhauses um 1900« unter Denkmalschutz steht. Dabei wird die architektonische Bedeutung des Gebäudes von seiner Bedeutung als (post-)kolonialer Erinnerungsort noch in den Schatten gestellt. Das ›Afrikahaus‹ war der Knotenpunkt diverser sich überlagernder ökonomischer, politischer und sozialer Netzwerke und nach außen sichtbares Zentrum des Firmengeflechts und der ökonomischen Macht des Woermann-Konzerns. Es ist steinerner Zeuge der engen Verflechtungen der Hamburger Wirtschaft mit dem deutschen Kolonialismus in Afrika.

1 Dieser Beitrag basiert in Teilen auf Kim Sebastian Todzi: Der Woermann-Konzern und der deutsche Kolonialismus 1837-1916 (unveröffentlichte Dissertation an der Universität Hamburg 2021). Für den Zugang zu ihren historischen Beständen danke ich der Firma C. Woermann GmbH & Co. KG.

Anfänge

Die Geschichte C. Woermanns beginnt im Oktober 1837. Der Gründer des Stammhauses, Carl Woermann, stammte aus einer Bielefelder Leinenhändlerfamilie und war nach Hamburg gekommen, um in der Firma seines Onkels eine Lehre zu absolvieren. Anschließend gründete er 1837 das Unternehmen C. Woermann, das die Tradition des Leinenhandels fortführen sollte, sich aber schnell zu einem allgemeinen Handelsunternehmen mit Schwerpunkten in Mittel- und Südamerika sowie in Südostasien entwickelte. Mit dem Schiff »Eleonore« begann C. Woermann 1847 ein eigenes Reederei-Geschäft. Im Jahr 1849 fuhr erstmals ein Schiff der Firma an die westafrikanische Küste. Kurze Zeit später eröffnete C. Woermann in Liberia eine dauerhafte Niederlassung. Es folgten weitere Niederlassungen 1862 in Gaboons (heute Libreville) und 1868 in Cameroons (ab 1884 Kamerun/Kamerun-Stadt, ab 1902 Duala, heute Douala).

Die Etablierung einer Faktorei in der Ortschaft Cameroons wurde zu einer bedeutenden Etappe bei der kolonialen Expansion Deutschlands. Die dort lebende Gesellschaft der Duala stieg im 19. Jahrhundert zu einer exponierten Händler*innengruppe ihrer Region auf, die den Handel zwischen europäischen Kaufleuten und dem Hinterland als sogenannte ›middlemen‹ organisierte.² Schon seit spätestens 1650 war Cameroons ein Handelsplatz im atlantischen System. Während anfänglich hauptsächlich Elfenbein verkauft wurde, änderte sich im 18. Jahrhundert die Nachfrage und damit die Exportzusammensetzung: Ab 1750 wurden hauptsächlich versklavte Menschen in die Amerikas verschleppt.³ Im 19. Jahrhundert verschob sich durch den Übergang vom Sklaven- zum ›legitimen‹ Handel die Handelsstruktur nochmals grundlegend. Douala wurde zu einem Marktplatz für Palmöl, das über viele Jahrzehnte an der westafrikanischen Küste das bedeutendste Handelsgut bleiben sollte. Wurden um 1810 nur 50-60 Tonnen Palmöl⁴ exportiert, so waren es 1856 bereits 2.110 Tonnen⁵ und 1883 dann 2.600 Tonnen Palmöl sowie 1.800 Tonnen Palmkerne.⁶

Der Handel mit Palmöl war nicht nur für mächtige Duala-Händler ein ertragreiches Geschäft, sondern wurde auch zum Fundament des Reichtums C. Woermanns.

2 Grundlegend zu den Duala: Ralph A. Austen und Jonathan Derrick: *Middlemen of the Cameroons Rivers. The Duala and their hinterland, c.1600-c.1900*, Cambridge 1999. Zum Handelssystem der Duala siehe insbesondere: Albert Wirz: *Vom Sklavenhandel zum kolonialen Handel. Wirtschaftsräume und Wirtschaftsformen in Kamerun vor 1914*, Zürich 1972, S. 60-91. Vgl. ferner: Andreas Eckert: *Die Duala und die Kolonialmächte. Eine Untersuchung zu Widerstand, Protest und Proto-nationalismus in Kamerun vor dem Zweiten Weltkrieg*, Münster 1991; Andreas Eckert: *Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880 bis 1960*, Stuttgart 1999.

3 Ralph Austen und Jonathan Derrick schätzen, dass zwischen 1750 und 1807 ungefähr 37.000-45.000 und 1808-1860 ca. 6.500-7.000 versklavte Menschen über Douala verschifft wurden. Austen und Derrick (Anm. 2), S. 29, Tabelle 2.5.

4 Wirz (Anm. 2), S. 64.

5 Ebd.

6 Anhang zu Konsul Hewetts Memorandum: *Africa. No. 1 (1885). Correspondence respecting affairs in the Cameroons*. House of Commons Sessional Papers, London 1885, S. 13.



Afrikahaus

Noch heute symbolisiert eine goldene Palmpflanze auf dem Eingangstor des Hauses die Wurzeln des einstigen Wohlstands der Firma, die 1883 das größte deutsche Handelsunternehmen in Westafrika geworden war.

Kolonialreichsgründung

Als sich Anfang der 1880er Jahre abzeichnete, dass der Reichskanzler Otto von Bismarck der Kolonialbewegung nicht mehr ablehnend gegenüberstand, nutzte Adolph Woermann, der nach dem Tod seines Vaters Carl im Jahr 1880 die Geschäftsführung übernommen hatte, die Gelegenheit und lobbyierte für eine »aktive Rolle« des Deutschen Reiches in Afrika. Nach Vorgesprächen mit Vertretern des Auswärtigen Amtes entwarf er ein Konzept von der Zukunft des deutschen Handels in Afrika als Exposé für die Hamburger Handelskammer, in dem er auch für die »Erwerbung eines Küstenstückes in West-Afrika zur Gründung einer Handelskolonie« warb.⁷ Woermann gab der lange Zeit im Allgemeinen verharrenden kolonialen Ambition bürgerlicher Kreise

7 Denkschrift der Handelskammer über die deutschen Interessen in West-Afrika, in: Das Staatsarchiv. Sammlung der officiellen Actenstücke zur Geschichte der Gegenwart, Bd. 43, Leipzig 1885, S. 226-243, S. 236.

eine über das Errichten von kolonialen ›Phantasiereichen‹⁸ hinausreichende, konkrete politische Zielrichtung. Auf Basis seines Exposés entstand die berühmte Denkschrift der Handelskammer vom 6. Juli 1883, die Bismarck hinreichende Gründe für seinen kolonialpolitischen Kurswandel lieferte.⁹

Binnen Jahresfrist wurde die Forderung der Hamburger Kaufleute in konkrete Politik umgesetzt. In Kamerun verhandelten im Juli 1884 Vertreter C. Woermanns sowie der Hamburger Firma Jantzen & Thormählen mit Duala-Autoritäten über die Bedingungen eines ›Schutzvertrags‹. Am 14. Juli wurde diese Vereinbarung durch Reichskommissar Gustav Nachtigal bestätigt und durch Flaggenhissungen und Salutsschüsse die Ansprüche auf das annektierte Gebiet unterstrichen.



Adolph Woermann (1847-1911)

Die Unterzeichnung der ›Schutzverträge‹ im Juli 1884 war nur der Auftakt der Etablierung und Konsolidierung deutscher Kolonialherrschaft in Kamerun. Adolph Woermann, Wilhelm Jantzen und Johannes Thormählen, die mit ihrer Firma Jantzen & Thormählen von 1886-1889 ebenfalls ihren Sitz im Kontorhaus Woermanns in der Großen Reichenstraße hatten, erhofften sich durch diesen Schritt nicht nur den Schutz ihrer bestehenden Handelsinteressen zu erwirken. Ihr Plan war vielmehr von Anfang an zu expandieren und sich die vermeintlich »ungehobenen Schätze«¹⁰ des Inneren Afrikas zu sichern.

Sie erwirkten die Unterzeichnung der ›Schutzverträge‹ durch Betrug und Täuschung. Denn die Duala-Oberen waren nur bereit, sich unter Zusage ihres Zwischenhandels unter den ›Schutz‹ des Deutschen Reiches zu stellen. Ein Schlüsseldokument der kolonialen Annexion Kameruns ist der Brief »Our Wishes« vom 12.7.1884, in dem die Duala-Autoritäten während der Vertragsverhandlungen unmissverständlich klarstellten, dass ihnen durch das Deutsche Reich das Handelsmonopol mit den Bevölkerungsgruppen im Innern zugesichert wird: »Our wishes is, that white men should not go up and trade with the Bushmen, nothing to do with our markets, they must stay here in this river and

8 Zum Begriff der kolonialen ›Phantasiereiche‹ siehe: Susanne Zantop: *Colonial Fantasies. Conquest, Family, and Nation in Precolonial Germany, 1770-1870*, Durham 1997; Birthe Kundrus (Hg.): *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt a.M. 2003.

9 Siehe auch den Beitrag von Kim Sebastian Todzi zur Handelskammer in diesem Band.

10 Adolph Woermann: *Kulturbestrebungen in West-Afrika*. Vortrag, gehalten in der Geographischen Gesellschaft zu Hamburg am 1. Mai 1879, in: *Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1878-79, Hamburg 1880*, S. 58-71, hier S. 69.

they give us trust so that we will trade with our Bushmen.«¹¹ Das Dokument war ein Vorstoß der Duala-Oberen, um Restriktionen hinsichtlich der abzuschließenden Annexionsverträge durchzusetzen. Sie bezeugen das »Selbstbewußtsein der Duala-Chefs den Europäern gegenüber« und waren ein Mittel der Duala, die Europäer zu »zivilisieren.«¹² Dass weder die Hamburger Kaufleute noch die Reichsregierung sich an die aufgestellten Forderungen zu halten gedachten und C. Woermanns Generalagent Emil Schulze dennoch das Dokument als deutscher Konsul unterzeichnete, ist als bewusster Betrug anzusehen, ohne den es womöglich nie zu einem ›Schutzvertrag‹ gekommen wäre.¹³

Die Täuschung als Gründungsmoment der deutschen Kolonie ist inzwischen Teil des kollektiven Gedächtnisses in Kamerun. Der bekannte Auftakt des Dokuments »Our Wishes« ist zum geflügelten Wort für die Annexion Kameruns und den Verrat der Vertragsbedingungen geworden. Unter dem Titel »Our Wishes« ist beispielsweise 2016 eine zehnteilige TV-Serie des kamerunischen Regisseurs Jean-Pierre Bekolo erschienen, deren Gegenstand die deutsche Annexion 1884 ist und die die *agency* der Duala-Oberen ins Zentrum der Handlung stellt.¹⁴

Nach der Kolonialreichsgründung versuchte die deutsche Kolonialmacht mit diversen Maßnahmen, den ›Zwischenhandel‹ der Duala zu überwinden, doch fehlten ihr bis zur Gründung der ›Schutztruppe‹ 1894 die Mittel, um dies systematisch und gewaltsam durchzusetzen. Mitte der 1890er Jahre forderten Vertreter C. Woermanns schließlich die Vertreibung der Duala-Händler*innen vom Sanaga, wo C. Woermann durch das Kolonialgouvernement ein Monopolgebiet zugesprochen worden war. Unter einem Vorwand erließ der neue Gouverneur von Kamerun, Jesko von Puttkamer, 1895 eine Verordnung, die den Duala-Händler*innen »die Niederlassung zu Zwecken des Handels sowie überhaupt das Handeltreiben im Gebiete des Sannaga bis zur Kwakwa-Mündung abwärts ein- und für allemal untersagt.«¹⁵ Damit war der Zwischenhandel der Duala effektiv ausgeschaltet.

Vom Handelshaus zum »Woermann-Komplex«

Nach der Kolonialreichsgründung baute Adolph Woermann den Woermann-Konzern systematisch aus. Noch im Jahr 1885 gründete er die Reederei Woermann-Linie und –

11 BArch R1001/4202, Wünsche der Kamerun-Leute, Cameroons River, 12.7.1884, Bl. 101.

12 Wirz (Anm. 2), S. 55 f.; Stefanie Michels: Schutzherrschaft revisited. Kolonialismus aus afrikanischer Perspektive, in: Die Vielfalt normativer Ordnungen. Konflikte und Dynamik in historischer und ethnologischer Perspektive, hg. von Andreas Fahrmeir und Annette Imhausen, Frankfurt a. M. u. a. 2013, S. 243–274, S. 265.

13 Wirz (Anm. 2), S. 56.

14 Vgl. auch das Interview mit dem Regisseur Jean-Pierre Bekolo: Jean-Pierre Bekolo und Merinos Liatou: »Our Wishes« – Ein Blick in die koloniale Vergangenheit, <https://www.goethe.de/ins/cm/de/kul/sup/ffa/21010975.html?forceDesktop=1> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

15 BArch R 1001/3815, Bl. 153–154. Vgl. ferner: Berichterstattung der Kolonialbeamten über die Ausweisung in: ANY FA1 /102, Bl. 57–70.

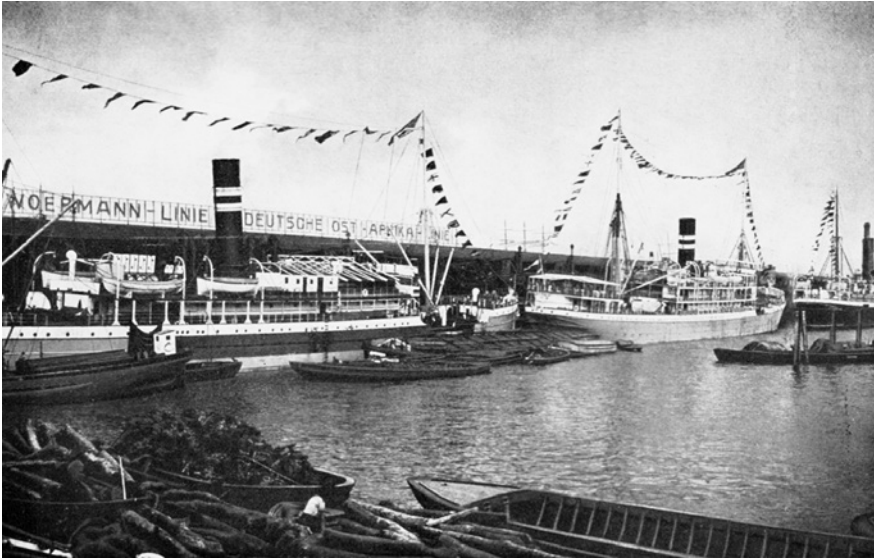
gemeinsam mit Jantzen & Thormählen – die Kamerun Land- und Plantagengesellschaft (KLPG). Der Geschäftserfolg der KLPG war, wie bei den meisten kapitalintensiven Plantagenunternehmen in Kamerun, maßgeblich von außerökonomischem Zwang und ausgeübter oder angedrohter physischer Gewalt gegenüber den (zwangs-)beschäftigten Afrikaner*innen abhängig. Bei der Bewirtschaftung der Pflanzungen setzte die KLPG massiv auf durch die Kolonialregierung rekrutierte Zwangsarbeiter*innen. Diese auf den als ›Strafexpeditionen‹ bezeichneten Kriegszügen gefangen genommenen Zwangsarbeiter*innen litten auf der Plantage nicht nur durch Überwachung, Gängelung und brutale körperliche Bestrafung durch die Vorgesetzten, sondern auch durch Unterversorgung und Krankheiten aufgrund von unzureichenden hygienischen Einrichtungen, die zu teilweise drastischen Sterblichkeitsraten führten. Die KLPG wurde zur Keimzelle der kolonialen Plantagenökonomie in Kamerun, bevor im Jahr 1895 unter Gouverneur Jesko von Puttkamer die systematische ›Inwertsetzung‹ der Kolonie begann, in deren Folge bis 1900 das gesamte fruchtbare Land des Kamerunberges an Plantagengesellschaften vergeben wurde und die dort lebenden Bakweri vertrieben wurden.¹⁶

In den folgenden Jahren gründete oder investierte Adolph Woermann in Plantagen- und Konzessionsgesellschaften in deutschen Kolonien, vor allem in Kamerun und Deutsch-Südwestafrika. Karin Hausen spricht angesichts dieses verflochtenen Netzwerks unterschiedlichster Kolonialunternehmen berechtigterweise vom »Woermann-Komplex«.¹⁷

Zu den Kapitalverflechtungen kamen die Vorstands- und Aufsichtsratsposten Adolph Woermanns. Bereits Carl Woermann war Teil vielfältiger ökonomischer Netzwerke in Hamburg gewesen, die sich in formellen, informellen sowie familiären Beziehungen zwischen den Unternehmensleitungen der großen Hamburger Handelshäuser, Reedereien, Banken, Versicherungen und der verarbeitenden Industrie entwickelt haben. So gehörte Carl Woermann zu den Gründern der Commerz- und Discontobank, der Reederei Hamburg Südamerikanische Dampfschiffsgesellschaft und saß lange Zeit im Aufsichtsrat der HAPAG. Adolph Woermann übernahm viele dieser Rollen. Noch

16 Vgl. dazu u. a. Edwin Ardener und Shirley Ardener: *Kingdom on Mount Cameroon. Studies in the History of the Cameroon Coast, 1500-1970*, Providence, Oxford 1996; Georges Courade: *Marginalité volontaire ou imposée? Le cas des Bakweri (KPE) du mont Cameroun*, in: Cahiers ORSTOM, Serie Sciences Humaines 18, 1981, S. 357-388; Andreas Volz: *Auswirkungen der deutschen Kolonialherrschaft in Kamerun (1884-1916) auf die autochthone Bevölkerung am Beispiel der Bakwiri am Kamerunberg*, in: *Historisches Jahrbuch* 109, 1989, S. 421-451. Die in der deutschen Kolonialzeit stattgefundenen Enteignungen zugunsten der deutschen Großplantagen, die wiederum in Folge der beiden Weltkriege enteignet wurden, sind seit 1946 Ausgangspunkt von Restitutionsforderungen des Bakweri Land Claims Committee gegen die staatliche Cameroon Development Corporation. Vgl.: Bakweri Land Claims Committee: *Bakweri Digital Archive*, <https://www.blccarchives.org/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

17 Karin Hausen: *Deutsche Kolonialherrschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914*, Zürich 1970, S. 208.



Der Petersenkai im Baakenhafen, der seit 1904 von der Woermann-Linie, der Deutsch Ost-Afrika-Linie und der Levante-Linie betrieben wurde, um 1906

stärker als sein Vater nutzte er die Vernetzung eines engen Kreises von hanseatischen Kaufleuten. Zu den wichtigsten Funktionärsposten gehörten seine Stellungen als Vorsitzender des Aufsichtsrats von Blohm & Voss, als stellvertretender Vorsitzender der Hamburg Südamerikanischen Dampfschiffsgesellschaft, der Kosmos-Linie, als Aufsichtsratsmitglied der Norddeutschen Bank, der Gesellschaft Süd Kamerun, der Norddeutschen Versicherungsgesellschaft, der Dynamit Aktiengesellschaft und der South Western Africa Company Limited.¹⁸

Hinzu kamen die politischen Netzwerke. Woermann war nicht nur als Mitglied und Präses der Hamburger Handelskammer und als Bürgerschaftsabgeordneter ein bedeutender Lokalpolitiker, sondern nahm seinen politischen Einfluss auch außerhalb der Grenzen der Hansestadt wahr. Im Jahr 1884 wurde er als Kandidat der National-liberalen Partei aufgestellt und zog im selben Jahr in den Reichstag ein, wo er zum inoffiziellen Sprachrohr der kolonialwirtschaftlichen Interessenten wurde. Während er sein Reichstagsmandat 1890 wieder verlor, übte er über seine Mitgliedschaft im Kolonialrat, dem er von dessen Gründung 1890 bis zur Auflösung 1907 angehörte, Einfluss auf die Ausgestaltung der deutschen Kolonialpolitik aus.

Der durch seine herausragende Stellung erworbene Nimbus des »königlichen Kaufmanns« wurde durch Woermanns persönliche Beziehung zu Otto von Bismarck unterstrichen. In den Vorbereitungen der Annexion Kameruns wurde Woermann zu

¹⁸ Handelskammer Hamburg (Hg.): Repräsentanten der Hamburger Wirtschaft 1850-1950, Hamburg 1984, S. 94.

einem engen Berater des Auswärtigen Amtes. Bismarck vertraute Woermanns Sachverstand und ernannte ihn zum technischen Delegierten des Deutschen Reiches auf der Berliner Konferenz 1884/85. Für Woermann war Bismarck wiederum ein mächtiger Verbündeter, der ihn mit enormem sozialen und symbolischen Kapital ausstattete. Woermann suchte daher die Nähe zum Reichskanzler, betonte immer wieder seine Freundschaft und inszenierte diese öffentlich.¹⁹

Im Maschinenraum der kolonialen Globalisierung: Woermann-Linie und DOAL

Dass die Bedeutung des Woermanns-Konzerns für die deutsche Kolonialherrschaft über die Jahre zu- und nicht abgenommen hatte, lag allerdings nicht an der Stellung C. Woermanns in Kamerun. Letztlich führten die koloniale Annexion und das Auftauchen zahlreicher konkurrierender Firmen trotz steigender Umsätze zu einem relativen Bedeutungsverlust des Handelsunternehmens. Entscheidend für die symbiotische Beziehung des Woermann-Konzerns zum deutschen Kolonialismus war vielmehr die allmähliche Entwicklung vom Handels- zum Logistikunternehmen. Um familienfremdes Kapital zum Ausbau der eigenen Flotte zu erhalten und damit auch den Umstieg von der Segel- auf die Dampfschiffahrt zu finanzieren, entschied sich die Firmenleitung C. Woermanns zur juristischen Trennung von Handelsunternehmen und Reederei: Am 15. Juni 1885 gründete sich die »Africanische Dampfschiffs-Actien-Gesellschaft (Woermann-Linie)« in der Großen Reichenstraße 37.²⁰

Die Woermann-Linie stieg in den folgenden Jahren zur größten deutschen Afrikareederei auf. ›Woermann‹ wurde zum Inbegriff kolonialer maritimer Logistik des deutschen Reiches jenseits der kaiserlichen Marine. Dazu trug auch bei, dass Adolph Woermann maßgeblich an der Gründung der durch das Deutsche Reich subventionierten Deutschen Ost-Afrika-Linie (DOAL) beteiligt war, die ihren Sitz ebenfalls im Kontorhaus Woermanns in der Großen Reichenstraße hatte und personell eng mit C. Woermann verflochten war. Zwar besaß C. Woermann von den 6 Millionen Mark Stammkapital der Aktiengesellschaft der DOAL nur einen Anteil von 2,5 % (150.000 Mark).²¹ Doch trotz des geringen Anteils des Handelshauses C. Woermann sicherten sich dessen Eigentümer einen maßgebenden Einfluss auf die neugegründete Linie. Nicht nur wurden die beiden Teilhaber C. Woermanns, Eduard Woermann und Eduard Bohlen, zum Vorstand der DOAL berufen, auch wurde Adolph Woermann zum Vorsitzenden des Aufsichtsrats gewählt.²² Durch die Gründung der DOAL gelang es dem Woermann-Konzern, die deutsche Afrikaschiffahrt über anderthalb Jahrzehnte

19 Vgl. dazu Todzi: Woermann-Konzern (Anm. 1).

20 StaHH 231-3 B 22821, Handelsregistereintrag 23.6.1885.

21 Karl Brackmann: Fünfzig Jahre deutscher Afrikaschiffahrt. Die Geschichte der Woermann-Linie und der Deutschen Ost-Afrika-Linie, Berlin 1935, S. 22.

22 Deutsche Ostafrika-Linie, in: Afrika-Post. Organ für deutsche Interessen in Afrika 3, 1890, H. 9, S. 2.

zu dominieren. Es kam zu einer immer engeren Verbindung von imperialen Machtansprüchen, kolonialer Herrschaft und dem Woermann-Konzern.

Die Woermann-Linie im Völkermord an den Herero und Nama

Die geradezu symbiotische Verbindung des Woermann-Konzerns mit der deutschen Kolonialherrschaft erreichte im Krieg gegen die Herero und Nama (1904-1908) ihren Höhepunkt. Während des Krieges der deutschen Kolonialmacht gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika kam der Woermann-Linie eine herausragende Bedeutung bei der Organisation der Truppentransporte und des Nachschubs für die ›Schutztruppen‹ zu. Aufgrund verschiedener Verträge mit der Kolonialverwaltung stand ihr das Recht zu, sämtliche Regierungsgüter des Oberkommandos der Schutztruppe sowie der Kolonialbehörden auf ihren Schiffen zu transportieren. Dazu gehörten Pferde, Waffen, Ausrüstungsgegenstände und Verpflegung. Hinzu kamen die Truppentransporte: Bis Mitte 1906 verschifften die Woermann-Linie und die DOAL zusammen mindestens 14.819 Soldaten, Offiziere und Sanitätspersonal der Schutztruppen, also etwa 80 % der mindestens 18.179 transportierten Militärpersonen.²³

Die Woermann-Linie war nicht nur für die Verladung in Hamburg verantwortlich, sondern organisierte auch die Entladung in den Häfen Swakopmund und Lüderitzbucht. Sie beschäftigte im Rahmen der Landungsarbeiten in Swakopmund und Lüderitzbucht kriegsgefangene Zwangsarbeiter*innen. Gerade für die körperlich anstrengenden und gefährlichen Arbeiten in der Brandung setzte die Woermann-Linie Zwangsarbeiter*innen ein. Fast jede*r Zehnte der 1905 insgesamt etwa 1.200 beschäftigten Arbeiter*innen in Swakopmund waren kriegsgefangene Zwangsarbeiter*innen.²⁴

Für den Woermann-Konzern war der deutsche Kolonialismus kein Verlustgeschäft, als das er bis heute gilt,²⁵ im Gegenteil: Die umfangreichen Truppen- und Gütertransporte waren ein lohnendes Geschäft. Insgesamt konnte die Woermann-Linie kriegsbedingte Mehreinnahmen in Höhe von bis zu 26,5 Millionen Mark verbuchen.²⁶

23 Vgl. dazu Todzi: Woermann-Konzern (Anm. 1), sowie: Jan Kawlath: (Post-)Koloniale Geschichten im Hamburger Hafen. Der Baakenhafen als Raum (post-)kolonialer Inszenierungen, Masterarbeit, Universität Hamburg 2017, S. 13; Kommando der Schutztruppen im Reichs-Kolonialamt: Sanitäts-Bericht über die Kaiserliche Schutztruppe für Südwestafrika während des Herero- und Hottentottenaufstandes für die Zeit vom 1. Januar 1904 bis 31. März 1907. Bearbeitet im Kommando der Schutztruppen im Reichs-Kolonialamt, Berlin 1909, S. 169; Kurd Schwabe: Der Krieg in Deutsch-Südwestafrika 1904-1906, Berlin 1907, S. 445, Anlage 2. Vgl. ferner den Beitrag von Jan Kawlath zum Baakenhafen in diesem Band.

24 Vgl. Todzi: Woermann-Konzern (Anm. 1).

25 Vgl. etwa: Francesca Schinzing: Die Kolonien und das Deutsche Reich. Die wirtschaftliche Bedeutung der deutschen Besitzungen in Übersee, Stuttgart 1984.

26 Vgl. die Berechnungen der Einnahmen in Todzi: Woermann-Konzern (Anm. 1).



Landungsarbeiten in Swakopmund, um 1912

Während die Gewinne privatisiert wurden, wurden die Kosten der deutschen Kolonialherrschaft sozialisiert.²⁷ Die mit dem Krieg in Deutsch-Südwestafrika verbundenen Kosten von knapp 600 Millionen Mark²⁸ führten – auch weil der Reichstag über das Budgetrecht verfügte – zu einer intensiven Debatte und zu massiver öffentlicher Kritik an der Woermann-Linie und Adolph Woermann persönlich. So warf der Zentrumsabgeordnete Matthias Erzberger der Woermann-Linie vor, sie habe aufgrund von überhöhten Fracht- und Passagepreisen »einen Überverdienst von drei Millionen Mark« verbucht und damit das Deutsche Reich übervorteilt.²⁹

27 Darauf verweist auch etwa Möhle, der C. Woermann als »Paradebeispiel für ein System« bezeichnet, das »Gewinne privatisiert und Verluste vergesellschaftet«. Siehe Heiko Möhle: Mit Branntwein und Gewehr. Wie das Afrikahaus C. Woermann Kamerun eroberte, in: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, hg. von dems., Hamburg 2011, S. 39-46, hier S. 45.

28 Helmut Bley: Kolonialherrschaft und Sozialstruktur in Deutsch-Südwestafrika. 1894-1914, Hamburg 1968, S. 131; Horst Drechsler: Südwestafrika unter deutscher Kolonialherrschaft. Der Kampf der Herero und Nama gegen den deutschen Imperialismus (1884-1915), 2. Aufl., Berlin 1984, S. 142.

29 Stenographische Berichte über die Verhandlungen des Reichstags. XI. Legislaturperiode. II. Session. 1905/1906, Bd. 3., Berlin 1906, S. 2257f. Woermann reagierte mit einem eigenen Pamphlet: Adolph Woermann, Eduard Woermann, Arnold Amsinck und Richard Peltzer: Die Woermann-Linie während des Aufstandes in Deutsch-Südwest-Afrika, Hamburg 1906.

Die Ende 1906 auslaufenden Verträge des Deutschen Reiches mit der Woermann-Linie wurden durch die Reichsregierung nicht verlängert, und die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes bemühte sich darum, eine Konkurrenzreederei aufzubauen. In dieser Situation suchten sich die Woermanns mit Albert Ballin einen mächtigen Verbündeten. Nach einem kurzen aber erbitterten Konkurrenzkampf zwischen der Woermann-Linie im Verbund mit der HAPAG gegen die Hamburg Bremer Afrika Linie und den Norddeutschen Lloyd einigten sich die beteiligten Reedereien 1908 auf eine Betriebsgemeinschaft. Diese Konzentration führte zwar zu einem relativen Bedeutungsverlust der Woermann-Linie, aber auch zu ihrer ökonomischen Stabilisierung. Die Jahre vom Ende des Krieges gegen die Herero und Nama bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges wurden zu den wirtschaftlich erfolgreichsten der Firmengeschichte.

Erster Weltkrieg und Verlust der Kolonien

Im Ersten Weltkrieg löste sich der Woermann-Konzern auf. Die Eigentümer entschieden sich 1916, die finanziellen und juristischen Verflechtungen der Firmen C. Woermann, Woermann-Linie, DOAL und Woermann, Brock & Co. zu lösen und zukünftig getrennte Wege zu gehen. Alle genannten Firmen behielten allerdings ihren Sitz im ›Afrikahaus‹.

Nach dem Krieg waren die Firmen nur noch als Schatten ihrer einstigen Größe wahrnehmbar. Der gesamte Schiffsпарк der Woermann-Linie und der DOAL wurde während des Krieges entweder beschlagnahmt oder musste aufgrund der Bestimmungen des Versailler Vertrages an die Siegermächte abgegeben werden. Das Handelshaus C. Woermann verlor sein Faktoreisystem in Afrika. Die Liegenschaften C. Woermanns in den französischen, britischen und ehemaligen deutschen Kolonien wurden enteignet.

Auch nach dem Verlust der deutschen Kolonien infolge der Niederlage im Ersten Weltkrieg blieb C. Woermann im Kolonialhandel aktiv. Sowohl C. Woermann als auch die Woermann-Linie entwickelten sich in den 1920er Jahren langsam aber stetig weiter, bis die Weltwirtschaftskrise den Firmen einen schweren Schock versetzte. Das Welthandelsvolumen fiel von 1929 bis 1932 um etwa 25%.³⁰ Besonders stark betroffen waren jene Branchen, die direkt in den Außenhandel involviert waren.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten nährte kolonialrevisionistische Hoffnungen auch im Afrikahaus. Im März 1933 versuchte der neue Seniorchef C. Woermanns, Kurt Woermann, die ›Versammlung Eines Ehrbaren Kaufmanns‹ – vorerst vergeblich – davon zu überzeugen, die Machtübernahme der Nationalsozialisten öffentlich zu begrüßen und darauf aufbauend ›positive Vorschläge zum Wiederaufbau

³⁰ Jan-Otmar Hesse, Roman Köster und Werner Plumpe: Die Große Depression. Die Weltwirtschaftskrise 1929-1939, Frankfurt, New York 2014, S. 242.

von Handel und Schifffahrt« zu präsentieren.³¹ Im Juni 1933 wurde C. Woermann als Unternehmen Mitglied des von den Nationalsozialisten geschaffenen Reichskolonialbundes. Am 6. November gründete sich im ›Afrikahaus‹ der bis heute bestehende Afrika-Verein Hamburg-Bremen e.V., der zur Interessenvertretung der am Afrika-Geschäft beteiligten Firmen wurde.³² Ab 1939 gab es umfangreiche Planungen für weiträumige koloniale Annexionen in Zentralafrika: »Mittelafrika« sollte als »wirtschaftlicher Ergänzungsraum« dienen, um an Rohstoffe für die deutsche Industrie zu gelangen, die aufgrund des Devisenmangels nur in geringem Umfang im Ausland erworben werden konnten.³³ Der Kolonialrevisionismus war aber kein zentrales Element praktischer Politik im Nationalsozialismus. Stattdessen verschob sich der Ort deutscher Kolonialambitionen nach Osten. Dort gehörte C. Woermann zu den Firmen, die sich an der Ausplünderung des ›Generalgouvernements‹ im sogenannten »Osteinsatz« beteiligten.³⁴

Die vollständige Niederlage Deutschlands im Zweiten Weltkrieg beendete alle Pläne und Hoffnungen der Firmenleitungen C. Woermanns und der Deutschen Afrika-Linien auf die (Wieder-)Erwerbung von deutschen Kolonien in Afrika. Doch auch wenn deutsche Kolonialambitionen dadurch ihr Ende fanden, galt dies nicht für die europäische Kolonialherrschaft. Bereits 1954 entstand wieder eine Niederlassung C. Woermanns in der britischen Kolonie Goldküste, die erste der Firma auf dem Kontinent. Drei Jahre später wurde die Kolonie unter dem Namen Ghana unabhängig.

Das ›Afrikahaus‹ als Erinnerungsort

Als das ›Afrikahaus‹ 1899 erbaut wurde, befand sich Firmenchef Adolph Woermann auf dem Zenit seiner Macht. Er war zum zweiten Mal Präses der Hamburger Handelskammer, Chef eines der größten deutschen Handelsunternehmen in Afrika sowie einer der größten Privatreedere seiner Zeit. Das ›Afrikahaus‹ ist aber nicht nur wegen der realgeschichtlichen Bedeutung ein wichtiger postkolonialer Erinnerungsort, sondern auch aufgrund seiner Gestaltung und seiner erinnerungsgeschichtlichen Bedeutung. Die

31 Zit. nach: Rainer Postel: Kaufmännische Selbstverwaltung in Geschichte und Gegenwart. Versammlung Eines Ehrbaren Kaufmanns 1517-1992, Hamburg 1992, S. 79.

32 Karsten Linne: Auf dem Weg zur »Kolonialstadt Hamburg«. Eine spezifische Form der Standortpolitik, in: Kein abgeschlossenes Kapitel. Hamburg im »Dritten Reich«, hg. von Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne, Hamburg 1997, S. 177-212, hier S. 187.

33 Karsten Linne: Afrika als »wirtschaftlicher Ergänzungsraum«. Kurt Weigelt und die kolonialwirtschaftlichen Planungen im »Dritten Reich«, in: Jahrbuch für Wirtschaftsgeschichte 47, 2006, S. 141-162; Holger Stoecker: Afrika als »kolonialer« Ergänzungsraum im »Dritten Reich«. Ressourcen, Visionen und Limitationen der NS-Kolonialwissenschaften, in: Ressourcennobilisierung. Wissenschaftspolitik und Forschungspraxis im NS-Herrschaftssystem, hg. von Sören Flachowsky, Rüdiger Hachtmann und Florian Schmaltz, Göttingen 2016, S. 153-177. Vgl. ferner den Beitrag von Kim Sebastian Todzi zur Handelskammer in diesem Band.

34 Vgl. Karsten Linne: Deutsche Afrikafirmen im »Osteinsatz«, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 16, 2001, S. 49-90, hier S. 62, FN 52.

Architekten Martin Haller und Hermann Geißler gestalteten die Fassade des Gebäudes so, dass sie den Ursprung des Reichtums der Firma kenntlich macht: Die farbigen Wandfliesen ordnen sich zwischen den Stockwerksgrenzen deutlich sichtbar zur Flagge der Woermann-Linie.³⁵ Das schmiedeeiserne Tor ziert ein Palmenmotiv, das auf den Handel mit Palmöl verweist. Der Hintereingang wird von zwei gusseisernen Elefantenköpfen in Lebensgröße flankiert, die von Carl Böner (1828-1905) geschaffen wurden. Über dem Hintereingang rankt wiederum das Bild einer Palme empor, um das sich ein Band mit der Aufschrift »Woermann-Linie« und »D. O. A. L.« legt.

Besonders hervorstechend ist die von Walter Sintenis angefertigte bronzene Kriegerfigur am Haupteingang. Es gibt verschiedene Überlieferungen darüber, wen oder was diese Figur eigentlich zeigen soll. Während einige Autor*innen davon ausgehen, dass die Figur einen Hehe-Krieger aus Ostafrika darstellt,³⁶ schreiben andere, es handle sich um einen Krieger aus Togo.³⁷ Es ist aber wahrscheinlich anzunehmen, dass es überhaupt gar keine korrekte ethnologische Zuordnung der Gesamtfigur geben kann, die Unschärfe vielmehr in Kauf genommen wurde, um ein spezifisches visuelles Programm zu bedienen. Während Lendenschurz, Schild und Speer auf einen Krieger der Hehe aus Ostafrika



Kriegerfigur vor dem
Eingangsportal

- 35 Für Martin Haller selbst war der zur Schau gestellte Exotismus ungewöhnlich. Klaus Mühlfried vermutet daher, dass die Gestaltung vor allem Woermanns Geschmack war, der sich durchgesetzt hat. Vgl. Klaus Mühlfried: *Baukunst als Ausdruck politischer Gesinnung – Martin Haller und sein Wirken in Hamburg*, Hamburg 2005, S. 569f.
- 36 Vgl. u. a. Theodor Böhner: *Die Woermanns. Vom Werden deutscher Größe*, Berlin 1935, S. 198; Renate Hauschild-Thiessen: *Woermann, Adolph*, in: *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*, Bd. 1, hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke, Hamburg 2001, S. 347-349, hier S. 348.
- 37 Vgl. HM Jokinen und Frauke Steinhäuser: *Woermannstieg*, in: *Alphabetische Auflistung der nach Männern benannten Straßen und anderen Verkehrsflächen in Hamburg mit einer Auswahl von Kurzviten. Ein Gedächtnis der Stadt, nach Frauen und Männern benannte Straßen, Plätze, Brücken in Hamburg*, Band 3, hg. von Rita Bake, Hamburg 2015, S. 1260-1265, hier S. 1264. Wie die Autor*innen zu ihrer jeweiligen Auffassung gelangen, wird in keinem der Fälle belegt. Die frühesten Belege deuten jedoch auf Togo hin. Zugleich schreibt die Firma Woermann auf ihrer Webseite, es sei ein »Wahehe-Krieger«. Vgl. *Das Afrikahaus: ein bisschen Afrika in Hamburg*, <https://www.c-woermann.de/deutsch/afrikahaus> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

schließen lassen, könnte für das Gesicht ein Mann aus Westafrika als Modell gedient haben. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es schwärmerisch, die Statue lasse den dargestellten Afrikaner »in voller Natürlichkeit erscheinen«. Den Kopf der Statue, der »ein Meisterstück bildnerischer Kunst« sei, habe der Bildhauer nach dem Afrikaner »Bruce aus Togo geformt, der als Führer von Eingeborenen von der Berliner Kolonialausstellung und anderen Schaustellungen her bekannt ist.«³⁸

John Calvett (J. C.) Nayo Bruce kam bereits 1889 für eine Werbetour der ›Deutschen Togogesellschaft Henrici und Genossen‹ für einige Woche nach Europa. 1896 organisierte er eine Gruppe von 26 Personen aus Togo für die Deutsche Kolonialausstellung in Berlin. Die von ihm geleitete sogenannte ›Togo-Truppe‹ gastierte in mindestens 222 Stationen von London bis Baku in Völkerschauen, Zirkussen, Variétés etc.³⁹

Obwohl die Statue ein authentisches Bild, die größtmögliche ›Natürlichkeit‹ zu vermitteln versucht und dabei auf ein etabliertes visuelles Programm des nackten ›edlen Wilden‹ zurückgreift, ging es Sintenis keineswegs um eine ethnologisch korrekte Darstellung. Vielmehr wird in Sintenis' Werk aus den Utensilien eines Hehe-Kriegers und dem Gesicht von J. C. Nayo Bruce aus Togo die stilisierte Figur eines ›afrikanischen Kriegers‹, dessen Heimat weder Ost- noch Westafrika ist, sondern die kolonial geprägte Phantasie seines Künstlers. Die Figur wurde zum Repräsentanten eines scheinbar ›unterentwickelten‹, ›dunklen‹ Kontinents, in dem barbarische ›Naturvölker‹ hausten.⁴⁰

Der Kunsthistoriker Paul Schumann sah in der Figur entsprechend auch »den prächtigen rassigen Typus des kriegerischen Naturmenschen«.⁴¹ Damit wurde ein Code in die Interpretation der Statue eingeschrieben, der die Erwartungen Weißer deutscher Betrachter*innen bediente und sie dabei zugleich formte. Der Repräsentant eines noch ›unzivilisierten‹ Kontinents bewachte eben jene Firma, welche durch Handel und Wirtschaftsbeziehungen die ›Zivilisation‹ vermeintlich erst nach Afrika gebracht hätte.

Eine derartige Überformung und Stilisierung entsprach den Sehgewohnheiten deutscher Bürger*innen im Kaiserreich. Sie ging sogar so weit, dass das Bild der Statue durch den Marinemaler Willy Stöwer, der auch zahlreiche Illustrationen für die Woermann-Linie und die Deutsch-Ost-Afrika-Linie anfertigte, in einen gänzlich

38 O.A.: Afrikahaus, in: Über Land und Meer. Deutsche Illustrierte Zeitung 86, 1901, H. 52, S. 840.

39 Rea Brändle: Nayo Bruce. Geschichte einer afrikanischen Familie in Europa, Zürich 2007, S. 201; Rea Brändle: Bruce Family. Bruchstücke einer afrikanisch-europäischen Familiengeschichte, in: Die (koloniale) Begegnung. AfrikanerInnen in Deutschland 1880-1945, Deutsche in Afrika 1880-1918, hg. von Marianne Bechhaus-Gerst und Reinhard Klein-Arendt, Frankfurt a.M. 2003, S. 51-64.

40 Vgl. zur diskursiven Konstruktion Afrikas u. a.: V.Y. Mudimbe: Invention of Africa. Gnosis, Philosophy, and the Order of Knowledge, Bloomington 1988.

41 Paul Schumann: Die Elbier auf der grossen Kunstausstellung in Dresden, in: Die Kunst. Monatshefte für freie und angewandte Kunst 19, 1904, H. 9, S. 509-514, hier S. 514. Die Gipsvorlage der Bronzestatue war 1904 auch auf der Kunstausstellung in Dresden zu sehen.

neuen Kontext gebracht wurde. Für das Buchcover des 1904 erschienenen Jugendbuchs »Muhérero rikárerá! (Nimm dich in acht, Herero!)« von Friedrich Meister platzierte Stöwer die Kriegerfigur gegenüber zwei Weißen deutschen Schutztruppensoldaten und damit in eine südwestafrikanische Umgebung.⁴² Durch die Gegenüberstellung explizierte Stöwer die der Figur bereits implizite Bildsprache von »Schwarz vs. Weiß«, »zivilisiert vs. unzivilisiert«. Dass Stöwer die »Wächterfigur« vom Eingang desjenigen Unternehmens, das die Truppentransporte während des Völkermordes an den Herero und Nama organisierte, als visuelles Gegenstück der deutschen Kolonialsoldaten inszenierte, unterstreicht nicht nur die kulturelle Bedeutung der Statue, sondern ist zugleich ein bemerkenswertes Stück kolonialer Verflechtungsgeschichte.

Inzwischen gehören die Fassade mit der Inschrift »Afrikahaus«, die Kriegerstatue vor dem Haupteingang und die Elefantenskulpturen vor dem Portal des Hinterhauses gemeinsam zum kollektiven Bildarchiv des kolonialen Erbes in Hamburg. So zeigt das 1986 herausgegebene Buch zum Handelshaus C. Woermann der Journalist*innen Renate Hücking und Ekkehard Launer die Statue als Titelmotiv, und auf dem erstmals 1999 von Heiko Möhle herausgegebenen Sammelband »Branntwein, Bibeln und Bananen« ist die Statue neben einer Afrika-Karte der Woermann-Linie zu sehen.⁴³ Heute illustrieren Fotografien des Afrikahauses zahlreiche Artikel und Medienberichte zur kolonialen Vergangenheit der Stadt und ihrem Erbe.⁴⁴ Eine entsprechende Kontextualisierung im Stadtbild fehlt allerdings bis heute.

Fazit

Im »Afrikahaus« materialisiert und verdichtet sich die (post-)koloniale Verflechtungsgeschichte Hamburgs und Afrikas. Wie kaum ein zweiter Ort in der Hansestadt ist das Gebäude nicht nur durch die realgeschichtliche Bedeutung der (ehemals) dort beheimateten Institutionen, sondern auch durch seine Gestaltung erkennbar als Erinnerungsort in die (post-)koloniale Geschichte der Stadt eingeschrieben.

Diese anhaltende Bedeutung für das öffentliche Gedächtnis liegt neben den materiellen auch an den familiären und betrieblichen Kontinuitäten. Die Firma C. Woermann, das Stammhaus des Woermann-Konzerns, existiert als mittelständische Import/Exportfirma mit Standorten in Ghana, Angola und Nigeria bis heute. Auch die aus der Betriebsgemeinschaft der Woermann-Linie mit der DOAL und der

42 Friedrich Meister und Willy Stöwer: Muhérero rikárerá! (Nimm dich in acht, Herero!) oder die Schiffsfährliche. Ein Jugend- u. Familienbuch, Leipzig 1904.

43 Renate Hücking und Ekkehard Launer: Aus Menschen Neger machen. Wie sich das Handelshaus Woermann an Afrika entwickelt hat, Hamburg 1986; Heiko Möhle (Hg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, Hamburg 2011.

44 Kolonialspuren im Hamburger Stadtbild, in: NDR Hamburg Journal, 23.12.2014; Lena Kaiser: Unsere Kolonien. Hamburgs hässliches Erbe, in: taz, 3.10.2014; Edgar S. Hasse: Hamburg kämpft mit dem kolonialen Erbe, in: Die WELT, 21.9.2013; Dennis Betzholtz: So extrem hat Hamburg vom Kolonialismus profitiert, in: Die WELT, 17.4.2016; Volker Stahl: So profitierte die Hansestadt von den Kolonien in Afrika, in: SHZ, 11.1.2021.

HBAL hervorgegangene Deutsche Afrika-Linien mit Sitz an der Palmaille in Altona – unweit des ›Adolph-Woermann-Hauses‹ – besteht bis heute.⁴⁵

Versuchten frühere Unternehmensleitungen in offiziellen Jubiläumsfestschriften die Geschichte noch zu ihren Gunsten als zwangsweise Entwicklungshilfe für den afrikanischen Kontinent zu verbrämen oder hoben Konflikte der Firma mit den deutschen Kolonialbehörden hervor, traten immer wieder Publizist*innen und Wissenschaftler*innen einer allzu positiv gezeichneten Unternehmensgeschichte entschieden entgegen.⁴⁶ Inzwischen versucht C. Woermann kritischer mit der eigenen Geschichte umzugehen. In einer kurzen »Stellungnahme zur Geschichte« spricht die heutige Unternehmensleitung vom »Bedauern« über die Rolle Adolph Woermanns als »Verfechter des deutschen Kolonialismus« und schreibt, es mache sie »betroffen«, »dass Schiffe, die den Namen ›Woermann‹ trugen, auch jene Truppen des Deutschen Reiches in die damalige Kolonie Deutsch-Südwestafrika transportierten, die in der Folge den blutigen und unmenschlichen Krieg gegen die Herero und Nama führten.«⁴⁷ Dies ist – angesichts der herausragenden und aktiven Rolle, die der Woermann-Konzern bei der Organisation des Nachschubs während des Völkermordes spielte – viel zu passiv ausgedrückt; aber es ist ein Anfang.⁴⁸

45 Im Jahr 2001 war die Rolle der Woermann-Linie im Genozid bereits Gegenstand einer zivilen Sammelklage von Herero-Vertreter*innen gegen die Deutsche Bank AG und die Deutsche Afrika-Linien GMBL & Co., die allerdings vom Gericht abgewiesen wurde: Hereros v. Deutsche Afrika-Linien GMBL & Co., <http://www.internationalcrimesdatabase.org/Case/928/Hereros-v-Deutsche-Afrika-Linien/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

46 Vgl. dazu u. a. Böhner (Anm. 36); Wagnis Westafrika. 150 Jahre C. Woermann. Die Geschichte eines Hamburger Handelshauses 1837-1987, hg. von C. Woermann GmbH und Co. KG, Hamburg 1987; Immer wieder Afrika – what else? Hg. von C. Woermann GmbH und Co. KG, Hamburg 2012; Liselotte von Rantzau-Essberger: Im Dienste der Afrika-Schiffahrt. Aus der Chronik der Deutschen Afrika-Linien, Hamburg 1971; HM Jokinen und Steinhäuser, Woermannstieg (Anm. 37), S. 1260-1265; Günther Jantzen: Adolph Woermann. Ein politischer Kaufmann in den Wandlungen und den Spannungen der imperialistischen Epoche des Reiches, in: Europa und Übersee. Festschrift für Egmont Zechlin, hg. von Otto Brunner und Dietrich Gerhard, Hamburg 1961, S. 171-196; Möhle (Anm. 27); Hücking und Launer (Anm. 43).

47 C. Woermann GmbH und Co. KG: Stellungnahme zur Geschichte, <https://www.c-woermann.de/pub/media/pdfs/Stellungnahme-zur-Geschichte.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

48 Eine öffentliche Stellungnahme der Reederei Deutsche Afrika Linien gibt es bis dato nicht.

Stockmeyerstraße

H. C. Meyer und seine Erben

SANDRA SCHÜRMANN

Die heutige Stockmeyerstraße in der östlichen Hafencity ist nach der Fabrik Heinrich Christian Meyers benannt, die ab 1836 gut 200 Meter westlich an der historischen Meyerstraße – heute Koreastrasse – lag, auf dem Rechteck zwischen der heutigen Shangaiallee, der Steinschanze und dem Lohseplatz.

Heinrich Christian Meyer ist in einer Reihe von Veröffentlichungen als »erster Industrieller« Hamburgs beschrieben und gewürdigt worden¹ – eher am Rande erwähnt und noch kaum wissenschaftlich aufgearbeitet ist hingegen die koloniale Dimension seiner Aktivitäten; noch sind der Unternehmer und seine Erben keine Kristallisationspunkte der kollektiven Erinnerung Hamburgs an die Kolonialzeit.² Dabei liegt ihre Bedeutung auf der Hand: Meyer selbst, sein gleichnamiger Sohn und Nachfolger, sein ältester Sohn Heinrich Adolph sowie die Nachfolger seiner Schwiegersöhne Friedrich Traun und Wilhelm Westendarp verarbeiteten fast ausschließlich Rohstoffe, die aus Kolonien der europäischen Mächte stammten. Die Geschichte H. C. Meyers ist eben nicht nur beispielhaft für die Entstehung früher Fabriken der Konsumgüterindustrie aus Handwerks- und Manufakturbetrieben. Sie zeigt ebenso deutlich die zunehmend aktive Beteiligung solcher Unternehmen an der europäischen Kolonialwirtschaft und ihren Einfluss auf die Gewinnung von Rohstoffen in »Übersee«.

H. C. Meyer (jr.)

Heinrich Christian Meyer (1797-1848), der schon als Kind Spazierstöcke auf dem Jungfernstieg verkauft hatte und so zum Spitznamen »Stockmeyer« gekommen war, gründete im Jahr 1817 in Hamburg einen eigenen Betrieb zur Stockherstellung. Dieser wuchs schnell, und ab 1836 entstand auf der Schanze Leopoldus, einem Rest der Stadtbefestigung aus dem 17. Jahrhundert, mit der »Stock- und Fournierfabrik« eine der ersten Fabriken Hamburgs. Hier stand die erste industriell eingesetzte Dampfma-

1 Vgl. u. a. Dieter Rednak: Heinrich Christian Meyer (1797-1848) – genannt Stockmeyer. Vom Handwerker zum Großindustriellen. Eine biedermeierliche Karriere, Münster 1992; ders.: »Meyer, Heinrich Christian«, in: Neue Deutsche Biographie 17, 1994, S. 293 f.

2 Vgl. vor allem Heiko Möhle: Raubbau an Mensch und Natur, in: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, hg. von dems., Berlin, Hamburg 1999, S. 47-54. Ebenfalls sehr informativ ist die Online-Darstellung der Landeszentrale für politische Bildung in Hamburg: Koloniale Straßennamen. 23 Biographien von Kolonialakteuren, nach denen in Hamburg Straßen benannt sind, <http://www.hamburg.de/kolonialakteure/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

schine der Stadt – aus England importiert, mit 40 Pferdestärken von beträchtlicher Größe und allseits bestaunt.³ Auch aus H. C. Meyers sonstigen Aktivitäten spricht eine gewisse Innovationsfreude; unter anderem trieb er gemeinsam mit anderen Hamburger Kaufleuten und Ingenieuren wie William Lindley die Erschließung des Großen Grasbrooks – damals noch eine sumpfige Insel – und den Bau der Eisenbahnstrecke nach Bergedorf voran.⁴

»Stockmeyer« produzierte alle Arten von Spazier-, Schirm-, Peitschen- und Waffensteinen samt ihrer diversen Beschläge und Ausstattungen.⁵ Ausgehend von den Werkstoffen der Stockfabrikation baute er außerdem einen Zwischenhandel auf, so dass in seinem Unternehmen bald eine große Vielfalt von Materialien verarbeitet wurde: Rattan, Fischbein (Walbarten), Elfenbein und tropische Hölzer wie Mahagoni, Ebenholz, Libanon-Zedern- und Palmiraholz, ferner Perlmutter, Walross- und Nilpferdzähne, verschiedene Hörner, Kokosnüsse, Steinnüsse und Schildpatt, Metalle, Ochsenknochen, Rehfüße und Kautschuk.⁶ Gemeinsam war fast allen ihre Herkunft aus den Tropen: Rattan, das wichtigste Material der Stockfertigung,⁷ kam über Amsterdam, Rotterdam oder London aus den niederländischen oder britischen Kolonien im heutigen Indonesien, Malaysia und Singapur nach Hamburg. Elefanten- und andere Stoßzähne wurden vor allem aus Ostafrika eingeführt, Fischbein aus den USA. Auch beim Absatz seiner Produkte und veredelten Rohstoffe orientierte H. C. Meyer sich international: In den 1820er Jahren verkaufte sein Geschäftspartner Gottfried Schramm die fertigen Stöcke auf seinen Reisen nach Brasilien und Russland.⁸ Die Jahresbilanz 1837 listete bereits Warenlager und Konsignationen in den USA, der Karibik und in Südamerika sowie in Indien und im heutigen Indonesien.⁹

Nach dem Tod des Gründers im Jahr 1848 begann unter der Leitung der Söhne Heinrich Adolph und Heinrich Christian sowie des Schwiegersohns Friedrich Traun eine Phase der Expansion und der Umstrukturierungen. Zunächst wurde dem Unter-

3 H. C. Meyer: Hamburg-Harburg, in: Historisch-biographische Blätter. Der Staat Hamburg, Bd. 7, 2. Lieferung, Berlin 1905, o. S. [hier S. 7], online: <http://resolver.sub.uni-hamburg.de/goobi/PPN683965336> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

4 Vgl. hierzu insbesondere die Veröffentlichungen von Dieter Rednak (Anm. 1).

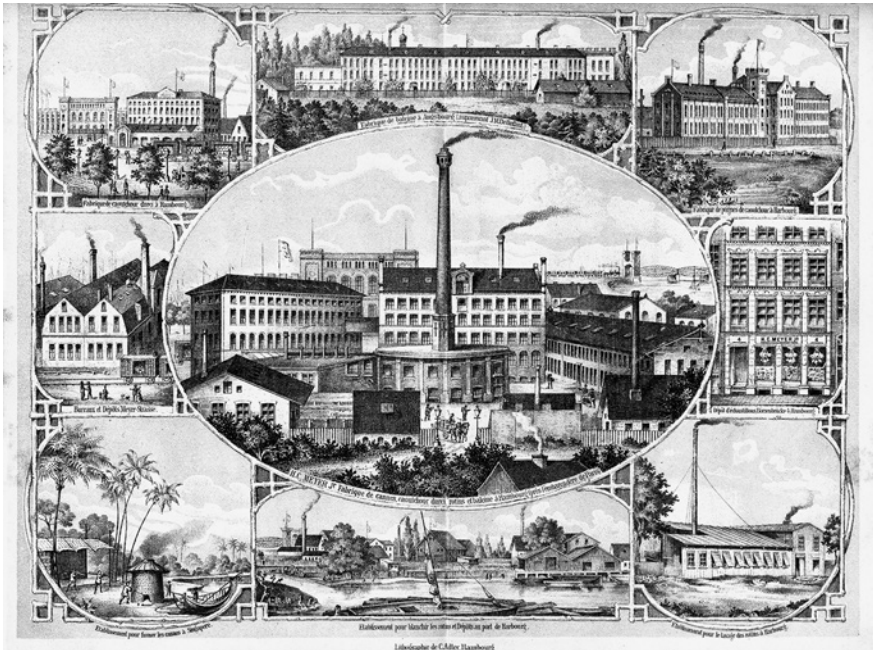
5 Meyer (Anm. 3), o. S. [8].

6 Vgl. Heinrich Adolph Meyer: Erinnerungen an Heinrich Christian Meyer – Stockmeyer – für die Familie gesammelt von Heinrich Ad. Meyer, Hamburg 1900, S. 50; H. C. Meyer Kommanditgesellschaft auf Aktien, Hamburg-Harburg/Elbe, Hamburg-Wilhelmsburg 1918, S. 11; Dieter Rednak: Vom Spazierstock zum Geschloßkorb. Die Warenproduktion der Harburger Firma H. C. Meyer während des Ersten und Zweiten Weltkriegs, in: Harburger Jahrbuch 21, 2000, S. 275–303; hier S. 281–282; ders.: »...so arbeiten wir ruhig und thätig.« Sechs Jahrzehnte erlebte Firmengeschichte. H. C. Meyer jr., Die Aufzeichnungen des Ernst Schuppe, in: Harburger Jahrbuch 19, 1996, S. 275–304; hier S. 279.

7 Vgl. o. V.: »Stöcke«, in: Lexikon der gesamten Technik und ihrer Hilfswissenschaften, hg. von Otto Lueger, Bd. 8, Stuttgart, Leipzig 1910, S. 323 f.

8 Meyer (Anm. 3), S. [3]; Meyer (Anm. 6), S. 41.

9 Meyer (Anm. 3), o. S. [8]



Fabrikgebäude und Niederlassungen von H.C. Meyer jr.

nehmen im Jahr 1856 mit der Hartgummiverarbeitung eine weitere Sparte hinzugefügt; diese wurde später unter den Söhnen Friedrich Trauns verselbstständigt (s. u., im dritten Abschnitt). Es folgte die Abtrennung der Elfenbein-Verarbeitung unter der Leitung des ältesten Sohns Heinrich Adolph im Jahr 1864 (s. u., zweiter Abschnitt).¹⁰ Das verbleibende, von Heinrich Christian Meyer junior geleitete Unternehmen spezialisierte sich auf die Stock- und Stuhlrohrsparte. Eine in den 1860er Jahren gebaute Zweigfabrik in Harburg wurde zum Hauptstandort, während der Standort auf dem Großen Grasbrook von der Traun'schen Hartgummifabrik übernommen wurde. Mit dem Aufkommen des »Wiener Kaffeehaus-Stuhls« von Herstellern wie Thonet, dessen Sitzflächen aus geflochtenem Rattan bestanden, erlebte H. C. Meyer jr. um die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Aufschwung.¹¹ Die Rohrbranche, so eine Selbstdarstellung aus dem Jahr 1904, habe nun »gewissermaßen erst jetzt den Übergang in ein modernes Massengeschäft mit Millionenumsätzen« vollzogen.¹² Tatsächlich waren Meyers Produkte recht typische Beispiele für Statussymbole des aufstrebenden Bürgertums, die durch eine zunehmend industrielle Fertigung zu vergleichsweise erschwinglichen Massenwaren wurden.

¹⁰ Ebd., o. S. [10]

¹¹ Meyer (Anm. 6), S. II.

¹² Meyer (Anm. 3), o. S. [12].

Bereits »Stockmeyer« hatte Geschäftsbeziehungen in alle Welt unterhalten, aber sein Sohn intensivierte die Beteiligung an der europäischen Kolonialwirtschaft noch einmal deutlich. 1867, während des Booms der Stuhlrohr-Verarbeitung, entsandte H. C. Meyer jr. einen eigenen Angestellten in die britische Kolonie Singapur. Dieser sollte die bisherige Vertretung seiner Interessen durch die Hamburger Handelsfirma Behn, Meyer & Co. unterstützen.¹³ Der Einkauf des Rattans verlagerte sich so von den Niederlanden nach Singapur und wurde gleichzeitig in den eigenen Geschäftsbetrieb integriert.¹⁴ In Singapur entstanden Anlagen für die Lagerung und erste Bearbeitung des Rohmaterials, und 1895 wurden »dasselbst nicht nur große, eigene Lagerschuppen, sondern auch bedeutende Einrichtungen zum Zwecke des Waschens, Sortierens, Schwefelns und Bündelns des Rohres errichtet«.¹⁵ Die Zahl der Angestellten wuchs, zumal »auch der technische Betrieb, der im Anfang auf einige einfache Bearbeitungen von Stöcken beschränkt war, an Vielseitigkeit und Umfang immer mehr zunahm«. Hier entstand also eine echte Filiale der Harburger Fabrik.¹⁶ Einige Jahre später dehnte sich der Aktionsradius von H. C. Meyer jr. auf die niederländischen Kolonien im heutigen Indonesien aus: Die Unternehmensleitung entschied, die Produktion auf der Insel Celebes (heute Sulawesi), »wo sich noch größere Mengen Stuhlrohr befanden«, auszubauen, und begann eine Kooperation mit der in Makassar ansässigen Firma W. B. Ledebor & Co. Der Selbstdarstellung zufolge reisten Vertreter beider Firmen »[i]n die unwirtlichsten Gegenden [...], oft mit primitivsten Fahrzeugen die Küsten abstreifend, [...], um das Ernten des Rohres zu veranlassen.« Celebes wurde neben Singapur zum wichtigsten Einkaufsplatz.¹⁷ Hier wird deutlich, dass steigende Umsätze und eine zunehmend industrielle Fertigung in Hamburg und Deutschland einen unmittelbaren Einfluss auf die Rohstoffgewinnung und -vorbereitung in Ostasien hatten. Die Arbeitsbedingungen der Lieferant*innen und der einheimischen Mitarbeiter*innen in diesen Faktoreien in den britischen bzw. niederländischen Kolonien werden in den unternehmenseigenen Quellen in Hamburg nicht thematisiert. Im heutigen Indonesien etwa war die Gewinnung von Exportgütern für die Niederlande bis in die 1870er Jahre geprägt von einem als »cultuurstelsel« bezeichneten, staatlichen Zwangsanbausystem. Auch nach dessen Ende führte die Kolonialwirtschaft zur Verarmung weiterer Kreise der Bevölkerung.¹⁸

Bis ins frühe 20. Jahrhundert konnte H. C. Meyer jr. seinen Nachschub an Rattan und anderen Rohmaterialien recht problemlos mit Überseeschiffen auf mehrwöchigen Reisen nach Hamburg und von dort mit Schuten bis zum Harburger Standort trans-

13 Meyer (Anm. 6), S. 15.

14 Meyer (Anm. 3), o. S. [12].

15 Meyer (Anm. 6), S. 20.

16 Meyer (Anm. 3), o. S. [13].

17 Meyer (Anm. 6), S. 22.

18 Vgl. Steven Wedema: »Ethik« und Macht. Die niederländisch-indische Kolonialverwaltung und indonesische Emanzipationsbestrebungen 1901-1927, Stuttgart 1998, S. 22 f.

portieren lassen.¹⁹ Die folgenden Jahrzehnte aber standen im Zeichen immer wieder unterbrochener Nachschublinien und eines langsamen Niedergangs der traditionellen Produktlinien. Während des Ersten Weltkriegs diente heimisches Weidenrohr als Ersatz für Rattan,²⁰ vor allem aber glich ein Großauftrag der Rüstungsindustrie den Rohstoffmangel aus: Meyer fertigte Körbe, mit denen die unhandlichen Granaten transportiert wurden.²¹ Nach Kriegsende zeichnete sich ab, dass Spazierstöcke und Korsette aus Fischbein zunehmend aus der Mode kamen; ihre Produktion wurde schließlich eingestellt. Zur wieder aufgenommenen Stuhlrohrverarbeitung traten nun Kokosfasern und -garne.²² Da befürchtet wurde, deutsche Auslandsvermögen könnten im Zuge der Reparationsforderungen des Vertrags von Versailles konfisziert werden,²³ wechselte H. C. Meyer jr. – auf dem Papier – auf die Seite der niederländischen Kolonialherren in Südostasien über: Die 1920 in Rotterdam gegründete Tochterfirma »N. V. Soenda Handel Maatschappij«, pro forma von einem niederländischen Unternehmen und de facto von einem aus Harburg angereisten Prokuristen geleitet, übernahm die Besitzungen im heutigen Indonesien.²⁴

Auch während des Zweiten Weltkriegs kompensierte ein kriegsbedingter Großauftrag die Schwierigkeiten des Nachschubs an Rohstoffen aus Kolonien: Die riesigen Tarnmatten, mit denen die Alster in Hamburg zur Irreführung der gegnerischen Bomberpiloten abgedeckt wurde, stammten aus der Produktion von H. C. Meyer jr.²⁵ Als Rattan nicht mehr verfügbar war, setzte das Unternehmen erneut auf Weide und Kokosgarn.²⁶ In der Nachkriegszeit wurde auch dieses Mal die Stuhlrohrfertigung wieder aufgenommen, aber sie erreichte nicht wieder ihre ehemalige Bedeutung. Im Jahr 1954 starb der dritte Heinrich Christian Meyer, Enkel des Gründers, neun Jahre nach seinem gleichnamigen Sohn, und das Unternehmen ging an eine Erbengemeinschaft.²⁷

Heinrich Adolph Meyer

Der älteste Sohn »Stockmeyers« war im väterlichen Geschäft zunächst für die Fischbein-Sparte zuständig und ging 1837 nach New York, um dort den Einkauf zu betreuen. Gemeinsam mit Carl Poppenhusen, einem ehemaligen Angestellten H. C. Meyers, gründete er zudem eine Fischbein-Fabrik. Ab 1851 trieb er den Erwerb der Hartgummi-Patente in den USA voran. 1864 schließlich gründete Heinrich Adolph

19 Rednak (Anm. 6), S. 187.

20 Ebd., S. 189.

21 Ebd., S. 192.

22 Geerd Dahms: Rattan, Stock und Stuhlrohr. H. C. Meyer in Harburg, ausstellungsbegleitende Veröffentlichung mit Reprint der Jubiläumsschrift der Firma H. C. Meyer jr. aus dem Jahre 1918, Hamburg 1990.

23 Ebd., o. S. [33].

24 Rednak (Anm. 6), S. 194.

25 Dahms (Anm. 22), o. S. [34]; Rednak (Anm. 6), S. 194.

26 Dahms (Anm. 22), o. S. [33].

27 Ebd., o. S. [34].

Meyer in Hamburg erneut ein eigenes Unternehmen, mit dem die Verarbeitung von Elfenbein, Horn, Perlmutter, Stein- und Kokosnüssen bei H. C. Meyer jr. verselbstständigt wurde.²⁸

In der Fabrik auf dem Großen Grasbrook waren seit den 1830er Jahren Beschläge und Knäufe für Spazierstöcke sowie Messer- und Gabelhefte aus Elfenbein hergestellt worden, außerdem hatte »Stockmeyer« Elefanten-Stoßzähne für die Weiterverarbeitung zu Billardkugeln oder Klaviaturen zugeschnitten und weiterverkauft.²⁹ Heinrich Adolph Meyer verlagerte diese Produktlinien in den 1880er Jahren in ein neu gebautes Fabrikgebäude an der Rönnhaidstraße 60 (heute nordwestlicher Teil des Elsa-Parks an der Adolph-Schönfelder-Straße) in Barmbek.³⁰ Die Forschungslage ist hier noch recht dünn; fest steht aber, dass »Elfenbein-Meyer« der wichtigste Importeur von Elfenbein aus den deutschen Kolonien und in Kolonialkreisen mindestens ebenso bekannt wie sein Vater war.³¹ Bald nach der Gründung der Elfenbeinfabrik zog Heinrich Adolph Meyer sich aus dem Fabrikantenberuf zurück und übergab das Unternehmen 1889 an seinen Schwager Wilhelm Westendarp; den Namen H. Ad. Meyer behielt es auch in den kommenden Jahrzehnten bei.³² Einer Abbildung aus dem Jahr 1889 zufolge war der Eingang zur Fabrik in Barmbek mit der Nachbildung eines großen Elefantenkopfes geschmückt.³³ Zur Anlage gehörten neben Produktionssälen, Kessel- und Maschinenhaus, Kohlenschuppen und Pferdestall auch große, frei stehende Gerüste und ein Glashaus, in denen das Elfenbein in der Sonne gebleicht wurde.³⁴ Einen ähnlichen Raum hatte es bereits in der Fabrik auf dem Großen Grasbrook gegeben; in Barmbek wurde ein Bleichverfahren für Klaviertastaturen entwickelt, das einer Selbstdarstellung zufolge »diesem Fabrikat auch ausserhalb Deutschlands überall Eingang verschafft hat«.³⁵ Auf der anderen Seite gab es wohl immer wieder Lieferengpässe, weil die Sonne in Hamburg doch nicht ausdauernd genug schien.³⁶

28 Heinr. Ad. Meyer: Hamburg, in: Historisch-biographische Blätter. Der Staat Hamburg, Bd. 7, II. Lieferung, Berlin 1905, o.S. [hier S. 46], online: <https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN683990314> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

29 Rednack (Anm. 6), S. 282.

30 Ebd., S. 288. Ab 1879 wird Heinrich Adolph Meyer im Hamburger Adressbuch als Eigentümer der Grundstücke Rönnhaidstraße 44 bis 58 geführt, ab 1886 unter Rönnhaidstraße 60 als Eigentümer und Namensgeber einer Fabrik, vgl. Hamburgisches Adress-Buch für 1879, S. IV/176; Hamburger Adress-Buch für 1886, S. IV/649.

31 Möhle (Anm. 2), S. 47.

32 Zur Nachfolge vgl. Uwe Glessmer: Boeck, Westendarp und die Elfenbeinbleiche in der Wald(ing)straße in Wellingsbüttel, in: Jahrbuch des Alster-Vereins 90, 2016, S. 23-43; hier S. 29.

33 Heinrich Adolph Meyer: Elfenbein, Hamburgische Gewerbe- und Industrieausstellung 1889, S. 29.

34 Architekten- und Ingenieursverein Hamburg (Hg.): Hamburg und seine Bauten, unter Berücksichtigung der Nachbarstädte, Hamburg 1890, S. 706.

35 Meyer (Anm. 33), S. 33.

36 Ebd., S. 35.

Wie in der Spazierstock- und Korsettfertigung H.C. Meyers spiegelt sich auch in dessen Elfenbein-Sparte die Entwicklung der deutschen Konsumgesellschaft im 19. Jahrhundert: Der ehemals kostbare und unerschwingliche Luxusartikel wurde zu einer Massenware. Allein in Deutschland wurden zwischen 1850 und 1914 rund 250 neue Elfenbein verarbeitende Betriebe gegründet.³⁷ In ganz Europa und in den USA stieg die Nachfrage in der zweiten Jahrhunderthälfte rapide an, und Elfenbein avan-



Produktionsraum der Elfenbeinfabrik H. Ad. Meyer, um 1870

cierte »zu einem ähnlich universellen Gebrauchsstoff wie Plastik im 20. Jahrhundert«.³⁸ In der Fabrik Heinrich Ad. Meyer in Barmbek wurden 1890 etwa 78.000 Billardbälle im Wert von drei bis vier Millionen Mark gefertigt,³⁹ ferner Klaviaturen, Messerhefte, Bürstendeckel, Stockbretter, Fächer, Lineale, Maßstäbe, Flöten- und Piccoloköpfe, Schirm- und andere Griffe sowie Käämme.⁴⁰

37 Bernhard Gissibl: *The Nature of German Imperialism. Conservation and the Politics of Wildlife in Colonial East Africa*, New York, Oxford 2016, S. 42.

38 Vgl. ebd., S. 41 f.; sowie ders.: *Natur und Kolonialismus. Elefanten in Ostafrika 1850-1918*, in: *Das »lange« 19. Jahrhundert. Alte Fragen und neue Perspektiven*, hg. von Nils Freytag und Dominik Petzold, München 2007, S. 221-244; hier S. 227 f.

39 Architekten- und Ingenieursverein Hamburg (Anm. 34), S. 706.

40 Meyer (Anm. 33), S. 28.

Auf der anderen Seite der Warenkette wurde die der ostafrikanischen Küste vorgelegte Insel Sansibar seit den 1830er Jahren zum Hauptumschlagplatz für Elfenbein, und die nach Europa und Nordamerika exportierten Mengen stiegen immens.⁴¹ Für die Jahre zwischen 1870 und 1888 schätzte Wilhelm Westendarp, Inhaber der Fabrik Heinrich Ad. Meyer, die Verschiffungen aus Afrika auf »durchschnittlich 848.000 kg im Wert von 17.000.000 Mark«.⁴² Sein Unternehmen war eines von nur drei deutschen, die sich bis Ende des 19. Jahrhunderts auf Sansibar etablierten. Anders als die beiden anderen – O'Swald & Co. und Hansing & Co. – spezialisierte es sich auf den Elfenbeinhandel,⁴³ und nur Meyer importierte Elfenbein unabhängig vom englischen Markt direkt nach Europa. Eine Selbstdarstellung aus dem Jahr 1889 berichtete außerdem, man rüste selbständige Karawanen »mit bis zu 600 Trägern für das Innere Afrikas« aus und unterhalte an den Hauptsammelplätzen eigene Niederlassungen für den Ankauf.⁴⁴ In diesem Detail spiegelt sich der Beginn der deutschen Kolonisierung Ostafrikas in den 1880er Jahren: Zentrale Motive waren die Kontrolle über den Karawanenhandel durch die Ausschaltung der pauschal als »Araber« bezeichneten sansibarisichen Zwischenhändler*innen und der alleinige Zugriff auf das aus dem Binnenland an die Küste gebrachte Elfenbein.⁴⁵ Das oft gewaltsame Vorgehen der Kolonisierenden führte zu einer zunehmenden Militarisierung des Binnenlandes, Übergriffen auf die einheimische Bevölkerung, Hungersnöten und Epidemien.⁴⁶ Für die afrikanische Bevölkerung begann mit dem Vordringen der Deutschen eine Zeit »des Chaos [...]«, in der Ereignisse gleich unbeherrschbaren Naturgewalten die hergebrachte Ordnung der Dinge bedrohten und in der sie gezwungen waren, die Orte ihrer Zivilisation, die Dörfer und Residenzen der Chiefs, zu verlassen«.⁴⁷ 1888 mündeten die Konflikte um die Landnahme durch die von Carl Peters geleitete Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft (DOAG) schließlich in den Aufstand der Küstenbevölkerung (den sogenannten »Araber-Aufstand«). Seine Niederschlagung durch Hermann Wissmann besiegelte schließlich die formelle Kolonialherrschaft des Deutschen Reiches in Ostafrika.

Zur kolonialen Wirtschaft an der ostafrikanischen Küste und auf Sansibar gehörten auch die traditionell enge Verbindung von Elfenbein- und Sklavenhandel sowie der Einsatz von versklavten Menschen als Träger*innen und Arbeitskräfte entlang der Karawanenrouten. Innerhalb der hierarchischen Ordnung der Karawanen standen diese gemeinsam mit nicht-versklavten Frauen und Kindern an unterster Position; ihr

41 Gissibl (Anm. 37), S. 227; Michael Pesek: *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880*, Frankfurt, New York 2005, S. 49–52.

42 Meyer (Anm. 33), S. 11 f.

43 Felix Brahm: *Handel und Sklaverei am ›Tor zu Ostafrika‹. Hamburger Kaufleute auf Sansibar 1844–1890*, in: *Hamburg-Sansibar, Sansibar-Hamburg. Hamburgs Verbindungen zu Ostafrika seit Mitte des 19. Jahrhunderts*, hg. von Rita Bake, Hamburg 2009, S. 47–67; hier S. 50; zum Elfenbeinhandel vgl. auch Gissibl (Anm. 37), S. 67–73; Möhle (Anm. 2), S. 47–54.

44 Meyer (Anm. 33), S. 27.

45 Pesek (Anm. 41), S. 210.

46 Ebd., S. 201–204.

47 Ebd., S. 204.

zahlenmäßiger Anteil war dabei regional sehr unterschiedlich.⁴⁸ Mit dem Beginn des Karawanenhandels erreichte die Versklavung von Menschen in Ostafrika eine deutlich größere Dimension als zuvor; während der Hochphase wurden beispielsweise allein 1873 rund 23.000 versklavte Menschen aus dem Binnenland nach Sansibar gebracht.⁴⁹ Dort wurden sie nicht nur auf Gewürzplantagen, sondern auch in den Haushalten und in den Faktoreien der ansässigen Handelsfirmen eingesetzt. Aufzeichnungen zufolge arbeiteten 1861 in der Niederlassung O'Swalds etwa 50 und 1887 bereits 150 bis 200 versklavte Menschen; Schätzungen gehen von zeitweilig bis zu 400 aus.⁵⁰ In welchem Umfang dies bei Heinr. Ad. Meyer der Fall war, ist bisher nicht erforscht.

Generell wurden die Folgen des Elfenbeinbooms für die Arbeits- und Lebensbedingungen der Menschen in Ostafrika in der zeitgenössischen Öffentlichkeit kaum hinterfragt. Die Lage der dortigen Tierwelt hingegen nimmt in der Überlieferung einigen Raum ein. So war in den 1880er Jahren die Sorge verbreitet, durch die intensive Jagd auf den afrikanischen Elefanten seien dessen Bestände in den deutschen Kolonien existenziell gefährdet. Wilhelm Westendarp schätzte die Zahl der jährlich in Ostafrika getöteten Elefanten auf rund 65.000.⁵¹ Im Katalog H. Ad. Meyers zur Hamburgischen Gewerbeausstellung von 1889 heißt es, der afrikanische Elefant werde »von Jahr zu Jahr weiter zurückgedrängt und besonders in letzter Zeit so schnell und gründlich ausgerottet, dass [...] ein gänzliches Aussterben in nicht allzu ferner Zeit vorhergesagt werden kann«; schon seit 1879 sei eine regelmäßige und anhaltende Abnahme der Elfenbeinzufuhren aus Afrika festzustellen.⁵² Auch Walrosszähne, die vorher alljährlich in großen Mengen nach Honolulu, New York und Hamburg gebracht worden seien, würden seit 1880 immer seltener – »das arme Walross scheint beinahe ausgerottet zu sein.«⁵³ Solche zeitgenössischen Berichte und Statistiken sind mit Vorsicht zu bewerten; neuen Forschungen zufolge ist die Annahme, Elefanten seien bereits zu Beginn der deutschen Kolonialherrschaft in Ostafrika fast ausgestorben gewesen, so nicht zu halten.⁵⁴ Die Äußerungen Westendarps zeigen jedoch, dass den Vertretern der deutschen Elfenbeinfabriken sehr wohl bewusst war, wie eng die industrielle Massenproduktion von Konsumartikeln aus Elfenbein in Europa mit dem kolonialen Raubbau an der Natur zusammenhing.

Die Elfenbeinfabrik Heinr. Ad. Meyer an der Rönnhaidstraße in Barmbek bestand bis 1927.⁵⁵ Im Jahr 1911 erhielt sie eine zusätzliche Bleiche an der Waldstraße (heute

48 Ebd., S. 61–64, 71–73; Brahm (Anm. 43), S. 51.

49 Pesek (Anm. 41), S. 80.

50 Berechnungen lt. Karl Evers: Das Hamburger Zanzibarhandelshaus Wm. O'Swald & Co. 1847–1890. Zur Geschichte des Hamburger Handels mit Ostafrika, Hamburg (Diss.) 1986; Brahm (Anm. 43), S. 54–57.

51 Meyer (Anm. 33), S. 11 f.

52 Ebd., S. 7.

53 Ebd., S. 15.

54 Vgl. Gissibl (Anm. 37), S. 44.

55 Hamburger Adreßbuch 1927, S. IV/660; Branchen-Fernsprechbuch für die Oberpostdirektionsbezirke Hamburg, Kiel, Schwerin u. a. 1927, S. 165.

Elfenbeinweg) im Stadtteil Wellingsbüttel,⁵⁶ die 1927 von Max Westendarp zu einer Fabrik ausgebaut wurde und den Barmbeker Standort ersetzte.⁵⁷ Das weitere Schicksal dieses Unternehmens ist nicht ganz geklärt. Vieles spricht dafür, dass in Wellingsbüttel allenfalls kurz produziert wurde, denn bereits 1933 beantragte der Eigentümer eine Genehmigung für einen Umbau zu Kleinwohnungen; im überlieferten Schreiben ist vom »ehemaligen Fabrikgebäude« die Rede.⁵⁸ Offenbar wurde das Gelände während des Zweiten Weltkriegs ausgebombt,⁵⁹ und ab 1950 ist für die Elfenbeinfabrik eine neue Firmenadresse verzeichnet; offiziell erloschen ist sie 1964.⁶⁰

Harburger Gummi-Kamm und New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie

Ein dritter, für die koloniale Wirtschaft wie für die Industrialisierung Hamburgs besonders bedeutsamer Spross des Meyer'schen Firmengeflechts ist die Hartgummiproduktion und -verarbeitung. Aus technik- und unternehmenshistorischer Perspektive markierte sie einen Übergang von natürlichen zu künstlich hergestellten Materialien: Hartgummi hat vollkommen andere Eigenschaften als seine Ausgangsstoffe und wird daher als Kunststoff bezeichnet, auch wenn er – anders als Bakelit, der erste vollsynthetische Kunststoff – aus Naturmaterialien gewonnen wird.⁶¹ Gleichzeitig spricht einiges dafür, dass sich damit auch Bedeutungen und Wertigkeiten innerhalb der kolonialen Wirtschaftsbeziehungen verschoben: Anders als Elfenbein, Perlmutter oder Tropenhölzer waren Hart- und Weichgummi (die sich nur durch ihren Schwefelgehalt unterscheiden) selbst keine kolonialen Handelswaren; lediglich ihr wichtigster Rohstoff – Kautschuk – stammte aus Kolonien. Die beiden sind nicht einfach verschiedene Rohmaterialien für europäische Konsumgüter, sondern auch jenseits ihrer technischen oder ökonomischen Bedeutung unterscheiden sie sich fundamental: Elfenbein wurde weiterhin durch Jagd gewonnen und mit erheblichem Aufwand über weite Strecken gehandelt. Für die Kautschukgewinnung hingegen wurden wild wachsende Lianen geerntet und ihr getrockneter Pflanzensaft in Form von Ballen exportiert. So lukrativ dieser Handel auch war, so wenig kostbar war das Material selbst. Die Herstellung des Gummis, eines vielseitig einsetzbaren Werkstoffs, und die Fertigung von Endprodukten – also der größte Teil der Veredelung und Wertschöpfung – schließlich fanden in Europa und den USA statt. Die europäischen Chemiker und Ingenieure bauten dabei auf indigenem Wissen auf, aber sie schufen aus dem kolonialen Rohstoff etwas Neues.

⁵⁶ Vgl. Glessmer (Anm. 32), S. 23-43.

⁵⁷ Vgl. ebd., S. 30; Branchen-Fernsprechbuch für die Oberpostdirektionsbezirke Hamburg, Kiel, Schwerin u. a. 1930, S. 145.

⁵⁸ Vgl. Glessmer (Anm. 32), S. 32-34.

⁵⁹ Ebd., S. 32-37.

⁶⁰ Ebd., S. 29.

⁶¹ Vgl. Jürgen Ellermeyer: *Gib Gummi! Kautschukindustrie und Hamburg*. Katalog zur gleichnamigen Sonderausstellung im Museum der Arbeit, Bremen 2006, S. 11.

Es ist naheliegend, dass dies die zeitgenössischen Wahrnehmungen und Narrative europäischer Überlegenheit stützte. In der Benennung des Hartgummi als »Ebonit« – in Anlehnung an ebony, englisch für Ebenholz – klingt ebenfalls an, dass es hier gelungen sei, einen natürlichen Werkstoff zu ersetzen. Letztlich trug dies dazu bei, die Kolonien auf die Bereitstellung von Rohstoffen und Arbeitskräften zu reduzieren.

Für H. C. Meyer war anfangs nicht abzusehen, welche Bedeutung das neue Material erlangen würde: Heinrich Adolf Meyer erwarb die erwähnten Patente für die Herstellung des Ebonit, weil er nach der Vorstellung des Verfahrens durch Charles Goodyear 1851 in den USA um sein Fischbeingeschäft fürchtete.⁶² Als das neue Material sich stattdessen als geeignet für die Massenfertigung von Kämmen erwies, wurde aus der New Yorker Fischbeinfabrik Meyer & Poppenhusen die India Rubber Comb, die weltweit erste Hartgummi-Fabrik.⁶³ Generell wurde Hartgummi in der ersten Zeit oft als Ersatz für Tropenhölzer, Marmor, Halbedelsteine oder Elfenbein verwendet; auch Zigarettenspitzen, Feuerzeuge und Füllfederhalter ließen sich gut daraus herstellen.

Seine eigentliche Relevanz für die Industrialisierung aber entfaltete Gummi, weil er sich für Isolatoren und Bauteile in der chemischen Industrie nutzen ließ; aufgrund seiner Säurebeständigkeit und isolierenden Eigenschaften wurde er existenziell für die Industrialisierung und die technische Entwicklung des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts. Letztlich sind Automobilisierung, Elektrifizierung oder moderne Kommunikationsmedien ohne Hart- oder Weichgummi kaum denkbar. Die aus H. C. Meyer jr. hervorgegangenen Hamburger und Harburger Unternehmen der deutschen Gummi-Industrie stehen damit beispielhaft für die enge Verzahnung der wirtschaftlichen und technischen Entwicklung in den westlichen Industrienationen mit den Bedingungen der Gewinnung und des Anbaus der dafür benötigten Rohstoffe im globalen Süden.

Als deutsches Pendant der India Rubber Comb in New York entstand 1856 als Filiale H. C. Meyer jrs. in Harburg die Harburger Gummi-Kamm-Compagnie, geleitet von Heinrich Traun.⁶⁴ Aus ihr ging 1871 die New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie (NYH) in Barmbek hervor,⁶⁵ die 1878 verselbständigt wurde und den

62 Meyer (Anm. 6), S. 12; vgl. auch Jürgen Ellermeyer: Von der ersten Kunststofffabrik des Kontinents zum mittelständischen Nischenbetrieb. Zur Geschichte der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie (NYH), in: Wissen aus 400 Jahren Chemie in Hamburg. Hamburgs Geschichte einmal anders. Entwicklung der Naturwissenschaften, Medizin und Technik, Teil 4, hg. von Gudrun Wolfschmidt, Hamburg 2016, S. 310–369; hier S. 313 f.

63 Für Details zur Firmengeschichte siehe Kautschukwerke Dr. Heinr. Traun & Söhne, vorm. Harburger Gummi-Kamm-Co. Hamburg, in: Historisch-biographische Blätter. Der Staat Hamburg, Bd. 7., 2. Lieferung, Berlin 1905, o. S.; zur New Yorker Episode: S. [4].

64 Heinrich Traun war ein Sohn des Teilhabers Friedrich Traun, vgl. Traun (Anm. 63), o. S. [5].

65 Zur Entstehungsgeschichte der NYH vgl. New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie, in: Historisch-biographische Blätter. Der Staat Hamburg, Bd. 7, erste Lieferung, Berlin 1905, o. S.

Standort auf dem Großen Grasbrook übernahm.⁶⁶ Dieses ab 1902 unter »Dr. Heinrich Traun & Söhne« firmierende Unternehmen wurde schließlich im Jahr 1930 seinerseits von der NYH übernommen und die Produktion ab 1954 in Harburg konzentriert. Noch heute produziert die NYH in Lüneburg verschiedene Elastomere, nach wie vor auch Ebonit, während in den Resten ihres Fabrik-Ensembles in Barmbek seit 1997 das Museum der Arbeit untergebracht ist.⁶⁷

Naturkautschuk, der Rohstoff für die deutsche Gummi-Industrie, wird aus dem Saft verschiedener tropischer Pflanzen gewonnen und gelangte im 19. Jahrhundert ausschließlich aus Wildsammlungen auf den Markt. Die nur im brasilianischen Amazonasbecken vorkommende Pflanze *Hevea brasiliensis* stand dabei im Mittelpunkt des Interesses, aber auch andere Arten aus dem tropischen Afrika oder Südostasien wurden verwendet.⁶⁸ Wie ein roter Faden durchzieht daher die Suche nach natürlichen Kautschukvorkommen in allen Teilen der europäisch kolonisierten Welt die Berichte aus dieser Zeit. Daran änderte sich auch zunächst nichts, als es einem britischen Forscher 1876 gelang, Samen der brasilianischen Kautschukpflanze außer Landes zu schmuggeln und einige Jahre später Setzlinge in die Kolonien im heutigen Malaysia zu bringen. Erst um die Jahrhundertwende brachten die dort angelegten Plantagen nennenswerte Erträge, und erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg übertrafen diese die brasilianischen Wildsammlungen.⁶⁹ Welche Folgen die stetig steigende Nachfrage nach Kautschuk für die Herkunftsregionen haben konnte, zeigte sich besonders drastisch im Kongo Leopolds II.: Die als »Kongo-Gräuel« bekannt gewordene Schreckensherrschaft aus einem System aus riesigen Kautschukplantagen, brutaler Zwangsarbeit und planmäßigen Übergriffen auf die einheimische Bevölkerung kostete zwischen 1888 und 1908 Millionen von Menschen das Leben.⁷⁰

Auch in der deutschen Kolonie Kamerun war der Kautschukexport lange Zeit in der Hand von Konzessionsgesellschaften, deren Handeln sich am Beispiel des Kongo orientierte: Die von der Reichsregierung kostenlos vergebenen Konzessionen für die Erschließung und Nutzung ausgewiesener Gebiete führten zu Zwangsarbeit, zur Verarmung der einheimischen Bevölkerung und zur rücksichtslosen Ausbeutung von Ressourcen bei minimalen Investitionen.⁷¹

66 Die Verselbständigung der Harburger Gummi-Kamm-Compagnie erfolgte 1878, vgl. Traun (Anm. 63), o. S. [5].

67 Vgl. Sandra Schürmann: *Das Fabrik-Ensemble des Museums der Arbeit*, Hamburg 2017.

68 Vgl. Steven C. Topik/Allen Wells: *Warenketten in einer globalen Wirtschaft, in: 1870-1945. Weltmärkte und Weltkriege*, hg. von Emily S. Rosenberg, München 2012, S. 589-814; hier S. 679.

69 Ebd., S. 681 f.

70 Vgl. ebd., S. 682; vgl. auch Julia Seibert: *In die globale Wirtschaft gezwungen. Arbeit und kolonialer Kapitalismus im Kongo (1885-1960)*, Frankfurt a. M. 2016, insb. S. 23-59.

71 Vgl. Karin Hausen: *Deutsche Kolonialwirtschaft in Afrika. Wirtschaftsinteressen und Kolonialverwaltung in Kamerun vor 1914*, Zürich, Freiburg i. Br. 1970, S. 224-229; Adolf Rüger: *Die Entstehung und Lage der Arbeiterklasse unter dem deutschen Kolonialregime in*

Die Harburger Gummi-Kamm-Compagnie verwendete um die Mitte des 19. Jahrhunderts zunächst Kautschuk aus dem heutigen Indonesien – die brasilianische Ware sei teurer und nicht besser gewesen, heißt es in einer Selbstdarstellung.⁷² In den 1860er Jahren schickte Heinrich Traun »einen mit guten Vorkenntnissen ausgerüsteten Mann« nach Singapur, »um wohlmöglich Einfluss auf die Kautschukgewinnung auszuüben«. Dies scheiterte allerdings »an den eigentümlichen Wachstumsbedingungen des indischen Kautschukbaumes«, ⁷³ Gut zwei Jahrzehnte später waren die dortigen Bestände erschöpft – »durch Raubbau«, wie es in der Unternehmensdarstellung heißt. Dabei verweist der Begriff »Raubbau«, der sich in vielen Darstellungen von Kolonisierenden findet, auf ein gängiges Narrativ: Die Einheimischen seien – anders als die Kolonisierenden – nicht willens oder in der Lage, ihre natürlichen Ressourcen zu schonen. Ausgeblendet wird dabei, dass die Zerstörung der Umwelt mit dem Kolonialismus ein zuvor nie gekanntes Ausmaß erreichte. Besonders zynisch erscheint die Rede vom »Raubbau« zudem angesichts der erwähnten Konzessionssysteme, die unmenschlich hohe Abgabequoten vorschrieben und deren Nichteinhaltung mit drastischen Gewaltmaßnahmen beantworteten.

Als der »ostindische« Kautschuk vom Markt verschwunden war, wandte Heinrich Traun seine Aufmerksamkeit ins tropische Afrika und sandte Anfang der 1880er Jahre einen Sachverständigen an die Westküste, »um dort nach Kautschuk zu forschen«; ⁷⁴ dieser gründete 1883 in Bissau im damaligen Portugiesisch-Guinea eine Faktorei für das Harburger Unternehmen. Damit war der Bedarf für einige Jahre gedeckt und der vorher über Portugal und Frankreich betriebene Handel nach Deutschland gelenkt. Die Selbstdarstellung betont, das Traun'sche Unternehmen habe so »zur Hebung des heute sehr bedeutenden Hamburger Kautschukmarktes wesentlich beigetragen«. ⁷⁵

Das Einsetzen einer aktiven Kolonialpolitik des Deutschen Reiches kam den Interessen der Harburger Gummi-Kamm-Compagnie entgegen. Gemeinsam mit anderen Kautschuk verarbeitenden Unternehmen unterstützte sie eine 1899 vom deutschen Kolonialwirtschaftlichen Komitee organisierte Expedition ins heutige Südwest-Nigeria mit dem Ziel, von dort Kautschuksorten in die deutschen »Schutzgebiete« zu bringen und eine Plantagenwirtschaft in Kamerun und Togo einzuführen. ⁷⁶ Zu dieser Zeit nahmen die Aktivitäten rund um den Einkauf des begehrten Rohstoffs einen solchen Umfang an, dass sie 1902 als eigene Firma von Traun & Söhne getrennt wurden. ⁷⁷ Parallel betrieb das Unternehmen in Hamburg und Harburg intensive Forschungen rund

Kamerun (1895-1905), in: Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft, hg. von Helmuth Stoecker, Berlin 1960, S. 149-242; hier S. 168-174.

⁷² Traun (Anm. 63), o. S. [8].

⁷³ Ebd., o. S. [8].

⁷⁴ Ebd., o. S. [9].

⁷⁵ Ebd.

⁷⁶ Vgl. den Bericht von Rudolf Schlechter: Westafrikanische Kautschuk-Expedition 1899/1900, Berlin 1900; vgl. hierzu auch Ellermeyer (Anm. 61), S. 16 f.

⁷⁷ Traun (Anm. 63), o. S. [9].

um die botanischen, physikalischen und chemischen Eigenschaften des Kautschuks; es entstanden umfangreiche Sammlungen und Forschungslabore.⁷⁸

Während die Gewinnung von Naturkautschuk in den Kolonien auch langfristig verheerende Folgen für Mensch und Natur hatte, diente Gummi aus der Produktion der Harburger Gummi-Kamm Compagnie, der New-York Hamburger Gummi-Waaren Compagnie oder der ebenfalls 1856 gegründeten Gummifabrik der Gebrüder Cohen in Harburg, der späteren Phoenix-Gummi-Werke Hamburg-Harburg,⁷⁹ in Hamburg und anderswo als »Schmierstoff der Industrialisierung«.

Die Geschichte H. C. Meyers und seiner Erben zeigt damit beispielhaft, dass die europäische Moderne nicht ohne die Aktivitäten der Europäer*innen in »Übersee« denkbar war.⁸⁰ Die Unternehmen waren seit ihren Anfängen als Akteure in das System der kolonialen Wirtschaft eingebunden. Daher ist die weiterhin vorherrschende Darstellung ihrer Geschichte, in der Profite aus Versklavung, Zwangsarbeit und Naturzerstörung ignoriert und stattdessen H. C. Meyers Aufstieg aus einfachsten Verhältnissen, sein Beitrag zur industriellen Entwicklung oder die Bedeutung des Gummis angeführt werden, unvollständig und verharmlosend. Es gibt einige Orte in Hamburg, an denen sich eine vollständigere, angemessenere Geschichte erzählen ließe: die Stockmeyerstraße bzw. das nahe gelegene Grundstück, den Standort der ersten Elfenbeinfabrik im heutigen Elsa-Park, die ehemaligen NYH-Gelände in Barmbek und Harburg, Straßen wie die Maurien- und Poppenhusenstraße in Barmbek, den Heinrich-Traun-Platz in Harburg, den Elfenbeinweg in Wellingsbüttel.

⁷⁸ Ebd.

⁷⁹ Vgl. den Überblick der Firmengeschichten: Ellermeyer (Anm. 61), S. 20-35.

⁸⁰ Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von dems., Frankfurt a. M. 2013, S. 9-37; hier S. 13.

Globalgeschichte unter Buchenwipfeln

Bismarcks Alterssitz Friedrichsruh als postkolonialer Erinnerungsort

ULF MORGENSTERN

Erinnerungsgeschichtliche Perspektiven auf einen Regierungsort in der Provinz

Otto von Bismarck (1815-1898) gilt wegen der 1884/85 von ihm getroffenen Entscheidungen, einige der von deutschen Kaufleuten in Afrika und Asien beanspruchten Gebiete »unter den Schutz des Reiches« zu stellen, als Vater der deutschen Kolonialpolitik. Zuvor hatte er lange gezögert und dem Werben von in Übersee tätigen Wirtschaftslobbyisten und Anhängern weltpolitischer Expansionen Deutschlands verhalten, wenn nicht gar abwehrend gegenübergestanden.¹ Auch auf der von ihm initiierten Berliner Afrika-Konferenz ließ er sich 1884/85 größtenteils vertreten² und widmete sich in außenpolitischer Hinsicht stattdessen seinen »klassischen«, auf das Gleichgewicht zwischen den europäischen Mächten orientierten diplomatischen Problemfeldern.³ Seinen engsten außen- und kolonialpolitischen Mitarbeitern schrieb der Reichskanzler im Spätsommer 1885 im Zusammenhang mit hochfliegenden Plänen der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft ins Stammbuch: »Vielleicht ist noch Andres zu wünschen; aber wir gefährden alles, wenn wir mehr erstreben als wir ohne Kriegsschiffe dort halten und haben können. Nur kein Colonial-Chauvinismus!«⁴

Wie neuere Quelleneditionen⁵ und Forschungen zeigen, war Bismarck aber nicht prinzipiell »antikolonial eingestellt«⁶ und hinter den Kulissen stets bestens informiert

- 1 Vgl. Ulrich Lappenküper: Ausgleich mit Frankreich? Bismarck und die deutsche Kolonialpolitik, in: Historische Mitteilungen der Ranke-Gesellschaft 24, 2011, S. 177-205; Konrad Canis: Bismarck als Kolonialpolitiker, in: Kolonialmetropole Berlin. Eine Spurensuche, hg. von Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller, Berlin 2002, S. 23-28.
- 2 Andreas Eckert: Die Berliner Afrika-Konferenz (1884/85), in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a. M. 2013, S. 137-149.
- 3 Vgl. dazu zuletzt Tanja Bührer: Bismarck und der Scramble for Africa. Von einer »hybriden Art der Verantwortung«, in: Realpolitik für Europa. Bismarcks Weg, hg. von Ulrich Lappenküper und Karina Urbach, Paderborn 2016, S. 238-265.
- 4 Marginalie Bismarcks auf einer Notiz Hatzfeldts, Ende August 1885, in: Ulrich Lappenküper (Bearb.): Neue Friedrichsruher Ausgabe (NFA): Otto von Bismarck. Gesammelte Werke, Abt. III, Bd. 6: Schriften 1884-1885, Paderborn 2011, Nr. 469.
- 5 Vgl. die zahlreichen von Bismarck verfassten oder initiierten Dokumente in den Bänden 4-8 (1879-1890) der Neuen Friedrichsruher Ausgabe.
- 6 So fasst Katharina Abermeth die durch global- und kolonialgeschichtliche Ansätze geprägte Sicht in Studien jüngerer Datums zusammen: Eintrag: Bismarck, Otto, in: Lexikon zur Überseegeschichte, hg. von Hermann Hiery, Stuttgart 2015, S. 105.

und engagiert. Das kolonialgeschichtliche Bild des aktiven Politikers und auch des Ruheständlers Bismarck bedarf also einer nicht unerheblichen Erweiterung, wenn auch keiner grundlegenden Korrektur. Noch deutlicher ist eine Neujustierung der postkolonialen Perspektive auf ihn und seine Wirkungsstätten nötig: Bismarcks einmal gegebenes »grünes Licht« der Jahre 1884/85 hatte den dynamischen Aufbau eines deutschen Kolonialreichs in Gang gesetzt – mit in der Literatur bis in die jüngste Vergangenheit unterschätzten Folgen, die weit über dessen offizielles bzw. formales Ende im Jahr 1919 hinausreichten. In der Bündelung auf seinen »Regierungs-« und Alterssitz Friedrichsruh, einem Ortsteil von Aumühle östlich von Hamburg, werden im Folgenden diese »langen Linien« von der realen Kolonialpolitik des Kaiserreichs zu den wechselnden und bis in die Gegenwart reichenden kolonialgeschichtlichen Zuschreibungen des »kulturellen« wie des »kommunikativen« Gedächtnisses⁷ zum ersten Mal untersucht. Das Konzept der »Deutschen Erinnerungsorte« erhält mit dem Beispiel des elementaren Bismarck-Ortes Friedrichsruh eine »postkoloniale Erweiterung«.⁸

Da der Kanzler mit zunehmendem Alter und wachsender Eigensinnigkeit nur ungern im höfischen und gesellschaftlichen Gefüge Berlins regierte und stattdessen lieber als telegraphisch mit der Welt verbundener Landadliger auf seinen Gütern⁹ residierte und sich die amtlichen Akten kommen ließ, besuchten ihn in Friedrichsruh fast täglich Regierungsmitarbeiter, Vertreter unterschiedlicher Lobbyverbände und Pressure Groups sowie in- und ausländische Monarchen und Politiker;¹⁰ auch noch nach seiner Entlassung im Jahr 1890. Der schon zu Lebzeiten mythisch verehrte »Alte vom Sachsenwald« galt weiterhin als äußerst einflussreich: Wer nicht zur unmittel-

7 Die Kategorien Harald Welzers und Aleida und Jan Assmanns meinen einerseits das »epochenübergreifende Gedächtnis, das durch normative Texte gestützt wird« und andererseits »das drei Generationen verbindende Gedächtnis der mündlich weitergegebenen Erinnerungen«. Aleida Assmann: *Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses*, München 1999, S. 13.

8 Diese Forderung erhebt in allgemeinerer Absicht Jürgen Zimmerer: *Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, in: *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, hg. von dems., Frankfurt a. M. 2013, S. 9–40; hier S. 13. Lothar Machtans Text über Bismarck behandelt zwar Friedrichsruh, spart aber im Schlepptau der Bielefelder Sicht auf die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts globale und koloniale Bezüge souverän aus: Lothar Machtan: *Bismarck*, in: *Deutsche Erinnerungsorte*, Bd. 2, hg. von Etienne François und Hagen Schulze, München 2001, S. 86–104.

9 Vgl. zu Bismarck und Friedrichsruh zuletzt umfassend: Ulrich Lappenküper: *Bismarcks Erbe. Friedrichsruh als Medium der Erinnerung*, in: *Bismarck. Der Monolith. Reflexionen am Beginn des 21. Jahrhunderts*, hg. von Tilman Mayer, Hamburg 2015, S. 234–266; und Ulf Morgenstern: *Otto von Bismarck als Minister für Lauenburg*, in: *1865–2015 – 150 Jahre Herzogtum Lauenburg und Preußen, Quellen zur Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte*, Nr. 40, hg. von Stiftung Herzogtum Lauenburg, Kiel 2017, S. 7–16.

10 Zahlreiche Beispiele sind überliefert, u. a. war Muhtar Pascha, Hochkommissar des türkischen Sultans, im Oktober 1883 in Friedrichsruh, der russische Außenminister Giers im Oktober 1885, der österreichische Außenminister Gustav Graf von Kálnoky im September 1887.

baren Entourage Wilhelms II. gehörte, suchte nach wie vor die Nähe des (Kolonial-) Reichsgründers.¹¹

Friedrichsrüh stand somit zu Lebzeiten Bismarcks im Fokus von Zustimmung und Ablehnung der Bismarck'schen Politik und blieb es in den nationalen Erinnerungslandschaften der Deutschen auch nach seinem Tod, als sich der Bismarck-Mythos vor die wirkliche Person schob. Die folgenden Ausführungen spannen daher einen weiten Bogen vom aktiven Kolonialpolitiker Bismarck bis zu den in die Gegenwart reichenden globalhistorischen Zuschreibungen und Versatzstücken einer brüchig gewordenen kolonialgeschichtlichen Erinnerung, die Friedrichsrüh und Aumühle bis heute zu einem zwar versteckten, bei genauerer Betrachtung aber leicht dechiffrierbaren postkolonialen Erinnerungsort machen.

Bismarcks kolonialpolitisches Regierungshandeln in Friedrichsrüh

Die ersten »echten« kolonialpolitischen Regierungsanweisungen entstanden im Vorfeld bzw. mit dem Beginn der formellen Kolonialpolitik.¹² Darunter befindet sich gleich zu Beginn eine drastische Weisung aus dem Juli 1883. Von Friedrichsrüh aus veranlasste Bismarck einen Kanonenbooteinsatz der besonderen Art. Man möge, so ließ er der Marineleitung mitteilen, auf zehn Jahre mit der Bestrafung der nördlich von Papua-Neuguinea lebenden »Hermit-Insulaner«¹³ fortfahren, nachdem diese eine deutsche Niederlassung zerstört und einen deutschen Kapitän ermordet hätten, »dabei seien die Wilden niederzuschießen und ihre Dörfer, Vorräthe, Waffen etc. zu vernichten. Die Wilden müssten davon überzeugt werden, daß wir sehr rachsüchtig sind. Vielleicht möchte es sich empfehlen, daß man sich in der Nacht an die Inseln anschleiche und die Einwohner überrumple.«¹⁴

Die nächsten aus Friedrichsrüh datierenden Dokumente fielen in die Zeit des deutschen Kolonialerwerbs 1884 und 1885 und verzichteten auf O-Töne im martialischen Duktus.¹⁵ Sie bezogen sich auf die Fidschi-Landfrage (gegenüber der englischen

11 Vgl. die durchaus repräsentative Auswahl von Besuchern in: Otto von Bismarck. Gesammelte Werke, Bd. 9: Gespräche, Berlin 1926.

12 Vgl. Ulrich Lappenküper (Bearb.): Neue Friedrichlsruher Ausgabe (NFA): Otto von Bismarck. Gesammelte Werke, Abt. III, Bd. 5: Schriften 1882-1883, Paderborn 2011; vgl. darin pars pro toto die Dokumente 88, 93, 104, 126, 470 und 485.

13 Bismarcks Bankier Gerson Bleichröder hatte, gemeinsam mit dem Bankier Adolph von Hansemann, 1882 seine samoanischen Handelsinteressen auch auf Melanesien ausgedehnt. Möglicherweise fanden die zu der wenig später als »Bismarck-Archipel« bezeichneten Inselgruppe gehörenden »Eremiten-Inseln« deshalb schon 1883 das Interesse Bismarcks. Vgl. Horst Gründer: Die Südsee und Deutschland, in: Die Deutsche Südsee 1884-1914, hg. von Hermann Joseph Hiery, Paderborn 2001, S. 45; und Fritz Stern: Gold und Eisen. Bismarck und sein Bankier Bleichröder, Frankfurt a. M., Berlin 1978, S. 482-530.

14 Vgl. Lappenküper (Anm. 12), Dok. 365.

15 Bismarck »amtierte« außer am Regierungssitz in Berlin an verschiedenen Orten. Häufige wochenlange Aufenthalte verbrachte er seit den späten 1870er Jahren auf seinem Gut im pom-

Regierung)¹⁶ und den Kongo-Vertrag.¹⁷ Das koloniale Engagement Deutschlands war zu diesem Zeitpunkt nicht mehr von der klassischen »großen Politik« gegenüber europäischen Mächten zu trennen, bei Bismarcks Anwesenheit in Friedrichsruh gingen sämtliche Detailabstimmungen von dort aus. Als er nach einer längeren Abwesenheit wieder von Mitte September bis Mitte Oktober 1884 in Friedrichsruh weilte, entstanden zahlreiche Regierungsdokumente in Vorbereitung der Afrika-Konferenz.¹⁸ Der fast 70jährige Kanzler verfasste sie nicht mehr allein, sondern vertraute immer stärker auf seinen ältesten Sohn, den anglophilen Herbert von Bismarck. Dieser war zu jener Zeit offiziell Legationssekretär im Auswärtigen Amt bzw. Gesandter in Den Haag,¹⁹ de facto aber Bismarcks clandestiner Go-Between in britische Regierungskreise.

Allerdings blieb Bismarck auch in Details stets auf dem Laufenden und erteilte präzise Handlungsanweisungen. Ein bestechendes Beispiel für seine ideologisch und moralisch mit dem kolonial-expansiven Zeitgeist konforme, bei der praktischen Umsetzung aber den Staat aus fiskalischen, diplomatischen und auch militärischen Gründen nur zögerlich als außereuropäischen Akteur zulassende Einstellung ist aus dem Herbst 1887 erhalten. Dem Auswärtigen Amt meldete ein Sekretär Bismarcks aus dem Sachsenwald:

Der Herr Reichskanzler ist damit einverstanden, daß der Oberhäuptling der Herero und seine Anhänger durch Lieferung von Waffen und Munition gegen die räuberischen Einfälle der Namaqua-Capitäne unterstützt werden, vorausgesetzt, daß dadurch nicht übermäßige Kosten entstehen. [...] Seine Durchlaucht ist übrigens der Ansicht, daß in erster Reihe die südwestafrikanische Gesellschaft berufen sei, das deutsche Schutzgebiet gegen die Räubereien der Namaqua zu sichern. Das entspreche unserm Colonial-System. Sei sie dazu nicht im Stande, so müßte die Colonie aufgegeben werden.²⁰

Die Kolonialpolitik bestand für Bismarck also vorderhand aus dem politischen Nachgeben gegenüber Forderungen aus Wirtschafts-, Militär- und politisch-expansionisti-

merschen Varzin, in den Kurorten Gastein und Kissingen sowie mit deutlicher Präferenz in Friedrichsruh vor den Toren Hamburgs.

¹⁶ Lappenküper (Anm. 4), Nr. 60.

¹⁷ Ebd., Nr. III.

¹⁸ Ebd., Nr. 234, 241, 242, 248.

¹⁹ Vgl. Biographisches Handbuch des deutschen Auswärtigen Dienstes 1871-1945, Bd. 1: A-F, Paderborn 2000, S. 163 f.; Konrad Canis: Herbert von Bismarck. Außenpolitik und Kanzlerherrschaft in den 80er Jahren, in: Gestalten der Bismarckzeit, Bd. 2, hg. von Gustav Seeber, Berlin (Ost) 1986, S. 325-351.

²⁰ Rottenburg an den geschäftsführenden Staatssekretär Derenthal, 16. September 1887, BArch R 1001/9327, Bl. 18. Schreiben. Abschrift. Tatsächlich entsandte das Deutsche Reich 1888 jedoch Truppen nach Deutsch-Südwestafrika, als es dort zu Widerstand kam. Siehe dazu: Jürgen Zimmerer: Deutsche Herrschaft über Afrikaner. Staatlicher Machtanspruch und Wirklichkeit im kolonialen Namibia, Münster 2001, S. 25.

schen Kreisen und anschließend notwendiger Schadensbegrenzung. Sie hatte für den landwirtschaftlichen Unternehmer aber auch konstruktive Seiten. Auf Spaziergängen durch den Sachsenwald sinnierte der Kanzler über Möglichkeiten des Baumwollanbaus in den »ostafrikanischen Besitzungen« und in Neuguinea, schließlich liege darin eines der »wichtigsten Mittel zur Förderung überseeischer Gebiete«.²¹ Dennoch blieb es bei einer grundsätzlichen Distanz, so bekannte er im Oktober 1889, »er finde sich wohl in der Diplomatie zurecht, aber von Kolonien verstehe er nichts, und es sei vielleicht zweckmäßiger, diese Sachen einem Hamburger Kaufmann, der in überseeischen Plätzen gelebt habe, zu übertragen.«²² Ein halbes Jahr später endete die Ära Bismarck und mit ihr auch seine nolens volens betriebene Kolonialpolitik. Eigentlich.

Koloniale Neben-Außenpolitik des »Kanzlers ohne Amt«?

Auch nach seiner Entlassung war Bismarck auf nahezu allen Politikfeldern bestens informiert, und Friedrichsruh blieb, entgegen seiner tatsächlichen Bedeutung, in der Wahrnehmung vieler das informell-formelle Zentrum der deutschen Kolonialpolitik. Eine umfangreiche Mappe von Zuschriften²³ zeigt, wie sehr Bismarck in den Kreisen der Kolonialbegeisterten als der Schöpfer und gewissermaßen auch weiterhin als Hauptverantwortlicher für die deutsche Kolonialpolitik gesehen wurde.²⁴ Einen anderen Ton als in den vielen Glückwunsch- und Dankesschriften, die eintrafen, schlugen dabei die zahlreichen kritischen Schreiben über den deutsch-englischen Vertrag bezüglich des »Tauschs« von Sansibar gegen Helgoland an. Sowohl »men on the spot«

21 Andrea Hopp (Bearb.): Neue Friedrichsruher Ausgabe (NFA): Otto von Bismarck. Gesammelte Werke, Abt. III, Bd. 8: Schriften 1888-1890, Paderborn 2014, Nr. 292, Dok. 447.

22 Gustav Michahelles: Mein erster Besuch in Friedrichsruh am 22. Oktober 1889, in: Erinnerungen an Bismarck, hg. von Arthur von Brauer u. a., Stuttgart, Berlin 1915, S. 65 f.

23 OBS, A 20. Das deutsch-englische Abkommen über Sansibar und Helgoland wird darin in einer Reihe von Zuschriften scharf kritisiert und mit der Politik Bismarcks für unvereinbar gehalten.

24 Zu seinem ersten Geburtstag im Ruhestand dichteten die von der »Kolonialgesellschaft für Paraguay« in Chemnitz herausgegebenen »Kolonial-Nachrichten« über den durch den »Fortschritt der Kultur« auch für Deutschland entstandenen Zwang, die Erde zu kolonisieren (OBS, A 20, Bl. 44):

»Sieh' die Völker, die zu führen/Dieses Scepter sind bestimmt/Viele Länder zu regieren/Englands Sprachstamm für sich nimmt.

Alles And're will erraffen/Rußland strebend endlos viel/Ob kulturell, ob mit Waffen/Weltbeherrschung ist das Ziel.

Da ward im April geboren/Unserm Vaterland ein Held,/Der uns Deutschen hat erkoren/Einen Rang im Raum der Welt.

Industrie auch und Kultur/Trag Deutscher in die weite Welt,/Der Erdball zeig' der Deutschen Spur,/Auch hierbei sei der Deutsche Held.

Nicht englisch-russisch sollen sein/Alle Länder und Gefilde/Edle Blumen webt der Deutsche ein/In der Zukunft hoffnungsvollem Bilde.«

wie Ludwig Koch²⁵ aus Walfischbucht als auch deutsche Kolonialbeamte wie Karl von Gravenreuth²⁶ machten ihrem Unmut Luft und schrieben dem Friedrichlsruher Pensionär in der unrealistischen Hoffnung, dieser möge erneut in Regierungsverantwortung kommen.

Wie sehr es Bismarck im Grunde um ein politisches À-jour-Bleiben im Allgemeinen ging und wie gering dabei sein konkretes Interesse an Kolonien und Kolonialpolitik war und er die diesbezüglichen Zuschreibungen lediglich geschickt instrumentalisierte, sollte der Öffentlichkeit nach 1884/85 nach Möglichkeit verborgen bleiben. So stand hinter dem Empfangen von außereuropäischen, hinter vorgehaltener Hand als kaum satisfaktionsfähig betrachteten Staatsmännern wie dem chinesischen »Vizekönig« Li Hongzhang im Juni 1896 und dem König von Siam, Chulalongkorn, im September 1897 in Friedrichsruh reines Kalkül.²⁷ In der Öffentlichkeit wurden beide Treffen wie gewünscht als diplomatische Höhepunkte gefeiert, bei denen sich asiatische Regenten Rat beim Gründer des Deutschen Reiches geholt hätten.²⁸ Vergessen waren Bismarcks abfällige Äußerungen über »das Chinesentum«, unbekannt blieben die rassistischen Pikiertheiten seines Schwiegersohnes Kuno Graf Rantzau über den Besuch des »lumpige[n] Siamese[n]«, bei dem »zu viel Ehre« für den »Nigger« gezeigt werde.²⁹ Um seine anhaltende Bedeutung öffentlichkeitswirksam gegenüber Wilhelm II. hervorstreichen, stellte Bismarck solche Berührungängste zurück und betrieb das, was er selbst als »Colonialschwindel«³⁰ bezeichnete.

25 Ludwig Koch an Otto von Bismarck aus Walfish Bay am 28. Dezember 1890, OBS, A 20, Bl. 20.

26 Karl von Gravenreuth an Otto von Bismarck am 28. Februar 1891, OBS, A 20, Bl. 26 f., beiliegend die Kopie einer »Vorlage über die Errichtung einer Deutsch Afrikanischen Seen Gesellschaft«, gez. von Hansing & Co. Bismarck wurde gebeten, Friedrichlsruher Besucher um pekuniäre Unterstützung für das Vorhaben zu bitten. Er dankte Gravenreuth am 8. März 1891 (OBS, A 20, Bl. 31) und wünschte ihm »zu der neuen und großen Aufgabe, welcher Sie sich unterziehen, stetigen Erfolg und werde Ihnen für Mittheilungen über den Stand der Sache immer sehr dankbar sein.«

27 Vgl. dazu Ulrich Lappenküper: Bismarck und Asien, in: Realpolitik für Europa – Bismarcks Weg, hg. von dems. und Karina Urbach, Paderborn 2016, S. 211–236.

28 Vgl. die Beiträge Ulrich Lappenküpers und Cord Eberspächers in: Ulrich Lappenküper und Maik Ohnezeit: Li Hongzhang – ein Bismarck des Fernen Ostens?, Friedrichsruh 2016, S. 36–41, 42–51.

29 Diese Briefzitate bringt erstmals Ulrich Lappenküper, Lappenküper (Anm. 27), S. 234.

30 Joachim von Pfeil und Klein Ellguth an Bismarck am 15. September 1897, OBS, A 20, Bl. 292, die Denkschrift dort Bl. 294–299. Im Kreis von Familie und engen Mitarbeitern hatte Bismarck den Begriff in den 1880er-Jahren häufiger benutzt, um sein Kalkül in der öffentlichen Behandlung der Kolonialpolitik zu kennzeichnen. Im Reichstag trat er, von dem bekannt war, dass er sich eigentlich wenig bis gar nicht für derlei Unterfangen interessierte, Ende 1883 bis Ende 1884 plötzlich offen für den Erwerb von Schutzgebieten ein und erhoffte sich davon bei den nächsten Reichstagswahlen eine Mehrheit pro-kolonialer Vertreter bei den National-liberalen und Konservativen und die Diffamierung der linken Gegner dieser auf Reichsebene unternommenen Politik als »Reichsnörgler«. Die bei diesem an Nationalismus und deutsche Weltgeltung appellierenden Winkelzug instrumentalisierte Kolonialpolitik nannte er im klei-

Geschenke erhalten die Freundschaft: außereuropäische Objekte im Sachsenwald

Ohne dass Otto und Herbert von Bismarck ein gesondertes Interesse daran gehabt hätten, beschenkten wohlmeinende Weltreisende sie mit einer Fülle von kolonialen Souvenirs.³¹

Darunter befand sich auch fragwürdiger Nippes wie ein 1885 von einem kolonialbegeisterten Berliner übersendeter Tischaufsatz, der einen Afrikaner mit weißer Pickelhaube vor einem Wegweiser mit den Aufschriften »Kamerun« und »Angra Pequena« zeigt.³² Gegen diese, die mythenbeladene Figur des Askari gewissermaßen antizipierende Allegorie nimmt sich ein ebenfalls im Zusammenhang mit dem Kolonialerwerb der Jahre 1884/85 geschenktes Modell der kurbrandenburgischen Fregatte »Kurprinz« regelrecht harmlos und historisch korrekt aus, stellt es doch eine Verbindung der zeitgenössischen Expansionen des Kaiserreichs mit den ersten Kolonisierungsversuchen Brandenburgs im ausgehenden 17. Jahrhundert her. Diese Objekte gehören ebenso zum Fundus des Friedrichsruher Bismarck-Museums³³ wie der



Souvenir

nen Kreis allerdings unumwunden einen »Schwindel«. So notierte es der Vortragende Rat im Auswärtigen Amt Friedrich von Holstein am 23. September 1884 in sein Tagebuch, vgl. Norman Rich/M. H. Fisher: Die Geheimen Papiere Friedrich von Holsteins. Deutsche Ausgabe von Werner Frauendienst, Bd. 2, Tagebuchblätter, Göttingen 1957, S. 176 f.

- ³¹ Zum Diskussionsstand über den Umgang mit Museumsbeständen mit kolonialem Hintergrund s. zuletzt Jürgen Zimmerer: Kulturgut aus der Kolonialzeit – ein schwieriges Erbe?, Museumskunde 80, 2015, H. 2, S. 22–25.
- ³² Das Objekt besteht überwiegend aus Elfenbein und könnte zur Aufbewahrung von Zigarren oder Schreibutensilien gedient haben. Die holzgeschnitzte Figur eines unbedeckten Afrikaners trägt eine Pickelhaube mit preußischem Adler, mit der linken Hand wird ein geschultertes Gewehr gehalten.
- ³³ Neben Objekten mit direktem kolonialem Bezug finden sich im Museum auch zahlreiche mit kolonialgeschichtlichem Bezug, etwa das Modell des Panzerschiffs »Bismarck« (1897) oder eine Kolonialweltkarte aus den 1920er Jahren.

dort seit den frühen 1950er Jahren gezeigte Elefantenzahn, ein Geschenk aus dem kaiserlichen China der 1880er Jahre.³⁴

2017 wurden mehr als 30 weitere Objekte mit kolonial- bzw. globalhistorischem Bezug bekannt, die zwischen 1885 und 1898 aus allen Teilen der Welt den Weg nach Friedrichsruh gefunden hatten. Sie gehörten weder zum Museumsbestand in Friedrichsruh noch zum Nachlass Bismarcks in der Obhut der Otto-von-Bismarck-Stiftung, sondern waren nach dem Zweiten Weltkrieg aus dem Bismarck-Museum in Schönhausen in Depots auf dem Gebiet der SBZ/DDR verbracht worden. 70 Jahre später stellten sie einen Teil von 200 Losen, die von der »Erbengemeinschaft nach Otto von Bismarck« im Mai 2017 in dem Königsteiner Auktionshaus Reiss & Sohn zur Versteigerung gebracht wurden. Unter den 2016 vom Land Sachsen-Anhalt restituierten und später versteigerten Objekten befanden sich u. a. Huldigungsadressen der »Deutschen in Valparaiso« von 1895 (Los-Nummer 130) und eine Ernennungsurkunde zum Ehrenmitglied des »Deutschen Vereins in San Francisco« von 1893 (Nr. 128). Wie bedauerlich das Zerreißen des Sammlungszusammenhangs dieser einmaligen Objektgruppe aus dem ehemals in Schönhausen verwahrten Teil der Bismarck'schen Sammlung ist, braucht hier nicht betont werden. Wie viele und welche »Kolonial-Objekte« darüber hinaus bis heute im Besitz der Nachkommen Otto von Bismarcks in Friedrichsruh und anderswo sind, ist unbekannt.

Friedrichsruhs koloniales Nachleben I

Wenige Jahre nach dem Tod Otto von Bismarcks starb 1904 früh sein ältester Sohn und Erbe Herbert von Bismarck. Dessen Witwe übernahm nun bereitwillig die Aufgabe, den Erinnerungsort Friedrichsruh zu pflegen, auch hinsichtlich der kolonialpolitischen Arbeit ihres Mannes. Unter den Adressaten der breitgestreuten Korrespondenz der Fürstin war der Koloniallobbyist Johann Albrecht von Mecklenburg am prominentesten.³⁵

Auch der Erste Weltkrieg änderte an den kolonialen Konnotationen Friedrichsruhs wenig. Während Marguerite von Bismarcks ältester Sohn, der gleichnamige Enkelsohn und Erbe Otto (1896-1975), zunehmend in die wirtschaftlichen und erinnerungspolitischen Geschäfte der Familie hineinwuchs, blieb Friedrichsruh ein Fixpunkt für Kolonialpolitik, Kolonialrevanchismus und deutschnationale Kolonialromantik. Mit Paul von Lettow-Vorbeck war im Juni 1919 gleich die Symbolfigur des deutschen Kolonialreiches in Friedrichsruh zu Gast. Der gefeierte Kolonialkrieger, »im Felde unbesiegt«,³⁶ war von Reichswehrminister Gustav Noske beauftragt, »bei der Wie-

34 Vgl. zur Beziehung Chinas zu Bismarck bzw. Deutschem Kaiserreich: Lappenküper und Ohnezeit (Anm. 28).

35 Vgl. etwa ein Telegramm Johann Albrecht von Mecklenburgs an Marguerite von Bismarck vom 12. Juli 1908, OBS, G 98, Bl. 166.

36 Den gesamten Ersten Weltkrieg hindurch hatte Lettow-Vorbeck in Deutsch-Ostafrika einen aberwitzigen Kampf gegen englische Truppen geführt, dem mehr als 100.000 afrikanische

derherstellung gesetzmäßiger Zustände in Hamburg [...] mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln [...] einzuschreiten.«³⁷ Hintergrund waren Tumulte nach einem Lebensmittelskandal, über den Marguerite von Bismarck in ihr Tagebuch schrieb: »In Hamburg sollen grosse Unruhen sein wegen Lebensmittelfälschungen, eine Fabrik hat Ratten verarbeitet.«³⁸ Lettow-Vorbeck machte sich daraufhin »umgehend an die Arbeit« und richtete das Hauptquartier für den Stab seiner Freiwilligendivision zunächst in Friedrichsruh ein. Die Bismarcks öffneten bereitwillig das Schloss, bevor der Generalmajor mit seinen Offizieren ins Hotel Esplanade³⁹ am Dammtor umzog.

Eine Langzeitfolge dieser Besetzung war der Verbleib von 150 Veteranen deutscher Kolonialkriege, die meisten aus Lettow-Vorbecks ostafrikanischen Truppen, in Hamburg. Sie wechselten aus der ungewissen Anstellung in dem Freikorps in die entstehende Hamburger Sicherheitspolizei.⁴⁰ Es lag daher nahe, dass die Hamburger Regionalabteilung der Jugendorganisation der Deutsch-Nationalen Volkspartei (DNVP), der 1919 gegründete Bismarckbund, sich im Januar 1920 den Namen »Mark General Lettow-Vorbeck« gab. Der Bismarckbund vertrat als monarchistisch-konservativer Jugendbund die kolonialrevisionistischen Bestrebungen der älteren Parteiführung, wenn auch in schrilleren, vehement völkischen Tönen. Schirmherr war seit dem »Reichstreffen in Hamburg-Friedrichsruh« von 1924 bis zu dessen Gleichschaltung 1933 der DNVP-Reichstagsabgeordnete Otto von Bismarck.⁴¹

Das Ende des formalen Kolonialismus bedeutete hier wie anderswo also nicht das Ende kolonialen Engagements und Interesses, auch wenn – je länger, je mehr – die Wiedererrichtung des kaiserzeitlichen deutschen Kolonialreichs im »Dritten Reich« anderen expansionistischen Denkwelten Platz machte.⁴² Durch einen medienwirksamen Auftritt Hitlers und seiner Entourage erhielt Friedrichsruh im Februar 1939,

Zivilist*innen zum Opfer fielen. Von diesen war in der Folge nicht die Rede, stattdessen etablierte er den Mythos um die den Deutschen vermeintlich treu ergebenden Askari. Zu den Ereignissen und deren Erleben s. Tanja Bühner: Afrikanische und deutsche Kriegserfahrungen in Ostafrika während des Ersten Weltkriegs, in: Globale Machtkonflikte und Kriege – Festschrift für Stig Förster zum 65. Geburtstag, hg. von Flavio Eichmann, Markus Pöhlmann und Dierk Walter, Paderborn 2016, S. 211–232.

37 Uwe Schulte-Varendorff: Die Hungerunruhen in Hamburg im Juni 1919 – eine zweite Revolution?, Hamburg 2010, S. 122.

38 Tagebucheintrag Marguerite von Bismarcks, 24. Juni 1919, OBS, G 84, Bl. 197.

39 Von dort dankte Lettow-Vorbeck am 4. August 1919 für eine Jagdeinladung in den Sachsenwald, OBS, G 65, Bl. 89.

40 Eckard Michels: »Der Held von Deutsch-Ostafrika«. Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preussischer Kolonialoffizier, Paderborn 2008, S. 276.

41 Bereits in den Jahren zuvor, so notierte seine Mutter, »empfing Otto die Bismarck-Bündler aus Berlin u. hielt eine schöne Rede.« Tagebucheintrag Marguerite von Bismarcks vom 1. April 1923, OBS, G 84, Bl. 523.

42 Vgl. zum Wandel kolonialistischer Vorstellungen Susann Lewerenz: Die Deutsche Afrika-Schau (1935–1940). Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzungen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt a. M. u. a. 2006.

20 Jahre nach dem Ende des deutschen Kolonialreichs, auf die aus heutiger Sicht abstoßendste Art und Weise eine metaphorische Aufladung als Zentrum staatlicher Größe des Deutschen Reiches, mit der auch zukünftige territoriale Expansionen über die Grenzen Mitteleuropas hinaus verbunden werden konnten: Vor der Taufe des Schlachtschiffs »Bismarck« in Hamburg setzte sich Hitler am Sarkophag Bismarcks als dessen legitimer Nachfolger in Szene. Bereits im Januar 1937 hatte er unmissverständlich verkündet, dass »die Forderung nach Kolonien in unserem so dicht besiedelten Lande die selbstverständlichste«⁴³ sei.



Notgeldschein der Stadt Hamburg zum Deutsch-Hanseatischen Kolonialgedenktag am 4. November 1921

Friedrichsruhs koloniales Nachleben II

Nach der Neugründung des Bismarckbundes als »Vereinigung zur Wahrung deutschen Geschichtsbewußtseins« im Jahr 1952 übernahm Otto von Bismarck erneut die Funktion des Schirmherrn. Nicht zuletzt dieser älteste Enkelsohn des Reichskanzlers stand damit für eine nationalkonservative Kontinuität, die sich konkret an Friedrichsruh band. Die in der Nachkriegsgesellschaft noch lange eingängige nationale und großmachtpolitische Aufladung des letzten Wohnsitzes Bismarcks war denn auch das Hauptmotiv einer metaphernbeladenen Rede, die der schleswig-holsteinische Ministerpräsident Kai-Uwe von Hassel 1955 bei der Einweihung des sogenannten Deutsch-Ostafrika-Gedächtnismals in Aumühle hielt. Der 41jährige von Hassel, ein wichtiger Repräsentant des konservativen Flügels der CDU, war 1913 als Sohn eines

43 Zit. nach Elmar Vinibert von Rudolf: Unsere Kolonien, Leipzig 1938, S. 198.

Schutztruppenoffiziers und Plantagenbesitzers in Gare in Deutsch-Ostafrika geboren worden und von 1935 bis 1939 im seinerzeitigen Tanganjika als Pflanzungskaufmann tätig. Otto von Bismarck, nunmehr CDU-Bundestagsabgeordneter, hatte seinen Parteikollegen eingeladen, und dieser führte aus:

Hier im Sachsenwald unweit der Gedenkstätte des Altreichskanzlers Otto von Bismarck zu stehen, ist für jeden, der sich den Sinn für die Bedeutung und die Größe preußischer und deutscher Geschichte bewahrt hat, immer wieder ein Erlebnis eigener Art. [...] Heute vollendet sich das erste Jahrzehnt seit jener schmerzlichsten Stunde der deutschen Geschichte, da Deutschland, das Bismarck schuf, zerbrach. [...] Wir sind versammelt [...] zu einer Stunde des Gedenkens an Otto von Bismarck, der vor 70 Jahren die ersten deutschen Kolonien schuf, der 1884 deutschen Kaufleuten, die in West- und Südwestafrika rechtmäßig Land erworben und Niederlassungen gegründet hatten, den Schutz durch das Deutsche Reich garantierte.⁴⁴

Das Datum der Veranstaltung, der 8. Mai 1955, schien Symbolkraft zu besitzen, war allerdings für die bis zu 500 »alten Afrikanern« und ihre nationalkonservativen Gleichgesinnten aus befreundeten Bündnis und Vereinigungen kaum Anlass für eine feierliche Zusammenkunft. Vielmehr holten sie bei sichererem Frühlingswetter den bereits Ende März verstrichenen 85. Geburtstag des bei den Deutschen wie den britischen Besatzern wohlgeleiteten Paul von Lettow-Vorbeck nach.⁴⁵ Der agile Greis hatte sich mit der Initiative zur Aufstellung eines Denkmals, dessen Fertigung bereits in den 1930er Jahren begonnen worden war, selbst ein pompöses Geschenk gemacht, verpasste dann allerdings krankheitsbedingt die Einweihung.

Weil der öffentliche Raum einer Großstadt nach 1945 nicht mehr in Frage kam, hatte er nach einer Alternative auf privatem Grund gesucht. Otto von Bismarck stellte ein repräsentatives Grundstück am westlichen Rand des Sachsenwaldes neben dem Freisitz des Aumühler Ausflugslokals »Waldesruh am See« zur Verfügung.⁴⁶ Dabei

44 Kai-Uwe von Hassel: Das Ostafrika-Schutztruppendenkmal in Aumühle. Rede zur Einweihung am 8. Mai 1955, in: Deutsche Geschichte. Zeitschrift für historisches Wissen XXVII, 1997, Themenheft: Die deutschen Kolonien 1884-1918, S. 23-26, Zitat S. 23. Erstabdruck in: Mitteilungsblatt des Traditionsverbandes ehemaliger Schutz- und Überseetruppen/Freunde der früheren deutschen Schutzgebiete e. V. 77, 1995. Vgl. dazu und zur Rede von Hassels bei der Beisetzung Lettow-Vorbecks 1964 Uwe Schulte-Varendorff: Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck, Berlin 2006, S. 124-127.

45 Eckard Michels bringt es auf den Punkt, wenn er schreibt, Lettow-Vorbeck sei in der jungen Bundesrepublik kein »Dinosaurier« aus einem fernen Zeitalter gewesen: »Er wurde vielmehr [...] unkritisch als ein Vorbild von Vaterlandsliebe, Pflichterfüllung, Ehrenhaftigkeit, Opferbereitschaft, professioneller Kompetenz, Weltläufigkeit und Menschlichkeit dargestellt [...]«. Michels (Anm. 40), S. 336.

46 Joachim Zeller: Monumente für den Kolonialismus. Kolonialdenkmäler in Hamburg, in: Brantwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – Eine Spurensuche in Hamburg, hg. von Heiko Möhle, Hamburg 1999, S. 136.



Deutsch-Ostafrika-Ehrenmal in Aumühle bei Hamburg

Wiedersehensfeier der Deutsch-Ostafrikaner in Hamburg vom 7. — 9. Mai 1955



Kwa heci ya kuonama!

Ankunft Sonnabend, 7. Mai: Die auswärtigen Teilnehmer erhalten bei ihrer Ankunft in Hamburg das Programm, die Quartierkarten und die sonstigen Tagesgüteranlagen in der Zeit von 7—14 Uhr im Hauptbahnhof, Wartesaal 2. Klasse, Galerie oben links, später im Curio-Haus, Rothenburgerchaussee 13 (5 Minuten vom Dammtor-Bahnhof). — Bei dieser Gelegenheit bitten wir die einzelnen Teilnehmern entstehenden Kosten zwecks schnellerer Kostenabrechnung sogleich zu entrichten.

Kosten:

1. Festauszeichen, Teilnehmerliste und Programm . . . 2.— DM
- 2a Spandierfahrt am Sonntag, 8. 5. nach Aumühle und zurück zur Enthüllung des Deutsch-Ostafrika-Ehrenmals . . . 1,20 DM
- b Essen in Aumühle
- Speisenfolge: Königsuppe, Wiener Schnitzel, Gemüse, Furst-Füchler-Eis, ¼ Ltr. Rotwein.
- incl. Bedienungsgeld 5.— DM
- c Besichtigung der Museen und Mausoleums . . . 40 DM

Sonnabend, 17 Uhr: Treffen zum Kameradschaftsabend im Curio-Haus, Rothenburgerchaussee 13.

Sonntag, 8. Mai: 10 Uhr Feier am Wissmann-Denkmal.
Anschließend: Fahrt nach Aumühle

Montag, 9. Mai: Besuch Hamburger Sehenswürdigkeiten nach freier Wahl.

Die Deutsch-Ostafrikaner Hamburg

Bei dieser Gelegenheit weisen wir auf nachstehende neue Buchausgaben hin:

General von Lettow-Vorbeck: „Afrika, wie ich es wiedersah“ Mit 1 Bildnis und 1 Karte. Kartoniert: DM 4,80.

Kurt Gregorius: „Bwana Mzungu“ — Selbsterlebtes in Ostafrika unter Lettow-Vorbeck. Mit 230 Original-Federzeichnungen. Preis: DM. 11,42. Bestellungen bitte an Kamerad Hermann Müller, Hamburg 26, Marienhielmsstraße 166.

Wiedersehensfeier

ging der Erbe des Sachsenwaldes geschickt auf den Wunsch der Denkmalserrichtung ein, ohne sich durch eine Platzierung des in seiner Darstellung an Eindeutigkeit nicht zu überbietenden Denkmals in Friedrichsruh selbst zu kompromittieren.

Die »Wiedersehensfeier der Deutsch-Ostafrikaner in Hamburg vom 7. – 9. Mai 1955« war dann die willkommenen Gelegenheit zur Enthüllung. Neben dem Schirm- und Grundherren Otto von Bismarck sprach Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der letzte Gouverneur von Togo. 1873 geboren, hatte er in jungen Jahren zu den bekanntesten deutschen »Afrikaforschern« gehört.⁴⁷ Nach dem Ersten Weltkrieg war er neben seinem Bruder Johann Albrecht das Gesicht der Deutschen Kolonialgesellschaft gewesen; nach 1933 bereiste er Afrika und Amerika auf dem Ticket des Werberats der Deutschen Wirtschaft, d.h. im Auftrag des Reichspropagandaministeriums. Als er 1955 das Grußwort an die Runde richtete, tat er das als Vertreter ehemaliger deutscher Kolonialpolitik.⁴⁸

Für die Information des Aumühler »Deutsch-Ostafrika-Ehrenmal« wurde gesorgt: Eine im Restaurant »Waldesruh« ausliegende Handkarte mit der Abbildung des Denkmals und den vier Strophen von Hans Anton Aschenborns Gedicht »Heia Safari« aus dem Jahr 1916 enthielt auf der Rückseite einen erklärenden Text von Heinrich Jünemann. Der Autor war nach der Jahrhundertwende als Landvermesser in den deutschen Kolonien in Afrika tätig und kämpfte im Ersten Weltkrieg ebenfalls an der Seite Lettow-Vorbeckes. In der Weimarer Republik war er ein führender Kolonialpropagandist, in der NS-Zeit stieg er »zur zentralen Gestalt der neokolonialen Bewegung in Düsseldorf«⁴⁹ auf. Seine Ausführungen hatten dann auch wenig mit den Wirklichkeiten des Zeitzeugen der Jahre 1914 bis 1918 zu tun, sondern wiederholten die Verklärungen und Mythisierungen der Kolonialpropaganda der Zwischenkriegszeit.⁵⁰

Lange blieb es bei dieser hier sogar sprichwörtlich in Stein gemeißelten »drei Generationen verbindende[n]« Erzählung des »kommunikativen Gedächtnisses«.⁵¹ Bismarcks tatsächliche oder vermeintliche Rolle beim Erwerb der deutschen Kolonien

47 Andreas Röpcke: Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg (1873-1969), »der alte Afrikaner«, in: Mecklenburgische Jahrbücher, Bd. 121, 2006, S. 167-207.

48 Der Multifunktionär präsidierte Automobilclubs und Jagdverbänden, stand 1949 bis 1951 dem Nationalen Olympischen Komitee vor und war bis zu seinem Tod 1969 Schirmherr der Mecklenburgischen Landsmannschaft in der Bundesrepublik.

49 Lothar Pützstück: Afrika und Düsseldorf im Deutschen Reich (1871-1945), in: AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche, hg. von Marianne Bechhaus-Gerst und Reinhard Klein-Arendt, Münster 2004, S. 66.

50 Stefanie Michels: Schwarze deutsche Kolonialsoldaten – Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus in Afrika, Bielefeld 2009; dies.: Askari, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a.M. 2013, S. 294-308. Zuletzt auch Susanne Kuß: Die Erinnerungskultur in Deutschland an die Kriege in den deutschen Kolonien während des Ersten Weltkrieges in Afrika (1919 bis heute), in: Globale Machtkonflikte und Kriege. Festschrift für Stig Förster zum 65. Geburtstag, hg. von Markus Pöhlmann, Flavio Eichmann und Dierk Walter, Paderborn 2016, S. 233-251.

51 Vgl. Assmann (Anm. 7), S. 13.

gehörte für eine Mehrheit der Deutschen weiterhin zum selbstverständlichen Erinnerungshaushalt, abweichende Deutungen oder Kritik wurden reflexhaft abgewehrt. Erst in den späten 1970er Jahren änderte sich dieses Nicht-Bewusstsein. Den Pächtern des Restaurants begegnen seitdem immer wieder Gäste, die sich an dem Denkmal stören. Recherchen zu diesem Beitrag waren der Anlass zu einer den Kontext erläuternden Kommentierung dieses Relikts einer fremd gewordenen »kolonialen Vergangenheit« in einer »(post)imperialen Gegenwart«.⁵²

Friedrichsruhs koloniales Nachleben III: Kulinarischer Epilog

Eine letzte massiv-postkoloniale Reminiszenz an den Genius Loci von Friedrichsruh war im November 1979 der Empfang des Königs von Tonga, Taufa'ahau Tupou IV. (1918–2006). Im Rahmen eines fünftägigen Staatsbesuchs⁵³ ließ sich der Monarch aus der Südsee zu einer ausgiebigen Besichtigung nach Friedrichsruh fahren. Als Gast von Hamburgs Erstem Bürgermeister Hans-Ulrich Klose hatte er zuvor Wirtschaftskontakte geknüpft und ein Schiff getauft, in erster Linie aber den Wohnort Bismarcks besuchen wollen.⁵⁴ Dabei bediente er die Erwartungshaltungen einer nur in Ansätzen kolonialkritischen Öffentlichkeit und ließ die imperialistischen Ansprüche Deutschlands gegenüber Tonga in den 1880er und 1890er Jahren, die erst im Samoa-Vertrag von 1899 an Großbritannien abgetreten wurden,⁵⁵ glättend beiseite. Zur Irritation des Sozialdemokraten Schmidt erinnerte er stattdessen an die bleibenden Leistungen Bismarcks und hob den 1876 geschlossenen und wenige Jahre zuvor durch die Regierung Schmidt verlängerten »immerwährenden Friedensvertrag«⁵⁶ hervor.⁵⁷

52 Vgl. Jörn Leonhard und Rolf G. Renner: *Koloniale Vergangenheiten – (post)imperiale Gegenwart*, Berlin 2010, S. 7–24; und in der Mehrheit seiner Beiträge methodisch sehr anregend Kalypso Nicolaïdis, Bery Sèbe und Gabrielle Maas: *Echoes of Empire. Memory, Identity and Colonial Legacies*, London, New York 2015. Die Einleitung trägt den prägnanten Titel »The Present of the Past«, ebd., S. 1–16.

53 In der zweiten Hälfte der 1970er Jahre gab es nicht nur in Bezug auf Tonga folkloristisch freundschaftliche Verklärungen der deutschen Kolonialgeschichte im Pazifik. Auch eine tatsächliche »Kolonie« tauchte anlässlich eines Staatsbesuchs ihres Königs Tanumafili II. in Bonn in der öffentlichen Wahrnehmung auf, als »Geschichte rührend-nostalgischer Erinnerung an die Zeit, als Samoa unter deutscher Verwaltung stand (sic!)«.

54 Persönliche Auskunft Hans-Ulrich Kloses gegenüber dem Autor, am 4. Oktober 2015 in Friedrichsruh.

55 Johannes H. Voigt: *Tonga und die Deutschen oder: Imperialistische Geburtshilfe für eine Nation im Pazifik*, in: *Die Deutsche Südsee 1884–1914. Ein Handbuch*, hg. von Hermann Joseph Hiery, 2. Aufl., Paderborn 2002, S. 712–724.

56 Der »Freundschaftsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Tonga« wurde am 1. November 1876 geschlossen und am 1. Juni 1977 durch den »Vertrag über freundschaftliche Beziehungen und Zusammenarbeit zwischen der Bundesrepublik Deutschland und dem Königreich Tonga« (Bundesgesetzblatt 1978, Bd. II, S. 136), erneuert.

57 Vgl. »Hier ist jeder Deutsche König«, in: *Bunte* 48, 1979, S. 177–185, Gastbeitrag (sic!) von Tupou IV.



Taufa'ahau Tupou IV. vor seinem Idol im Bismarck-Museum, Friedrichsruh, November 1979

Die Umbrüche des 20. Jahrhunderts schienen am Sachsenwald vorbeigegangen zu sein. Nachdem das Königspaar das Bismarck-Museum besichtigt und im Mausoleum einen Kranz niedergelegt hatte, bedankten sich die Nachkommen des Fürsten für die erwiesene Aufmerksamkeit mit einer Einladung in den Wintergarten ihrer Villa. 60 Jahre nach dem Versailler Vertrag und 80 Jahre nach dem Besuch des Königs von Siam bewies man in einem durch Brechungen der Dekolonisierung kaum gestörten Setting noch immer diplomatische Souveränität und weltläufige Stilsicherheit im Umgang mit außereuropäischen Staatsgästen. Livriertes Personal servierte dem als Gourmet bekannten »Südsee-König« den seinerzeitigen Klassiker des Hauses, das Lieblingssessen von Fürstin Ann Marie von Bismarck (1907-1999), der Witwe des Bismarckenkels Otto: Auf der Karte standen »als Vorspeise Avocados mit Hummer, als Hauptgericht Dammwild-Braten mit Pilzen und zum Nachtisch Pfirsich Melba«.⁵⁸

⁵⁸ »Hummer und Wild für die Südsee-Gäste«, undatierter Zeitungsauschnitt, OBS, Zsg. 1945-1998.

Generalfeldmarschall Alfred Graf von Waldersee

YIXU LÜ

Er war bereits zu Lebzeiten eine umstrittene Figur. Die Leistung, die seine Karriere hätte krönen sollen, die Niederschlagung des ›Boxer-Aufstands‹ in China als Oberbefehlshaber einer internationalen Truppe, wurde nicht von allen Seiten gutgeheißen. Scharfe Kritik gab es, Spott sogar, aber es fehlte keineswegs an positiven Stimmen. Als am 31. Juli 1901 der Hamburger Senat die Verleihung der Ehrenbürgerwürde an Generalfeldmarschall Alfred Graf von Waldersee beschlossen hatte, hieß es in der Laudatio im Sitzungsprotokoll vom 5. August der Bürgerschaft unter anderem:

Wenn Kaiser und Reich den verdienten Feldherrn und Staatsmann, welcher überall, wohin er gekommen, die Ehre und das Ansehen des deutschen Namens gefördert hat, bei seiner nunmehrigen Rückkehr freudig begrüßen, dann wird unser Hamburg, welches als erste Handelsstadt des Reiches die Thätigkeit des Grafen von Waldersee im Interesse der Erhaltung des Weltfriedens ganz besonders zu würdigen weiß, und welches die Ehre haben wird, in Gegenwart des Vertreters seiner Majestät des Kaisers den Grafen von Waldersee demnächst hier in Hamburg den deutschen Boden wieder betreten zu sehen, in seiner besonderen Weise seinem Dank und seiner Anerkennung Ausdruck verleihen wollen.¹

Bei Waldersees Rückkehr aus China empfing ihn der Kaiser nicht in Hamburg, wie die Hamburger Bürgerschaft erwartet hatte, sondern in Bad Homburg. Doch das überschwängliche Lob des Kaisers blieb nicht aus, wobei der Monarch geflissentlich alles Problematische und Missratene an dem militärischen Unternehmen übersah:

Getreu Ihrer in jeder Hinsicht vorbildlichen militärischen Vergangenheit [...] freiwillig an die Spitze der freiwilligen Chinakämpfer tretend, haben Sie durch Ihre reiche Begabung, Ihren Scharfblick, Ihr Geschick und Ihre Ausdauer in treuer Waffenbrüderschaft mit den unter Ihrem Oberbefehl für Religion und Kultur streitenden verbündeten Kontingenten, die Ihnen gesetzte große und schwere Aufgabe in hervorragender Weise gelöst und dem Vaterlande wie der zivilisierten Welt einen Dienst erwiesen, der in der Geschichte unserer Zeit unvergessen sein und bleiben wird.²

1 Zit. nach: Josef Schmid: Wissenschaftliche Expertise zur »Vergabe von Ehrenbürgerschaften in der Freien und Hansestadt Hamburg im 19., 20. und 21. Jahrhundert«, Hamburg 2014, S. 19.

2 Alfred von Waldersee: Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee, auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee, bearbeitet und hg. von Heinrich Otto Meisner, Stuttgart, Berlin 1922 (Bd. 3), S. 162.

Dem Schein der Einstimmigkeit, der durch diese Würdigungen erweckt wird, widersprach das sozialdemokratische Blatt »Hamburger Echo« am 7. August mit der Behauptung, die Hamburger Bevölkerung habe »mit dem ganzen Walderseerummel nicht das geringste gemein«.³ Solche Kontroversen sollten den Grafen bis ins Grab verfolgen. Während ein Nekrolog des Generalmajors Freiherr von Gayl, der in China Waldersees Stabschef gewesen war, im Jahre 1904 den Verstorbenen als den »Stolz und die Hoffnung der Armee, gleich bewährt im Krieg wie im Frieden« lobte, widersprach der Journalist Maximilian Harden energisch:

Alfred Graf von Waldersee war nicht »allverehrt«, war als Oberbefehlshaber der gegen China vereinten Kontingente nicht »rühmlichst bekannt«, sondern das Ziel unzähliger Witze. [...] Niemals fand er Gelegenheit, sich im Krieg zu »bewähren«. Sein Leben war an Erfolgen, die er ernsthaft erstrebte, nicht überreich, sondern bettelarm. Kein wichtiger Lebenswunsch ward ihm erfüllt; auch der nicht, sich der Nation als »großen Heerführer« zu zeigen. Er war kein Glücklicher, sondern ein Enttäuschter, Verärgerter, der sich selbst in seinen hellsten Stunden mit dem Schein der Macht begnügen mußte.⁴

Über hundert Jahre nach dem Abschluss seiner in mancher Hinsicht misslungenen China-Mission liest man in der Studie Annika Mombauers, dass die Ernennung Waldersees zum Oberbefehlshaber der alliierten Truppen von einigen deutschen Zeitungen mokiert wurde, während andere die Aufwallung patriotischen Gefühls bei seiner Abreise nach China stürmisch feierten.⁵

»Bewundert viel und viel gescholten«⁶ – so tritt uns Waldersee aus den Geschichtsbüchern entgegen. Die drei Bände seiner »Denkwürdigkeiten« lassen seine Stimme neben den summarischen Urteilen der Historiker*innen hörbar werden. Nach diesen Selbstzeugnissen zu urteilen war Waldersee kein bornierter preußischer Junker, sondern ein kühler Kopf, der in seinen Tagebüchern das Zeitgeschehen und die interne Politik des Reichs mit Scharfblick kommentierte. Allerdings: seine Vorurteile waren diejenigen seiner Kaste, seines Kaisers und seiner Zeit. Im Folgenden dienen die »Denkwürdigkeiten« wiederholt als Ausgangspunkt für eine Skizze seiner Beziehung zur Stadt Hamburg und auch seiner China-Mission in den Jahren 1900-01.

3 Zit. nach: Schmid (Anm. 1), S. 19.

4 Maximilian Harden: Köpfe, 39. Aufl., Berlin 1911, S. 198.

5 Annika Mombauer: Wilhelm, Waldersee and the Boxer Rebellion, in: The Kaiser. New Research on Wilhelm II's Role in Imperial Germany, hg. von Annika Mombauer und Wilhelm Deist, Cambridge 2003, S. 91-108; hier S. 105.

6 Johann Wolfgang von Goethe: Faust II, dritter Akt, Vers 8488.

Waldersees Versetzung nach Altona

Die Wandlungen in seiner Beziehung zum Kaiser sorgten dafür, dass Waldersees Karriere ihre Höhen und ihre Tiefen hatte. Als Günstling und Stellvertreter Moltkes avancierte er 1889 zum Chef des Großen Generalstabs. Auf diesem Posten blieb er aber nicht einmal drei Jahre. Er hatte die besten Aussichten, Kanzler zu werden, da er das Vertrauen des Kaisers genoss. Sicher ist, dass er am Sturz Bismarcks mitwirkte.⁷ Wohl gab er aber seine Ambitionen auf allzu indiskrete Weise preis. Dass Caprivi, den Waldersee mit beißendem Spott »den genialen Feldwebel« nannte, zum Kanzler avancierte, konnte Waldersee nicht verwinden. Fatal für seine Karriere war aber dann eine Episode, die sich im August 1890 vor der gesamten Heeresführung abspielte. Waldersee erhielt den Auftrag, über den Verlauf der Manöver kritisch zu referieren. Das tat er, aber ohne die Gefühle des Kaisers gebührend zu schonen. Waldersees erst im Jahr 1922 erschienene »Denkwürdigkeiten« verraten, wie er sich über seine nunmehr lädierte Beziehung zum Monarchen Rechenschaft ablegte:

Nach meiner Überzeugung hat der Monarch ein gewisses Verständnis für Exerzierplatzbewegungen, nicht aber für die eigentliche Truppenleitung. Es fehlt jede Kriegserfahrung [...]. Er wünscht immer zu siegen und nimmt daher eine gegen ihn ausfallende Entscheidung des Schiedsrichters übel. Das sollte ich erfahren, als ich auf diesen Wunsch keine Rücksicht nahm und meine Schuldigkeit ohne Menschenfurcht tat. [...] Der Kaiser, der natürlich scharf beobachtet wurde, soll zunächst ein etwas verwundertes und dann ein sehr ernstes Gesicht gemacht haben. Als ich schloss, nahm er das Wort. Er erklärte sich zunächst mit meiner Kritik einverstanden, versuchte dann aber sich herauszureden [...]. Abends merkte ich schon seine Verstimmung und hörte dann auch bald, dass er sich sehr geärgert habe und mir die Schuld für seine schlechte Führung zuschieben wolle.⁸

In den nächsten Wochen fröstelte es förmlich in der Umgebung des Kaisers. Dementsprechend enthält Waldersees Tagebuch auf einmal schonungslose Kritiken am Auftreten des Monarchen. Wenige Tage nach dem Eklat beim Manöver erschien der Reichskanzler Caprivi bei ihm mit dem Vorschlag, Waldersee sollte kommandierender General in Stuttgart werden, was offensichtlich einen großen Verlust an Prestige und Wirksamkeit für den Generalstabschef bedeutet hätte. Waldersee lehnte ab, dachte daran, seinen Abschied zu nehmen, blieb jedoch bis ins neue Jahr Chef des Generalstabs. Am 28. Januar kam es zu einem Gespräch mit dem Kaiser, und Waldersee war

7 Vgl. Wolfgang J. Mommsen: War der Kaiser an allem schuld?, Berlin 2005, S. 42: »Wilhelm II. wurde nun immer stärker nahegelegt, sich definitiv von Bismarck zu trennen. Eine nicht unwichtige Rolle im Hintergrund spielte dabei Graf Waldersee«.

8 Alfred von Waldersee: Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee, auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee, bearbeitet und hg. von Heinrich Otto Meisner, Stuttgart, Berlin 1922 (Bd. 2), S. 14 f.

überzeugt, dass das Ende seiner Karriere gekommen sei. Er notierte in seinem Tagebuch: »er habe die Absicht, mir das Kommando eines Armeecorps zu übertragen [...]». Damit trennten wir uns, und ich war auch nicht einen Augenblick im Zweifel, daß das Ende meiner militärischen Laufbahn gekommen sei.«⁹ Damit meinte Waldersee die Übernahme des IX. Armeekorps mit Sitz in Altona. Nochmals erbat sich Waldersee den Abschied, diesmal auch schriftlich:

An des Kaisers und Königs Majestät.

[...]

In Anbetracht der Bedeutung, welche die Stellung des Chefs des Generalstabes der Armee bisher hatte und von Eurer Majestät in zahlreichen Äußerungen auch anerkannt war, muß ich mich durch Übertragung eines Generalkommandos als zurückgesetzt erachten. [...] Daß in der Armee und bei allen urteilsfähigen Männern die Ansicht bald sich bilden wird, ich sei beseitigt worden, davon wollen Eure Majestät allergnädigst überzeugt sein. Ich habe nunmehr nahezu 41 Jahre der Armee angehört, mein Name hat, ich kann es ohne Überhebung sagen, einen guten Klang in der Armee und auch über diese hinaus. Ich kann meine Laufbahn nicht mit einem solchen Rückzuge enden lassen.¹⁰

Es mutet ja zutiefst ironisch an, dass der künftige Ehrenbürger Hamburgs strafversetzt nach Altona kommt, denn seinem Abschiedsgesuch wird nicht stattgegeben, und Waldersee bleibt gut sieben Jahre auf diesem zunächst unliebsamen Posten. So schreibt er am 2. Februar 1891: »Ich bin nicht imstande, über eine bittere Stimmung hinauszukommen; sie ist nicht etwa gegen den Kaiser gerichtet, sondern gegen seine Ratgeber. Der Kaiser hat sich wahrlich gegen mich nicht schön benommen.«¹¹

Die Beziehung Wilhelms zu seinem ehemaligen Vertrauten sollte aber nicht bei dieser Entfremdung verbleiben. Waldersees Verhalten auf seinem Posten in Altona über sieben Jahre lang war aus der Perspektive des Kaisers tadellos, und er wurde dafür belohnt. So liest man in Waldersees Tagebuch zum 2. April 1898:

Nun ist der Würfel gefallen; seit gestern bin ich Generalinspekteur der 3. Armeeinspektion mit Sitz in Hannover! Ich muß dem Kaiser für die Ernennung sehr dankbar sein; sie bedeutet, daß er mich noch länger im aktiven Dienst erhalten will, während ich sonst doch wohl in naher Zeit um meinen Abschied hätte bitten müssen. Nun heißt es, vom IX. Armeekorps, mit dessen Wohl mein ganzes Denken doch eng verwachsen ist, von lieb gewordenen Verhältnissen und Personen Abschied zu nehmen.¹²

⁹ Ebd., S. 177.

¹⁰ Ebd., S. 183.

¹¹ Ebd., S. 184.

¹² Ebd., S. 410f.

Die Jahre in Hamburg verliefen nach diesen Selbstzeugnissen nicht im Zeichen der Verbitterung. Das gräfliche Ehepaar hat Stadt und Leute liebgewonnen – nicht aber die Sozialdemokrat*innen. Wenn er auch Wilhelms »persönliches Regiment«, was Wolfgang Mommsen »das Fiasko der kaiserlichen Selbstherrschaft« nennt,¹³ im Tagebuch scharf kritisierte, so blieb Waldersee trotz allem ein überzeugter Monarchist. Im Zusammenhang mit seiner Beförderung war er sogar als Kanzlerkandidat wieder einmal im Gespräch. Am 22. Januar 1897 hatte Waldersee Wilhelm eine geheime Denkschrift überreicht, in der er für eine baldige bewaffnete Auseinandersetzung mit den Sozialdemokrat*innen plädierte. Dem Kaiser legte er nahe: »[...] nicht den sozialdemokratischen Führern die Bestimmung des Zeitpunktes für den Beginn der großen Abrechnung zu überlassen, sondern diesen nach Möglichkeit zu beschleunigen! Noch ist der Staat mit Sicherheit in der Lage, jeden Aufstand niederzuschlagen.«¹⁴ Von einem Gespräch mit Wilhelm über diese Denkschrift berichtete Waldersee im Tagebuch: »Schließlich erklärte er: ›Ich sehe die nächste Zukunft als recht ernst an; sollte es mir zu bunt werden, so müssen Sie heran.‹ Nach dem ganzen Zusammenhange war damit gemeint: ›zum Kanzlerposten.‹«¹⁵

Als »Kanzler für den Ernstfall« wird Waldersees Name »fast täglich wieder in den Zeitungen« erwähnt.¹⁶ Wilhelm machte kein Hehl daraus, dass er den Reichstag loswerden möchte. Der Rekurs auf einen Staatsstreich war in konservativen Kreisen gang und gäbe.¹⁷ Dazu aber kommt es nicht, und Waldersee kommentiert am 6. Oktober 1897 die Lage mit spürbarer Ironie:

In Hamburg ist jetzt ein sozialdemokratischer Parteitag. Die Leute treten mit großer Sicherheit auf und suchen eine gewisse Siegeszuversicht zur Schau zu tragen. Man kann aber deutlich sehen, daß sie eine heillose Angst vor dem Staatsstreich haben. Sie zeigen damit, daß sie die Staatsgewalt doch für stark genug halten, den Coup durchzuführen. Sehr schmeichelhaft ist es für mich, daß man mich offen als den bezeichnet, der das ›Niederkartätschen‹ besorgen würde.¹⁸

¹³ Vgl. Mommsen (Anm. 7), S. 72–91.

¹⁴ Waldersee (Anm. 8), S. 388.

¹⁵ Ebd., S. 390.

¹⁶ Ebd., S. 396.

¹⁷ Thomas Nipperdey: Deutsche Geschichte 1866–1918. Band II. Machtstaat vor der Demokratie, 3. Aufl., München 1995, S. 713: »Der Kaiser, seine Umgebung und auch die Konservativen gingen wieder mit Staatsstreichideen und -plänen um, d. h. wiederholte Auflösung des Reichstags, Auflösung und Neugründung des Reiches mit einer durch Oktroi einzuführenden anderen Verfassung, vor allem einem anderen Wahlgesetz, militärischer Ausnahmezustand während einer solchen Krise mit dem Risiko auch von Bürgerkriegszuständen. Der General Waldersee war noch einmal, nachdem er einige Jahre beim Kaiser in Ungnade gefallen war, der Mann zur Durchführung einer solchen Gewaltpolitik [...]«

¹⁸ Waldersee (Anm. 8), S. 404.

Nach seinem Tagebuch zu urteilen, hatte Waldersee keine Lust, die Hamburger*innen auf der Straße niederzumähen – oder auch Kanzler zu werden: »Er [Wilhelm] reserviert mich für den Fall, daß es gar nicht mehr geht und zum Staatsstreich geschritten werden soll. Recht ehrenvoll, aber nicht erfreulich.«¹⁹ Einige Historiker*innen sehen es anders. Thomas Nipperdey macht ihn für die Idee des Staatsstreichs verantwortlich. Nach ihm hat Waldersee 1897 noch einmal »im Kommen« [...] es erneut versucht, auf Präventivkrieg gegen die Sozialdemokraten, auf Änderung des Wahlrechts, auf Staatsstreich gedrängt.²⁰ John C. G. Röhl's Studie bietet eine etwas andere Perspektive auf die Lage im Jahr 1897: »Wenn der Kaiser [...] den Staatsstreich wolle, so müßte ein politischer General wie Waldersee zum Kanzler ernannt werden. In diesem Falle müßte Bülow geschont werden, da nach den ›heißen Kämpfen‹ des Staatsstreichs neue Männer erforderlich sein würden.«²¹

Wie dem auch sei, im Mai 1898 ist der Ton des Tagebuchs jetzt ein anderer: »Erst durch meinen Fortgang von Altona ist mir völlig klar geworden, welche angesehene Stellung ich mir erworben hatte.«²² Etwas Humor klingt in folgender Anekdote mit:

Als mir ein angesehener Hamburger vor vier Wochen sagte: »Sie sind zur Zeit der populärste Mann in Hamburg,« erwiderte ich: »Wie soll das kommen, ich tue ja nicht das Geringste dazu«, wurde mir die Antwort: »Daran liegt es ja gerade, daß Sie nichts tun. Man kennt Sie aber ganz genau und hat zu Ihnen das allergrößte Vertrauen. Andere tun eben zuviel und machen dadurch mißtrauisch.«²³

Es ist möglich, dass hier auf Waldersees Zurückhaltung beim Großstreik der Hamburger Hafenarbeiter im Winter 1896/97 angespielt wird.²⁴ Im Dezember 1898 wird ihm eine Ehrung in Hamburg zuteil, die er sehr wohl zu schätzen weiß: »Am 10. empfang ich in Hamburg eine Deputation des Rendsburger Magistrats, die mir das Diplom als Ehrenbürger überreichte. In unmittelbarem Anschluß daran fand auf der Werft von Blohm & Voß der Stapellauf der ›Graf Waldersee‹ statt. Es ist für mich doch ein schönes Gefühl zu sehen, was für eine Stellung ich in Hamburg einnehme [...].«²⁵ Während des ganzen Jahres 1899 und der ersten Hälfte von 1900 ist die Beziehung Waldersees zum Kaiser wieder einmal frei von Spannungen. Das übliche Kopfschüt-

19 Ebd., S. 401.

20 Nipperdey (Anm. 17), S. 215.

21 John C. G. Röhl: Kaiser, Hof und Staat. Wilhelm II. und die deutsche Politik, München 1995, S. 58.

22 Waldersee (Anm. 8), S. 412.

23 Ebd., S. 413.

24 Vgl. Nipperdey (Anm. 17), S. 204: »Und bei Streiks haben es auch die kommandierenden Generale vermieden – selbst der Umsturzbekämpfer Waldersee –, zu provozieren oder sich provozieren zu lassen, sich in größere Aktionen hineinziehen zu lassen. Die Problematik einer militärischen Gewaltlösung oder eines militärgestützten Staatsstreichs war auch den leitenden Militärs deutlich [...].«

25 Waldersee (Anm. 8), S. 422.

teln über das Gebaren des Kaisers fehlt aber auch nicht: »Der Kaiser hat eine mir unverständliche Neigung, auf dem Gebiete der Armee und Marine alles an sich zu ziehen. Er belastet sich dadurch mit Arbeit, die er unmöglich bewältigen kann.«²⁶

Am 27. April 1900 feiert Waldersee seine 50jährige Zugehörigkeit zur Armee, und Wilhelm unterlässt es keinesfalls, ihn gebührend zu ehren: »Die Ernennung zum Feldmarschall, die er mir bei der Defiliercour am 6., mich zum Throne heranrufend, in höchst schmeichelhaften Worten ankündigte, soll doch eine große Auszeichnung sein und wird auch von der Welt [...] als solche betrachtet.«²⁷ Von einem Abschied aus dem Dienst kann nunmehr für Waldersee keine Rede sein.

Es wird bald deutlich, dass Wilhelm ihm eine Rolle in China zugedacht hat. So liest man im Tagebuch vom 25. Juni:

Der Kaiser faßte die Angelegenheit [die Unruhen in China] von vornherein ernst auf und verfügte schon auf der Fahrt nach Wilhelmshaven die Mobilisierung der beiden Marineinfanteriebataillone. [...] Erst halb im Scherz, dann aber ganz ernsthaft sagte er zu mir, ich solle die Oberleitung aller Landoperationen erhalten, und hat tatsächlich in diesem Sinne an Bülow telegraphiert. [...] Als ich mich beim Kaiser empfahl, sagte er zum Schluß: »Nun, für China kann ich auf Sie rechnen!« Das ist ein sehr ernstes Wort. [...] Ich vermag nicht daran zu glauben, daß Russen, Franzosen und Engländer ihre Streitkräfte dem Kommando eines deutschen Generals zu unterstellen Neigung haben werden.²⁸

Waldersee in China

Waldersees Skepsis, was die Erfolgchancen seiner Mission in China anbelangt, datiert nach seinen eigenen Angaben bereits vom Juni 1900. Er war auch weit davon entfernt, die Aufregung des Kaisers zu teilen. Vielmehr ist seine Haltung zu Wilhelms erster Rede an die für China bestimmten Truppen vom 2. Juli eher eine distanzierte:

Der Kaiser ist in seiner Ansprache an die nach China abgehenden Truppen in Wilhelmshaven doch wohl weit über das Zweckmäßige hinausgegangen. Seine Erregung ist ganz natürlich, er muß sich aber bemühen, die Leidenschaften im Zaum zu halten, wenn es sich um die Interessen der ganzen Welt handelt.²⁹

Es ist gut möglich, dass Waldersee im Gespräch mit dem Kaiser mehr Begeisterung für seinen Auftrag in China an den Tag gelegt hat,³⁰ denn das Tagebuch war erst im

²⁶ Ebd., S. 429.

²⁷ Ebd., S. 445f.

²⁸ Ebd., S. 448.

²⁹ Ebd.

³⁰ Vgl. Mombauer (Anm. 5), S. 104f.

Jahr 1922 veröffentlicht. Wie dem auch sei, der Ton der Tagebucheintragungen scheint durchweg nüchtern und skeptisch zu sein:

Als wir vor zwei Jahren Kiautschou besetzten, bin ich nicht imstande gewesen, mich für diesen Schritt zu erwärmen, und bin bis heute nicht anderen Sinnes geworden. Ich hatte das Gefühl, dass wir uns in Abenteuer stürzten, und habe es jetzt in stärkerem Grade. Wir sollen Weltpolitik treiben. Wenn ich nur wüßte, was das sein soll; zunächst doch nur ein Schlagwort.³¹

Waldersee sah einen Teil der Probleme voraus, die mit dem Oberbefehl verbunden sein würden, hoffte dennoch, »als Besieger der Chinesen« seine Karriere abzuschließen.³² Die Rivalitäten unter den beteiligten Mächten sollten Waldersees Auftrag aber von Anfang an erschweren. T. G. Otte fasst einen Teil der Probleme folgendermaßen zusammen:

The CEF [China Expeditionary Force] was plagued by problems from the moment of its inception. The most contentious issue was the precise nature of Count Waldersee's command powers. The course of events that had led to his appointment was protracted, and reflected the wider geostrategic and diplomatic context of late nineteenth-century Great Power relations. That this question was not a discrete problem, conducive to a purely military solution, was apparent from the outset of the Boxer crisis.³³

Der Kaiser hatte nicht versucht, in den Verhandlungen mit den Alliierten Waldersees Stelle zu klären. Seine »Weltpolitik« – so Thomas Nipperdey – »war im Grunde eine bloße Demonstrations- und Prestigepolitik ohne lohnendes Ziel.«³⁴ Am 27. Juli hielt Wilhelm seine berühmte »Hunnenrede« an die Truppen des 2. Expeditionskorps, die sich in Bremerhaven für China einschifften. Sie enthielt die berühmten Sätze:

Pardon wird nicht gegeben, Gefangene nicht gemacht. [...] Wie vor tausend Jahren die Hunnen unter ihrem König Etzel sich einen Namen gemacht, der sie noch jetzt in der Überlieferung gewaltig erscheinen läßt, so möge der Name Deutschland in China in einer solchen Weise bekannt werden, daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen.³⁵

31 Waldersee (Anm. 8), S. 449.

32 Ebd., S. 450.

33 T. G. Otte: From »Can-Can Diabolique« to »Sitzkrieg«: The International China Expeditionary Force, 1900-1901, in: The Journal of Military History 77, 2013, S. 1277-1302; hier S. 1278 f.

34 Nipperdey (Anm. 17), S. 655.

35 Zit. nach: Die Reden Kaiser Wilhelms II. Bd. 2: 1896-1900, hg. von Johannes Penzler. Leipzig o. J., S. 212. Über die verschiedentlichen Versionen dieser Rede vgl. Bernd Sösemann: Die sogenannte »Hunnenrede« Wilhelms II. Textkritische und interpretatorische Bemerkungen



Waldersee in der verbotenen Stadt, 1900

Waldersee lässt diese Rede im Tagebuch unkommentiert. Er sollte tatsächlich in China mit großer Härte vorgehen, wohl zum Teil, weil er in unmittelbarem Kontakt mit dem Kaiser stand und von ihm seine Anweisungen bekam. Der Kanzler und das Auswärtige Amt wurden aus dem Dialog ausgeschlossen. Solange er sich für die Ereignisse in China interessierte, übte Wilhelm seine direkte Kommandogewalt vollends aus.

Erschwerend für das Kommando Waldersees wurde die Nachricht, dass die Gesandten in Peking noch am Leben waren. Ein internationales Kontingent unter dem britischen General Gaselee, an dem keine deutschen Truppen beteiligt waren, hatte am 15. August die Gesandtschaften befreit und Peking besetzt.³⁶ Waldersee berichtet im Tagebuch, dass im engeren Umfeld des Kaisers das Gegenteil gerne geglaubt wurde:

Die Ansichten gingen meist dahin, dass die Katastrophe bereits erfolgt und wahrscheinlich die gesamte Fremdenkolonie ein Opfer des chinesischen Fanatismus geworden sei. Der Kaiser hatte sich mit besonderer Lebhaftigkeit in diesen Zustand hineingedacht und Rache geschworen; er nahm es eigentlich übel, wenn sich Stimmen hören ließen, die der Ansicht waren, die chinesische Regierung würde doch vor so extremen Schritten zurückschrecken, das Gesandtschaftspersonal also höchstwahrscheinlich noch am Leben sein.³⁷

zur Ansprache des Kaisers vom 27. Juli 1900 in Bremerhaven, in: *Historische Zeitschrift* 222, 1976, S. 342-358.

³⁶ Otte (Anm. 33), S. 1282.

³⁷ Waldersee (Anm. 2), S. 2.

Mit der Befreiung der Gesandtschaften war das Hauptziel von Waldersees Unternehmen bereits erreicht, noch bevor er Deutschland überhaupt verließ. Übrig blieben allerdings der Racheschwur des Kaisers und das Bedürfnis, auf der ›weltpolitischen‹ Bühne ein großartiges Stück deutscher Geschichte zu inszenieren. In Berlin nahm Waldersee die Gelegenheit wahr, die Lage in China und die Reichspolitik im Allgemeinen mit Holstein, »der grauen Eminenz des Auswärtigen Amtes«,³⁸ eingehend zu besprechen, was seine Skepsis über die »Weltpolitik« noch weiter vertiefte:

Dabei wurde mir klar, daß unsere Politik, abgesehen von der Bestrafung der Chinesen, bestimmte Ziele nicht verfolgte. Wohl hat der Kaiser vage Ideen über die ›Aufteilung Chinas‹ gehabt. Die Hauptsache war doch wohl das Bedürfnis, eine Rolle in der ›Weltpolitik‹ zu spielen, ohne Klarheit über die Konsequenzen dieser Haltung.³⁹

Waldersee hatte daher allen Grund, bereits zu diesem Zeitpunkt an dem Erfolg seiner Mission zu zweifeln: Er hätte die Gesandtschaften ja befreien sollen, aber plötzlich traf die Nachricht in Deutschland ein, dass dies schon geschehen war – ein harter Schlag für Wilhelms Ambitionen:

Am 18. war das ganze Oberkommando nach Kassel befohlen, wo sich der Kaiser im Schlosse die Herren durch mich vorstellen ließ. Darauf gab er mir den Feldmarschallstab [...]. Am Abend vorher war in Wilhelmshöhe die Nachricht eingegangen, daß die Verbündeten Peking eingenommen hätten, und der Kaiserhof geflohen sei. Natürlich war dies zunächst für den Kaiser eine große Enttäuschung. Er hatte sich fest in den Kopf gesetzt, die Gesandten mitsamt ihrem Personal seien längst ermordet; nach meiner Ankunft sollte der gemeinsame Vormarsch auf Peking [...] unter meinem Oberbefehl beginnen und mir der Ruhm zuteil werden, Peking erobert zu haben. Dieser Traum war nun dahin, die Gesandten lebten [...], und Peking wurde ohne große Opfer eingenommen.⁴⁰

Nach alledem hätte man Waldersees Mission für überflüssig erklären können. Wilhelm dachte keinen Augenblick daran, und Waldersee konnte zu seiner Überraschung eine große Aufwallung patriotischer Begeisterung in ganz Deutschland registrieren:

Patriotisches Empfinden regte sich und steigerte sich gewaltig mit der Schaffung eines deutschen Oberbefehls. Schon in Hamburg – die Nachricht war erst wenige Stunden dort bekannt – waren zahlreiche Menschen auf den Bahnhöfen, um mich zu begrüßen, die Ovationen setzten sich in steigendem Maße fort [...] auf allen Bahnhöfen. Auch denen, die ich nur durchfuhr, Massenansammlungen; da wo ich

³⁸ Nipperdey (Anm. 17), S. 213.

³⁹ Waldersee (Anm. 2), S. 3 f.

⁴⁰ Ebd., S. 6.

hielt, nach Tausenden zählend, so in Leipzig [...]. Es ging wirklich eine mächtige patriotische Welle durch Deutschland [...].⁴¹

In der Tat wurde Waldersees Ernennung zu einem regelrechten Medienrummel in Deutschland. Bot sie doch die große Chance, Deutschland endlich als ebenbürtig und gar führend im Konzert mit etablierten Kolonialmächten zu inszenieren. So lautet zum Beispiel der Titel des Berichts über Waldersees Ernennung in der »Berliner Morgenpost« einfach »Deutschland hat die Führung«.⁴²

Waldersees Ankunft in China Ende September, gut acht Wochen nach der Befreiung der Gesandtschaften, war alles andere als triumphal. Er hatte größere Probleme mit den Alliierten als mit den »Boxern«. Bis zu seiner Ankunft war Peking von den internationalen Truppen gründlich geplündert worden, und er musste kopfschüttelnd feststellen: »Jede Nationalität weist einer anderen die Palme in der Kunst des Plünderns zu.«⁴³ In seinem Tagebuch und seinen Berichten an den Kaiser klagt er ständig über die Unmöglichkeit, mit den Alliierten zurechtzukommen. Mal sind es die Russen, mal sind es die Franzosen oder die Engländer, die ihm das Leben sauer machen. Am 20. November, weniger als zwei Monate nach seiner Ankunft in China, machte Waldersee in seinem Tagebuch seiner Frustration Luft:

Die Interessen der europäischen Mächte sind gänzlich verschieden, ein ehrliches Zusammengehen ist ganz ausgeschlossen. Findet einmal auf einem Gebiete eine Verständigung statt, so traut in Wirklichkeit doch niemand dem anderen.⁴⁴

Was die Chines*innen und die chinesische Kultur betrifft, so hatte Waldersee weder Interesse noch Sympathie für sie: »Ich gehe bei meinem Verhalten von dem Grundsatz aus, daß man Chinesen niemals Entgegenkommen und niemals Eile zeigen darf, und daß sie jede Nachgiebigkeit als ein Zeichen der Schwäche auffassen [...].«⁴⁵ Rassistisches Denken bestimmte Waldersees Verständnis seiner Mission. Hierin teilte er die Überzeugung seines Kaisers vollends. So versprach er sich von der Expedition nach Paotingfu, Hauptstadt der Provinz Petschili, »einen erheblichen moralischen Erfolg«:

41 Ebd., S. 7.

42 Berliner Morgenpost, 9. August 1900. Über die Berichterstattung vom Boxeraufstand in der deutschen Tagespresse und wie Waldersees Ernennung von der Presse zum Aufbauschen patriotischer Gefühle benutzt wurde, vgl. Yixu Lü: Germany's war in China. Media coverage and political myth, in: German Life and Letters 61, 2008, H. 2, S. 202-214.

43 Waldersee (Anm. 2), S. 36.

44 Ebd., S. 51. Vgl. Otte (Anm. 33), S. 1301: »Waldersee's real problem, however, was rooted in the nature of his ›Supreme Command‹. In their haste to railroad the other Powers into accepting Waldersee, the Kaiser and Bülow had left a political vacuum at the heart of the international force their Field Marshal was to command. And this was to be the main source of all the difficulties that befell the CEF. It had no agreed overall objective.«

45 Waldersee (Anm. 2), S. 43.

Nachdem nunmehr wichtige Ausrüstungsstücke eingetroffen sind, habe ich eine größere Expedition nach Paotingfu organisiert, da ich es für dringend nötig erachte, den Chinesen meine Macht und die Absicht von ihr kräftigen Gebrauch zu machen, zu zeigen [...]. Die feste Überzeugung, daß dem Asiaten nur Macht und deren rücksichtsloser Gebrauch imponiert, wird mich auch fernerhin in meinen Handlungen leiten.⁴⁶

Diese geplante Demonstration von Macht lief jedoch ins Leere, da die Stadt Paotingfu von den Chines*innen ohne Verteidigung aufgegeben wurde. Als Waldersees Expeditionstruppe eintraf, fand sie französische Soldaten vor, die die Stadt am Tag zuvor erreicht hatten. Dass es keinen heroischen Kampf in Paotingfu gegeben hatte, hinderte die deutsche Tagespresse nicht daran, eine Konfrontation von Zivilisationen daraus zu machen. So stand in einer Zeitung zu lesen: »Der weiße Mann in Waffen ist in China einmarschiert und hat den gelben Mann in dem Bereiche des besetzten Gebietes auf die Knie gezwungen«.⁴⁷ In Wirklichkeit beschränkte sich Waldersees Kriegsführung in China auf »Strafexpeditionen« gegen die versprengten »Boxer«, die mit großer Brutalität durchgeführt wurden. Die »Säuberung« von Ortschaften, die als »Boxer-Dörfer« galten, ließ Kriegsaktionen auf unbeteiligte Zivilgebiete übergreifen und kostete mehr Leben als die eigentlichen Waffengänge.⁴⁸ Es stellte sich jedoch keine Gelegenheit zu großen Schlachten ein, um die große Erwartung des Kaisers von heroischen Kämpfen »gegen einen verschlagenen, tapferen, gut bewaffneten, grausamen Feind«⁴⁹ zu erfüllen und dem patriotischen Publikum zu Hause einen glänzenden Sieg der militärischen Macht zu bieten.

Vielmehr führten diese grausamen »Strafexpeditionen« gegen die chinesische Zivilbevölkerung durch die Veröffentlichung der sogenannten »Hunnenbriefe« zu hitzigen Debatten im Reichstag und in der Öffentlichkeit.⁵⁰ Die sozialdemokratische Presse sammelte und veröffentlichte Briefe, die Soldaten von China nach Hause geschrieben hatten und die Verhältnisse dort schonungslos darstellten. An Gräueltaten, welche deutsche Soldaten an der Zivilbevölkerung verübt hatten, fehlte es nicht, auch nicht an »Strafexpeditionen«, die im Grunde genommen Plünderungszüge waren. Waldersee wollte nichts von alledem wahrhaben:

46 Ebd., S. 28.

47 Kölnische Zeitung, 3. November 1900.

48 Vgl. Sabine Dabringhaus: *An Army on Vacation? The German War in China*, in: *Anticipating Total War. The German and American Experiences 1871-1914*, hg. von Manfred F. Boemeke, Roger Chickering und Stig Förster, Cambridge 1999, S. 459-476; hier S. 464.

49 Rede des Kaisers am 28. Juli 1900. Zit. nach: Penzler (Anm. 35), S. 212.

50 Vgl. Ute Wielandt und Michael Kaschner: *Die Reichtagsdebatten über den deutschen Kriegseinsatz in China: August Bebel und die »Hunnenbriefe«*, in: *Das deutsche Reich und der Boxeraufstand*, hg. von Susanne Kuß und Bernd Martin, München 2002, S. 183-202.

Jetzt erhalten wir hier Kenntnis von den Angriffen der Sozialdemokraten gegen die hiesige Kriegführung auf Grund von Schauergeschichten, die in Soldatenbriefen erzählt werden, und von dem Unsinn, den viele Zeitungen darüber verbreiten. [...] Daß viele Chinesen erschossen worden sind, ist ganz richtig; sie hatten es aber immer verdient [...].⁵¹

In Wirklichkeit aber fielen mehr Zivilist*innen als ›Boxer‹ solchen ›Strafexpeditionen‹ zum Opfer.⁵² Das Zeugnis des Tagebuchs von Colonel James Moncrieff Grierson, der ein Mitglied von Waldersees eigenem Stab war, deckt sich in vieler Hinsicht mit den ›Schauergeschichten‹, die in Deutschland gedruckt wurden:

Although such behaviour was widespread among the Allied forces, it was the actions of the international commander's own contingent that attracted the most attention. The wanton brutality and indiscriminate looting by German soldiers appalled Grierson [...]: »The Germans treat the inhabitants so badly that they flee at their approach. Their system of requisitioning often degenerates into mere looting, and they shoot at any Chinaman they see.«⁵³

Waldersee wurde bei seiner Rückkehr nach Deutschland vom Kaiser mit einer Ehrenwache in Bad Homburg empfangen.⁵⁴ Obwohl Waldersee keinen Sieg über die Chines*innen zu verbuchen hatte, wurde er bei der Heimkehr dennoch als Sieger gefeiert. Zu den vielen Auszeichnungen, mit denen er in der Heimat bedacht wurde, konnte er folgende etwas makabre Ehrung zählen: »Am 13. musste ich in Potsdam sein, um bei der Beisetzung der Kaiserin Friedrich dem Sarge die Krone vorzutragen, ein eigenes Verhängnis! Die Verstorbene hat mich bis zuletzt mit bitterem Hasse beehrt.«⁵⁵

Waldersee starb am 5. März 1904. Seine »Denkwürdigkeiten« erschienen erst 1922 im Auftrag seines Neffen Georg Graf Waldersee, der im Vorwort erklärte:

Heute, wo die Aufmerksamkeit der gebildeten Welt sich stärker jenen Jahrzehnten zuwendet, welche den katastrophalen Ereignissen seit 1914 vorausgingen, scheint mir der Augenblick gekommen, den Wunsch meines Oheims zu erfüllen. Erkannte

⁵¹ Waldersee (Anm. 2), S. 97.

⁵² Vgl. Sabine Dabringhaus: Der Boxeraufstand in China (1900-1901): Die Militarisierung eines kulturellen Konflikts, in: »Barbaren« und »Weiße Teufel«. Kulturkonflikte und Imperialismus in Asien vom 18. bis zum 20. Jahrhundert, hg. von Eva-Maria Auch und Stig Förster, Paderborn u. a., S. 140.

⁵³ Zit. nach: Otte (Anm. 33), S. 1294.

⁵⁴ »Ich fuhr in seinem Wagen mit zum Schloß, wo er mich zunächst der Kaiserin zuführte und dann den Tag über, soweit die Trauerfeier für die Mutter ihn nicht in Anspruch nahm, mit denkbar größter Herzlichkeit und Aufmerksamkeit behandelte [...].« Waldersee (Anm. 2), S. 170.

⁵⁵ Ebd., S. 171.

dieser doch früh die dem neuen Reiche von 1871 drohenden Gefahren, die zu beschwören, solange es noch möglich schien, sein Soldatenherz ihm riet [...].⁵⁶

Epilog: Geschichte und Fiktion

Waldersee überlebt in Deutschland heutzutage vor allem in Studien, die sich mit der Geschichte des Deutschen Reichs in der Periode Wilhelms II. und seiner ambitionierten »Weltpolitik« befassen. Den Einwohner*innen der Stadt Hamburg, die Waldersee im Jahre 1901 mit der Ehrenbürgerwürde bedacht hat, würde sein Name nicht viel bedeuten. Anders ist es um Waldersees Schicksal im kulturellen Gedächtnis Chinas bestellt. Hier macht der Generalfeldmarschall eine skurrile Karriere als Geliebter einer berühmten chinesischen Kurtisane. Das Liebespaar erscheint zum ersten Mal in dem 1904 veröffentlichten Roman »Nie Hai Hua«.⁵⁷ Hier verliebt sich Waldersee in die Frau des chinesischen Gesandten in Moskau. Viele Jahre später begegnen sich die beiden wieder in Beijing. Waldersee ist nun Oberbefehlshaber der alliierten Truppen, die dabei sind, die chinesische Hauptstadt zu plündern, während seine einstmals Angebetete Sai Jinghua, inzwischen verwitwet, ihren alten Beruf vor der Ehe als Prostituierte und Madame wieder ausübt. Sai Jinghua überredet Waldersee, den Plünderungen und Vergewaltigungen Einhalt zu gebieten.

Die Tatsache, dass sowohl Waldersee als auch Sai Jinghua historische Figuren sind, führt zu der unvermeidlichen Vermischung von Fakten und Fiktionen. Während die historische Sai Jinghua in mehreren Interviews in den 20er und 30er Jahren eine Liebesbeziehung zu Waldersee verleugnet, behauptete sie wohl, dass sie tatsächlich Waldersee dazu bewogen hatte, die alliierten Truppen in Beijing zu disziplinieren.⁵⁸ Selbstredend findet man keine Spuren in Waldersees »Denkwürdigkeiten« von einer Begegnung mit einer chinesischen Frau, geschweige denn einer Prostituierten, die auch einmal als Frau des chinesischen Gesandten in mehreren europäischen Hauptstädten gelebt hat. Aber in der literarischen Welt Chinas lebt die Legende dieser Frau weiter, in der Waldersee eine unentbehrliche Nebenrolle spielt. Die Geschichte wurde seit 1904 mehrmals verarbeitet, um- und neugeschrieben.⁵⁹ Die letzte Dramatisierung wurde 2012 in Beijing uraufgeführt.⁶⁰ Es ist vielleicht die Ironie der Geschichte, dass der Oberbefehlshaber der alliierten Truppen, der dem kaiserlichen Befehl gemäß

56 Alfred von Waldersee: Denkwürdigkeiten des General-Feldmarschalls Alfred Grafen von Waldersee, auf Veranlassung des Generalleutnants Georg Grafen von Waldersee, bearbeitet und hg. von Heinrich Otto Meisner, Stuttgart, Berlin 1922 (Bd. 1), S. vii.

57 Jin Tianhe und Zeng Pu: Nie Hai Hua (孽海花), Shanghai 1904. Der Roman blieb beim ersten Erscheinen ein Fragment (20 Kapitel) und wurde erst 1941 von Zhang Hong abgeschlossen (60 Kapitel).

58 Liu, Bannong und Shang Hongkui, Sai Jinhua benshi (赛金花本事), Beiping, 1934.

59 Es gibt insgesamt fünf Romane, drei Dramen, zwei Spielfilme und eine Fernsehserie von bedeutenden chinesischen Schriftstellern und Filmemachern zwischen 1904 und 2012.

60 <https://www.douban.com/location/drama/10863489> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

die Chines*innen mit solcher Grausamkeit bestrafen sollte, »daß niemals wieder ein Chinese es wagt, etwa einen Deutschen auch nur scheel anzusehen«, im kulturellen Gedächtnis Chinas als alternder General verewigt wird, der dem Charme einer chinesischen Kurtisane erliegt.

Karl Sieveking

Weltgewandter Hanseat und kolonialer Phantast

MALINA EMMERINK

Die Geschichte und Gegenwart Hamburgs ist untrennbar mit dem Kolonialismus verwoben und das nicht erst, seit die Flagge des Deutschen Kaiserreichs im August 1884 erstmals offiziell auf dem Gebiet des heutigen Kamerun und Namibia gehisst wurde. Kolonialpolitische Ambitionen geisterten bereits seit dem Vormärz durch die Hamburger Kaufmannschaft, die traditionell auch die politische Elite der Stadt bildete. Zentrale Motive waren der Ausbau des globalen Handels, die Organisation der Massenauswanderung und die Stärkung Hamburgs und der Hansestädte im Machtgefüge des Deutschen Bundes.¹

Wie kein anderer personifizierte der Jurist und Politiker Karl Sieveking (1787-1847) dieses frühe Kolonialstreben in Hamburg. Als Syndikus des Rates leitete er ab 1820 die Hamburger Außenpolitik und hatte als gut vernetzter Intellektueller und Kunstförderer großen Einfluss auf das öffentliche Leben in der Stadt. Sieveking imaginierte Hamburg an der Spitze einer ersten deutschen Kolonialunternehmung und wollte ein globales Netz hanseatisch-deutscher Handelsstützpunkte und Siedlungskolonien knüpfen. Den Beginn sollte eine »Deutsche Antipodenkolonie« auf den südpazifischen Chatham-Inseln bilden, die über die Planungsphase Anfang der 1840er Jahre jedoch nie hinauskam.²

Der Beitrag porträtiert den kolonialen Visionär Karl Sieveking und bettet seine Ideen und Aktivitäten in die Handels- und Kolonialgeschichte Hamburgs ein. Ziel ist es, ein in der Forschung bisher wenig beachtetes Puzzleteil in der Vorgeschichte der Hamburger Beteiligung am deutschen Kolonialismus zu beleuchten.

Darüber hinaus werden die Person Karl Sieveking und seine Spuren im Stadtbild als postkoloniale Erinnerungsorte in Hamburgs Geschichte und Gegenwart dargestellt. Bis heute erinnern die Hauptverkehrsstraßen Sievekingsallee und Sievekingdamm in Hamm an den Syndikus, und ein Teilstück des früheren Landsitzes der Familie mit dem Namen Hammer Hof wurde in die Grünanlage Hammer Park umgebaut.³ Auch das Betreuungs- und Bildungszentrum Rauhes Haus ist eng mit dem Leben und

1 Günter Moltmann: Hamburgs Öffnung nach Übersee im späten 18. und 19. Jahrhundert, in: Das Alte Hamburg (1500-1848/49). Vergleiche, Beziehungen, hg. von Arno Herzig, Berlin 1989, S. 51-72; hier S. 66 f.

2 Für eine ausführliche Untersuchung der Deutschen Antipodenkolonie und ihres Scheiterns siehe Malina Emmerink: Hamburger Kolonisationspläne 1840-1842. Karl Sievekings Traum einer »Deutschen Antipodenkolonie« im Südpazifik, München 2014.

3 Zur Geschichte des Hammer Hofes siehe Georg Herman Sieveking: Die Geschichte des Hammerhofes, 1.-3. Teil, Hamburg 1899, 1902, 1933.

Wirken Sievekings verbunden, der die Initiative Johann Hinrich Wicherns vielfältig förderte.⁴

Diese physischen Erinnerungsmarker stellen zwar keine direkt mit der Hamburger Kolonialgeschichte verbundenen Orte dar, erinnern mit Karl Sieveking jedoch an einen der zentralen kolonialpolitischen Akteure Hamburgs vor Beginn des formalen deutschen Kolonialismus und seine Bemühungen für eine zunehmende Globalisierung der Stadt auf diplomatischer und handelspolitischer Ebene.

Handel, Politik und Kolonialismus: Eine Hamburger Verflechtungsgeschichte

Die globale Vernetzung Hamburgs begann lange vor der deutschen Kolonialreichsgründung und war geprägt vom Handelstalent und diplomatischen Geschick der hanseatischen Kaufleute. Begünstigt durch seine geographische Lage wurde Hamburg im 16. Jahrhundert erstmals zu einem Umschlagplatz für Kolonialwaren und richtete sich handelspolitisch fortan zunehmend internationaler aus.⁵

Zwar versuchten die Hanseat*innen im 17. und 18. Jahrhundert energisch, Schlupflöcher im dichten Netz des kolonialen Welthandels auszumachen, ihr Engagement blieb durch die Handelsgesetze der europäischen Kolonialmächte jedoch dauerhaft eingeschränkt. Erst deren zunehmende Lockerung Ende des 18. Jahrhunderts ermöglichte Hamburg einen kommerziellen Aufschwung. Zudem öffnete die Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten 1776 transatlantische Handelswege, und die Kaufleute profitierten von der Eroberung Amsterdams durch Frankreich. Auch strukturelle Änderungen wie die Durchsetzung der doppelten Buchführung, zunehmender Wechselverkehr, die Umstellung der Hamburger Banken auf ungemünztes Feinsilber sowie der Aufstieg aktienbasierter Gesellschaften begünstigten das konsequente Vordringen hanseatischer Firmen in die globalen Handelsnetzwerke.⁶ »Die Aussichten des Hamburger Handels«, schrieb Heinrich Sieveking 1912, »umspannten damals die ganze Welt. Für eine Zeitlang schien das Monopol der Kolonialmächte gebrochen.«⁷

Viele Hamburger Firmen hatten sich bis zum Ende des 18. Jahrhunderts profitable Handelswege in die koloniale Welt erschlossen. So hielt Caspar Voght, der Geschäfts-

4 Thomas Ehlert: *Kleine Geschichte des Rauhen Hauses*, Hamburg 2003, S. 9 f.; Hans-Walter Schmuhl: *Senfkorn und Sauerteig. Die Geschichte des Rauhen Hauses zu Hamburg 1833-2008*, Hamburg 2008, S. 34 f.; Wilhelm Sillem: Sieveking, Karl, in: *Allgemeine Deutsche Biographie* 34, Leipzig 1892, S. 227-231; hier S. 231.

5 Adolf Coppius: *Hamburgs Bedeutung auf dem Gebiete der deutschen Kolonialpolitik*, Berlin 1905, S. 16; Klaus Weber: *Deutsche Kaufleute im Atlantikhandel 1680-1830. Unternehmen und Familien in Hamburg, Cádiz und Bordeaux*, München 2004, S. 225.

6 Heinrich Sieveking: *Der hamburgische Syndikus Karl Sieveking (1787-1847). Ein Lebensbild aus der Zeit der Erneuerung der hansischen Selbstständigkeit*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 34, 1907, 13, S. 344.

7 Heinrich Sieveking: *Das Handelshaus Voght und Sieveking*, in: *Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte* 17, 1912, S. 54-128; hier S. 72.

partner von Karl Sievekings Vater Georg Heinrich, über seine Handelstätigkeiten in den 1780er Jahren stolz fest: »Ich war der erste Hamburger Kaufmann, der aus Mocca Kaffee, aus Baltimore Toback, aus Surinam Kaffee, aus Afrika Gummi holte.«⁸

Eine wichtige Voraussetzung für diesen Aufstieg Hamburgs zum Global Player im internationalen Handel war seine spezifische Verfassungstradition, in der eine »Oligarchie der kaufmännischen Oberschicht«⁹ die Politik an den Prinzipien des Freihandels und der politischen Neutralität ausrichtete.¹⁰ Durch seine Öffnung für den Welt-handel war Hamburg zu einer Großstadt mit internationaler Bedeutung geworden. Der Ausbau der Infrastruktur und die Modernisierung des Hafens kurbelten zudem das Auswanderungsgeschäft an und mit ihm die Diskussion über eine systematische Organisation der Auswanderung über Hamburg.¹¹ Darin waren die Themen Übersee-migration und Kolonialismus eng verknüpft. So glaubte man, durch die Gründung deutscher Siedlungen im Ausland die Kultur der Ausgewanderten dauerhaft schützen und ihre Arbeits- und Konsumkraft den Mutterstaaten durch Handelsverträge und erste Ansätze kolonialer Gesetzgebungen erhalten zu können. Zukünftig sollte durch eine zunehmende Formalisierung dieser Siedlungen auch die politische Position der deutschen Staaten international gefestigt werden.¹²

In Hamburg und den Hansestädten war die vormärzliche Kolonialdiskussion von einer grundsätzlichen Ambivalenz gekennzeichnet: Einerseits waren die Hanseat*innen lange durch die Handelsgesetze der Kolonialmächte eingeschränkt gewesen und befürchteten, ein koloniales Engagement der deutschen Staaten liefe auf eine ähnlich restriktive Einmischung in ihre globalen Geschäfte hinaus. Andererseits versprach eine deutsche Präsenz in der kolonialen Welt auch rechtlichen und militärischen Schutz für den eigenen Handel und eröffnete die verlockende Aussicht auf neue Absatzmärkte und Rohstoffquellen.¹³

In diesem Spannungsfeld, das durch das komplizierte Verhältnis der Hansestädte mit dem Deutschen Zollverein noch verschärft wurde, entwickelte Karl Sieveking in den 1830er Jahren seine Vision einer deutschen Überseekolonie unter Hamburger Leitung – als erstes Kapitel einer zukünftigen Erfolgsgeschichte Hamburgs als Kolonialmacht –, mit der er auf ganzer Linie scheitern sollte.

8 Caspar Voght, zit. nach: Sieveking: Handelshaus (Anm. 7), S. 72.

9 Rainer Postel: Hanseaten. Zur politischen Kultur Hamburgs, Bremens und Lübecks, in: Regionale politische Kultur, hg. von Hans-Georg Wehling, Stuttgart 1985, S. 21.

10 Ebd., S. 15 f., 19 ff.; Andreas Schulz: Weltbürger und Geldaristokraten. Hanseatisches Bürgertum im 19. Jahrhundert, in: Historische Zeitschrift 259, 1994, H. 3, S. 637-670; hier S. 641, 647; Matthias Wegner: Hanseaten. Von stolzen Bürgern und schönen Legenden, München 2008, S. 31.

11 Moltmann (Anm. 1), S. 66 ff.

12 Hans Fenske: Imperialistische Tendenzen in Deutschland vor 1866. Auswanderung, überseeische Bestrebungen, Weltmachträume, in: Historisches Jahrbuch 97/98, 1978, S. 336-383; hier S. 340, 345.

13 Coppius (Anm. 5), S. 35 f.; Helmut Washausen: Hamburg und die Kolonialpolitik des Deutschen Reichs 1880-1890, Hamburg 1968, S. 182 ff.

Karl Sieveking im Spannungsfeld zwischen Hamburg und der Welt

Karl Sieveking gehörte zu den einflussreichsten Hamburger Persönlichkeiten in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Als Sohn des Kaufmanns Georg Heinrich Sieveking und Johanna Margaretha geb. Reimarus wird er 1787 in die bürgerliche Elite Hamburgs hineingeboren.¹⁴ Sein Elternhaus ist im späten 18. Jahrhundert ein über die Hansestadt hinaus bekanntes Zentrum des aufgeklärten Bürgertums, das von den Reformideen der französischen Revolution geprägt ist.¹⁵

Sieveking wächst zu einem religiösen, künstlerisch begabten und geschichtsinteressierten Menschen heran, der sich gegen eine kaufmännische Laufbahn entscheidet. Nach der juristischen Promotion habilitiert er sich 1812 für Geschichte in Göttingen. Doch er kann sich mit dem akademischen Leben nicht anfreunden: »Was ich bin, bin ich durch Gespräch. Die Leute hier haben schon alles drucken lassen.«¹⁶

Während der Befreiungskriege ist Sieveking an der Aufstellung der Hanseatischen Legion beteiligt, einer bewaffneten Widerstandsarmee gegen die napoleonischen Truppen. Zudem ist er Mitgründer des Hanseatischen Directoriums, das als widerständische Notstandsregierung in Hamburg den Kontakt zu anti-napoleonisch eingestellten Regierungen sucht. In den folgenden Jahren setzt er sich als hanseatischer Gesandter an verschiedenen europäischen Höfen für die Unabhängigkeit der Hansestädte ein und reist mehrfach nach Paris, um Entschädigungen für die hamburgischen Verluste während der »Franzosenzeit« auszuhandeln. Von dort schickt er 1815 lange Depeschen über den Stand der Verhandlungen, die in politischen Kreisen Hamburgs auf großes Interesse stoßen und ihn als Kandidat für ein Syndikat des Rates ins Gespräch bringen.¹⁷ In den Berichten macht sich Sieveking dafür stark, neben sofortigen Reparationen auch langfristige Handelsvorteile in Europa und den Kolonien als strategisch sinnvollere Entschädigungen für die Hansestädte im Blick zu haben.¹⁸

14 Schulz (Anm. 10), S. 665; Heinrich Sieveking: Karl Sieveking 1787-1847. Lebensbild eines hamburgischen Diplomaten aus dem Zeitalter der Romantik, Teil 1: Die Ausbildung, Hamburg 1923, S. 56 ff.; Sillem (Anm. 4), S. 227 f. Die Firma Voght und Sieveking war auf den Handel mit ostindischem Salpeter und Tee sowie Kupfer, Tauwerk, Landwachs, Flachs, Indigo, Zucker und Kaffee spezialisiert und knüpfte ab den 1780er Jahren trotz vieler Rückschläge dauerhafte Handelsbeziehungen nach Nordamerika an. Nach der Handelskrise ab 1799 musste das Handelshaus 1811 schließlich aufgelöst werden. Moltmann (Anm. 1), S. 62; Sieveking: Handelshaus (Anm. 7), S. 69 ff., 118 f.; Sieveking: Karl, Teil 1 (Anm. 14), S. 38 f., 43.

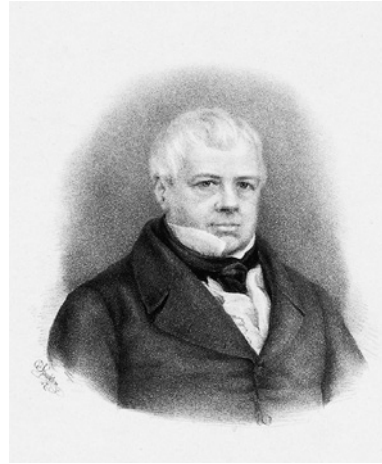
15 Michael Reiter: Der Hammer Friedhof. Ein historischer Führer, Lübeck 1988, S. 24. Über eine private Feier anlässlich des Sturms der Bastille am 14. Juli 1790 schreibt Heinrich Sieveking 1907: »Die Tricolore schmückte die Damen, Klopstock las Freiheitsoden vor, und man sang ein Lied Sievekings auf Freiheit und Tugend.« Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 345.

16 Ebd., S. 350 f., 354 (Zitat).

17 Reiter (Anm. 15), S. 24 f.; Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 356 ff.; Heinrich Sieveking: Karl Sieveking 1787-1847. Lebensbild eines hamburgischen Diplomaten aus dem Zeitalter der Romantik, Teil 2: Im Kampfe für die Freiheit von Vaterland und Vaterstadt, Hamburg 1926, S. 13 ff., 154 ff.; Sillem (Anm. 4), S. 229 f.

18 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 362.

Mit der Wahl zum Syndikus im Mai 1820 wird aus dem politisch aktiven Juristen ein Berufspolitiker mit erheblichem außenpolitischen Einfluss. Zielte Sieveking's politisches Engagement bisher vor allem auf die hanseatische Selbstständigkeit ab, so ist fortan die Rolle der Hansestädte im Deutschen Bund ein zentrales Thema. Kurz nach der Wahl schreibt er an seinen Freund Friedrich Perthes: »Was das Amt aus mir oder ich aus dem Amt mache, das weiss ich noch nicht, aber so viel weiss ich, dass jeder Berührungspunkt mit dem übrigen Deutschland mir darin besonders wert sein wird.«¹⁹



Karl Sieveking (1787-1847)

Zunächst drängen außenpolitische Fragen direkt vor den Toren der Stadt. Sieveking ist zum Beispiel maßgeblich an der Ausarbeitung der Elbschiffahrtsakte von 1821 über den zollfreien Handel auf der Elbe beteiligt.²⁰ Schon bald darauf ist sein diplomatisches Geschick erstmals auf internationaler Ebene gefragt: Die Unabhängigkeit der iberischen Kolonien in Mittel- und Südamerika lässt die hanseatischen Firmen auf lukrative Geschäfte hoffen, die durch den Abschluss von Handelsverträgen und die Eröffnung hanseatischer Konsulate sogleich unter Schutz gestellt werden. Gegen britische Widerstände handeln Karl Sieveking und sein Bremer Kollege Otto Gildemeister 1827 in Rio einen Handelsvertrag mit dem Kaiserreich Brasilien aus. Dieser liberalisiert den transatlantischen Handel deutscher und brasilianischer Waren nach dem Meistbegünstigungsprinzip und stößt Großbritannien einen ersten hanseatischen Dorn ins Auge.²¹ In den 1830er Jahren schließen die Hansestädte ähnliche Verträge mit einer Reihe von südamerikanischen Staaten ab, und bis 1846 eröffnet Hamburg 162 Konsulate in der ganzen Welt, die zur Basis eines globalen Netzes hanseatischer Handelsstützpunkte werden.²²

19 Karl Sieveking, zit. nach: ebd., S. 364.

20 Sillem (Anm. 4), S. 230.

21 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 365; Heinrich Sieveking: Karl Sieveking 1787-1847. Lebensbild eines hamburgischen Diplomaten aus dem Zeitalter der Romantik, Teil 3: Das Syndikat, Hamburg 1928, S. 117, 128; Washausen (Anm. 13), S. 12; Wegner (Anm. 10), S. 123, 204.

22 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 365f.; Sieveking: Lebensbild, Teil 3 (Anm. 21), S. 61. Von der globalen Erfolgsgeschichte der hanseatischen Handelshäuser im Vormärz zeugt auch die Tatsache, dass preußische Schiffe in China die von der chinesischen Regierung anerkannte hamburgische Flagge aufziehen mussten, um Handel treiben zu können. Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 366.

Zurück in Hamburg fördert der neue Syndikus verschiedene innovative Maßnahmen zur Modernisierung der Infrastruktur – wie eine telegraphische Verbindung mit Cuxhaven und die Hamburg-Bergedorfer Bahn –, teilweise gegen starke Widerstände aus den kaufmännischen Reihen.²³ Auch hat er als Erster die Idee, in Hamburg eine Universität zu etablieren, und gründet als mögliche Basis 1846 die Akademie von Hamm, einen losen Zusammenschluss Hamburger Bildungsbürger.²⁴

Zwischen 1830 und 1847 vertritt Sieveking Hamburg als Gesandter beim Deutschen Bundestag in Frankfurt und setzt sich dort für die Stärkung der Hansestädte im Deutschen Bund ein.²⁵ Bereits zu dieser Zeit wird deutlich, dass Karl Sieveking in seiner Arbeit stets versucht, sowohl die politische Autarkie der Hansestädte und ihre globale Bedeutung als Handelsmächte als auch die fruchtbare Kooperation aller deutschen Staaten im Bund zu fördern. Exemplarisch für diese duale Agenda steht seine Idee einer Deutschen Schifffahrtshanse, die er erstmals 1836 als kooperativen Zusammenschluss der norddeutschen Uferstaaten gründen will. Dadurch möchte er den hanseatischen Handel global ausbauen und ein handelspolitisches Gegengewicht zum Deutschen Zollverein schaffen, der durch seinen starken Binnenfokus für eine Kooperation im Welthandel wenig geeignet scheint.²⁶ Dass Sieveking auch mit dieser Idee seiner Zeit weit voraus ist, zeigt sein Ziel der »Herstellung humanerer Grundsätze im Seekriege« durch den neuen Schifffahrtsbund.²⁷ Mit diesem Vorstoß in Richtung eines humanitären Völkerrechtes regt er eine Entwicklung an, die erst durch die Übernahme der Regeln der Genfer Konvention für die Seekriegsführung auf der Haager Friedenskonferenz von 1899 zwischenstaatlich realisiert werden wird.

Anlässlich der Veröffentlichung einer Denkschrift über die Judenemanzipation von Gabriel Riesser 1833 und Alexis de Tocquevilles »De la Démocratie en Amérique« (1834) beginnt Karl Sieveking sich mit sozialen Utopien auseinanderzusetzen. Auch Tommaso Campanellas »Sonnenstaat«, Morellys »Codex der Natur« und nationalökonomische Theorien des 18. Jahrhunderts zieht er bei seinen Studien heran.²⁸ Angeregt von der Begegnung mit deutschen Ausgewanderten in Brasilien verknüpft Sieveking seine Erkenntnisse mit der Problematik der deutschen Überseemigration. Vor der Kulisse der vormärzlichen Kolonialdiskussion kommt er zu dem Schluss, dass langfristig erfolgreiche Auswanderung sorgfältig organisiert werden müsse, am besten in eigenen

23 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 377.

24 Martin Gerhardt: Johann Hinrich Wichern, Teil 2: Höhe des Schaffens, Hamburg 1928, S. 73 f.; Schmuhl (Anm. 4), S. 103; Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 379.

25 Reiter (Anm. 15), S. 25.

26 Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 499. Sieveking erneuert seinen Vorschlag in den folgenden Jahren mehrfach, er stößt jedoch jedes Mal auf Ablehnung bei den Regierungen möglicher Mitgliedsstaaten. Percy Ernst Schramm: Hamburg, Deutschland und die Welt. Leistung und Grenzen hanseatischen Bürgertums in der Zeit zwischen Napoleon I. und Bismarck. Ein Kapitel deutscher Geschichte, 2., überarb. Aufl., Hamburg 1952, S. 191; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 307 ff.

27 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 367, 368 (Zitat).

28 Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 516.

Kolonien.²⁹ Sievekings Verständnis einer *Kolonie* geht dabei über die im deutschen Diskurs seiner Zeit übliche Vorstellung einer losen kolonialen Gruppenansiedlung hinaus: Er ist überzeugt, dass die Zeit eigenständiger deutscher Überseekolonisation gekommen ist, und möchte ihr Geburtshelfer werden. Die Leitung eines deutschen kolonialen Vorstoßes könne selbstverständlich nur von den Hansestädten übernommen werden, da diese allein über das nötige diplomatische Geschick verfügten und ihre globalen Handelsnetzwerke das Fundament bilden würden. Hamburg will Sieveking zum organisatorischen und ideellen Zentrum des Unternehmens machen, wenngleich er anerkennt, dass man auf die militärische Unterstützung Preußens nicht würde verzichten können.³⁰

Im Frühjahr 1840 beginnt Sieveking mit der Suche nach einem geeigneten Ort für die Gründung einer ersten hanseatisch-deutschen Kolonie. Dafür schreibt er die Hamburger Konsuln an und erläutert ihnen seine Kolonialpläne mit der Bitte um Stellungnahme. Im Dezember 1840 antwortet Konsul Maximilian Thalwitzer aus Kapstadt, er sehe in Port Natal die Möglichkeit einer deutschen Koloniegründung. Dieses wird jedoch bald danach von Großbritannien annektiert. Die Konsuln in Südamerika reagieren mehrheitlich zurückhaltend auf Sievekings Pläne und warnen vor Spekulation, mangelnder Sicherheit und der starken Konkurrenz für deutsche Arbeiter*innen durch lokale Sklav*innenwirtschaften.³¹

Schließlich rückt Ozeanien als realistisches Ziel der Sieveking'schen Kolonialmission in das Blickfeld des Syndikus, als der Sekretär der britischen Siedlungsgesellschaft für Neuseeland New Zealand Company im Frühjahr 1841 nach Hamburg kommt, um kommissarische Verhandlungen über den Stader Elbzoll zu führen.³² Als John Ward ihm das Angebot unterbreitet, die 860 Kilometer östlich von Neuseeland gelegenen Chatham-Inseln für 10.000 Pfund Sterling zu kaufen, greift Sieveking zu und unterschreibt im September 1841 einen vorläufigen Kaufvertrag über die als »Warrekauri« bekannte Inselgruppe mit Ward.³³ Dieser ist allerdings weder zu einem solchen Vertragsabschluss im Namen der New Zealand Company autorisiert, noch ist der Rechtsstatus der Inseln zu diesem Zeitpunkt eindeutig geklärt. Die Legitimität des Verkaufs der Hoheitsrechte an Sieveking ist daher fragwürdig. Da Sieveking den Kaufvertrag zudem nicht als Hamburger Syndikus, sondern im Namen einer noch zu gründenden

29 Sieveking (Anm. 17), S. 204 ff.; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 126 f.; Wegner (Anm. 10), S. 204.

30 Coppius (Anm. 5), S. 41; Heinrich Sieveking: Hamburger Kolonisationspläne 1840-42, in: Preußische Jahrbücher 86, 1896, S. 149-170; hier S. 151, 158; Washausen (Anm. 13), S. 12 f.

31 Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 151 f.; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 491 ff.

32 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 368; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 499.

33 »Memorandum of an Agreement made at Hamburg, 12.9.1841«, StAHH, 622-1/90 Sieveking, E 25, Bd. 3, S. 72-75; Coppius (Anm. 5), S. 41; Fenske (Anm. 12), S. 373; Horst Gründer: »... da und dort ein junges Deutschland gründen«. Rassismus, Kolonien und kolonialer Gedanke vom 16. bis zum 20. Jahrhundert, München 1999, S. 14; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 502; Washausen (Anm. 13), S. 13. Für eine detaillierte Darstellung der Vertragsinhalte siehe Emmerink: Kolonisationspläne (Anm. 2), S. 59 ff.

den Deutschen Colonisationsgesellschaft unterzeichnet, bleibt unklar, von welchen Instanzen die Übereinkunft innerhalb eines Jahres ratifiziert werden müsste, wie es der Vertrag vorsieht.³⁴ Sieveking ahnt bereits, dass die Rechtslage komplizierter sein könnte, als es ihm Ward glaubhaft machen will. Dennoch vertieft er sich energisch in die Planung seiner Deutschen Antipodenkolonie und beginnt damit in den Hansestädten und anderen deutschen Staaten um Unterstützung für sein Projekt zu werben.

Die Deutsche Antipodenkolonie auf den Chatham-Inseln

Im Zentrum von Sievekings Kolonialplänen für die Chatham-Inseln steht die Kolonisationstheorie Edward G. Wakefields,³⁵ auf der auch die britischen Koloniegründungen in Ozeanien basierten. Die als Aktiengesellschaft organisierte Deutsche Colonisationsgesellschaft soll vor Ort Land erwerben und es zu einem festen Preis an sorgsam ausgewählte Kolonist*innen weiter verkaufen. Die Gewinne der Gesellschaft werden zunächst für den Aufbau der Kolonie und eine kostenlose Überfahrt für alle Auswandernden verwendet, sollen langfristig aber als Profite an die Aktieneigner*innen zurückfließen.³⁶ Die politische Verwaltung der Kolonie will Sieveking in die Hände der Deutschen Admiralität legen, einer geplanten Interessenvertretung der Hansestädte, der Mitgliedsstaaten des Zollvereins und anderer deutscher Staaten mit Sitz in Hamburg. Diese Vereinigung – eine erweiterte Neuauflage seiner 1836 entwickelten Idee der Deutschen Schifffahrtshanse³⁷ – soll die Hoheitsrechte über die Chatham-Inseln erwerben, einen Gouverneur ernennen und die Kolonie durch eine kleine Streitmacht als »Kern einer Landwehr der Kolonie«³⁸ in Besitz nehmen lassen.³⁹ Die Deutsche Antipodenkolonie soll als hanseatisch-deutsche Kolonie unter der Leitung und Vermittlung Hamburgs zur neuen Heimat für Auswandernde aus allen deutschen Staaten werden, denen vor Ort Religionsfreiheit und freie Arbeit garantiert wird. Ziel ist es,

34 Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 158.

35 Edward Gibbon Wakefield: A Letter From Sydney. The Principal Town of Australasia, London 1829; ders.: A View of the Art of Colonization. With Present Reference to the British Empire, London 1849. Zur neueren Forschung über Wakefields Ideen siehe Friends of the Turnbull Library: Edward Gibbon Wakefield and the colonial dream. A reconsideration, Wellington, New Zealand 1997.

36 Karl Sieveking: Die Deutsche Antipoden-Colonie, StAHH, 622-1/90 Sieveking, E 25, Bd. 1, 1841, S. 12.

37 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 368; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 499.

38 Sieveking am 15.5.1841 an César Godeffroy; zit. nach: Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 500.

39 Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 163; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 503 f.; Werner Ustorf: Die deutsche Antipoden-Colonie. Ein patriotischer Traum aus dem Hamburger Vormärz, in: Deutscher Kolonialismus. Materialien zur Hundertjahrfeier 1984, hg. von der Gesellschaft für Entwicklungspolitische Bildungsarbeit, Hamburg 1983, S. 23-43; hier S. 26; Washausen (Anm. 13), S. 13.

die deutschen Emigrant*innen »nicht bloß zur Verpflanzung, sondern zu maritimer Wechselanregung Deutscher Volkseigenthümlichkeit zu vereinigen«. ⁴⁰

Im November 1841 lässt Sieveking einen vierseitigen Kolonisationsaufruf drucken und verschickt ihn im ganzen Bundesgebiet. Darin preist er die Siedlungsaussichten auf den Inseln in hohen Tönen. Neben mediterranem Klima, fruchtbaren Böden, Rohstoffen, reichhaltiger Flora und Fauna und hohen Profiten durch den Walfang verspricht der Syndikus vor allem lukrative Handelsmöglichkeiten aufgrund der strategisch günstigen Lage der Inseln: ⁴¹

Warum sollte dieser Hafen nicht die Niederlage der mannigfaltigen Erzeugnisse jener tropischen Inselwelt des stillen Meeres werden, welcher er unter allen von Europäern bewohnten der nächste seyn würde? Warum sollten nicht Schiffe von dort aus diese zum Theil für den Markt von Manilla, von Canton, von Batavia und Singapore geeigneten Erzeugnisse auf der Rückfahrt nach Europa mit östlichem Monsun gegen die auf Europäischen Märkten gangbaren Chinas und der Indischen Inseln zu [sic] vertauschen? ⁴²

Um den Hamburger Überseehandel zu intensivieren und möglichst viele Schiffe aus dem asiatisch-pazifischen Raum in die Kolonie zu locken, will Sieveking auf den Inseln einen Freihafen nach hanseatischem Vorbild einrichten. Die liberale Zollpolitik soll der Deutschen Colonisationsgesellschaft Profite durch Handelsbeteiligungen sichern und das Drängen des Zollvereins auf einen Beitritt Hamburgs durch dessen Involvierung abmildern. ⁴³ Auch als Absatzmarkt versucht Sieveking sein »Warrekauri« möglichen Investor*innen schmackhaft zu machen. So lockt er die hanseatischen Handelshäuser mit der Aussicht auf den Vertrieb heimischer Produkte. ⁴⁴ Den deutschen Missionsgesellschaften verspricht Sieveking die Möglichkeit christlich-zivilisatorischer Kulturexporte auf die Chatham-Inseln: Die dort lebenden Māori beschreibt er im Sinne des kolonialrassistischen Stereotyps des »edlen Wilden« als »bildungsfähigeren braunen Menschenstamm« mit einer »wohlklingenden« Sprache und stilisiert die Antipodenkolonie zur zukünftigen »Metropole für die Civilisation Polynesiens«. ⁴⁵

Die Deutsche Antipodenkolonie soll zugleich ein hamburgisches, hanseatisches und deutsches Projekt sein. Neben ökonomischen Antriebskräften liegen ihrer Pla-

⁴⁰ Sieveking: Antipoden-Colonie (Anm. 36), S. 11.

⁴¹ Ebd., S. 12 f.

⁴² Ebd., S. 13.

⁴³ Ebd., S. 13 f. Vgl. Fenske (Anm. 12), S. 372 f.; Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 152; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 494 ff., 505.

⁴⁴ Helmut Washausen argumentiert allerdings, dass die Aussicht auf koloniale Rohstoffe und Absatzmärkte für die Hamburger Firmen wenig attraktiv gewesen sei, da sie sich diese in vielen Teilen der Welt bereits durch Handelsverträge selbst erschlossen hätten. Washausen (Anm. 13), S. 182.

⁴⁵ Sieveking: Antipoden-Colonie (Anm. 36), S. 14.

nung auch »patriotische Sehnsüchte« und »romantische Ergriffenheit« zugrunde.⁴⁶ So schließt Sieveking seinen Kolonisationsaufruf mit einem eindringlichen Appell an das »vaterländische[s] Bewusstseyn« und die »Zuversicht zu dem weltgeschichtlichen Beruf des Deutschen Volks«.⁴⁷

Karl Sieveking möchte mit seinem Projekt den »Durst des deutschen Binnenlandes nach dem Seewasser«⁴⁸ stillen, womit er wohl auch die Hoffnung auf nationalen Ruhm für seine Person verbindet.⁴⁹ Die Chatham-Inseln sollen den kolonialpolitisch unerfahrenen deutschen Staaten als praktisches Experimentierfeld dienen, denn »Deutschland hat die Kunst der Kolonisation noch zu lernen. Der Kaufpreis der Chatham-Inseln ist das Lehrgeld für jene Kunst [...]«.⁵⁰

Die Chatham-Kolonie soll dabei den Anknüpfungspunkt eines weltweiten Netzes deutscher Kolonisation darstellen, von dem aus der »Faden der Auswanderung wie das Gewebe der Spinne über einen der Gröse [sic] des Deutschen Volkes angemessenen Raum«⁵¹ verbreitet werden würde.⁵² So ist Sieveking nicht nur von der Durchführbarkeit seiner Pläne überzeugt, er hegt darüber hinaus bereits eine geeinte deutsche Weltmachtphantasie und imaginiert sich selbst als mutigen Kolonialpionier, der im Namen Hamburgs mit dem deutschen Überseekolonialismus beginnen würde.

Von hanseatisch-patriotischem Geist beseelt und von kapitalistischen Verlockungen geblendet, übersieht Karl Sieveking zahlreiche logistische und politische Unmöglichkeiten seines Projekts. Auf die Berichte der New Zealand Company vertrauend überschätzt er sowohl die Größe der Inseln als auch ihre Tauglichkeit zur Besiedlung und landwirtschaftlichen Nutzung. Auch machtpolitisch stapelt Sieveking hoch und überbewertet dabei einerseits die Bedeutung der Hansestädte im Deutschen Bund und verkennt andererseits dessen politische und wirtschaftliche Uneinheitlichkeit im Vormärz.⁵³ So reagieren die Hamburger Reeder und Kaufleute auch mehrheitlich skeptisch auf die Kolonialpläne des Syndikus und sind wenig daran interessiert, unsichere

46 Ustorf (Anm. 39), S. 26.

47 Sieveking: Antipoden-Colonie (Anm. 36), S. 14.

48 Sieveking am 8.12.1841 an Alexander von Humboldt; zit. nach: Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 162.

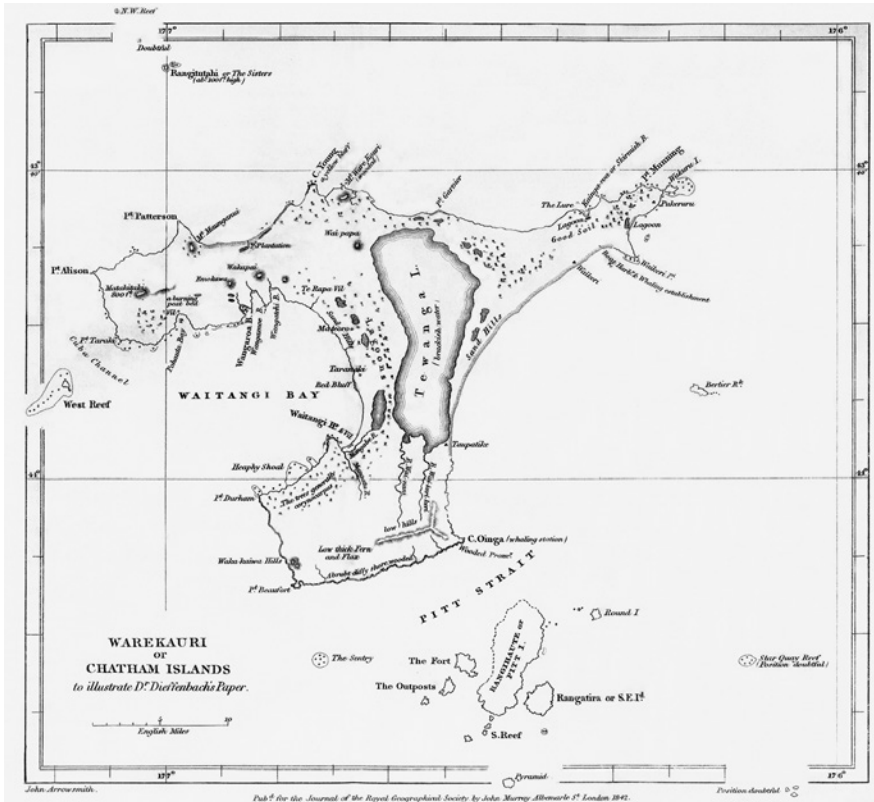
49 Ebd., S. 162 f.; Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 529; Ustorf (Anm. 39), S. 25. Später bestätigt ihm César Godeffroy diese Hoffnung: »Das Verdienst der ersten Auffassung des großartigen Gedankens der deutschen Kolonisation wird Ihnen unverkümmert bleiben.«; zit. nach: Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 170.

50 Sieveking am 11.12.1841 an unbekannt; zit. nach: Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 520.

51 Sieveking: Antipoden-Colonie (Anm. 36), S. 11.

52 Schramm (Anm. 26), S. 79 f.; Ustorf (Anm. 39), S. 33; Washausen (Anm. 13), S. 12. Konkrete Kolonisationsideen hat Sieveking bereits für Brasilien und andere Gebiete Südamerikas, Texas, Südafrika und die griechischen Inseln Thassos und Samothraki. Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 369.

53 Emmerink: Kolonisationspläne (Anm. 2), S. 92 f., 133.



Karte der Chatham-Inseln, 1841

Investitionen in Sievekings »Fabelreich der Antipoden«⁵⁴ zu wagen. Auch aus anderen deutschen Staaten und der Presse erntet Sieveking vor allem Kritik und Spott.⁵⁵ Nicht zuletzt sein hohes Ansehen als ältester Hamburger Syndikus, gut vernetzter Diplomat und weltgewandte Persönlichkeit des öffentlichen Lebens mag der Grund dafür sein, dass er dennoch die Unterstützung einiger einflussreicher Hanseaten für sein phantastisches Kolonialprojekt gewinnt und das provisorische Komitee der Deutschen Colonisationsgesellschaft im Februar 1842 erstmals zusammentreten kann.⁵⁶ Als die

54 Wilhelm Hocker: Warrekauri, die Insel der Glückseligkeit, in: Poetische Schriften politischen und unpolitischen Inhalts, 3. Aufl., Kiel 1844, S. 281-285; hier S. 282.

55 Coppius (Anm. 5), S. 42; Emmerink: Kolonisationspläne (Anm. 2), S. 78 ff.; Schramm (Anm. 26), S. 80; Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 165; Washausen (Anm. 13), S. 13.

56 Die Mitglieder waren neben Sieveking Dr. August Abendroth, Philipp A. und Ami de Chapeaurouge, Johann C. Godeffroy, Eduard Johns, Edgar D. Ross und Adolph E. Vidal, Gustav und Wilhelm Schiller, Adolph Schramm und Robert M. Sloman: Schramm (Anm. 26),

Hamburgische Abendzeitung die Aktienzeichnung der Gesellschaft am 14. März 1842 öffentlich bekanntmacht,⁵⁷ kommt allerdings eine diplomatische Intrige ans Licht, die das Kolonialprojekt scheitern lässt bevor das erste deutsche Schiff die Chatham-Inseln erreicht hat.

Sieveking's frühe Befürchtungen, dass eine offizielle Auseinandersetzung mit Großbritannien über den Souveränitätsstatus der Chatham-Inseln drohen könnte, bewahrheiten sich nun. Es stellt sich heraus, dass die New Zealand Company bewusst gegen den Willen der britischen Regierung verstieß, als sie mit Sieveking über die Gründung der Deutschen Antipodenkolonie verhandelte. Denn als der britische Secretary of State for War and the Colonies Lord Stanley den Kaufvertrag über die Chatham-Inseln Ende Oktober 1841 für illegal erklärte, ließ die New Zealand Company den Hamburger Vertragspartner über diese Entscheidung gezielt im Unklaren und führte die Gespräche mit Sieveking heimlich fort. Den britischen Ministern gegenüber versicherte John Ward dagegen scheinheilig, er habe die Verhandlungen mit Sieveking nach dem Machtwort Lord Stanleys eingestellt. Da England nicht gewillt ist, die Souveränität über die Chatham-Inseln in den Händen einer deutschen Macht zu sehen, beendet Königin Victoria die Sieveking'schen Kolonialpläne im April 1842 kurzerhand durch eine Verschiebung der britischen Grenzlinie über die Inselgruppe hinaus.⁵⁸

Damit war die deutsche Kolonialisierung der Chatham-Inseln zu den Akten gelegt. Aus dem gescheiterten Vorhaben ging allerdings das erste deutsche Auswanderungsprojekt in die britische Kolonie Neuseeland 1842 hervor, das den Grundstein für eine kontinuierliche Migrationsbewegung von Hamburg nach Neuseeland in den folgenden Jahrzehnten legte.⁵⁹

Die Deutsche Antipodenkolonie scheiterte vor allem an dem Widerstand Großbritanniens und dessen Macht, die eigene Position in den diplomatischen Wirren um die Chatham-Inseln innerhalb einer rechtlichen Grauzone durchzusetzen. Doch selbst wenn die Rechtsfrage zugunsten Sievekings entschieden worden wäre, hätte die Deutsche Antipodenkolonie wohl eine Kolonialphantasie bleiben müssen. Zu schwer wogen die Skepsis der Hanseaten, die mangelnde Unterstützung aus anderen deutschen Staaten und die Überschätzung der Machtposition der Hansestädte im Deutschen Bund durch Sieveking. Nur mit der politischen Billigung Großbritanniens, der militärischen Unterstützung Preußens und der finanziellen Unterfütterung der Han-

S. 79 f.; Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 165; Schulz (Anm. 10), S. 638, 665; Washausen (Anm. 13), S. 12 f.

57 *Hamburgische Abendzeitung für Handel, Schiffahrt und Politik*, 14.3.1842, Nr. 9245, S. 4; zit. nach: Kopie in StAHH, 622-1/90 Sieveking, E 25, Bd. 3.

58 Emmerink: Kolonisationspläne (Anm. 2), S. 108 ff., 124 ff.; Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 368 f.

59 Emmerink: Kolonisationspläne (Anm. 2), S. 117 ff. Für einen Überblick über die Geschichte des Folgeprojekts siehe Malina Emmerink: Die Fahrt des Auswandererschiffes ›St. Pauli‹ 1842 und die Geschichte der ersten deutschen Siedlungen in Neuseeland, in: Seht, wie sie übers große Weltmeer ziehen! Die Geschichte der Auswanderung über Hamburg, hg. von Andrea Brinckmann und Peter Gabrielsson, Bremen 2008, S. 241-250.

seaten hätte die Deutsche Antipodenkolonie vielleicht eine Aussicht auf Realisierung gehabt – wobei sie auch dann noch auf der anderen Seite der Welt gelegen wäre.⁶⁰ »So scheiterte dieser erste Versuch, statt in der Luft, in wirklichem Wasser zu schwimmen«, resümierte Heinrich Sieveking 1907, »und es blieb Sieveking nur das Verdienst, die Frage ins Rollen gebracht zu haben.«⁶¹

Auch wenn der Plan letztlich eine Phantasie blieb, reicht seine Bedeutung über eine Momentaufnahme zum Stand der vormärzlichen Kolonialdiskussion in Hamburg hinaus. Das gescheiterte Kolonialprojekt ist ein weitgehend unbekanntes Beispiel für das wirtschaftliche und politische Selbstbewusstsein der Hamburger Oberschicht Mitte des 19. Jahrhunderts, die sich in Teilen bereits als Kolonialmacht imaginierte. Die Sieveking'sche Kolonialvision zeigt zudem, wie eng die Stadt Hamburg schon Mitte des 19. Jahrhunderts mit dem Überseekolonialismus verbunden war.

Karl Sievekings Spuren im Hamburger Stadtbild

Karl Sieveking war ein umtriebiger Politiker, Intellektueller und Philanthrop und hinterließ zahlreiche politische und materielle Spuren in der Hansestadt. Heute trägt die rund drei Kilometer lange Sievekingsallee zwischen der Burgstraße und der Rennbahnstraße seinen Namen. Als Hauptzubringer zur Anschlussstelle der Autobahn 24 nach Berlin ist sie eine der meistbefahrenen Straßen Hamburgs und verläuft durch die Stadtteile Hamm und Horn. Wie auch der diagonal angelegte Sievekingdamm liegt die Sievekingsallee auf dem Gebiet des ehemaligen Anwesens der Familie, dem Hammer Hof.

Durch seine Heirat mit Caroline Henriette de Chapeaurouge war Karl Sieveking 1823 in den Besitz der großen Ländereien der in Hamburg zu Einfluss gelangten Hugenottenfamilie Chapeaurouge aus Genf gelangt. Er beauftragte den befreundeten Architekten Alexis de Châteauneuf mit dem Ausbau und der Innendekoration seiner neuen Residenz im klassischen Stil, die sich bald zu einem wichtigen Treffpunkt des Hamburger Bürgertums und Zentrum christlich-romantischer Kunstkreise der Hansestadt entwickelte.⁶²

1831 war Johann Hinrich Wichern zum ersten Mal Gast auf dem Hammer Hof und kam bald regelmäßig zu einer Bibelbesprechung, an der auch die Vorkämpferin der christlichen Frauenbewegung und Cousine des Syndikus, Amalie Sieveking, teil-

60 Coppius (Anm. 5), S. 43; Emmerink: Kolonisationspläne (Anm. 2), S. 133 ff.; Sieveking: Kolonisationspläne (Anm. 30), S. 170.

61 Sieveking: Syndikus (Anm. 6), S. 369.

62 Reiter (Anm. 15), S. 26; Sieveking: Geschichte (Anm. 3), 1. Teil, S. 136. Als Mitgründer des Hamburger Kunstvereins und Kunstmäzen nahm Sieveking zudem nachhaltig Einfluss auf die Kulturlandschaft der Hansestadt. Michael Bergeest: Bildung zwischen Commerz und Emanzipation. Erwachsenenbildung in der Hamburger Region des 18. und 19. Jahrhunderts, Münster 1995, S. 178.



Straßenschild der Sievekingsallee in Hamburg-Hamm mit Gedenktafel

nahm.⁶³ Zu dieser Zeit entwickelte Wichern seine religiös motivierte Idee einer »Rettungsanstalt für sittlich verwahrloste Kinder«, die auch das Interesse Karl Sievekings erregte. 1833 vermietete Sieveking Wicherns neuem Verein das marode »Rauhe Haus«, das zuvor als sommerliches Vergnügungsort funktionierte.⁶⁴ So wurde er zum Geburtshelfer des Betreuungs- und Bildungszentrums Rauhes Haus und blieb dem »Rettungsdorf« Wicherns zeitlebens als Freund und Förderer verbunden.⁶⁵

Wichern und Sieveking teilten den Hang zu sozialen Utopien und wollten durch die planmäßige Neugestaltung von Gemeinschaften zur Lösung sozialer Probleme beitragen. So unterstützte Wichern Sievekings Kolonialpläne und veröffentlichte eine Abhandlung mit dem Titel »Warrekauri, das Interesse der Kirche und der Colonisation«.⁶⁶

Sieveking wiederum regte Wichern nach dem Hamburger Brand 1842 zur Gründung eines aktienbasierten »Bürgerhofes« an, auf dem 150 bis 200 Familien aus den »mittleren Klassen des Bürgerstandes« musterhaft zusammenleben sollten.⁶⁷ Kurz nach dem Scheitern seiner überseeischen Kolonialpläne entwickelte Sieveking also die Idee einer Kolonie vor den Toren Hamburgs, die eng verzahnt war mit Wicherns Gedanken der inneren Mission. Aufgrund fehlender Investitionen blieb ihr gemeinsamer Plan, das Rauhe Haus Ende der 1840er Jahre zu einer größeren Dorfstruktur ähnlich einer mittelalterlichen Klosteranlage auszubauen, jedoch ebenfalls eine Utopie.⁶⁸

63 Ehlert (Anm. 4), S. 6; Reiter (Anm. 15), S. 22; Schmuhl (Anm. 4), S. 27.

64 Ehlert (Anm. 4), S. 9 f.; Schmuhl (Anm. 4), S. 34 f. Im Dezember 1844 wird das Gelände des Rauhen Hauses um ein fortan »Solomon Heines Koppel« genanntes Grundstück im Westen erweitert, das Sieveking dem Verein zu günstigen Konditionen überlässt. Ebd., S. 94.

65 Ebd., S. 37 f., 43 ff.

66 Sieveking: Karl, Teil 3 (Anm. 21), S. 514 ff.; Ustorf (Anm. 39), S. 32.

67 Schmuhl (Anm. 4), S. 85.

68 Ebd., S. 95.

Nach Karl Sievekings Tod 1847 erwarb der Verein das Grundstück des Rauhen Hauses von dessen Erben. In Erinnerung an den Förderer wurde 1981 das Sievekinghaus mit Wohnungen für Jugendliche und Mitarbeiter*innen eröffnet.⁶⁹ Die Stiftung »Das Rauhe Haus« leistet heute Betreuung und Bildung für mehr als 3.000 Menschen an 100 Standorten in den Bereichen Kinder- und Jugendhilfe, Sozialpsychiatrie und Pflege sowie Teilhabe mit Assistenz.⁷⁰

Karl Sieveking wurde auf dem Hammer Friedhof beigesetzt, auf dem eine Reihe namhafter Hanseat*innen ihre letzte Ruhe fanden.⁷¹ 1914 verkaufte die Familie den Großteil ihres Landsitzes an die Stadt Hamburg und ermöglichte so den planmäßigen Ausbau der Wohngebiete Hamm und Horn sowie die Einrichtung der heute unter Denkmalschutz stehenden Grünanlage Hammer Park.⁷²

Fazit: Karl Sieveking als postkolonialer Erinnerungsort in Hamburg

Karl Sieveking träumte davon, Hamburg zur Schaltzentrale eines großen deutschen Kolonialreichs zu machen. Durch das Hamburger Tor zur kolonialen Welt sollten viele Tausend Auswanderungswillige aus den deutschen Staaten in die eigenen Kolonien gelangen und vielfältige Kolonialwaren ihren Weg auf die Märkte des deutschen Hinterlandes finden. Sievekings Vision war motiviert von der Möglichkeit einer planmäßigen Organisation der Überseewanderung, Prestigegewinn und außenpolitischem Machtzuwachs für die Hansestädte und die deutsche Nation sowie die Aussicht auf Handelsprofite und neue Absatzmärkte. Nachdem die deutschen Staaten ihr kolonialpolitisches Talent in der Deutschen Antipodenkolonie im Südpazifik erprobt hätten, sollte von dort ein weltumspannendes Netz hanseatisch-deutscher Siedlungskolonien geknüpft werden.

Dass die Sieveking'schen Kolonialpläne aus politischen, strukturellen und finanziellen Gründen scheiterten bevor sie das Stadium der Utopie verlassen hatten, beschreibt exemplarisch den Charakter und das Leben Karl Sievekings: Er war ein umtriebiger Phantast, dessen stetig neue Ideen und Pläne ihrer Zeit oft voraus waren. Ausgestattet mit einem »romantische[n] Geist« und einem starken »Sinn für die Ferne«⁷³ traf er politisch weitblickende Entscheidungen, übersah oder ignorierte dabei allerdings oft die praktischen Hürden der Realität.⁷⁴ Auch dachte er den finanziellen Aspekt seiner Unternehmungen oft nicht bis zum Ende durch und scheiterte an der mangelnden Unterstützung anderer für seine innovativen bis utopischen Projekte.

69 Ulrich Heidenreich: 150 Jahre Das Rauhe Haus. Jubiläumsbroschüre, Hamburg 1983, S. 63.

70 »Das Rauhe Haus: Über uns – eine Zusammenfassung«, <http://www.rauheshaus.de/das-rauhe-haus.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

71 Reiter (Anm. 15), S. 6, 11.

72 Sieveking: Geschichte (Anm. 3), 3. Teil, S. 26 f.

73 Ebd., S. 376.

74 Sieveking: Geschichte (Anm. 3), 2. Teil, S. 38 f.

Sieveling bewegte sich zwischen zwei Polen und versuchte zeitlebens, beide zu vereinen: Auf der einen Seite war er Hanseat und als solcher darauf bedacht, Hamburg zu Reichtum, Prestige, Selbstbestimmung und Macht zu verhelfen. Als Mitglied der Hamburger Elite trug er dazu bei, einen Handelskapitalismus voranzutreiben, der wenig Rücksicht auf Menschen und Gesetze nahm und sich regulatorischer Einmischung meist zugunsten des eigenen Profits entzog. Daraus ergab sich sein ständiger Blick auf die auswärtigen Beziehungen Hamburgs und seine Involvierung in globale Netzwerke.

Auf der anderen Seite war Karl Sieveling ein deutscher Patriot, der die Einheit der Nation vorantrieb und insbesondere auf wirtschaftspolitischer Ebene mehrere Versuche unternahm, eine formale Kooperation verschiedener deutscher Staaten zu initiieren und Hamburg dadurch stärker in übergeordnete Strukturen zu involvieren – womit er jedoch letztlich auch hanseatische Interessen verfolgte.

Für einen postkolonialen Blick auf Hamburg sind Karl Sieveling und seine Kolonialvision von großer Bedeutung. So ist seine Person ein wichtiger immaterieller Erinnerungsort für Hamburgs frühe Kolonialgeschichte. Darüber hinaus hinterließ er mit der Sievelingsallee und dem Sievelingdamm, dem Hammer Park und dem Rauhen Haus bis heute sichtbare Spuren im Hamburger Stadtbild. Diese erinnern mit der Person Sievelings auch daran, dass die Hansestadt schon lange vor der Gründung des formalen deutschen Kolonialreichs führend am kolonialen Projekt der Deutschen beteiligt war.

III. Wissenschaft und Forschung

Kolonialer Anspruch und Vehikel für die Universität

Zur kurzen Geschichte des Hamburgischen Kolonialinstituts 1908 bis 1919*

RAINER NICOLAYSEN

Unter den zahlreichen kolonialen Erinnerungsorten in Hamburg nimmt das 1908 gegründete Kolonialinstitut eine besondere Stellung ein: Als zentraler Ort der Kolonialwissenschaften in Deutschland und Ausbildungsstätte für angehende Kolonialbeamte war die Institution auch reichsweit ein Kristallisationspunkt kolonialer Bestrebungen.¹ Die größte deutsche Hafenstadt mit ihren überseeischen Handelsbeziehungen und vielen kolonialen Bezügen schien der prädestinierte Sitz für ein solches Institut zu sein, das nach Vorgabe des Reichskolonialamts eine Professionalisierung und Verwissenschaftlichung deutscher Kolonialaktivitäten vorantreiben sollte. In Hamburg selbst verstanden weite Teile von Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit die Etablierung und Betreibung eines Kolonialinstituts nicht nur als eine nationale Aufgabe, sondern geradezu als hamburgische Angelegenheit, die man sich nicht von der Hauptstadt Berlin, dem einzig ernsthaften Konkurrenten in der Standortfrage, streitig machen lassen wollte. Zudem erblickten Verfechter einer Universitätsgründung wie der für das höhere Bildungswesen zuständige Senator Werner von Melle² im Kolonialinstitut das entscheidende Vehikel, um einer längst überfälligen Universität in der zweitgrößten Stadt Deutschlands auch gegen massiven Widerstand aus der Kaufmannschaft den Weg zu bereiten. Tatsächlich wurde das nur gut zehn Jahre lang bestehende Kolonialinstitut zu einem wichtigen Vorläufer der im März 1919 gegründeten Hamburgischen

* Dieser Beitrag geht auf einen am 15. Juni 2016 in der Ringvorlesung »Hamburg: Deutschlands Tor zur kolonialen Welt« gehaltenen Vortrag und einen daraus folgenden Aufsatz zurück, der für diese Publikation stark gekürzt wurde.

1 Vgl. grundlegend zur Geschichte des Kolonialinstituts die Dissertation von Jens Ruppenthal: *Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«*. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919, Stuttgart 2007; vgl. auch ders.: *Das Hamburgische Kolonialinstitut als verdeckter Erinnerungsort*, in: *Kolonialismus hierzulande. Eine Spurensuche in Deutschland*, hg. von Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller, Erfurt 2007, S. 161-165; ders.: *Das Hamburgische Kolonialinstitut und die Kolonialwissenschaften*, in: *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a. M., New York 2013, S. 257-269.

2 Der Jurist Werner von Melle war ab 1891 als Senatssyndikus, seit 1900 als Senator für das Allgemeine Vorlesungswesen und die Wissenschaftlichen Anstalten zuständig und amtierte zudem seit 1904 als Präses der Oberschulbehörde. Vgl. die Biographie von Myriam Isabell Richter: *Stadt – Mann – Universität. Hamburg, Werner von Melle und ein Jahrhundert-Lebenswerk*, Teil 1: *Der Mann und die Stadt*, Hamburg 2016; in Vorbereitung: Teil 2: *Der Mann und die Universität*; dies.: *Melle, Werner von*, in: *Hamburgische Biografie. Personenlexikon*, hg. von Franklin Kopitzsch und Dirk Brietzke, Bd. 7, Göttingen 2019, S. 224-226.

Universität und gehört damit unmittelbar, wenn auch erst in der Spätphase, zu deren komplexer Vorgeschichte.³ Wechselwirkungen zwischen Wissenschaft und Kolonialismus beschränkten sich allerdings nicht auf das Kolonialinstitut, sondern durchzogen auch andere, zuvor und parallel bestehende wissenschaftliche Einrichtungen der Stadt.⁴

Im Folgenden soll beleuchtet werden, unter welchen Umständen das Kolonialinstitut in Hamburg gegründet wurde, wie es sich in der Praxis entwickelte und welche Bedeutung ihm neben den älteren Institutionen der Stadt – dem bis ins 18. Jahrhundert zurückreichenden Allgemeinen Vorlesungswesen und den weitgehend im 19. Jahrhundert gegründeten Wissenschaftlichen Anstalten – als Fundament der späteren Universität zukommt. Ein knapper Ausblick deutet die Kontinuitäten kolonialen Denkens an, die über das Ende des Kolonialinstituts und die Gründung der Universität weit hinausreichen.

Zur Vorgeschichte des Kolonialinstituts am Wissenschaftsstandort Hamburg

Die Idee eines Kolonialinstituts in Deutschland orientierte sich an entsprechenden Einrichtungen anderer europäischer Kolonialmächte und ging konkret auf die intensiven Debatten um die deutsche Kolonialpolitik zurück, die nach diversen ›Kolonialskandalen‹ und den Kriegen gegen die Herero und Nama im damaligen Deutsch-Südwestafrika – dem ersten Völkermord im 20. Jahrhundert – im Januar 1907 zu vorgezogenen Reichstagswahlen, den sogenannten Hottentotten-Wahlen, geführt hatten.⁵ Zwar wurde im Wahlkampf der deutsche Kolonialbesitz, abgesehen von der SPD, nicht grundsätzlich in Frage gestellt, ein kolonialpolitisches Reformprogramm aber vielstimmig für notwendig erachtet. In der Folge wurde die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes aus diesem ausgegliedert und als eigenständiges Reichskolonialamt etabliert, mit einem Staatssekretär, dem ehemaligen Bankier und Manager Bernhard Dernburg, an der Spitze, der eine Institutionalisierung der Kolonialwissenschaften und der Kolonialbeamtenausbildung auf die Agenda setzte. Dernburg strebte eine deutsche Führungsposition »in bezug auf die angewandte Wissenschaft [als] Mittel der

3 Zur Vorgeschichte der Universität: Rainer Nicolaysen: Wissenschaft ohne Zentrum. Über das Ende des Akademischen Gymnasiums 1883 und den schwierigen Weg zur Gründung einer Universität 1919, in: Das Akademische Gymnasium. Bildung und Wissenschaft in Hamburg 1613-1883, hg. von Dirk Brietzke, Franklin Kopitzsch und Rainer Nicolaysen, Berlin, Hamburg 2013, S. 213-235.

4 Dazu jetzt Jürgen Zimmerer: Geld, Geist und Wissenschaft. Die kolonialen Fundamente der Hamburger Universität, in: 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden, hg. von Rainer Nicolaysen, Eckart Krause und Gunnar B. Zimmermann, Bd. 1: Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, Göttingen 2020, S. 33-55.

5 Vgl. Frank Becker: Die Hottentotten-Wahlen (1907), in: Zimmerer: Kein Platz (Anm. 1), S. 177-189.

Erschließung fremder Weltteile, der Hebung niedriger Kulturen, der Verbesserung der Lebenslage für Schwarze und Weiße«⁶ an und formulierte prägnant, »Kolonisieren« sei »eine Wissenschaft und Technik wie jede andere«.⁷

Als Dernburg am 16. April 1907 in der Budgetkommission des Reichstags erstmals »für die kolonialen Wissenschaften einen Lehrstuhl [...] mit ordentlichen Professuren« ankündigte, brachte der nationalliberale Abgeordnete Johannes Semler, Referent des Reichstags für den Kolonialetat und bis 1907 zugleich Mitglied der Hamburgischen Bürgerschaft, Hamburg als besonders geeigneten Standort sogleich ins Spiel: Das Tropeninstitut sowie weitere dort vorhandene Wissenschaftliche Anstalten von kolonialwissenschaftlicher Bedeutung böten bereits »eine wesentliche Voraussetzung für den kolonialen Lehrstuhl«. Zudem sei anerkannt, »dass die gesamten hamburgischen Verhältnisse koloniale allgemeine Kenntnisse und koloniale praktische Fühlung mehr erleichtern als die Hörsäle in einer inländischen Universität«.⁸ In gleichlautenden Briefen an die Senatoren Heinrich Burchard, William O'Swald und Werner von Melle sowie an Oberlandesgerichtspräsident Ernst Friedrich Sieveking bereitete Semler, ein Schwiegersohn Bürgermeister Johann Georg Mönckebergs, die einschlägigen Hamburger Stellen auf eine Anfrage Dernburgs vor.⁹

Aktiv wurde in Hamburg vor allem der Direktor des Völkerkundemuseums, Georg Thilenius,¹⁰ der – nach Absprache mit anderen Direktoren der Wissenschaftlichen Anstalten – von Melle aufforderte, »*rasch* einen Anfang zu machen, damit das Projekt uns in Hamburg nicht entgeht«.¹¹ Als Befürworter einer Universitätsgründung machte Thilenius schon im April 1907 klar, wie das Kolonialinstitut strategisch für entsprechende Pläne genutzt werden könne: »Während zunächst das ›Institut‹ als Nebenkörper des Vorlesungswesens angesehen werden kann, wird die spätere Entwicklung es für eine Weile in den Vordergrund schieben bis es zuletzt wieder zum Nebenkörper der Universität wird.«¹²

Das erwartete Schreiben Dernburgs ließ nicht lange auf sich warten. Am 3. Mai 1907 schrieb dieser an von Melle, »schon seit längerer Zeit« habe er sich »mit dem

6 Bernhard Dernburg: Zielpunkte des deutschen Kolonialwesens. Zwei Vorträge, Berlin 1907, S. 5.

7 Bernhard Dernburg: Koloniale Lehrjahre [Vortrag, gehalten in Stuttgart am 23. Januar 1907], Stuttgart, Berlin, Leipzig o.J. [1907], S. 7.

8 So berichtete es Semler kurz darauf in mehreren Briefen nach Hamburg; siehe als einen davon: Staatsarchiv Hamburg (StAHH), 364-6, 1, Bl. 1a-1b, Johannes Semler an Heinrich Burchard am 20.4.1907.

9 Semler berichtete am 21. Oktober 1908 in einem Brief an Werner von Melle selbst rückblickend über sein Vorgehen im April 1907; StAHH, 364-6, 2, Unterakte Briefwechsel mit Herrn Dr. J. Semler, Bl. 1-4; die drei Briefe an die Senatoren finden sich in StAHH, 364-6, 1.

10 Siehe zu Thilenius auch den Beitrag von Myriam Gröpl über das Museum für Völkerkunde in diesem Band.

11 StAHH, 364-6, 1, Bl. 4c-4d, Georg Thilenius an Werner von Melle am 23.4.1907, Zitat Bl. 4d [Hervorhebung im Original].

12 StAHH, 364-6, 1, Bl. 5-7a, Georg Thilenius an Werner von Melle am 24.4.1907, Zitat Bl. 7.

Gedanken der Schaffung einer Kolonial-Akademie getragen« und nun von Semler erfahren, dass »Hamburg bereits über erhebliche Mittel verfüge, deren Zweckbestimmung in einer ähnlichen Richtlinie liege«. ¹³ Der gerüstete Senator reagierte prompt und schickte Thilenius als Unterhändler nach Berlin, wo die Gespräche bereits in der folgenden Woche begannen.

»Natürlich war es mir sofort klar«, heißt es in Werner von Melles Erinnerungen, »daß sich hier die günstige Gelegenheit bot, im Interesse der weiteren Entwicklung der Hamburger Wissenschaftspflege einen Haken einzuschlagen. Mit Recht hatte Semler hervorgehoben, daß wichtige Vorbedingungen für koloniale Studien bei uns in Hamburg vorhanden seien. [...] Andererseits war zu vermeiden, daß wir alle unsere Kräfte auf eine koloniale Lehr- und Forschungsstätte konzentrierten; denn die sogenannten kolonialen Wissenschaften sind schließlich nur Teile der allgemeinen Wissenschaften, die von deren übrigen Gebiet ohne Schaden für ihre eigene Weiterentwicklung gar nicht getrennt werden können.« ¹⁴

Die Aussicht auf ein Kolonialinstitut fiel in eine Zeit, in der von Melle den Ausbau der Wissenschaften in Hamburg intensiv vorantrieb und damit gezielt Bausteine einer späteren Universität zu schaffen suchte. In der vordemokratischen Bürgerschaft meinte eine Mehrheit noch immer, Hamburg müsse auf seiner vielbeschworenen »genialen Einseitigkeit« bestehen, sich mithin ganz auf Hafen und Handel konzentrieren; eine Universität mit ihren Gelehrten und Studierenden würde das soziale Gefüge der Kaufmannsstadt unterminieren. Dabei wurden die Wissenschaften in Hamburg nicht grundsätzlich vernachlässigt, sondern in Teilbereichen intensiv gefördert; an der rasanten wissenschaftlichen Entwicklung des 19. Jahrhunderts nahm die Hansestadt mit ihren (Natur-)Wissenschaftlichen Anstalten und Museen rege teil. ¹⁵ Stets aber stand ihre Verwertbarkeit für spezifisch hamburgische Interessen im Vordergrund, die auch schon vor der Zeit eines formellen deutschen Kolonialreichs eng mit kolonialen Unterfangen verbunden waren.

In dieser Konstellation konnte, so von Melles Kalkül, gerade eine koloniale Hochschule, für die in Hamburg breiteste Zustimmung zu erwarten war, auf dem Weg zu einer Universität ausgesprochen nützlich sein. Bereits ab 1895 hatte von Melle das Allgemeine Vorlesungswesen reorganisiert, systematisch erweitert und durch Verpflichtung namhafter Lehrender und Vortragender aufgewertet. Im Wintersemester 1906/07 beispielsweise boten hier 116 Dozenten 145 Kurse in mehr als 30 Fächern an. 7.665 Hörerinnen und Hörer schrieben sich für das Semester ein, darunter gut 40 Pro-

¹³ StAHH, 364-6, I, Bl. 15, Bernhard Dernburg an Werner von Melle am 3.5.1907.

¹⁴ Werner von Melle: *Dreißig Jahre Hamburger Wissenschaft 1891-1921. Rückblicke und persönliche Erinnerungen*. 2 Bde., Hamburg 1923/24, Bd. I, S. 451 f.

¹⁵ Mit der Stadtbibliothek, der heutigen Staats- und Universitätsbibliothek, existierten bei Gründung der Universität in Hamburg 1919 elf Wissenschaftliche Anstalten. Ausführliche Auskunft über deren Tätigkeiten gibt das Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, das von Jg. 1 (1883) bis Jg. 34 (1916) auch digitalisiert vorliegt.

zent Frauen.¹⁶ Ebenfalls auf Betreiben von Melles wurde im April 1907 die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung gegründet, deren Vorsitz er selbst übernahm.¹⁷ Sein ursprünglicher Plan einer Stiftungsuniversität hatte sich zwar als unrealistisch erwiesen, da statt der erhofften 25 Millionen Mark lediglich rund 3,8 Millionen Mark an Spenden zusammengekommen waren, aber dieses Gründungskapital war immer noch gewichtig und ließ sich für eine hochkarätige Berufungspolitik wirkungsvoll einsetzen. So konnte schon die 1906 errichtete ordentliche Professur für Nationalökonomie im folgenden Jahr mit Karl Rathgen, dem späteren ersten Rektor der Hamburgischen Universität, prominent besetzt werden.¹⁸ Als neben der letzten aus der Zeit des Akademischen Gymnasiums (1613 bis 1883) geretteten Professur für Geschichte im Jahre 1907 zusätzlich eine Stiftungsprofessur für dieses Fach errichtet wurde, beschritt die Stiftung einen in Deutschland bis dahin unbekannten Weg. Die Berufung des wie Rathgen aus Heidelberg abgeworbenen Neuzeit-Historikers Erich Marcks ließ in wissenschaftlichen Kreisen aufhorchen. Auf ihn folgten bis 1919 19 weitere Gelehrte, denen die Stiftung einen Zuschuss zu ihrem Gehalt zahlte, um sie für Hamburg, sei es für das florierende Allgemeine Vorlesungswesen oder – nach dessen Gründung – für das Kolonialinstitut, zu gewinnen.¹⁹

Die gespendeten Mittel stammten zum überwiegenden Teil von besonderen Profiteuren des Kolonialismus; allein zwei Millionen Mark hatte von Melles ehemaliger Schulfreund Alfred Beit noch kurz vor seinem Tod in London 1906 beigesteuert. Beit, der 1898 britischer Staatsbürger geworden war, als Finanzberater von Cecil Rhodes dessen imperialistische Ziele verfocht und selbst als einer der reichsten Männer seiner Zeit galt, hatte sein Vermögen in Südafrika als Finanzinvestor im Minensektor gemacht.²⁰ Im sozialdemokratischen »Hamburger Echo« hieß es im März 1906 entsprechend über den »Diamantenkönig«: »Das durch die Ausbeutung der Minenarbeiter erzielte Geld, das jetzt der Hamburger Universität zum Leben verhelfen soll, ist also sehr

16 Detaillierte Statistiken in: Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten 24, 1906, Hamburg 1907, S. 1-100, hier insbes. Anlage 11 vor S. 100.

17 Vgl. Gerhard Ahrens: Hanseatische Kaufmannschaft und Wissenschaftsförderung. Vorgeschichte, Gründung und Anfänge der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung von 1907, in: Vierteljahrschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte 66, 1979, S. 216-230; Johannes Gerhardt: Die Begründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, 3., komplett überarb. und erg. Aufl., Hamburg 2019 [zuerst 2007].

18 Vgl. zur Berufung nach Hamburg: von Melle: Dreißig Jahre (Anm. 14), Bd. 1, S. 412-419; zu Rathgens Biographie: Karl Rathgen (1856-1921). Nationalökonom und Gründungsrektor der Universität Hamburg. Reden, gehalten beim Akademischen Festakt zum 150. Geburtstag, 24. Januar 2007, Redaktion Christian Scheer, Hamburg 2009 [Typoskript in der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte].

19 Gerhardt: Begründer (Anm. 17), S. 21.

20 Vgl. Henning Albrecht: Alfred Beit. Hamburger und Diamantenkönig, Hamburg 2011; Zimmerer: Geld, Geist und Wissenschaft (Anm. 4), S. 38-44, sowie dessen Beitrag über Alfred Beit in diesem Band.

anrühlich.«²¹ Auch andere Spender zählten zu den Nutznießern kolonialer Aktivitäten, wie Adolph Woermann, dessen Firma mit ihrem Monopol auf die militärischen Transporte nach Deutsch-Südwestafrika auch am Völkermord an den Herero und Nama erklecklich verdiente.²²

Am 16. April 1907 nahm die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung ihre Arbeit auf – genau an dem Tag, an dem Bernhard Dernburg in Berlin das erste Mal von einem »kolonialen Lehrstuhl« sprach.

Entscheidung für Hamburg und pompöser Gründungsakt

Auch wenn alle deutschen Universitäten koloniale Bezüge in ihren Lehrplänen aufwiesen, kamen als zentraler Ort für die Ausbildung deutscher Kolonialbeamter nur die beiden deutschen Kolonialmetropolen Berlin und Hamburg in Frage. Dabei besaß Berlin nicht nur die infrastrukturellen Vorteile einer Hauptstadt, sondern mit dem Seminar für orientalische Sprachen auch eine Einrichtung, die bereits angehende Kolonialbeamte sprachlich und landeskundlich ausbildete.²³ Dass nicht die Hauptstadt, sondern die Seehandelsstadt den Zuschlag erhielt, hing vor allem damit zusammen, dass man in Hamburg bereit war, die Finanzierung des Instituts zu übernehmen, eine baldige Eröffnung versprach und die Perspektive bot, Kolonialbeamte gemeinsam mit Kaufleuten auszubilden. In einer Denkschrift für das Reichskolonialamt hatte Georg Thilenius zudem als Vorteile Hamburgs hervorgehoben: seine Handelsbeziehungen in alle Welt, welche die Herbeischaffung von Material auch aus Kolonien anderer europäischer Staaten ermöglichten, die Bedeutung seiner Wissenschaftlichen Anstalten sowie den besonderen Erfolg des 1900 eröffneten Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten.²⁴

Die Verhandlungen zwischen dem Reichskolonialamt und den zuständigen Hamburger Stellen waren im Eiltempo verlaufen. Nach dem Auftritt des Hamburger Unterhändlers Thilenius im Reichskolonialamt in Berlin im Mai 1907 und einer zweitägigen, von Hamburger Seite aus minutiös geplanten Ortsbesichtigung von Kolonialstaatssekretär Dernburg in der Hansestadt im Juni²⁵ war die Entscheidung zu deren Gunsten grundsätzlich schon gefallen. Nach Dernburgs Vorstellungen sollte die neue Institution der »Zusammenfassung der durch ganz Deutschland zersplit-

21 Zwei Millionen für eine Hamburger Universität, in: Hamburger Echo, 2.3.1906.

22 Siehe den Beitrag von Kim Sebastian Todzi über Woermann in diesem Band.

23 Für Berlin als Standort lag dem Reichskolonialamt bereits eine ausführliche Denkschrift Ernst von Halles vor; StAHH, 364-6, 1, Bl. 30-41, Vorläufiger Plan für die Errichtung eines Kolonialinstituts zu Berlin.

24 StAHH, 364-6, 1, Bl. 42-45, Entwurf für den Ausbau hamburgischer Einrichtungen zu einem Kolonial-Institut; siehe auch den Beitrag von Markus Hedrich über das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten in diesem Band.

25 StAHH, 364-6, 2, o. Bl., Programm für den Besuch des Staatssekretärs und Wagenordnung für dessen Aufenthalt.

terten kolonialen Erfahrung« und zur »Schaffung einer Zentralstelle für alle in die Kolonien hinausgehenden oder mit den Kolonien arbeitenden Gelehrten, Kaufleute, Forschungsreisenden usw.« dienen.²⁶ Die Hamburger hatten alles dafür getan, ihre Stadt als besten Standort für eine solche Einrichtung zu präsentieren. Dazu zählte etwa, die Denomination der neuen Professur für Nationalökonomie kurzerhand um »Kolonialpolitik« zu erweitern²⁷ und die geplante Südsee-Expedition, ein von der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung finanziertes Großprojekt, mit Betonung ihrer kolonialen Bedeutung effektiv vorzustellen.²⁸ Vom 12. Juli 1907 datiert das entscheidende Schreiben Dernburgs an den Hamburger Senat: »Hamburg erscheint als Großhafen und Haupthandelsplatz, in welchem ein großer Teil des deutschen überseeischen Handels und Verkehrs sich konzentriert, ganz besonders berufen die Stätte für ein koloniales Zentralinstitut zu bilden. Die Besichtigung der dortigen Institute bei meiner Anwesenheit in Hamburg hat den Eindruck in mir bestärkt, daß Hamburg insbesondere der geeignete Platz für die Vorbildung von Privatpersonen wie Beamten für eine Tätigkeit in den Kolonien ist.«²⁹

Im selben Monat deutete sich zudem ein neuer Standort für die wissenschaftliche Bildung in Hamburg an: Der Hamburger Kaufmann, Reeder und Bürgerschaftsabgeordnete Edmund Siemers stellte öffentlich Überlegungen an, für eine Million Mark einen Erweiterungsbau der Kunsthalle zu stiften – ein Ansinnen, das Werner von Melle offenbar rasch in Richtung eines großzügigen Vorlesungsgebäudes umzulenken vermochte.³⁰ Da Siemers zum Kreis der Universitätsbefürworter zählte und als Mitbegründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung deren Kuratoriumsmitglied und Schatzmeister war, lag diese Zweckverwendung auch für ihn besonders nahe. Nachdem die Bürgerschaft die Errichtung eines zentralen Vorlesungsgebäudes im Jahre 1899 noch als zu kostspielig abgelehnt hatte, konnte von Melle nun in der Bürgerschaftssitzung vom 2. Oktober 1907 die »großartige Schenkung des Herrn Edmund Siemers« verkünden: Endlich sei damit die »räumliche Zusammenfassung des mehr und mehr hochschulartigen Charakter annehmenden Vorlesungswesens« möglich, »und zwar in einem Gebäude, das schon durch sein monumentales Äußere jeden Vorübergehenden hinweist auf die idealen Zwecke, denen es gewidmet ist.«³¹

26 So heißt es im Bericht von Thilenius vom 14. Mai 1907 über sein Treffen mit Dernburg und vier Räten im Reichskolonialamt vier Tage zuvor; StAHH, 364-6, I, Bl. 24-28.

27 Vgl. Ruppenthal: *Kolonialismus* (Anm. 1), S. 123-125.

28 Dazu der Bericht von Thilenius vom 14. Mai 1907 (Anm. 26) mit Überlegungen zum Besuch von Dernburg in Hamburg.

29 StAHH, 364-6, I, Bl. 61-65, Bernhard Dernburg an den Senat der Freien und Hansestadt Hamburg am 12.7.1907, Zitat Bl. 61.

30 Vgl. Johannes Gerhardt: Edmund Siemers. Unternehmer und Stifter, Hamburg 2014, S. 138f.

31 Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1907, Hamburg o.J., S. 835 (32. Sitzung vom 2.10.1907). Edmund Siemers konnte durch die Schenkung zudem erfolgreich von dem Vorwurf ablenken, sein Wissen als Mitglied der Finanzdeputation für lukrative private Grundstückskäufe in der Hamburger Innenstadt genutzt zu haben. Dazu Gerhardt: Siemers (Anm. 30), S. 70-77, 139.

Das Gebäude an dem sogleich in Edmund-Siemers-Allee umbenannten Abschnitt der Grindelallee sollte das Allgemeine Vorlesungswesen und die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung beherbergen. Die zu diesem Zeitpunkt fortgeschrittenen Verhandlungen über das Kolonialinstitut erwähnte von Melle in der Bürgerschaft nicht, sie dürften in seinen Überlegungen aber schon eine Rolle gespielt haben.

Nach zügigen Detailverhandlungen unterzeichneten Bernhard Dernburg und Werner von Melle im Januar 1908 in Berlin eine Vereinbarung zur Gründung des Kolonialinstituts, das, wie es hieß, »sich an die Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten und das Vorlesungswesen *anschließen* soll.«³² Als Zweck des Hamburgischen Kolonialinstituts war in der Vereinbarung mit dem Reichskolonialamt festgelegt worden: »1. Die gemeinsame Vorbildung von Beamten, die vom Reichskolonialamt an das Institut überwiesen werden, und von anderen Personen, die in die deutschen Schutzgebiete zu gehen beabsichtigen; 2. die Schaffung einer Zentralstelle, in der sich alle wissenschaftlichen und wirtschaftlichen kolonialen Bestrebungen konzentrieren können.«³³ Errichtet wurde das Kolonialinstitut nicht als Reichsinstitut, sondern als Einrichtung des Hamburgischen Staates. Das Reich war, wie Karl Rathgen bald schrieb, »außerordentlich billig zu einer für seine Kolonialverwaltung nötigen Einrichtung gekommen«. Es trug zu den Kosten nur insofern bei, als für jeden vom Kolonialamt an das Institut entsandten Hörer »eine mäßige Gebühr« gezahlt wurde.³⁴ Ansonsten lag die Finanzierung des Projekts auf Seiten Hamburgs.

Trotz der erheblichen Kosten hatte von Melle kein Problem, die Angelegenheit durch den Senat, die Finanzdeputation und die Bürgerschaft zu bringen. Am 1. April 1908 beschloss Letztere ohne Diskussion und einstimmig die Errichtung des Kolonialinstituts.³⁵ Diese Art der Zustimmung ist bemerkenswert vor allem auch im Vergleich mit allen kampfbetonten Debatten, die es vor und nach 1908 bezogen auf die Gründung einer Universität in Hamburg gegeben hat. Nur die Verbindung von Wissenschaft und Kolonialismus schuf breitesten Konsens.

32 Die Vereinbarung vom 21. Januar 1908 wurde zur Drucksache für die Senatssitzung Nr. 28; StAHH, 364-6, I, Bl. 142 [meine Hervorhebung, R. N.].

33 Ebd.

34 Karl Rathgen: Das Hamburgische Kolonialinstitut, in: Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik, 7.5.1910, Sp. 1-14, Zitate Sp. 8.

35 Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1908, Hamburg o.J., S. 348-350 (14. Sitzung vom 1.4.1908). Auch die wenigen Abgeordneten der SPD stimmten dem Antrag zu, da sie sich – die »offizielle deutsche Kolonialpolitik absolut ablehnend« – von der Gründung des Hamburger Kolonialinstituts den Beginn einer »Kolonialpolitik neuer Art« erhofften, die nicht in kriegigerischer Weise sich Länder zu erobern suche, sondern friedliche Kulturbestrebungen fördere, wie es ihr Fraktionsvorsitzender Otto Stolten im Jahr darauf formulierte. Dass die Interessen der Wissenschaft »mit der uns etwas unangenehmen Kolonialpolitik« verquickt seien, wurde bei dieser Argumentation in Kauf genommen. Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1909, Hamburg o.J., S. 582 (21. Sitzung vom 26.5.1909).

Zusätzlich zu den im Allgemeinen Vorlesungswesen bestehenden Professuren für Nationalökonomie und (zweimal) Geschichte wurden ständige Professuren für Geographie und Öffentliches Recht samt zugehöriger Seminare errichtet. Auf den Lehrstuhl für Geographie wurde der Breslauer Professor Siegfried Passarge berufen, der sich intensiv der »Kolonialgeographie« widmete und fortan als offensiver Rassist und Antisemit auftrat. Den Lehrstuhl für Öffentliches Recht erhielt 1908 der Freiburger Privatdozent Richard Thoma, der Hamburg schon nach einem Semester in Richtung Tübingen verließ. Sein Nachfolger wurde der aus Greifswald berufene Kurt Perels. Ebenfalls noch im Gründungsjahr 1908 realisiert wurde ein Lehrstuhl für Geschichte und Kultur des Orients, der mit dem späteren preußischen Kultusminister Carl Heinrich Becker aus Heidelberg besetzt wurde.

Auch wenn das Kolonialinstitut als selbständige Institution konstruiert war, blieb es auf die Lehrkräfte und die Lehr- und Forschungsmittel des Allgemeinen Vorlesungswesens und der Wissenschaftlichen Anstalten angewiesen. So bildete sich der 12-köpfige Professorenrat des Kolonialinstituts neben den drei genannten Professoren aus den drei Professoren des Allgemeinen Vorlesungswesens Karl Rathgen, Erich Marcks und Adalbert Wahl sowie sechs Direktoren der Wissenschaftlichen Anstalten: Bernhard Nocht für das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten, Richard Schorr für die Sternwarte, Karl Kraepelin für das Naturhistorische Museum, Carl Gottsche für das Mineralogisch-Geologische Institut, Eduard Zacharias für die botanischen Staatsinstitute und Georg Thilenius für das Museum für Völkerkunde. Ergänzt wurde der Lehrkörper durch weitere Dozenten mit Lehrauftrag. Insgesamt gehörten ihm im ersten Studienjahr 35 Lehrende an.³⁶ Bemerkenswerterweise konstituierte sich der Professorenrat, zu dessen erstem Vorsitzenden Thilenius gewählt wurde, bereits am 22. Februar 1908 – mithin einige Wochen, bevor der Senatsantrag zur Gründung des Kolonialinstituts überhaupt die Bürgerschaft passieren sollte.³⁷ Installiert wurde zudem ein dreiköpfiger kaufmännischer Beirat, der eine enge Verbindung zur Hamburger Kaufmannschaft gewährleisten sollte. Von der Handelskammer delegiert, gehörten ihm mit Justus Strandes, Max Warburg und Paul Sachse drei gewichtige Vertreter der Wirtschaft und Finanzen an.³⁸

Am 1. Oktober 1908 nahm das Hamburgische Kolonialinstitut offiziell seine Arbeit auf. Die Eröffnungsfeier fand am 20. Oktober 1908 mit großem Aufwand im Gebäude des Wilhelm-Gymnasiums, dem heutigen Altbau der Staats- und Universitätsbibliothek, an der Grindelallee statt, nur wenige Schritte vom künftigen Bauplatz des Vorlesungsgebäudes entfernt. Die Professoren, die auf der Bühne der Aula Platz nahmen, hatten Frack zu tragen, der Schulunterricht fiel an diesem Tag aus, damit, wie es hieß, die Fahrräder im Lichthof und die Schülerjacken auf den Fluren das festliche

36 Hamburgisches Kolonialinstitut: Bericht über das erste Studienjahr 1908/09, Hamburg 1909, S. 12 f.

37 Vgl. Ruppenthal: Kolonialismus (Anm. 1), S. 150.

38 Bericht über das erste Studienjahr 1908/09 (Anm. 36), S. 8.

Bild nicht stören, riesige Blumenarrangements schmückten nicht nur das Podium, sondern alle Wege, und mehrere Arrangierproben hatten schließlich nichts mehr im Ablauf dem Zufall überlassen.³⁹

Nach der Rede Werner von Melles, dem mit der Bezeichnung »Senatskommissar« die Leitung des Kolonialinstituts oblag, folgten eine längere Glückwunsch-Ansprache von Bernhard Dernburg für das Reichskolonialamt und eine kürzere von Vizeadmiral Alfred Breusing für das Reichsmarineamt; anschließend erläuterte Georg Thilenius den Lehrplan, bevor Karl Rathgen die eigentliche Festrede über »Beamtentum und Kolonialunterricht« hielt, die auch als erste Vorlesung des Hamburgischen Kolonialinstituts galt.⁴⁰

Die Hamburger Zeitungen brachten noch am selben Tag ausführliche, meist enthusiastische Berichte. Der »Hamburgische Correspondent« meldete: »Vom Wilhelm-Gymnasium und vom Gebäude der Oberschulbehörde wehte die hamburgische Flagge. Ein Festtag war angebrochen, nicht für Hamburg, sondern für das ganze Deutsche Reich, dem mit dem heutigen 20. Oktober das von hamburgischem Patriotismus geschaffene Kolonial-Institut geschenkt wird.«⁴¹

Im November 1908 wurde auch die »Zentralstelle« eröffnet, eine sogenannte Verbindungs- und Dokumentationsstelle, die alle relevanten Informationen zu Kolonien und Kolonialismus sammeln sowie den Austausch zwischen dem Kolonialinstitut, den Verwaltungen in den Kolonien, kolonialinteressierten Unternehmern sowie in- und ausländischen Institutionen und Personen koordinieren sollte. Die Zentralstelle, die von Franz Stuhlmann geleitet wurde,⁴² diente rein kolonialen Zwecken und führte, obgleich organisatorisch mit dem Kolonialinstitut verbunden, ein gewisses Eigenleben. Am Lehrbetrieb war Stuhlmann nicht beteiligt.⁴³

Zwischen Anspruch und Wirklichkeit

Dem bejubelten Beginn des Hamburgischen Kolonialinstituts folgte bald einige Ernüchterung. Zwar schickte das Reichskolonialamt pro Semester im Durchschnitt 22 Kolonialbeamte zur Ausbildung nach Hamburg, doch bei den Kaufleuten blieb die Resonanz trotz massiver Werbung weit hinter den Erwartungen zurück. Im Wintersemester 1908/09 schrieben sich insgesamt 56 Hörer für das zweisemestriges Programm ein; hinzu kamen 46 sogenannte Hospitanten, die nur hin und wieder einzelne Veranstaltun-

39 Die einzelnen Informationen finden sich in einer eigenen Akte über die Eröffnungsfeier des Kolonialinstituts, StAHH, 364-6, 170.

40 Karl Rathgen: Beamtentum und Kolonialunterricht. Rede, gehalten bei der Eröffnungsfeier des Hamburgischen Kolonialinstituts am 20. Oktober 1908, Hamburg 1908.

41 Die Eröffnung des Kolonial-Instituts, in: Hamburgischer Correspondent, 20.10.1908.

42 Zu Stuhlmann jetzt die knappe biographische Studie von Benjamin Gollasch: Franz Ludwig Stuhlmann und die kolonialen Reformbestrebungen in Deutsch-Ostafrika vor 1906. Vom Forschungsreisenden zum politischen Entscheidungsträger, München 2021.

43 Vgl. Ruppenthal: Kolonialismus (Anm. 1), S. 157-160.

gen besuchten, ohne offiziell eingeschrieben zu sein. Für die Planer der Ausbildung waren diese Zahlen schon vor der Eröffnungsfeier ein »geradezu klägliches Ergebnis«.⁴⁴

In den Reihen der Kaufleute gab es kein gesteigertes Interesse an einem Diplom, sondern allenfalls an ausgewählten praktischen Fertigkeiten, die sie für Tätigkeiten in den Kolonien, nicht nur in den wenigen deutschen, als hilfreich erachteten. Die Mischung aus wissenschaftlichen und berufspraktischen Ansprüchen war nicht ohne Weiteres auf einen Nenner zu bringen. Zum weitgespannten Curriculum gehörten zum einen Vorlesungen und Übungen in den Hauptbereichen Geschichte, Rechts- und Staatswissenschaften, Kolonialwirtschaft und Naturwissenschaften, Landes- und Völkerkunde, Hygiene und Sprachen. Zum anderen wurden anwendungsbezogene Zusatzkenntnisse vermittelt wie Kochen, Fotografieren, Zeichnen, Tierpräparation sowie die Sammlung und Dokumentation verwertbaren Materials. Hinzu kamen sportliche Übungen mit militärischer Komponente, insbesondere Reiten und Fechten. Darüber hinaus sollten die Hörer des Kolonialinstituts die Angebote des weit- aus umfangreicheren Allgemeinen Vorlesungswesens wahrnehmen.⁴⁵

Die Vorlesungen fanden zunächst in den jeweiligen Wissenschaftlichen Anstalten, in den Hörsälen des Johanneums am Speersort und im Vorlesungshaus an der Domstraße statt. Mit der Fertigstellung des Vorlesungsgebäudes an der Edmund-Siemers-

Verzeichnis der Vorlesungen und Übungen

vom 15. Oktober 1908 bis 15. März 1909

Professor Dr. Wahl: Allgemeine Kolonialgeschichte I. bis 1816. 2stündig mit Übungen.

Professor Dr. Thoma: 1) Kolonialrecht. 2stündig.
2) Übungen im öffentlichen Recht. 1stündig.

Kammergerichtsrat Dr. Meyer (Berlin): Eingeborenerecht. 2stündig.

Außerdem Vorlesungen über Verwaltung und Recht in den deutschen Schutzgebieten, bezüglich deren das Nähere später bekannt gegeben wird.

Professor Dr. Rathgen: Kolonialpolitik mit Übungen.
1) Geschichte der modernen Kolonialpolitik. 2) Die Kolonien in der Weltwirtschaft einschl. Handelspolitik. 4stündig. Im Anschluß hieran gemeinsam mit **Professor Dr. Voigt:** Exkursionen zur Besichtigung von Warenlagern, Aufbereitungsanstalten und industriellen Anlagen. 14tägig So.

Professor Dr. Passarge: Landeskunde der deutschen Kolonien. 1stündig und 2stündige Übungen.

Professor Dr. Schorr: Anleitung zu Routenaufnahmen und geographischen Ortsbestimmungen. 1stündig.

Professor Dr. Thilenius: Die Eingeborenen der deutschen Kolonien. 2stündig.

Professor Dr. Becker: Volkskunde mit besonderer Berücksichtigung unserer Kolonien. 2stündig.

Professor Dr. Michaelis: Die Tierwelt unserer Kolonien mit Rücksicht auf ihre Bedeutung für den Menschen. 1stündig.

Professor Dr. Voigt: 1) Koloniale Nutzpflanzen, ihre Kultur, ihre Produkte und ihre Schädlinge, 2stündig mit Demonstrationen. 2) Praktische Übungen im Erkennen und Untersuchen pflanzlicher Erzeugnisse des Handels. 3stündig; im Anschluß hieran gemeinsam mit **Professor Dr. Rathgen:** Besichtigung von Warenlagern, Aufbereitungsanstalten und industriellen Anlagen. 14tägig So.

Auszug aus dem ersten Vorlesungsverzeichnis des Kolonialinstituts, Winterhalbjahr 1908/09

44 StAHH, 364-6, 5, Heft 1, Justus Strandes als Vorsitzender des Kaufmännischen Beirats an Regierungsrat Max Förster am 17.10.1908.

45 Vgl. außer den Berichten über das Studienjahr die gemeinsamen Vorlesungsverzeichnisse von Hamburgischem Kolonialinstitut und Allgemeinem Vorlesungswesen vom Winterhalbjahr 1908/1909 bis zum noch erschienenen Vorlesungsverzeichnis Sommerhalbjahr 1919.

Allee erhielten dann Allgemeines Vorlesungswesen und Kolonialinstitut im Jahre 1911 einen ausgesprochen repräsentativen Ort. Nach der offiziellen Entscheidung für die Gründung eines Kolonialinstituts waren die Gebäudepläne noch erweitert worden, und Edmund Siemers hatte seine Spende auf 1,5 Millionen Mark erhöht,⁴⁶ auch darauf hoffend, das Gebäude werde eines Tages als Hauptgebäude der Universität dienen – wie es seit 1919 geschieht.

Während der gesamten Existenz des Kolonialinstituts erwarben schließlich nur 123 Personen einen Diplomabschluss, darunter maximal neun Kaufleute.⁴⁷ Als eine Art wissenschaftliche Hochschule hat das Kolonialinstitut sein Ziel nie erreicht. Schon früh gab es Vermutungen, die Institution könne ebenso trostlos eingehen wie die vormalige Einrichtung höherer Bildung in Hamburg, das – freilich 270 Jahre lang existierende – Akademische Gymnasium. Für Werner von Melle war dies umso mehr Anlass, noch konsequenter für einen Ausbau zu plädieren: Im Frühjahr 1909 formulierte er einen Senatsantrag an die Bürgerschaft, der, nur ein halbes Jahr nach Eröffnung des Kolonialinstituts, auf die Schaffung sieben neuer Professuren zielte: zwei für das Kolonialinstitut, fünf für das Allgemeine Vorlesungswesen. Die Reaktion der Bürgerschaft war aufschlussreich.⁴⁸ Umstandslos bewilligt wurden nur die beiden Professuren für das Kolonialinstitut: eine für Afrikanische Sprachen und Kulturen sowie eine für Sprache und Kultur Chinas. Beide Lehrstühle waren die ersten ihrer Art in Deutschland und sollten dazu beitragen, das Kolonialinstitut »zu einer alle kolonialen Bedürfnisse gleichmäßig berücksichtigenden Bildungsstätte« auszugestalten.⁴⁹

Von den fünf beantragten Lehrstühlen im Rahmen des Allgemeinen Vorlesungswesens bewilligte die Bürgerschaft schließlich zwei: den für Philosophie, der einen eindeutigen Schwerpunkt in der Psychologie erhielt, um so der Fortbildung von Lehrerinnen und Lehrern in Hamburg dienen zu können, sowie denjenigen für Deutsche Sprachwissenschaft mit dezidiertem Ausrichtung auf das Niederdeutsche.⁵⁰ Statt der drei abgelehnten Lehrstühle⁵¹ befürwortete die Bürgerschaft je eine Professur für Englische Sprache und Kultur sowie für Romanische Sprachen und Kulturen und begründete diese Entscheidung mit der großen Bedeutung der britischen, spanischen und

46 Gerhardt: Siemers (Anm. 30), S. 141.

47 Zu den 123 Absolventen mit »allgemeiner Diplomprüfung« kamen noch sechs weitere, die eine »landwirtschaftliche Diplomprüfung« bestanden; sechs Kandidaten fielen durch; siehe Hamburgisches Kolonialinstitut: Bericht über das sechste Studienjahr 1913/14, Hamburg 1914, S. 39; Bericht über das Wintersemester 1914/15 und das Sommersemester 1915, Hamburg 1915, S. 28 (dort die Erwähnung der letzten beiden Prüfungen im Wintersemester 1914/15, ohne Angaben zu den Kandidaten).

48 Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1909, Hamburg o. J., S. 569–584 (21. Sitzung vom 26.5.1909).

49 Von Melle: Dreißig Jahre (Anm. 14), Bd. 1, S. 610.

50 Ebd., S. 614. Als erster Stelleninhaber gab der Germanist Conrad Borchling von 1910 an auch Sprachkurse in »Kapholländisch«.

51 Abgelehnt wurden Professuren für Deutsche Literaturgeschichte, Klassische Archäologie und Mathematik, die allesamt »verdächtig« waren, auf die Gründung einer Universität zu zielen.



Das 1911 eröffnete Vorlesungsgebäude: Domizil des Allgemeinen Vorlesungswesens, des Kolonialinstituts und der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung; seit 1919 Hauptgebäude der Hamburger Universität, hier um 1920

portugiesischen Kolonialreiche. Immer wieder also wurden Beschlüsse nach kolonialen Gesichtspunkten getroffen und manche Vorschläge schon vorab in diese Richtung getrimmt, um damit die Chancen ihrer Umsetzung zu erhöhen. »Das Kolonialinstitut, an dem alle festhalten wollten«, schrieb von Melle in seinen Erinnerungen, »war das Sprungbrett, das uns schließlich über alle Hindernisse hinweg zur Universität hinübertragen mußte.«⁵²

In den Jahren 1910/11 ging von Melle hinsichtlich dieses Ziels endgültig in die Offensive und verfasste eine Denkschrift zur Gründung einer Hamburgischen Universität, die im März 1911 vom Hamburger Senat grundsätzlich befürwortet wurde. Der daraus erarbeitete Universitätsantrag des Senats erreichte die Bürgerschaft im Dezember 1912.⁵³ Demnach sollten das Allgemeine Vorlesungswesen und das Kolonialinstitut in der zu gründenden Universität aufgehen, wobei die Kolonialwissenschaften als spezifisch »hamburgische Note« erhalten bleiben und – zusätzlich zu ihren sonstigen Fakultätszuordnungen – in einer »Kolonialwissenschaftlichen Fakultät« zusammengefasst werden sollten. Nachdem diese Universitätsvorlage am 29. Oktober 1913, reichsweit

52 Von Melle: *Dreißig Jahre* (Anm. 14), Bd. 1, S. 711.

53 Errichtung einer Universität in Hamburg. Antrag des Senats an die Bürgerschaft vom 20. Dezember 1912, betreffend Ausbau des Kolonialinstituts und des allgemeinen Vorlesungswesens zu einer Universität, Hamburg 1912.

beachtet, in der Bürgerschaft durchgefallen war,⁵⁴ existierten die wissenschaftlichen Einrichtungen in Hamburg in ihrem Nebeneinander fort. Manchen Professoren des Kolonialinstituts, die eine Konzentration auf die Kolonialforschung anstrebten, allen voran Siegfried Passarge, Bernhard Nocht und Franz Stuhlmann, war das ausgesprochen recht. Im Jahre 1914 wurde das Kolonialinstitut dann noch einmal um drei neue Lehrstühle für Sprache und Kultur Japans, für Kultur und Geschichte Indiens und für Geschichte und Kultur Russlands ergänzt, bevor der Erste Weltkrieg schließlich mehr als eine Zäsur für das Kolonialinstitut markierte: Die bis dahin semesterweise vom Kolonialamt geschickten Beamten blieben schon im Wintersemester 1914/15 aus, und auch die sonstigen Hörer und Hospitanten wurden rasch rar.⁵⁵ Auch wenn das Kolonialinstitut offiziell weiterbestand und erst 1919 in der neuen Universität aufging, existierte es doch in der ihm zugedachten Art nur von 1908 bis 1914.

In diesen sechs Jahren hatte das Reichskolonialamt insgesamt 265 Kolonialbeamte nach Hamburg geschickt, wovon allerdings nicht einmal die Hälfte einen Abschluss erwarb. Ob sich die Hamburger Ausbildung noch in der Tätigkeit von Beamten in den Kolonien niederschlug, ist unbekannt. Neben den Kolonialbeamten setzten sich die eingeschriebenen Hörer*innen des Kolonialinstituts – dessen erhaltene Matrikel weist insgesamt 606 Einträge auf⁵⁶ – vor allem aus Juristen, mittleren Beamten und Kaufleuten zusammen, von denen jedoch kaum einer ein Diplom erwerben wollte. Sehr vereinzelt finden sich in der Matrikel auch Frauen, zumeist Lehrerinnen, die erste im Jahre 1911. Ferner verzeichnen die Jahresberichte die Anwesenheit von Hospitanten – die Zahlen schwanken zwischen 46 und 291 pro Semester –, die aber lediglich an einzelnen Veranstaltungen teilnahmen.⁵⁷ Gegenüber den immensen Teilnehmerzahlen des Allgemeinen Vorlesungswesens und gemessen an den hohen Erwartungen wie auch dem betriebenen Aufwand waren das ausgesprochen niedrige Werte. In einem Artikel für »United Empire«, die Zeitschrift des britischen Colonial Institute, hatte der seit 1910 am Kolonialinstitut lehrende Historiker Friedrich Keutgen erklärt, seine Institution sei für die Aufgabe der Beamtenausbildung »almost grotesquely out of proportion«.⁵⁸

Die Frage, welche Bedeutung die Kolonialwissenschaften im Kolonialinstitut tatsächlich hatten, lässt sich nur schwer beantworten. Kein Lehrender musste ausschließ-

54 Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1913, Hamburg o. J., S. 1019–1049 (36. Sitzung vom 29.10.1913).

55 Während die Ausbildung von Kolonialbeamten zum Erliegen kam, richtete die »Zentralstelle« ihre Dokumentationstätigkeit, nun auch als »Nachrichtenstelle«, ganz auf den Krieg aus. Zum Kolonialinstitut im Ersten Weltkrieg vgl. Ruppenthal: Kolonialismus (Anm. 1), S. 248–253.

56 Die Matrikel des Hamburgischen Kolonialinstituts ist 2017 von der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte an das neue Universitätsarchiv der Universität Hamburg übergeben worden; eine Transkription und Auswertung hat Jens Ruppenthal vorgenommen; vgl. Ruppenthal: Kolonialismus (Anm. 1), S. 217f.

57 Zu den Zahlen: Bericht über das sechste Studienjahr 1913/14 (Anm. 47), S. 37–47.

58 Friedrich Keutgen: The Organisation and Aims of the Hamburg Colonial Institute, in: United Empire 4, 1913, S. 738–745, hier S. 745.

lich koloniale Themen behandeln; auch allgemeine Aspekte der Wissenschaften sollten in Hamburg vertreten sein. Wie dominant koloniale Aspekte in der Lehre waren, hing nicht zuletzt von den einzelnen Personen ab, deren Biographien und Werke insofern einzeln untersucht werden müssten. In seiner Dissertation über das Kolonialinstitut hat Jens Ruppenthal die Bedeutung der kolonialen Aspekte in den einzelnen Fächern überblicksartig beschrieben und dabei ein weites Spektrum angedeutet. Eine besonders enge Verbindung zum Kolonialismus stellt er bei dem Völkerkundler Thilenius, dem Tropenmediziner Nocht, dem Afrikanisten Meinhof und dem Geographen Passarge fest, während es bei deren Kollegen erhebliche Abstufungen gegeben habe.⁵⁹ Ruppenthals Fazit: »Das Kolonialinstitut besaß aufgrund seiner Aufgaben und der Einstellung eines Teils der Professoren durchaus einen kolonialen Charakter. Daneben ist jedoch klar zu erkennen, dass die Institutsleitung mehrheitlich seinen konsequenten Ausbau zur Universität anstrebte.«⁶⁰ Koloniale Forschung und Universitätspläne schlossen einander indes nicht aus. Vielmehr trafen sich Kontrahenten für und wider eine Universitätsgründung, sei es unter den Politikern, unter den Kaufleuten oder unter den Wissenschaftlern, in einem Punkt: dass nämlich die Förderung der Kolonialwissenschaften, was immer sie darunter verstanden, eine wichtige Aufgabe und eine vornehmliche für Hamburg sei.

Koloniale Kontinuitäten nach 1918/19

Erst mit der Weimarer Republik wurde auch der Weg frei für eine Universität in Hamburg. Am 28. März 1919 beschloss die erstmals demokratisch gewählte Bürgerschaft mit großer Mehrheit deren Gründung.⁶¹ Die Sozialdemokraten, die jetzt über die absolute Mehrheit verfügten, planten die erste Reformuniversität der jungen deutschen Demokratie, unterschätzten allerdings die Beharrungskräfte bei Lehrenden und Studierenden. Als die Universität sechs Wochen später in einem feierlichen Akt in der Musikhalle eröffnet wurde, waren es wieder die früheren Protagonisten Werner von Melle und Karl Rathgen, die hier die Reden hielten. Der aus dem vordemokratischen Senat übernommene von Melle, jetzt sogar im Amt des Ersten Bürgermeisters, hob in Anknüpfung an das Kolonialinstitut die Auslandswissenschaften, insbesondere mit Bezug zu den überseeischen Gebieten, als Schwerpunkt der neuen Universität hervor.⁶² Gründungsrektor Rathgen lobte in seiner Rede »das Experiment des Hamburgischen Kolonialinstituts«, das ermöglicht habe, »daß unsere Hochschule mit einer

59 Ruppenthal: Kolonialismus (Anm. 1), S. 256 f.

60 Ebd., S. 257.

61 Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1919 (24. März bis Ende Dezember), Hamburg o. J., S. 60-76 (3. Sitzung vom 28.3.1919).

62 Werner von Melle: [Begrüßung], in: Hamburgische Universität: Reden, gehalten bei der Eröffnungsfeier am 10. Mai 1919 in der Musikhalle von Bürgermeister Dr. Werner von Melle und Professor Dr. Karl Rathgen, erstem Rektor der Universität, Hamburg 1919, S. 5-8, hier S. 6.

Vielseitigkeit der Ausstattung für Auslandsstudien ins Leben tritt, wie sie keine andere deutsche Universität aufzuweisen hat«. ⁶³ In beiden Reden wurde der Begriff der Kolonialstudien umstandslos durch den der Auslandsstudien ersetzt, als handle es sich um dasselbe. Noch im Hamburger Hochschulgesetz von 1921 heißt es an zentraler Stelle: »Die Hamburgische Universität hat die Aufgabe, durch Forschung und Lehre die Wissenschaften zu pflegen und zu verbreiten. Bei Erfüllung dieser Aufgabe hat die Universität besonders für die Förderung der Auslands- und Kolonialkunde zu sorgen.« ⁶⁴ Das »Koloniale« in dieser Formulierung hatte die Deutsche Demokratische Partei gegen ihren Koalitionspartner SPD durchgesetzt, da selbst die Liberalen sich nicht »zu dem Glauben entschließen« konnten (und wollten), »daß wir auf ewig ein Reich ohne Kolonien sein werden«. ⁶⁵

Kontinuitäten zum Kolonialinstitut gab es über Personen, Fächer, Arbeitsschwerpunkte und Begrifflichkeiten: Karl Rathgen leitete auch nach der Universitätsgründung das »Seminar für Nationalökonomie und Kolonialpolitik«. Die Schriftenreihe »Abhandlungen des Hamburgischen Kolonialinstituts«, in der innerhalb weniger Jahre 43 großformatige Bände erschienen waren, wurde, wenn auch mit neuer Zählung, unter dem Namen »Abhandlungen aus dem Gebiet der Auslandskunde« fortgesetzt. Die Zentralstelle des Kolonialinstituts wurde in Hamburgisches Welt-Wirtschafts-Archiv (HWWA) umbenannt.

Im »Dritten Reich« bewirkte Adolf Rein sogar die Auferstehung des Kolonialinstituts in neuer Form. ⁶⁶ Der Historiker, der seit 1927 die Kolonial- und Überseegeschichte in Hamburg vertrat, hatte 1933/34 die Gleichschaltung der Hamburgischen Universität organisiert und diese – seit 1935 unter dem Namen »Hansische Universität« – von 1934 bis 1938 als erster nationalsozialistischer Rektor »geführt«. ⁶⁷ Bei der Eröffnung des neuen »Kolonial-Instituts« am 9. Mai 1939 im Hotel Atlantic beschwor Rein, das Institut nehme seine Arbeit »in unerschütterlichem Glauben« auf, »daß der Tag kommen wird, da die Fahne des neuen Reiches wieder über deutschem

63 Karl Rathgen: [Rede zur Eröffnung der Universität], in: ebd., S. 9-28, Zitat S. 12.

64 Hochschulgesetz vom 4.2.1921, in: Hamburgisches Gesetz- und Verordnungsblatt 1921, S. 65-76, hier S. 66.

65 So formulierte es in der Bürgerschaft der DDP-Abgeordnete Curt Platen; Stenographische Berichte über die Sitzungen der Bürgerschaft zu Hamburg im Jahre 1921, Hamburg o. J., S. 105-140, Zitat S. 121 f. (4. Sitzung vom 14.1.1921).

66 Vgl. Günter Moltmann: Die »Übersee- und Kolonialkunde« als besondere Aufgabe der Universität, in: Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933-1945, hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer, 3 Teile, Berlin, Hamburg 1991, Teil 1, S. 149-178; Karsten Linne: Wissenschaft als Standortfaktor. Mobilisierung von Ressourcen für die »Kolonialstadt« Hamburg, in: Ressourcenmobilisierung. Wissenschaftspolitik und Forschungspraxis im NS-Herrschaftssystem, hg. von Sören Flachowsky, Rüdiger Hachtmann und Florian Schmalz, Göttingen 2016, S. 121-152.

67 Vgl. Arnt Goede: Adolf Rein und die »Idee der politischen Universität«, Berlin, Hamburg 2008, zum Kolonial-Institut S. 137-147.

überseeischen Gebiet wehen wird.«⁶⁸ Um die Kontinuität kolonialwissenschaftlicher Forschung zu belegen, veröffentlichte Rein ein Verzeichnis einschlägiger Studien, die zwischen 1919 und 1938 in Hamburg entstanden seien: 420 mehr oder weniger kolonialwissenschaftliche Arbeiten und 70 Dissertationen mit entsprechender Thematik.⁶⁹ Das neue »Kolonial-Institut« fasste dann allerdings lediglich die ohnehin vorhandenen kolonialwissenschaftlichen Veranstaltungen der Hansischen Universität unter neuem Etikett zusammen; 1945 fand es auch formal sein Ende.

Zum öffentlichen Thema wurden die kolonialen Bezüge der Hamburger Universität, als 1968 die Denkmäler der »Kolonialhelden« Hermann von Wissmann und Hans Dominik,⁷⁰ die jahrzehntelang östlich und westlich neben dem Hauptgebäude gestanden hatten, in einer studentischen Aktion vom Sockel geholt wurden und als 1969 zum 50-jährigen Bestehen der Universität die Gegenfestschrift des AStA unter dem Titel »Das permanente Kolonialinstitut« erschien. Auch wenn diese überpointierte Charakterisierung nur Teile der Realität traf, verwies sie doch zu Recht darauf, wie wenig die kolonialen Bezüge der eigenen Geschichte im Bewusstsein verankert waren bzw. wie unkritisch mit diesen umgegangen wurde.

Erst in jüngster Zeit haben Stadt und Universität mit der 2014 gegründeten »Forschungsstelle Hamburgs (post)koloniales Erbe – Hamburg und die frühe Globalisierung« ein national wie international beachtetes Zeichen zur Aufarbeitung des Kolonialismus gesetzt. Dass in diesem Zusammenhang auch die Geschichte der Universität selbst zum Forschungsgegenstand wird, liegt gerade in Hamburg nahe. Dabei sollte nicht nur das kurzlebige und allenfalls leidlich funktionierende Kolonialinstitut als eine von mehreren Vorläuferinstitutionen der Universität Hamburg in den Fokus gerückt, sondern die Frage nach den Wechselbeziehungen zwischen Wissenschaft und Kolonialismus sehr viel breiter gestellt werden.

68 Adolf Rein: Das alte und das neue Kolonial-Institut, in: *Afrika-Rundschau* 5, 1939/40, Nr. 1, S. 3 f.

69 Verzeichnis der kolonialwissenschaftlichen Schriften und Aufsätze von Mitgliedern und Mitarbeitern im Kolonial-Institut der Hansischen Universität zu Hamburg. Zusammengestellt aus Anlass der Wiedereröffnung des Kolonial-Instituts. Mit einem Vorwort von Adolf Rein, Hamburg 1939.

70 Siehe die Beiträge von Ndzodo Awono über das Dominik-Denkmal sowie von Reginald Kirey und Melanie Boieck über das Wissmann-Denkmal in diesem Band.

Hamburgs koloniale Geographien

Geographische Gesellschaft und Seminar für Geographie

CARSTEN GRÄBEL

Geographisches Wissen mit engem Bezug zur deutschen Kolonialexpansion wurde in Hamburg vornehmlich durch zwei Institutionen erzeugt und vermittelt: durch die 1873 gegründete Geographische Gesellschaft und das 35 Jahre später eingerichtete Seminar für Geographie am Kolonialinstitut. Die Gründung der Geographischen Gesellschaft erfolgte zu einer Zeit, als geographieinteressierte Hamburger*innen auf eine deutsche Beteiligung an der Kolonisation in Afrika und der pazifischen Inselwelt hofften, aber Besitzergreifungen noch nicht verwirklicht waren. Das Seminar für Geographie hingegen wurde geschaffen, als das Deutsche Reich die Kolonialherrschaft konsolidierte und die Kolonialgeographie sich selbstbewusst als geographische Spezialdisziplin formierte.¹ Beide Institutionen förderten eine koloniale Wissensordnung, unterschieden sich jedoch in Bezug auf das vorherrschende Geographieverständnis, den Adressatenkreis und in ihrer Zielsetzung, so dass sie zunächst separat untersucht werden, um anschließend Interaktionen und personelle Überschneidungen in den Blick zu nehmen.

Geographie in der Geographischen Gesellschaft bestand aus einem Sammelsurium an ortsbezogenem Wissen von der ganzen Welt: In den ersten Jahrzehnten erfolgten die meisten Vorträge zu Afrika. Bei den Referenten handelte es sich mehrheitlich um Forschungsreisende von jenem Typus des Abenteurers und Privatgelehrten, die um die Erkundung von bisher wenig erforschten Gebieten wetteiferten. Hinzu kamen Personen, für die eine Auslandstätigkeit selbstverständlich zur beruflichen Karriere gehörte: Kaufleute in globalen Handelskonzernen, Missionar*innen, Beamte und Offiziere aus dem Kolonialkorps. Um 1900 nahmen Vorträge von Universitätsgelehrten stark zu, wobei gerade Geologen, Biologen, Völkerkundler, Sinologen und Japankenner häufig selbst Forschungsreisen in außereuropäische Räume vorweisen konnten. Universitätsgeographen sprachen ebenfalls über Räume, die sie meist explorativ erforscht hatten. Zunächst waren sie eine prominente, aber doch nur eine Gruppe unter vielen, bis sie während des Nationalsozialismus und vor allem in der Nachkriegszeit die monatlich stattfindenden Zusammenkünfte der Geographischen Gesellschaft dominierten.

Auf den ersten Blick glied populäre Gesellschaftsgeographie den landeskundlichen Kolonialvorlesungen am Geographischen Seminar. Land und Leute standen ebenfalls im Mittelpunkt, doch Hamburgs erster Geographieprofessor Siegfried Passarge erwartete von seiner fast ausschließlich männlichen Hörerschaft aus angehenden Re-

1 Vgl. dazu Carsten Gräbel: Die Erforschung der Kolonien. Expeditionen und koloniale Wissenskulturen deutscher Geographen, 1884-1919, Bielefeld 2015, besonders S. 93-97.

gierungsbeamten, Missionaren, Zollinspektoren, Kaufleuten und Pflanzern, dass sie der geographischen Lehre auf universitärem Niveau folgten. Daher begnügte er sich nicht mit einer bloßen Beschreibung der behandelten Räume. Passarges länderkundliches Lehr- und Forschungsprogramm zielte darauf ab, kausale Wechselwirkungen der verschiedenen Naturphänomene zu entschlüsseln, um in einem zweiten Schritt aus den geographischen Eigentümlichkeiten der Landschaft die autochthone Kultur zu erklären und wirtschaftliche Möglichkeiten zu prognostizieren.² Diese Vorstellungen waren in der Kolonialgeographie während des Deutschen Kaiserreichs verbreitet, in der Zwischenkriegszeit radikalisierte und universalisierte der Hamburger Geographieprofessor diese Perspektive allerdings, um eine neue Form landschaftsbezogener Welterklärung zu kreieren.

Die Geographische Gesellschaft in Hamburg

Als in Hamburg im Jahr 1873 eine Geographische Gesellschaft gegründet wurde, befand sich die explorative Geographie mitten in einem tiefen Umbruch: Die Geographischen Gesellschaften der deutschen Städte hatten die Einrichtung einer gemeinsamen Dachorganisation gerade abgelehnt und sich stattdessen auf die Etablierung einer neuen Organisation verständigt, die Ressourcen bündeln und national vereint die Erkundung des Kongobeckens vorantreiben sollte.³ Die Gesellschaft zur Erforschung Äquatorialafrikas gab der Geographischen Gesellschaft in Hamburg den Gründungsimpuls. Ludwig Friederichsen, langjähriger Generalsekretär, schrieb im Rückblick auf 25 Jahre Gesellschaftsgeschichte, dass erst durch die Bildung eben dieser Afrikanischen Gesellschaft in Berlin der »längst gehegte Wunsch nach Gründung einer Geographischen Gesellschaft in Hamburg zur Reife gebracht« worden sei.⁴

Zugleich verfolgte die Geographische Gesellschaft in Hamburg ein eigenes Programm. Am 6. März 1873 beschloss sie auf einer konstituierenden Versammlung ihre Statuten: »regelmäßig wiederkehrende Versammlungen«, realisiert durch die Veranstaltung von monatlichen Sitzungen, die Ausbildung von Netzwerken »mit überseeischen Plätzen«, vollzogen durch freundschaftliche Beziehungen zu anderen Geographischen Gesellschaften oder durch Ernennung von korrespondierenden Mitgliedern, und die Publikation von wissenschaftlichen Abhandlungen. Ein entscheidender Punkt betraf die »Sammlung eines Fonds behufs materieller Unterstützung geographischer

2 Siegfried Passarge: Aufgaben und Ziele der geographischen Professur in Hamburg, in: Koloniale Rundschau 1909, S. 40-52.

3 Karl Lenz: Eigenständig oder zentral gelenkt? Versuche zur Gründung einer nationalen Geographischen Gesellschaft in Deutschland, in: Petermanns Geographische Mitteilungen 148/6, 2004, S. 64-71; v. a. S. 66 f.

4 Ludwig Friederichsen: Rückblick auf die Gründung und Entwicklung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg während der ersten fünfundzwanzig Jahre ihres Bestehens, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg (MGGH), Bd. 14, 1898, S. 1-43; Zitat S. 5.

Entdeckungsreisen oder selbständiger Ausrüstung wissenschaftlicher Expeditionen sowie die Förderung wissenschaftlicher Arbeiten«.⁵ Denn anders als viele Geographische Gesellschaften war Hamburg in der Lage, Expeditionen mit großen Summen zu fördern, da gute Verbindungen zur wohlhabenden Kaufmannschaft existierten. Bis zum Ersten Weltkrieg finanzierte die Hamburger Geographische Gesellschaft 19 Expeditionen oder gewährte zumindest großzügige Zuschüsse. Sieben dieser Expeditionen gingen nach Afrika, sechs nach Lateinamerika.⁶

Jedes Jahr überwies die Geographische Gesellschaft mindestens 3 Mark pro Mitglied nach Berlin, im Jahr 1875 knapp 900 Mark. Hinzu vermittelte Hamburgs Geographische Gesellschaft freiwillige Mitgliedsspenden sowie Überweisungen der Hamburger Handelskammer und von weiteren Stiftungen. Außerdem bescherte die Gesellschaft zur Erforschung Äquatorialafrikas der Geographischen Gesellschaft reichlichen »Stoff für unsere Vorträge und Verhandlungen«.⁷ Als institutionelles Mitglied der sogenannten Afrikanischen Gesellschaft erhielten alle Mitglieder der Geographischen Gesellschaft die von der Afrikanischen Gesellschaft herausgegebenen Correspondenzblätter und gehörten somit zu den Ersten, die von den neuesten Expeditionsergebnissen erfuhren.⁸ In den ersten Jahren sandte die Geographische Gesellschaft regelmäßig Delegierte zu den Sitzungen der Gesellschaft zur Erforschung Äquatorialafrikas. Die Zusammenarbeit schlug sich ebenso im Sitzungsprogramm nieder. Schon im April 1873, einen Monat nach der konstituierenden Märzsession, sprach der berühmte Völkerkundler und Präsident der Berliner Gesellschaft für Erdkunde, Adolf Bastian, darüber, wie durch Expeditionen der Afrikanischen Gesellschaft die deutsche Nation nun am Wettkampf um Entdeckungen partizipiere.⁹ In den Monatssitzungen der nächsten Jahre wurde ständig über die Aktivitäten und Expeditionen der Gesellschaft zur Erforschung Äquatorialafrikas berichtet. Zwar versuchte sich die Geographische Gesellschaft in Hamburg 1876 von der Gesellschaft zur Erforschung Äquatorialafrikas zu lösen, doch nachdem die äquatorialafrikanische Gesellschaft mit dem deutschen Nationalkomitee der Internationalen Afrika-Assoziation unter der Schirmherrschaft des belgischen Königs Leopold II. fusionierte, blieben enge Verbindungen zu der neuen Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland bestehen.¹⁰

5 Erster Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 1873-74, Hamburg 1874, Statuten, S. 5-9.

6 Vgl. die Zusammenstellung von Wiebke Nordmeyer: Die Geographische Gesellschaft in Hamburg 1873-1918. *Geographie zwischen Politik und Kommerz*, in: MGGH, Bd. 88, Stuttgart 1998, S. 162-165.

7 Friederichsen (Anm. 4), S. 5.

8 Erster Jahresbericht der Geographischen Gesellschaft in Hamburg (Anm. 5), S. 2 f.

9 Vgl. ebd., 1. Sitzung, 3. April 1873.

10 Siehe dazu die Sitzungsprotokolle, die ab 1876 unter neuer Zählung als Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg erschienen. Zur Geschichte und Bedeutung der Afrikanischen Gesellschaften: Cornelia Essner: *Deutsche Afrikareisende im neunzehnten Jahrhundert. Zur Sozialgeschichte des Reisens*, in: *Beiträge zur Kolonial- und Überseegeschichte*, Bd. 32, Stuttgart 1985.

Im Jahr 1884 wurde in der Geographischen Gesellschaft häufig über deutsche Forschungen in Afrika gesprochen: Gustav A. Fischer berichtete von den Ergebnissen einer von der Geographischen Gesellschaft finanzierten Expedition nach Ostafrika, die neuen Expeditionspläne Eduard Flegels in Kamerun wurden diskutiert, Richard Buchta berichtete von dem »Mahdi-Aufstand« im Sudan und der Generalsekretär der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, Alexander von Danckelman, über Landschaften am Kongo.¹¹ Nachdem Reichskommissar Gustav Nachtigal und die kaiserliche Marine erste Landstriche an der westafrikanischen Küste in Besitz genommen hatten, informierte die Geographische Gesellschaft ihre Mitglieder nach der Sommerpause über die annektierten Räume. Das Gesellschaftsmitglied Johann Thormählen, für viele Jahre Handelsvertreter der Firma C. Woermann vor Ort und Gründer eines der größten deutschen Handelsunternehmen in Westafrika,¹² sprach über Handel in Kamerun. Walter Brohm, Gesellschafter des Hamburger Handelshauses Wölber & Brohm, referierte in derselben Oktobersitzung über den Handel an der sogenannten Sklavenküste, also jener Küstenregion, die von Togo über Benin bis Nigeria reichte. Überdies begrüßte der Vorsitzende einen Ehrengast: Das korrespondierende Gesellschaftsmitglied Eduard Flegel gab in Begleitung zweier »Hausa-Männer« einen Überblick über die letzte Expedition im Gebiet des heutigen Kameruns.¹³

Natürlich fanden im Jahr der kolonialen Landnahme Vorträge zu anderen Weltregionen und Themen statt: zu synoptischen Wetterkarten, Eiszeiten, dem Polarmeer und viermal zu Südamerika, wobei zwei Vorträge von Untersuchungen der wirtschaftlichen Verhältnisse und der Eignung der La-Plata-Region für die Agrarkolonisation durch deutsche Emigranten handelten. Dennoch überwog Afrika im Sitzungsprogramm. Im Jahr 1898 schrieb Ludwig Friederichsen im Rückblick: Es habe ihn überrascht, »aktenmässig belegt zu finden, dass von insgesamt 300 grösseren Vorträgen während der verflossenen 25 Jahre 210 i. e. 70 % von Hamburgern und nur 90 von Auswärtigen gehalten worden sind. Die Themata dieser 300 Vorträge kennzeichnen in gewissem Grade das Tagesinteresse; sie zeigen auf das Evidenteste, dass dem Afrikanischen Kontinent während des verflossenen Vierteljahrhunderts der Löwenanteil, nämlich 63 Vorträge (34 von Hamburgern, 29 von Auswärtigen) zugefallen sind.«¹⁴

Der Anteil von Vorträgen zu Afrika nahm nach der Jahrhundertwende etwas ab. Daraus lässt sich allerdings noch nicht auf einen Bedeutungsverlust des Kontinents oder der deutschen Afrikakolonien schließen. Vielmehr wurden neue Themen prominent. Spielte die Nordpolarforschung in Hamburg schon seit der Gesellschaftsgründung eine wichtige Rolle, da sich die Deutsche Seewarte in Hamburg befand und führende Beamte in der Geographischen Gesellschaft selbst mitwirkten, so kamen um 1900 nun die Expeditionsfahrten mehrerer europäischer Nationen im Südpolarmeer

11 Vgl. MGGH, Bd. 6, 1885, 99. Sitzung, 3. Januar 1884 bis zur 104. Sitzung, 12. Juni 1884.

12 Vgl. den Beitrag von Kim Sebastian Todzi zu Woermann in diesem Band.

13 Ebd., 105. Sitzung, 2. Oktober 1884.

14 Friederichsen (Anm. 4), S. 14.

hinzu. Die Heimatforschung im Hamburger Umland erlebte einen Boom. Gestiegene Mitgliedzahlen und die verbesserte Verkehrsinfrastruktur führten dazu, dass die Oberlehrer in der Gesellschaft nun selbst Vorträge über eigene Reisen hielten. Die Gesellschaft bot Exkursionen ins Umland an, und es wurde leichter, Studienreisen in europäische Nachbarländer zu unternehmen.

Mit den 1890er Jahren ging die Zeit europäischer »Entdeckungsreisen« auf dem afrikanischen Kontinent zu Ende. Bedeutende Forschungsreisen wurden mit der Kirchenpauer-Medaille der Geographischen Gesellschaft ausgezeichnet, so mancher Afrikareisende mit einem Nachruf geehrt. Die Art und Weise, wie Expeditionen ausgeführt wurden, veränderte sich. Geographen, Geologen, Biologen und Völkerkundler reisten für einen begrenzten Zeitraum von mehreren Monaten bis zu einem Jahr nach »Übersee«, um dort ein wissenschaftlich vordefiniertes Forschungsprogramm umzusetzen. Nach wie vor war die Begeisterung für Afrikaexpeditionen in der Öffentlichkeit ungebrochen. So füllte Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg im Oktober 1909 den großen Saal der Hamburger Musikhalle, als er über Zentral- und Deutsch-Ostafrika berichtete.¹⁵ Hans Meyer wurde 1901 »in Anerkennung seiner hervorragenden Verdienste um die Erforschung des Kilimandjaro im Speziellen und die Förderung der geographischen Wissenschaft im Allgemeinen« zum Ehrenmitglied der Hamburger Geographischen Gesellschaft ernannt. Zwischen 1894 und 1928 hielt er häufig Vorträge und war mehrmals bei Jubiläumsfeiern der Gesellschaft zu Gast.¹⁶ Mehrere Universitätsgeographen dozierten über die deutschen Kolonien: Karl Dove über noch zu bewältigende wissenschaftliche Aufgaben in Deutsch-Südwestafrika, Siegfried Passarge noch vor der Berufung nach Hamburg über Land und Leute von Kamerun, Carl Uhlig über die ostafrikanische Bruchstufe und Walter Behrmann über das »Innere Neuguineas«.¹⁷

Die Südsee war ebenfalls häufiges Gesprächsthema in den Gesellschaftssitzungen. Ludwig Friederichsen, früherer Redakteur für das Journal des Museums Godeffroy, lag diese Region besonders am Herzen. Da er über beste Kontakte verfügte, lud er ehemalige Museumsmitarbeiter und bekannte Völkerkundler ein. Im Bericht über die Fortschritte der geographischen Forschung für die weitreichenden Jahre von 1883-1888 betonte Friederichsen, dass noch zu Beginn der Fünfjahresperiode die ethnologische Forschung in der Südsee dominiert, mit der beginnenden Kolonisation sich der Fokus aber verschoben habe. Galt durch Expeditionen erworbenes geographisches Wissen gemeinhin als Voraussetzung für die Kolonisation, da es sich als nützlich erwies und koloniale Landnahmen gegenüber der Öffentlichkeit zu rechtfertigen half, so sei im Pazifik erst »als Resultat kolonialpolitischer Bestrebungen eine großartige Periode der Entdeckungen und politischen Neugestaltungen« in Gang gesetzt worden. Der »herrenlose Besitz« [sic!] sei nun in der Südsee wie in Afrika unter den europäischen Mächten verteilt worden und der »Deutschland zugefallene Besitz« auf Neuguinea, im

17 Vgl. MGGH, Bd. 13, 1897, 212. Sitzung, 1. Oktober 1896; MGGH, Bd. 24, 1909, 324. Sitzung, 7. Januar 1909.

Bismarck-Archipel, auf den Salomonen und Marshallinseln habe »eine grosse Fülle der bemerkenswertheften Entdeckungen zur Folge« gehabt.¹⁸

Immer wieder kooperierte die Geographische Gesellschaft mit der 1896 gegründeten Hamburger Sektion der Deutschen Kolonialgesellschaft. Dies verwundert wenig, waren doch zahlreiche Mitglieder in beiden Gesellschaften aktiv. Gerade Ludwig Friederichsen war ein umtriebiger Kolonialpropagandist, der bis zu seinem plötzlichen Tod 1915 auf einer Sitzung der Hamburger Abteilung der Deutschen Kolonialgesellschaft als Generalsekretär der Geographischen Gesellschaft fungierte.¹⁹ Als Geschäftsführer einer Verlagsbuchhandlung veröffentlichte er kolonialpublizistische Literatur wie die Schriften Wilhelm Hübbe-Schleidens oder gab die Weißbücher des Auswärtigen Amts heraus, deren Karten er selbst konstruiert hatte. Friederichsen, der in Petermanns Geographischer Anstalt das Handwerk des Kartographen gelernt hatte, war Gründungsmitglied des Deutschen Kolonialvereins und später im Vorstand der Hamburger Sektion der Deutschen Kolonialgesellschaft, für deren Gründung die Geographische Gesellschaft kräftig die Werbetrommel rührte.²⁰ Allein der Jahresbericht des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft aus dem Jahr 1911 nannte neben Friederichsen mit Siegfried Passarge, Johann A. Repsold, Eduard Lippert, Senator Justus Strandes, Franz Stuhlmann, Georg Thilenius und Paul Schlee insgesamt acht Personen, die zugleich im Vorstand der Geographischen Gesellschaft waren.²¹ Bei Festakten der Geographischen Gesellschaft waren stets Vorstandsmitglieder der Hamburger Sektion als Ehrengäste zugegen. Nach dem Ersten Weltkrieg veranstalteten die Geographische Gesellschaft und die Deutsche Kolonialgesellschaft gemeinsame koloniale Erinnerungsveranstaltungen. Mehrmals redete Emil Helfferich, Direktor des Hamburger Straits-und-Sunda-Syndikats, über die Kolonialwirtschaft Niederländisch-Indiens oder die Durchquerung Sumatras mit einem Automobil.²² Im März 1920 referierte der ehemalige Kolonialoffizier Hermann Detzner über seine Abenteuer in dem von Australien besetzten deutschen Kolonialgebiet auf Neuguinea. Für seine Kapitulationsverweigerung und tollkühnen Reiseberichte zeichnete ihn die Hamburger Geographische Gesellschaft 1923 mit der goldenen Kirchenpauer-Medaille aus, mit der sie nur eine Handvoll besonders verdiente Forschungsreisende und Geographen in

18 Ludwig Friederichsen: Über die Fortschritte der geographischen Forschung während 1883-88, in: MGGH, Bd. 8, 1889, S. 41-52; Zitat S. 50.

19 Vgl. Nordmeyer (Anm. 6), S. 33. Für eine ausführliche Biographie zu Ludwig Friederichsen, siehe: Johann A. Repsold: Ludwig Friederichsen. Ein Bild seines Lebens, Hamburg 1916.

20 MGGH Bd. 13, 1897, 207. Sitzung, 6. Februar 1896.

21 Jahresbericht des Vorstandes der Abteilung der Dt. Kolonialgesellschaft für das Jahr 1911, Hamburg, StAHH. 364-6: 197 Mitgliedschaft der Deutschen Kolonialgesellschaft.

22 Erstmals hatte Helfferich im Oktober 1920 in der Geographischen Gesellschaft über »Die Wirtschaft Niederländisch-Indiens im Weltkriege und heute« vorgetragen, vgl. MGGH, Bd. 33, 1921, 418. Sitzung, 7. Oktober 1920. Weitere Sitzungen folgten, vgl. MGGH, Bd. 36, 1924, 436. Sitzung, 11. November 1922 (= 32. Fachsitzung); sowie Bd. 37, 1926, 455. Sitzung im Dezember [ohne genaue Datumsangabe]. Vgl. ebenso: Emil Helfferich: Kapital und Arbeit in Niederländisch-Indien, in: MGGH, Bd. 36, 1924, S. 137-158.

den vergangenen Jahrzehnte geehrt hatte.²³ Wenige Monate nach dieser Auszeichnung revanchierte sich Detzner mit einem Vortrag über die letzte deutsche Kamerunexpedition, die unter seiner Leitung als Grenzvermessungsexpedition zwischen Oktober 1912 und April 1913 stattgefunden hatte. Wie das Sitzungsprotokoll dieses Tages vermerkte, ging es nicht nur um geographische Details. »Reicher Beifall dankte dem um unsere Kolonien hoch verdienten Vortragenden dafür, daß er die Erinnerung an unser wertvolles afrikanisches Reich und damit auch den der Zukunft zugewandten kolonialen Gedanken neubelebt hatte.«²⁴ Gerade Vorträge zu vergangenen Kolonialexpeditionen, zur Ethnographie und Geographie waren besonders beliebt, um in der Öffentlichkeit eine prokoloniale Stimmung zu erzeugen. Als »wagemutiger« Forschungsreisender und patriotischer Offizier schien Detzner die geforderten kolonialpropagandistischen Qualitäten auf das Beste zu vereinen, bis sich in den 1930er Jahren herausstellte, dass der vielgeehrte Kolonialheld seine Erkundungstouren frei erfunden und Kaiser-Wilhelmsland niemals von Osten nach Westen durchquert hatte.²⁵

Das Geographische Seminar

Als Geographieprofessor für das neugegründete Kolonialinstitut²⁶ wünschte sich der Hamburger Professorenrat einen erfahrenen Kollegen mit soliden physisch-geographischen Kenntnissen, der, wenn möglich, bereits zur Kolonialgeographie publiziert hatte und Forschungserfahrung in Afrika vorweisen konnte. Relativ schnell kristallisierte sich ein Bewerber heraus, der diese Forderungen auf das Beste zu erfüllen schien. Siegfried Passarge war Ordinarius in Breslau und hatte 1893 für das Deutsche-Kamerun-Komitee eine Expedition mit dem Offizier Edgar von Uechtritz nach Adamawa durchgeführt. Zwischen 1896 und 1899 hatte er gemeinsam mit britischen Geologen das südliche Afrika hinsichtlich Rohstoffvorkommen beforscht und im Anschluss daran die Eignung eines Plantagengebietes am venezolanischen Orinoco untersucht. Nach der Habilitation mit einer hochgelobten Monografie über die Kalahari hatte er rege zur physischen Geographie, zur Erschließung der Kolonien und zur Tropengeologie publiziert. Ein Buch zur Länderkunde des südlichen Afrikas hatte er gerade abgeschlossen, die Kapitel zu Kamerun und Togo, die unter Hans Meyers Heraus-

23 MGGH, Bd. 33, 1921, 413. Sitzung, 4. März 1920 und Bd. 36, 1924, 440. Sitzung, 8. März 1923; Zitat S. 266.

24 MGGH, Bd. 36, 1924, 442. Sitzung, 4. Oktober 1923, S. 268 f.; Zitat S. 269.

25 Uwe Schulte-Varendorff: »Kolonialheld« oder »Lügenbaron«? Die Geschichte des bayerischen Kolonialoffiziers Hermann Detzner, Hamburg 2014.

26 Vgl. dazu den Beitrag von Rainer Nicolaysen in diesem Band sowie ferner: Jürgen Zimmerer: Geld, Geist und Wissenschaft. Die kolonialen Fundamente der Universität, in: 100 Jahre Universität Hamburg. Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, Bd. 1, hg. von Rainer Nicolaysen, Eckart Krause und Gunnar B. Zimmermann, Göttingen 2020.

geberschaft im zukünftigen Standardwerk zur Kolonialgeographie erscheinen würden, waren in Bearbeitung.²⁷

Im Oktober 1908 begann Passarge zusammen mit seinem Assistenten Erich Obst mit dem Aufbau des Instituts in der Domstraße, nachdem ihm die Wissenschaftliche Stiftung die Entscheidung, ob er nach Hamburg wechseln sollte, durch die Zusage jährlicher Bonuszahlungen erleichtert hatte. Nun wurden Bücher und Karten angeschafft, Mobiliar bestellt, Zeichnerinnen und Hilfspersonal eingestellt; im November begann die Lehre. Zunächst las Passarge zur Landeskunde der deutschen Afrikakolonien, im darauffolgenden Semester zu den Südseekolonien und Qingdao. Es folgten weitere physisch-geographische Grundvorlesungen sowie Vorlesungen seines Assistenten Erich Obst zu Kamerun, Deutsch-Ostafrika und zur Entdeckungsgeschichte. Oberlehrer Rudolf Lütgens las als Lehrbeauftragter zur Wirtschaftsgeographie von Süd- und Mittelamerika. Die Vorlesungstitel trugen den Zusatz »unter besonderer Berücksichtigung deutscher Interessen«, was signalisierte, dass deutsche Auswanderergemeinden, deutsche Unternehmerinteressen und geopolitische Erwägungen im Mittelpunkt standen.²⁸

Hinzu kamen für Passarge noch Verpflichtungen im Rahmen des allgemeinen Vorlesungswesens und des Oberlehrerinnenkurses. Passarge las daher auch zur Geomorphologie, Klimakunde und zur Länderkunde verschiedener Kontinente. Eine Kontroverse mit dem Völkerkundler Leo Frobenius begann Passarge bereits vor dem Ersten Weltkrieg, vor allem in der Zwischenkriegszeit entpuppte er sich als der streitlustigste Gelehrte der Hamburger Universität, wie Beschwerden, Zeitungsartikel, Leserbriefe und von ihm selbst in Zirkulation gebrachte Schmähschriften und Rundbriefe in den Personalakten belegen. 1927 kandidierte er bei der Bürgerschaftswahl für die Deutsch-nationale Volkspartei, doch selbst dieses Sammelbecken von völkischen Reaktionären, Kaisertreuen und Antisemiten war gezwungen, sich öffentlich von ihm zu distanzieren, als er während des Wahlkampfes mit eugenischen Argumenten die radikale Streichung der Sozialhilfe forderte. In öffentlichen Reden wie in Vorlesungen geißelte er den Pazifismus als Domestikationserscheinung, hetzte gegen Sozialist*innen und Jüdinnen bzw. Juden und beschwor einen neuen großen Führer in Bismarcks Fußstapfen. Beschwerden von Studierenden und Kollegen blieben zum Ärger vieler mit Verweisen auf die Lehrfreiheit unsanktioniert.

Die Kolonialgeographie überließ Passarge in der Zwischenkriegszeit seinen Assistenten und der Völkerkunde.²⁹ Er selbst wandte sich nun neuen Aufgaben zu.

27 Vgl. Gräbel: Die Erforschung der Kolonien (Anm. 1).

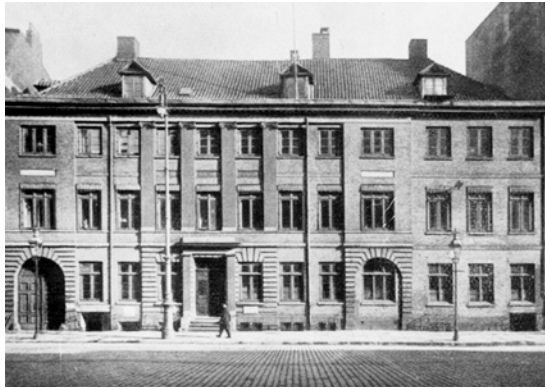
28 Die Vorlesungen trugen den Titel: »Wirtschaftsgeographie von Südamerika mit besonderer Berücksichtigung der deutschen Handelsinteressen« oder »Wirtschaftsgeographie von Mittelamerika und Westindien unter Berücksichtigung der deutschen Interessen«.

29 Im Sommersemester 1925 las der außerordentliche Professor der Völkerkunde Paul Hambruch zu »Die deutschen Kolonien, mit Lichtbildern (völkerkundlich, wirtschaftlich, politisch)«, ab Wintersemester 1927/27 lehrte Passarges Assistent und späterer Schwiegersohn Helmuth Kanter u. a. »Wirtschaftsgeographie von Afrika« und im Sommersemester 1937 zu den deutschen

Standorte des Geographischen Seminars



Domstraße 9 von der Gründung im
WiSe 1908/09 bis WiSe 1909/1910



Dammtorstraße 25, SoSe 1910 bis SoSe 1911



Vorlesungsgebäude, WiSe 1911/1912 bis WiSe 1920/1921



Rothenbaumchaussee 21,
seit SoSe 1921

Die Universitätsgründung führte dazu, dass der geographische Unterricht auf die Lehrerbildung ausgerichtet werden musste. Das passte gut zu Passarges Plänen, der schon während des Ersten Weltkriegs einen landschaftskundlichen Vorlesungszyklus ersonnen hatte. Geographie wurde am Geographischen Seminar gleichbedeutend mit

Kolonien. Immer wieder leitete er topographische Übungen, die Afrika und Asien behandelten. Rudolf Lütgens las im Wintersemester 1935/36 zu »Wirtschafts- und Kolonialgeographie des Auslandsdeutschtums und der Kolonien (mit Übungen)«. Im Sommersemester 1934 hielt Passarge noch einmal die Geographie-Sitzung in einem Kursus zu den »Deutschen Kolonien in Afrika«, die für die Politische Fachgemeinschaft in den Kameradschaftshäuser veranstaltet wurden. Vgl. Personal- und Vorlesungsverzeichnisse der Universität Hamburg.

Passarges eigentümlicher Version einer globalen Landschaftskunde. Anfänglich bezog sich Passarge vornehmlich auf die schon vor dem Krieg publizierte physiologische Morphologie, die er nun in einem nächsten Etappenschritt zu einer naturwissenschaftlich geprägten Landschaftsgeographie ausarbeitete. Es folgte eine vergleichende Landschaftskunde, deren fünfter und letzter Band sich dem Menschen im »heißen« Landschaftsgürtel widmete. Passarge meinte, er könne von Ausprägungen der Landschaft auf die kulturellen Eigenheiten der Völker schließen. Außereuropäische Gesellschaften verstand er als Resultat eines im gegenwärtigen Habitat und auf frühzeitlichen Völkerwanderungen erfolgten »Daseinskampfes« und »Landschaftszwangs«. Für Physiognomie und Charakter außereuropäischer Völker machte er die Summe der natürlichen Wirkkräfte in den bewohnten Landschaften verantwortlich, allein »Hochkulturen« gestand er Geschichtsmächtigkeit zu. Damit überhöhte Passarge den in der Geographie verbreiteten Umweltdeterminismus und das überkommene Narrativ von der Geschichtslosigkeit »primitiver Naturvölker« zum erkenntnisleitenden Prinzip.³⁰ Obgleich er als sorgfältiger Empiriker auf dem Gebiet der physischen Geographie seine Karriere begonnen hatte, wurde er im fortgeschrittenem Alter zum spekulativen Welterklärer. Vermutlich war diese Wandlung nicht unwesentlich auf die Gegnerschaft mit Leo Frobenius zurückzuführen, dessen organische Kulturmorphologie Passarge vor allem in den Jahren 1923 und 1924 anlässlich von Vorträgen des Völkerkundlers in Hamburg heftig kritisiert hatte.³¹ Mit seinen Vorstellungen zur ökologischen Determinierung von Rassenunterschieden geriet Passarge schließlich in Konflikt mit der nationalsozialistischen Rassenlehre. Seinen Titel als Reichsobmann für Geographie im NS-Dozentenbund büßte er 1934 aufgrund von persönlichen Auseinandersetzungen mit in- und ausländischen Kollegen ein. Im folgenden Jahr wurde Passarge vom NS-Wissenschaftsministerium emeritiert. Er selbst hielt dies für eine Vergeltungsmaßnahme der Behörde, doch offiziell wurde die Versetzung in den Ruhestand mit dem Erreichen der Altersgrenze begründet. Anlässlich der Amtsübergabe an seinen Nachfolger

30 Zu Passarges Spekulationen zu frühzeitlichen Routen der afrikanischen Völkerwanderung, siehe: Siegfried Passarge: Südafrika. Eine Landes-, Volks- und Wirtschaftskunde. Leipzig 1908. Zur Ableitung kultureller Differenzen aus Landschaftszonen, besonders: ders.: Grundzüge der gesetzmäßigen Charakterentwicklung der Völker auf religiöser und naturwissenschaftlicher Grundlage und in Abhängigkeit von der Landschaft, Berlin 1925; ders.: Vergleichende Landschaftskunde, Heft 5: Der Mensch im heißen Gürtel, Berlin 1930, und ders.: Geographische Völkerkunde, Bd. 1-5, Frankfurt a. M. 1933-1938. Zur konzeptionellen Entwicklung von Passarges Denken siehe insbesondere den »Rechenschaftsbericht über meine akademische wissenschaftliche Tätigkeit«, in: ders.: Aus achtzig Jahren. Eine Selbstbiographie, [ca. 1956], S. 459-520. Im obigen Sinne auch als Vorüberlegungen verstanden und in Gänze antisemitisch: ders.: Das Judentum als landschaftskundlich-ethnographisches Problem, München 1929; sowie von Passarge herausgegeben, eingeleitet und ergänzt: Jacob Brafmann: Das Buch vom Kalah, 2. Bde., Leipzig 1928.

31 Vgl. dazu insbesondere die Neuauflage der Kontroverse zwischen Passarge und Frobenius in den Jahren 1923/24 anlässlich eines Vortrages des Völkerkundlers im Hamburger Übersee-Club, StAHH 361-6, Personal- und Dozentenakten I 0310.

Ludwig Mecking verkündete Passarge stolz, er habe das Geographische Seminar schon lange vor der Machtergreifung auf nationalsozialistischen Kurs gebracht.³²

Ab Wintersemester 1935 übernahm ein regimetreuer Japankenner und Stadtgeograph aus Münster den Hamburger Lehrstuhl. Ludwig Meckings frühe Forschungsschwerpunkte umfassten die Meereskunde und maritime Meteorologie, doch seit der Machtübernahme der Nationalsozialist*innen hat er sich mit der Neufassung der Schulgeographie gemäß der Blut- und Boden-Ideologie und als Führer der deutschen Delegation auf dem Internationalen Kongress in Warschau einen Namen gemacht.³³ Nach der Berufung nach Hamburg brach der Mitfünfziger zu zwei Schiffsrundfahrten entlang der afrikanischen Küste auf, die insbesondere zu einem kurzen Aufsatz zum völkischen Charakter der Stadtarchitektur afrikanischer Kolonial- und Hafenstädte führten.³⁴ Auf Betreiben des ehemaligen Rektors und Professors für Kolonial- und Überseegeschichte Adolf Rein wurde 1941 der Ausbau eines universitätsinternen Kolonialinstituts vorangetrieben und neue koloniale Lehrstühle geschaffen. Mecking erhoffte sich zunächst zwei Lehrstühle, sowohl für Kolonialgeographie als auch für Wirtschaftsgeographie, doch nach eingehender Prüfung gewährte das Ministerium nur ein planmäßiges Extraordinariat, das beide Fachrichtungen abdeckte. Hausintern wurde Rudolf Lütgens berufen, der schon 30 Jahre früher erste Lehrveranstaltungen am Kolonialseminar gehalten hatte.³⁵

Die Kolonialgeographie wurde am Geographischen Seminar bis in die 1970er Jahre und darüber hinaus fortgeführt. Günter Borchert unternahm von September 1958 bis Juni 1959 eine erste Forschungsreise nach Angola. Es folgten mehrere Publikationen mit kolonialgeographischem Zuschnitt, die sich insbesondere mit »Inwertsetzungspro-

32 Siegfried Passarge: Das Geographische Seminar des Kolonialinstituts und der Hansischen Universität 1908-1935 Erinnerungen und Erfahrungen, in: MGGH, Bd. 46, Hamburg 1939, S. 94 f.; Holger Fischer und Gerhard Sandner: Die Geschichte des Geographischen Seminars der Hamburger Universität im »Dritten Reich«, in: Hochschulalltag im Dritten Reich. Die Hamburger Universität 1933-1945, hg. von Eckart Krause et al., Berlin, Hamburg 1991, S. 1197-1222.

33 Vgl. die apologetische Biographie: Karl E. Fick und Hans-Günter Gierloff-Emden: Ludwig Mecking. Weg, Werk und Wirkung eines Wissenschaftlers unseres Jahrhunderts. Rückblick und Ausblick. Gedenkschrift für den in Frankfurt am Main geborenen Geographen, vorgelegt von seinen Schülern aus der Nachkriegs-Studienzeit 1945-1950, Frankfurt a. M. 1993. Die Denkschrift ist nahezu wortgleich publiziert: Ludwig Mecking: Blut und Boden. Erdkundliche Bildung im neuen Staat!, in: Geographischer Anzeiger 1934, S. 1-6. Vgl. dazu ebenso: Henning Heske: »Und morgen die ganze Welt«. Erdkundeunterricht im Nationalsozialismus, Gießen 1988, S. 59-62.

34 Zu den Schiffsreisen entlang der afrikanischen Küste, siehe: StAHH 361-6, Dozenten und Personalakten I 289 Bd. 2; Ludwig Mecking: Bau und Bild afrikanischer Küstenstädte in ihrer Beziehung zum Volkstum, in: Zeitschrift für Erdkunde Jg. 6, H. 22, 1938, S. 913-929; sowie mehrere Berichte an das Rektorat und NS-Wissenschaftsministerium.

35 Vgl. Gerhard Sandner: Rudolf Lütgens 25.7.1881-13.12.1972, in: Geographische Zeitschrift, 61/1, 1973, S. 1-5; Lebenslauf von 1941, StAHH 113-5 BV 92 d UA 87; StAHH 731-8 A 765 Lütgens, Rudolf; sowie StAHH 364-5, Universität I, A 100.100.11.



Flyer

blemen in der portugiesischen Kolonie befassten.³⁶ In den 1960er Jahren bereiste Borchert mehrere dekolonisierte Staaten in Westafrika sowie die portugiesischen Kolonien Mozambique und erneut Angola. Als außerplanmäßiger Professor wurde er 1968 Sprecher des Sonderforschungsbereiches *Afrika* an der Hamburger Universität und beteiligte sich in dieser Funktion an entwicklungspolitischen Expertengesprächen in Bonn.³⁷ 1969 wurden Borcherts Angolaforschungen zu einem Politikum, als ihm der AStA in einem Flugblatt vorwarf, die Ausbeutungsverhältnisse in der Kolonie Angola im Auftrag des Hamburger Afrika-Vereins zu untersuchen. Die Vorwürfe richteten sich ebenfalls gegen deutsche Großkonzerne wie

Siemens, AEG, Voith und Hochtief, die sich an Staudammprojekten in Mozambique beteiligten, wo laut AStA ein europäisch besiedeltes Industriegebiet geplant wurde. Eigentlich handelte es sich nur um eine Werbeflugschrift für einen Filmabend des AStA, das einen kubanischen Film über die Befreiungsbewegung in den portugiesischen Kolonien ankündigte, doch die Anschuldigungen gegen Borchert schlugen hohe Wellen.³⁸ Die Fachschaft Geographie organisierte eine Unterschriftenliste zu Borcherts Verteidigung, der Lehrkörper des Instituts wies die Vorwürfe gegen Borchert geschlossen

36 Vgl. insb. die Habilitationsschrift: Günter Borchert: Südost-Angola. Landschaft, Landschaftshaushalt und Entwicklungsmöglichkeiten im Vergleich zum zentralen Hochland von Mittel-Angola, in: Hamburger Geographische Studien, Heft 17, Hamburg 1963.

37 Lebenslauf Günter Borchert [undatiert, vermutlich um 1969, C. G.]; Antrag betr. Gewährung einer wissenschaftlichen Ratsstelle an G. Borchert, Albert Kolb an die Hochschulabteilung, 4.2.1963; Antrag Günter Borcherts auf Beurlaubung an die Hochschulverwaltung adressiert, 29.10.1971. Bei diesen und nachfolgenden Quellen handelt es sich um einen noch nicht archivierten Aktenfund am Institut für Geographie der Universität Hamburg.

38 Filmwerbung, 30.4.1969.

zurück.³⁹ Erneut zog der inzwischen zum ordentlichen Professor beförderte Borchert im März 1980 den Zorn von Studierenden auf sich, als er eine Exkursion nach Südafrika organisierte. Sogar der Vorsitzende des UN-Anti-Apartheid-Ausschusses, Akporode Clark, protestierte bei der ständigen Vertretung der Bundesrepublik bei den Vereinten Nationen und mit einer Pressemitteilung gegen die Durchführung des Vorhabens.⁴⁰ Die Organisation für Afrikanische Einheit, Vorläufer der Afrikanischen Union, riet in einem Brief an Institutsdirektor Gerhard Sandner und an Günter Borchert, von der Exkursion abzusehen, da er es für »unwise« hielt, »to encourage such an excursion at the time when the United Nations General Assembly through Resolution 33/183 ID/1979 is mobilising world public opinion for the eradication of Apartheid in South Africa.« Die OAU kritisierte ferner, dass die Exkursion die unterdrückte Bevölkerung nicht unterstütze, sondern das Apartheidregime beschönige. Die OAU drohte für den Fall der Durchführung der Exkursion, »the University of Hamburg will be seen as collaborating with the racist regime and apartheid institutions of South Africa.« Ausdrücklich betonte Solomon Gomez, Leiter der Sanktionsabteilung der OAU, dass »any cultural or educational contact with South Africa constitutes an affront to the dignity of the black person in that country, and an insult to the African States.«⁴¹ Trotz Protestnoten der Vereinten Nationen, der Vereinigung afrikanischer Staaten, von Amnesty International und dieses Mal auch von der Fachschaft ignorierten Geographisches Institut, Universitätsleitung und Wissenschaftssenator die Einwände und gestatteten Borchert, die Exkursion durchzuführen.

Institutionelle Verknüpfungen

Bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts hatte die Geographische Gesellschaft eine beachtliche kulturpolitische Bedeutung in der Hansestadt. Zur 25jährigen Jubiläumsfeier bestand die Gesellschaft aus fast 600 Mitgliedern, ein sprunghaftes Wachstum verzeichnete sie 1911, als sie in nur einem Jahr über hundert Mitglieder hinzugewann. Ihre mitgliedsstärkste Phase erlebte die Gesellschaft in den 1920er Jahren, als nach der Zulassung von Frauen die Mitgliederzahl auf über 800 Personen kletterte.⁴² Die Geographische Gesellschaft sorgte für die Verbreitung geographischen Wissens, finanzierte Expeditionen und besaß mit den Senatoren als erste Vorsitzende nicht nur einflussreiche Repräsentationsfiguren, sondern oftmals auch Politiker, die an den

39 Vgl. Unterschriftenliste gegen die »Schmierereien vom 30.4.1969«, Stellungnahme des Instituts, Aktenfunde am Institut für Geographie, Universität Hamburg.

40 United Nations Press Release, New York, GA/API067, 11.3.1980; Auswärtiges Amt, Bonn, an G. Sandner, 18.3.1980, 232-320.15/22.

41 Vgl. Organization of African Unity, Addis Abeba, an G. Borchert (Brief adressiert an G. Sandner), 21.2.1980.

42 Vgl. Paul Schlee: Rückblick auf die Entwicklung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg während der zweiten 25. Jahre ihres Bestehens, und zwar von 1898 bis 1923, in: MGGH, Bd. 36, 1924, S. 1-27; hier S. 6-7; Bd. 24, 1909, S. 359 und 392; Bd. 25, 1911, S. 180; Bd. 39, 1928, S. 233; Bd. 41, 1930, S. 432.

Monatssitzungen regen Anteil nahmen und mit geographischen Sachverhalten gut vertraut waren. Das Geographische Seminar war hingegen zuerst ein Ort der Lehre, an dem jedoch auch Forschungsarbeiten entstanden und geographische Informationen von ehemaligen Absolventen aus »Übersee« gesammelt wurden, wenn wohl auch in geringerem Umfang als ursprünglich erhofft.⁴³

Für eine Mitwirkung der Geographischen Gesellschaft bei der Besetzung und Wiederbesetzung der Hamburger Geographieprofessur gibt es keine Belege, doch spielten die Dozenten des Geographischen Seminars bisweilen eine wichtige Rolle in der Geographischen Gesellschaft: Siegfried Passarge wurde im Jahr nach seiner Ankunft in Hamburg in den Vorstand gewählt, zeitweise fungierte er als stellvertretender Vorsitzender. Oberlehrer Paul Schlee, der die Grundlagenvorlesung am Geographischen Seminar durchgeführt hatte, übernahm nach Friederichsens Tod den Posten des Generalsekretärs. Darüber hinaus war die Gesellschaft durch die Finanzierung von Erich Obsts Expedition nach Deutsch-Ostafrika direkt in die Forschungsförderung des Geographischen Seminars eingebunden. Nachdem sich Passarge mit seinen Vorstandskollegen wegen der Publikation von Erich Obsts Karten und dessen zweitem Expeditionsband überworfen hatte, gab er den Vorstandsposten auf und leitete nur noch die Fachsitzungen, die im zweiwöchigen Wechsel zu den Monatssitzungen nach dem Ersten Weltkrieg eingeführt wurden und vornehmlich der Weiterbildung von Lehrer*innen und Geographiestudierenden dienten. Ähnlich wie in den Monatssitzungen behandelten sie die ganze Bandbreite geographischen Wissens, einschließlich der Kolonialgeographie.

Wie wenig sich das Selbstverständnis der Geographischen Gesellschaft bis Mitte der 1970er Jahre wandelte, zeigt ein Artikel der Tageszeitung »Die Welt«, der auf einer von der Gesellschaft verfassten Pressemitteilung beruhte:⁴⁴ »Vor hundert Jahren wies die Landkarte der Erde noch viele weiße Flecken auf. Vor hundert Jahren sah sich die Wissenschaft, die es sich zur Aufgabe gesetzt hatte, diese Lücken des menschlichen Wissens zu schließen, die Geographie nämlich, im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses wie später kaum wieder. Vor hundert Jahren war das Deutsche Reich noch jung, nach Festigung seiner inneren Verhältnisse begann es sich der überseeischen Welt zuzuwenden. Vor hundert Jahren stand der Hamburger Handel nach vollendeter deutscher Einigung vor einer Hochperiode, die Deutschland bis 1914 zur zweiten Handelsmacht der Erde machen sollte. Vor hundert Jahren wurde in Hamburg die Geographische Gesellschaft gegründet.«

Die Verklärung der kolonialen Vergangenheit blieb nicht unwidersprochen. Der Hamburger Wirtschaftsgeograph Gerhard Sandner veröffentlichte unter den skeptischen Blicken von Institutskollegen und heftigen Anfeindungen aus anderen Geo-

43 Vgl. Passarge (Anm. 2); siehe auch ders. (Anm. 30). Berichte über die Studienjahre des Kolonialinstituts, die bis zum Sommersemester 1915 erschienen und von Georg Thilenius und Franz Stuhlmann herausgegeben wurden.

44 Senat und Kaufleute schlugen die Brücke nach Übersee. 100 Jahre Geographische Gesellschaft in Hamburg, in: Die Welt, 19.12.1973.

graphischen Instituten erste Untersuchungen zur Geschichte der Geographie im Nationalsozialismus.⁴⁵ Sukzessive nahm er auch die koloniale Vergangenheit in den Blick.⁴⁶ Im Jahr 1998 verfasste Wiebke Nordmeyer am Hamburger Lehrstuhl für Kulturgeographie eine Übersicht über die Aktivitäten der Geographischen Gesellschaft bis zum Ende des Ersten Weltkriegs, die in den Mitteilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft erschien.⁴⁷ 2015 beschloss das Institut für Geographie, sich intensiv mit der eigenen Vergangenheit zu befassen. In diesem Zusammenhang wurde der Verfasser dieses Aufsatzes von der Geographischen Gesellschaft und dem Institut für Geographie mit Recherchen beauftragt und tatkräftig unterstützt. Aus den bisherigen Forschungen geht hervor, dass die Kolonialgeschichte der Geographie mehr als nur eine historische Episode war. Schon die Gründung der Geographischen Gesellschaft in Hamburg war mit der ersten deutschen Afrikanischen Gesellschaft verwoben. Über Jahrzehnte widmete sich die Gesellschaft der explorativen Geographie des afrikanischen Kontinents und speziell der deutschen Kolonialgebiete. Als wichtige kulturpolitische Institution finanzierte sie selbst Expeditionen und stilisierte sie zu einem Wettkampf der europäischen Staaten um Entdeckungen zu einer Zeit, als das Deutsche Reich noch nicht über eigene Kolonien verfügte. Während der aktiven Kolonialherrschaft erwies sich dieses geographische Wissen als nützlich für koloniale Annexionen und legitimierte Besitzergreifungen gegenüber der deutschen Öffentlichkeit und europäischen Konkurrenten. Mit Siegfried Passarge übernahm einer der führenden Kolonialgeographen die Lehre am Geographischen Seminar. Wenngleich er sich in der Zwischenkriegszeit einer globalen Landschaftsgeographie verschrieb, bediente er sich weiterhin Narrativen aus der Kolonialgeographie. Assistenten und Nachfolger führten die Kolonialgeographie an der Hamburger Universität fort – als kolonial-revisionistische Erinnerungsarbeit und als geographische Entwicklungsforschung im Spätkolonialismus und in der Apartheid. Für die Geographie von heute bedeutet dies, dass sich die Aufarbeitung nicht auf die Anfertigung von Studien beschränken kann. Da Kolonialismus von Anfang an in die Entstehung noch heute existierender Institutionen eingeschrieben war und lange konstitutiv blieb, haben Geograph*innen allen Grund, sich an die Kolonialgeschichte zu erinnern und auch gegenwärtige Forschungspraktiken auf Machtasymmetrien zu prüfen.

45 Gerhard Sandner übersandte dem Autor im März 2013 diesbezüglich Kopien von Rundschreiben und Korrespondenz.

46 Gerhard Sandner: Die Geographische Zeitschrift 1933-1944. Eine Dokumentation über Zensur, Selbstzensur und Anpassungsdruck bei wissenschaftlichen Zeitschriften im Dritten Reich, in: Geographische Zeitschrift 71, 1983, S. 65-87 und 127-149; ders.: In Search of Identity. Geography and Empire in Germany, 1871-1945, in: Geography and National Identity, hg. von David Hooson, Oxford 1994, S. 71-91.

47 Nordmeyer (Anm. 6).

Medizin und Kolonialismus

Das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin als (post-)kolonialer Hamburger Erinnerungsort

MARKUS HEDRICH

Parallel zur globalen Corona-Pandemie 2020/21, die uns als *emerging disease* die Verwundbarkeit unserer Gesellschaften durch virale Infektionen drastisch vor Augen führte (und führt), brandete in Hamburg eine erinnerungspolitische Debatte auf. In deren Zentrum stand das Hamburger Bismarck-Denkmal.¹ Die auf 8 bis 9 Millionen Euro veranschlagte Sanierung des 35 Meter hohen Kolosses forderte Kritik heraus, da das erinnerungspolitisch aufgrund seiner kolonialapologetischen Implikationen bedenkliche Monument als Form der »Herrschaft über den öffentlichen Raum« koloniale Denkformen perpetuiere. Der Historiker Kim Todzi merkte hierzu an, wir müssten uns überlegen, »wen und was wir ehren wollen«.² Und der Hamburger Senator für Kultur und Medien erläuterte in einem (coronabedingt kontaktlos über Zoom gestreamten) Podiumsgespräch in Bezug auf historische Denkmäler, einige stammten »aus einer Zeit«, deren »Grundzüge und deren gesellschaftliche Wertevorstellungen wir nicht mehr als zu unserer Zeit passend empfinden«.³

Beides, global agierende Infektionsmedizin und (post-)koloniale Erinnerungsdiskurse, vernetzen und verbinden sich im Hamburger Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin (BNITM).⁴ So forscht das Hamburger Tropeninstitut gleichsam »an

- 1 Vgl. dazu auch den Beitrag von Jürgen Zimmerer und Kim Sebastian Todzi zum Hamburger Bismarck-Denkmal in diesem Band.
- 2 Kim Sebastian Todzi im Interview mit Annika Lasarzik: Koloniale Denkmäler. »Wir müssen uns damit befassen, wen wir ehren wollen«, in: DIE ZEIT, 17. Juni 2020.
- 3 Hamburger Senat: Bismarck neu kontextualisieren – Digitales Podiumsgespräch, <https://www.youtube.com/watch?v=gFBWw7tUi4E&feature=youtu.be> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).
- 4 Karl Heinz Roth: Von der Tropenheilkunde zur »Kolonialmedizin«, in: Heilen und Vernichten im Mustergau Hamburg. Bevölkerungs- und Gesundheitspolitik im Dritten Reich, hg. von Angelika Ebbinghaus, Heidrun Kaupen-Haas und Karl Heinz Roth, Hamburg 1984, S. 123–130; Stefan Wulf: Das Hamburger Tropeninstitut 1919 bis 1945. Auswärtige Kulturpolitik und Kolonialrevisionismus nach Versailles, Berlin, Hamburg 1994; Erich Mannweiler: Geschichte des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten in Hamburg, 1900–1945, Keltern-Weiler 1998; Ludger Weiß: Tropenmedizin und Kolonialpolitik. Das Hamburger Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten 1918–1945, in: Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 7, 1992, H. 4, S. 38–61; ders.: Menschenversuche und Seuchenpolitik. Zwei unbekannte Kapitel aus der Geschichte der deutschen Tropenmedizin, in: Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 8, 1993, H. 2, S. 10–50; Stefan Wulf, Heinz-Peter Schmiedebach: Wahnsinn und Malaria. Schnittpunkte und Grenzverwischungen zwischen Psychiatrie und Tropenmedizin in Hamburg (1900–1925), in: Gesnerus 71, 2014, H. 1, S. 98–141; Stefan Wulf: Tropenkurhaus und Tbc-Kinderklinik. Das Landhaus »Grüneck« als Ort der Hamburger Me-

vorderster Front« an gefährlichen Infektionskrankheiten wie der Malaria, dem viralen hämorrhagischen Marburg-Ebolafieber und Sars II/Covid 19. Zugleich besitzt das im Jahr 1900 gegründete Tropeninstitut, das die »gesundheitlich[e] Fürsorge und hygienisch[e] Ueberwachung der eingeborenen Bevölkerung«⁵ in den Kolonien als zentrale tropenhygienische Relaisstation des Deutschen Reiches maßgeblich prägte, eine vielschichtige und geschichtswissenschaftlich kaum ausgeleuchtete koloniale Vergangenheit. Entsprechend werden im Folgenden im Sinne einer Einzelfallstudie in symptomatischer Absicht einige ausgewählte Aspekte der Kolonialgeschichte des Hamburger Tropeninstituts (Gründung, Schlafkranken-Konzentrationslager, Außenstellen zur NS-Zeit) beleuchtet, um dann in einem zweiten Schritt erste Rückschlüsse auf die Relevanz des Bernhard-Nocht-Instituts als (post-)kolonialer Hamburgischer Erinnerungsort zu ziehen. Kurz: es wird versucht, über eine tastende Annäherung an die Kolonialgeschichte des Hamburger Tropeninstituts erste Erkenntnisse über seine Position als Erinnerungsort innerhalb der (post-)kolonialen Hamburgischen Gedächtnislandschaft zu gewinnen.

Als methodischer Analysefokus zur Einschätzung des Tropeninstituts als kolonialer Erinnerungsort – und mithin als »Kristallisationspunk[t] des kollektiven Gedächtnisses« innerhalb der Hamburger Erinnerungstopografie – dient hier das von Aleida Assmann entwickelte Sprachbild des Palimpsests.⁶ Mit diesem sucht Assmann das Konzept der Erinnerungskultur mit den Arbeitsergebnissen des *spatial turn* (Wende zum Raum) zu verbinden, um so raumtheoretisch über den »Zusammenhang von Geschichte, Raum und Gedächtnis« nachzudenken.⁷ Im Zentrum steht dabei die Frage, »wie sich Geschichte in den städtischen Raum einschreibt« und sich »in ihm verankert«:

Ein Palimpsest ist eine kostbare Pergament-Handschrift, deren Beschriftung von mittelalterlichen Mönchen sorgfältig abgekratzt wurde, um einer Neubeschriftung

dizingeschichte 1939 bis 1951, in: ZVHG 106, 2020, S. 53–81; Wolfgang U. Eckart: Von der Idee eines »Reichsinstituts« zur unabhängigen Forschungsinstitution. Vorgeschichte und Gründung des Hamburger Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, 1884–1901, in: Formen außerstaatlicher Wissenschaftsförderung im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von Rüdiger vom Bruch und Rainer A. Müller, Stuttgart 1990, S. 31–52; Deborah J. Neill: Networks in Tropical Medicine. Internationalism, Colonialism, and the Rise of a Medical Specialty, 1890–1930, Stanford, CA 2012; Bernhard Fleischer: The Bernhard Nocht Institute. 100 Years of Tropical Medicine in Hamburg, in: Memórias do Instituto Oswaldo Cruz 95, 2000, Suppl. I, S. 17–23.

5 BNI-Archiv, 2–3, Das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten. Professor Dr. E. G. Nauck, S. 1.

6 Zum Zitat sowie zu kolonialen Erinnerungsorten, siehe: Jürgen Zimmerer: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a.M. 2013, S. 12. Zum Konzept des Palimpsests, siehe: Aleida Assmann: Geschichte findet Stadt, in: Kommunikation – Gedächtnis – Raum. Kulturwissenschaften nach dem »Spatial Turn«, hg. von Moritz Csáky und Christoph Leitgeb, Bielefeld 2009, S. 18.

7 Assmann (Anm. 6), S. 18.

Platz zu machen. Durch Anwendung geeigneter Mittel kann jedoch der ausgelöschte Text später unter der Überschreibung wieder lesbar gemacht werden.⁸

(Städtische) Räume erscheinen im Bild des Palimpsests als diachrone dreidimensionale Schichtungen, in denen sich Raum und Zeit in einer Art »Geschichtsspeicher« verdichten.⁹ Dabei wirkt das diachrone Palimpsest konservierend-beruhigend – Maurice Halbwachs' festigend-perpetuierende materielle »Steine der Stadt« – aber auch sich dynamisch via »Neubeschriftung« fortentwickelnd, überschreibend und dabei (Erinnerungs-)Schichten und Orte (beim Hamburger Tropeninstitut etwa die entstehenden Außenstationen) im Raum hervorbringend.¹⁰ Relevant ist dabei die von der Palimpsest-Metapher mittransportierte Bedeutungsebene der sich permanent wandelnden historischen Topographie:

Die Architektur der Stadt lässt sich als geronnene und geschichtete Geschichte beschreiben und somit als ein dreidimensionaler Palimpsest aufgrund wiederholter Umformungen, Überschreibungen, Sedimentierungen.¹¹

Der historische Raum mit seinen Zeitschichten und Sedimentierungen erscheint bei Assmann als diachrone Gedächtnislandschaft, die als »geronnene Geschichte« auf die Entwicklung von kollektiven und individuellen Identitäten wirkt. Ist diese historische Topographie kolonial, d. h. zumindest partiell mit kolonialen (und mithin kolonial-rassistischen) Kristallisationspunkten besetzt, entsteht eine Erinnerungstopografie, die koloniale Identitäten transportiert. Entsprechend gilt es, die lokale hamburgische Erinnerungslandschaft geschichtswissenschaftlich zu vermessen, um so in einem zweiten Schritt eine zivilgesellschaftliche Aufarbeitung des kolonialen (und postkolonialen) Erbes zu ermöglichen.

Die Gründung des Hamburger Tropeninstituts vor dem Hintergrund kolonialer Diskurse und Konstellierungen

Das damalige »Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten« wurde zum 1. Oktober 1900 auf dem Alten Hornwerk in Hamburg gegründet. Seine Entstehung verdankt das spätere Tropeninstitut primär dem Bakteriologen Robert Koch, der auf einer Forschungsreise 1897/98 u. a. nach Deutsch-Ostafrika die Malaria als zentrale Gefahr für das koloniale Projekt identifizierte.¹² Koch stufte das »Tropenfieber« als dermaßen ver-

8 Ebd. Zu »einschreibt« und »verankert«, siehe: ebd., S. 13.

9 Ebd.

10 Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis, Stuttgart 1967, S. 130-134, zum Zitat, siehe: Assmann (Anm. 6), S. 18.

11 Assmann (Anm. 6), S. 18.

12 Robert Koch: Aertzliche Beobachtungen in den Tropen. Vortrag, gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft, mit einem Nachwort Sr. Durch-

heerend für die deutschen Kolonialist*innen ein, dass »wir«, so Koch im Juni 1898 vor der Deutschen Kolonialgesellschaft, »unseres Kolonialbesitzes nicht eher froh werden«, bis es »uns« gelänge, »Herr dieser Krankheit zu werden«.¹³ Bei dem Vortrag im Festsaal des Berliner Hotels Kaiserhof waren anwesend u. a. der Staatssekretär (und ehemalige Kolonialdirektor) im Auswärtigen Amt, Oswald von Richthofen, der amtierende Direktor der Kolonialabteilung, Gerhard von Buchka, mehrere Generäle und Medizinalräte sowie, so die Publikation der Deutschen Kolonialgesellschaft, »zahlreiche andere [...] medizinische Autoritäten«.¹⁴

Zur konkreten Planung des kolonialmedizinischen Einsatzes zur Überwindung der Malaria, der, so Koch, »gleichbedeutend sein würde mit der friedlichen Eroberung der schönsten und fruchtbarsten Länder dieser Erde«,¹⁵ fand Ende Januar 1899 eine strategische Sitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft in Berlin statt, an der neben Koch und seinem ehemaligen Assistenten, dem amtierenden Hamburger Hafenarzt Bernhard Nocht, auch Kolonialdirektor von Buchka und der Medizinalreferent im Oberkommando der Schutztruppen, Paul Kohlstock, teilnahmen.¹⁶ Hier forderten die Anwesenden wegen der verheerenden Infektionsgefahr in den Tropen, die das gesamte koloniale Projekt zu gefährden drohte, die Gründung eines zentralen deutschen tropenmedizinischen Institutes.¹⁷ Dieses, so Koch in dem aus der Sitzung hervorgehenden Gutachten an den Reichstag, solle für alle Kolonien des Reiches zuständig sein und »seine Stätte« in Berlin finden.¹⁸

Hinter den Kulissen aber war längst ein ernstes Tauziehen um den Institutsstandort entbrannt. Denn während Robert Koch analog zum Preußischen Institut für Infektionskrankheiten (heute: RKI) ein zentrales, für sämtliche Kolonien zuständiges infektionsmedizinisches Tropeninstitut in Berlin vorschwebte, plante sein Schüler Bernhard Nocht, das zukünftige Tropeninstitut an die Elbe zu holen. Bereits bei Kochs Vortrag im Hotel Kaiserhof war der »Gesandte der Hansa-Städte Dr. Klügmann« anwesend, und kurz nach der Sitzung im Januar 1899 verfasste Bernhard Nocht einen vertraulichen Bericht an den Hamburger Senat, in dem er die Regierung der Kolonialmetropole darauf aufmerksam machte, dass die vom Reich voraussichtlich für das neue Institut bewilligten »erheblichen Mittel« besser »in Hamburg verwendet werden

laucht des Prinzen von Arenberg und des Herrn Geh. Medizinalrat Prof. Dr. Gerhardt, Berlin 1898, S. 281.

¹³ Ebd., S. 282-283.

¹⁴ Ebd., S. 280.

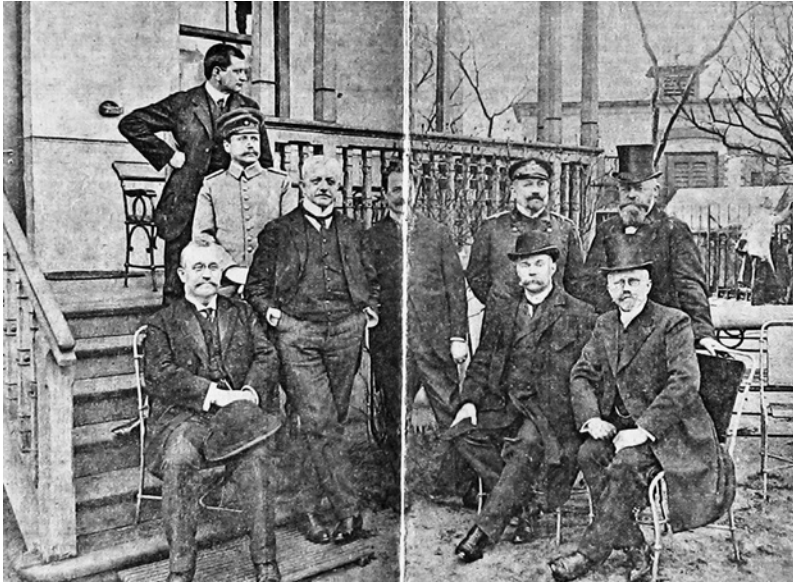
¹⁵ Ebd., S. 314. Prinz von Arenberg forderte zum Schluss der Sitzung vor den versammelten Kolonialeliten, »dass die Ergebnisse dieser Forschungen des Herrn Geheimrats Koch in der Kolonialpolitik und in der Kolonialverwaltung möglichst bald und möglichst vollständig fruktifiziert werden.« Zit. nach: Koch (Anm. 12), S. 315.

¹⁶ Eckart: Idee (Anm. 4), S. 41.

¹⁷ Gutachten, in: Münchener Medizinische Wochenschrift 46, 11. April 1899, H. 15, S. 502.

¹⁸ Ebd. Ein weiteres Movens zur Institutsgründung war laut Gutachten die Gründung komplementärer Institute durch andere Kolonialmächte wie Belgien oder, mit der London School of Hygiene and Tropical Medicine, Großbritannien.

würden«.¹⁹ Der Hamburger Senat (Senatssyndikus Werner von Melle) schwenkte auf Nochts Linie ein und in der nun folgenden Kraftprobe setzt sich Hamburg (Senat, Nocht) gegen Berlin (Auswärtiges Amt, von Buchka) durch.²⁰ So wurde das von Robert Koch eigentlich für Berlin konzipierte Tropeninstitut am 1. Oktober 1900 in Hamburg gegründet. Dies verdankt es, neben Bernhard Nocht und den involvierten Hamburger Senatsakteuren, in erster Linie Hamburgs Hafen mit seinen permanent ankommenden tropenkranken Patient*innen sowie dessen damaliger Stellung als größter Hafen Europas und, wie der vorliegende Sammelband titelt, Deutschlands »Tor zur kolonialen Welt«.



DTG-Tagung im Hamburger Tropeninstitut, 1911: Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg

Gegründet wurde das Tropeninstitut, so Bernhard Nocht (Direktorat: 1900-1930), zunächst in den »engen« und »bescheidenen Räumen« des »damaligen Seemannskrankenhauses«.²¹ Seine Aufgaben waren die Therapie tropenkranker Seeleute, die Ausbildung aller Regierungs- und Kolonialärzt*innen für die deutschen Kolonien sowie die tropenmedizinische Forschung (u. a. Beriberi, Gelbfieber, Malaria und Afrikanische Trypanosomiasis).²²

19 Staatsarchiv Hamburg, III-1-Cl, VII Lit Qb No. 8b, Vol. 1a. Bericht, 6. Februar 1899, S. 9.

20 Dies gelang sicher auch, da der ausgehandelte Kompromiss, so Wolfgang U. Eckart, Hamburg »den Hauptteil der Finanzierung beließ.« Eckart: Idee (Anm. 4), S. 49.

21 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1937, »Betr. Apell Rede Prof. Nocht, 4.9.1937«.

22 Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg, Hamburg 1907, S. 1.

Tropenmedizinische Schlafkrankheitsforschung in Deutsch-Ostafrika

Im Kontext der vorliegenden Untersuchung ist es angesichts der Zeit- und Raumbeschränkungen nicht möglich, eine umfassende (post-)koloniale Geschichte des BNITM zu liefern. Stattdessen werden hier einzelne Aspekte herausgegriffen, während sich eine umfassende Studie des Autors in Arbeit befindet. So werden hier zunächst die Verbindungen des Tropeninstituts zu den Schlafkranken-Konzentrationslagern im damaligen Deutsch-Ostafrika analysiert.²³ Dabei gehen die kolonialen Schlafkranken-Lager, wie die Gründung des Hamburger Tropeninstituts, ebenfalls auf Bernhard Nochts Mentor Robert Koch zurück. Nach zwei von Koch geleiteten Schlafkrankheitsexpeditionen 1905/06 und 1906/07 ins heutige Tansania, von denen sich Letztere zu einem Lager mit bis zu 1.000 Kranken und 75 Hütten verstetigte, schlug Koch am 18. November 1907 im Berliner Reichsgesundheitsrat die systematische Etablierung von Schlafkranken-Konzentrationslagern in Deutsch-Ostafrika vor. Ziel war es, hier unter kontrollierten Bedingungen das Arsenpräparat Atoxyl zu testen:

Da in den Konzentrationslagern eine genaue Beobachtung während längerer Zeit möglich sei, könne man hier am besten den empfehlenswertesten Modus der Atoxylbehandlung ausfindig machen und beispielsweise auch eine etappenmäßige Therapie erproben [...].²⁴

Auch der Direktor des Hamburger Tropeninstituts, Bernhard Nocht, nahm an dieser entscheidenden Sitzung teil, womit Nocht persönlich in die 1907 beginnende Etablierung der Schlafkrankenlager in Deutsch-Ostafrika eingebunden war. 1911 unternahm Bernhard Nocht dann selbst eine »Reise nach Ostafrika«, auf der er auch das Schlafkrankenlager Utegi am Victoria-See besuchte.²⁵ Von Marseille und Mombasa kommend erreichte Nocht Ende November Schirati »am Ostufer des Victoria-Sees auf

23 Wolfgang U. Eckart: Die Kolonie als Laboratorium. Schlafkrankheitsbekämpfung und Humanexperimente in den deutschen Kolonien Togo und Kamerun, 1908-1914, in: Kulturgeschichte des Menschenversuchs im 20. Jahrhundert, hg. von Birgit Griesbeck, Marcus Krause, Nicolas Pethes und Katja Sabisch, Frankfurt a. M. 2009, S. 199-227; Neill (Anm. 4), S. 103-181; Kirk A. Hoppe: Lords of the Fly. Sleeping sickness control in British East Africa 1900-1960, Westport, CT 2003; Geert Castryck: Seuche, Raum und Kolonisierung in Afrika, in: ReCentGlobe-Blog #5, Leipzig Research Centre Global Dynamics, unter: <https://www.recentglobe.uni-leipzig.de/zentrum/detailansicht/artikel/blog-seuche-raum-und-kolonisierung-in-afrika-2020-04-07/> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021), Bildnachweise: Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten zu Hamburg, in: Illustrierte Rundschau – Beilage zum Hamburger Fremdenblatt, 29. Dezember 1911.

24 Staatsarchiv Hamburg, 352-8/9_4438, Aufzeichnung über die Sitzung des Reichs-Gesundheitsrats (Ausschuß für Schiffs- und Tropenhygiene und Unterausschuß für Cholera) vom 18. November 1907, S. 9.

25 BNI-Archiv, 2-8, Reiseberichte und Kongresse, Reise nach Ostafrika, Manteufel. Handschriftlicher Vermerk: »Reise nach Deutsch-Ostafrika nicht von Manteufel, sondern von Bernhard Nocht! [Hervorhebung im Original]«

deutschem Gebiete«,²⁶ von wo aus er mit dem eilends herbeigerufenen »Vorstand« des »Schlafkrankenlagers Utegi, Stabsarzt Breuer«²⁷ ins Lager Utegi marschierte:

In Utegi blieb ich 2 Tage, besichtigte das Lager, die Kranken, die Abholzungsarbeiten in der Umgegend [...].²⁸

Bei seiner Gründung im Juni 1908 wurden im Schlafkranken-Konzentrationslager Utegi 332 Kranke interniert.²⁹ Damit entsprach das Lager Utegi von Größe und Zuschnitt in etwa den drei Lagern Niansa, Udjidji und Usumbura am unweit gelegenen Tanganjikasee, von denen Niansa *expressis verbis* als »Hauptlager« fungierte.³⁰ 1911 lebten nur noch »26 Schwerkranke« im Schlafkranken-Konzentrationslager Utegi; Nocht formuliert:

Der letzte im November hinzugekommene Fall war eine junge Frau, die bis zu einem bisher überhaupt von mir noch nicht gesehenen Grade abgemagert [...] war. [...] Sie ist am Tag nach meiner Abreise aus dem Lager gestorben.³¹

Bernhard Nochts Besuch im Schlafkrankenlager Utegi verdeutlicht, dass das Hamburger Tropeninstitut dicht mit den Schlafkranken-Konzentrationslagern im damaligen Deutsch-Ostafrika vernetzt war. Zwar hatte Nocht seinem Lehrer Robert Koch bis zu dessen Tod 1910 bei der Schlafkrankheitsbekämpfung in Ostafrika das Feld überlassen. Dennoch war auch Bernhard Nocht über den Reichsgesundheitsrat in die Etablierung der Konzentrationslager eingebunden, wurde – über Kopien aus der Schreibstube des Auswärtigen Amtes – über sämtliche die Lager betreffenden Entwicklungen auf das Genaueste informiert und besichtigte 1911 auch persönlich das Schlafkrankenlager Utegi am Viktoriasee.³²

26 BNI-Archiv, 2-8, Reiseberichte und Kongresse, Reise nach Ostafrika, S. 4.

27 Ebd.

28 Ebd.

29 Ebd., S. 8.

30 Staatsarchiv Hamburg, 352-8/9_4438. Die »Skizze« des ganz ähnlichen Schlafkranken-Konzentrationslagers für Usumbura zeigt 25 Rundhütten, Stacheldrahtumzäunung, Warteräume, Abortgruben, einen Tagaufenthaltsraum, einen Arzttraum und eine Wache (Staatsarchiv Hamburg, 352-8/9_4438).

31 BNI-Archiv, 2-8, Reiseberichte und Kongresse, Reise nach Ostafrika, S. 8.

32 Zu kolonialen Konzentrationslagern speziell in Namibia, siehe: Jürgen Zimmerer: Der erste Genozid des 20. Jahrhunderts. Der deutsche Vernichtungskrieg in Südwestafrika (1904-1908) und die Globalgeschichte des Genozids, in: Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, hg. von dems., Münster 2011, S. 40-70. Zur Vorgeschichte kolonialrassistischer Diskurse um den Körper, siehe: Norbert Finzsch: »Der kupferfarbige Mensch [verträgt] die Verbreitung europäischer Civilisation nicht in seiner Nähe« – Der Topos der dying race in den USA, Australien und Deutschland, in: Wissen – Transfer – Differenz. Transnationale und interdiskursive Verflechtungen von Rassismen ab 1700, hg. von Claudia Bruns und Michaela M. Hampf, Göttingen 2018 (Sonderdruck).

Zum Abschluss seiner Reise durch Deutsch-Ostafrika evaluierte Bernhard Nocht die Malaria-Bekämpfung in Dar es Salaam. Hier formulierte der Direktor des Hamburger Tropeninstituts zur »Trennung« der »Europäerwohnungen« von »denen der Farbigen«, dass die ärztlichen Ratgeber in Dar es Salaam es leider nicht erreicht hätten, »dass die im Europäerviertel [g]elegene Schule für Negerkinder, die bekanntlich die besten Lieferanten für Malariaparasiten für die Anophelesmücken der Umgebung sind«, verlegt werde.³³ »Rassentrennung« wird zum »hygienischen« Instrument einer nach ethnischen Kategorien segregierenden kolonialrassistischen Infektionsmedizin, die leicht übertragbare und gefährliche Infektionskrankheiten mit bestimmten Ethnien als Krankheitsträgern identifiziert. Dabei ist zu konstatieren, dass der verheerende diskursive Konnex von Ethnien und Infektionskrankheit, der 30 Jahre später über die bakterielle Infektionskrankheit Fleckfieber u.a. den Bau der angeblichen »Seuchenmauer« um das Warschauer Getto legitimierte, bereits in der Kolonial- bzw. Tropenmedizin von vor 1914 angelegt war (s. u.).

1914 zog das Tropeninstitut in den noch heute verwendeten erweiterten Institutsneubau in der Bernhard-Straße (ab 1924 Bernhard-Nocht-Straße). Nur zwei Monate nach der feierlichen Eröffnung des neuen, repräsentativen Institutsgebäudes, die am 28. Mai 1914 »in Anwesenheit des Staatssekretärs des Reichskolonialamts« gefeiert wurde, brach der Erste Weltkrieg aus.³⁴ Ab 1. Oktober 1914 fungierte das Tropeninstitut als der Armee unterstelltes Reservelazarett.³⁵ Auf die Kriegsniederlage und Novemberrevolution folgte die Weimarer Republik, die die im Vertrag von Versailles verfügte Abtretung der deutschen Kolonien im globalen Süden erlebte. Die Zeit von 1918 bis 1933 brachte für das Tropeninstitut wissenschaftliche Erfolge wie die Erprobung des ersten wirksamen Trypanosomiasis-Medikaments »Bayer 205«, die Einbindung in die Entwicklung synthetischer Malaria-Präparate durch die IG-Farben (Bayer) und eine – durch die primär britische und französische Kontrolle Subsahara-Afrikas – zwangsläufig erfolgende Fokussierung auf neue Schauplätze wie den Balkan oder auch die Karibik. Zur NS-Zeit folgten die Etablierung mehrerer »Satelliten« bzw. »Filialen« im globalen Süden sowie einer Fleckfieberforschungsstelle im nach dem deutschen Angriffskrieg besetzten Warschau.

Das Tropeninstitut 1933-1939 – Die Außenpolitik kolonialer Sanktionsdrohungen gegen England

Nach der Machtausurpation der Nationalsozialisten ab 1933 wurde die kolonialrevisionsistische Forderung nach einer »Rückgewinnung« der deutschen Kolonien in Afrika (und mit ihr auch das Tropeninstitut) zu einem außenpolitischen Drohinstrument des

³³ BNI-Archiv, 2-8, Reiseberichte und Kongresse, Reise nach Ostafrika, S. 22.

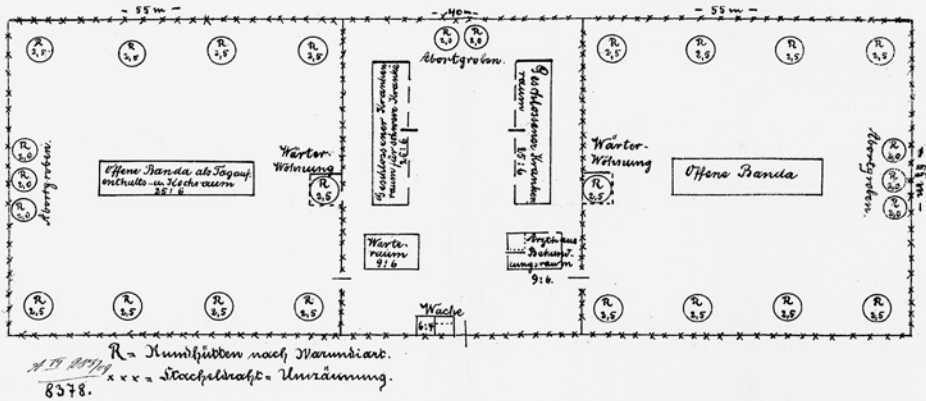
³⁴ BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter 1914.

³⁵ Ebd.

Copie.

Skizze des Schlafkranken Konzentrationslagers
für Usumbura
nach dem Stande am 1. 8. 08.
Massstab 1: 500.

gez. Dr. Breuer.



Von Stabsarzt Dr. Breuer angefertigte Skizze des »Schlafkranken Konzentrationslagers«
Usumbura, 1908

Regimes gegen England.³⁶ Dabei ist zu konstatieren, dass sich die von Klaus Hildebrand identifizierten Phasen und Konjunkturen der nationalsozialistischen Politik der kolonialen Sanktionsdrohung gegen England exakt in der Historie des Tropeninstitutes spiegeln:

- Erste Phase, bis 1935: Politik des »kolonialen und maritimen Verzichts« → *BNI: Stagnation*.
- Zweite Phase, bis 1937: Politik der »kolonialen Sanktionsdrohung« gegen England → *BNI: lokale Expansion in Hamburg*.
- Dritte Phase, ab Ende 1937: Erweiterte Sanktion/Kolonien realistisches Fernziel → *BNI: Expansion im globalen Süden (Kamerun, Namibia, Karibik)*.
- Vierte Phase: Nach militärischen Siegen im Sommer 1940: »Illusion« & »Angebot zur Teilung der Welt an England« → *BNI im Zenit: Mittelafrika-Projekt, Hitler-Telegramm an BNI und Deutsche Tropenmedizinische Gesellschaft (DTG)*.
- Fünfte Phase: Ostkrieg bei gleichzeitigen kolonialen Vorbereitungen »auf dem Reißbrett« → *BNI entwirft koloniales Medizinalsystem für Afrika*.

³⁶ Klaus Hildebrand: Vom Reich zum Weltreich. Hitler, NSDAP und koloniale Frage 1919-1945, München 1969.

- 1943: »Stalingrad« und das Ende aller kolonialen Pläne — *BNI: Absage der vom BNI geplanten DTG-Jahrestagung in Wien (»Wiener Kongress«)*.³⁷

1935 begann die Expansion des Tropeninstituts durch bedeutende Erweiterungen in Hamburg.³⁸ Als ab Ende 1937 (endgültiger Bruch mit England) Kolonien in Afrika dann als realistisches Fernziel erschienen, etablierte das Tropeninstitut nach einer zentral »in Berlin« getroffenen »Entscheidung« schnell drei Außenstationen in Afrika und in der Karibik.³⁹

Namibia und Kamerun: Ab März 1938 begann das Tropeninstitut mit der »Einrichtung eines Laboratoriums-Stützpunktes« im heutigen Namibia.⁴⁰ Geleitet wurde die Etablierung der Außenstelle im Mandatsgebiet des Völkerbundes von Prof. Curt Sonnenschein, der mit einem »Laboratoriumskraftwagen« zunächst sero-bakteriologische Studien u. a. »bei Kalkfeld« vornahm und »ab September« einen festen Laboratoriumsstützpunkt in Windhuk etablierte.⁴¹ Fast zeitgleich begann das Tropeninstitut mit der Errichtung eines Laboratoriums »als »Filiale des Tropeninstituts« in der ehemaligen deutschen Kolonie Kamerun, ebenfalls Mandatsgebiet des Völkerbundes, wobei das Tropeninstitut in Tiko die Eröffnung eines Plantagenkrankenhauses in Kooperation mit der Hamburgischen Afrikanischen Frucht-Compagnie (AFC) anstrebte.⁴² Zum Jahreswechsel 1938/39 befand sich BNITM-Assistent Walter Menk in Tiko,⁴³ wo er u. a. medizinische Malaria-Prophylaxeversuche vornahm, die direkt seine späteren Menschenversuche (auch »Infektionsversuche«) in der NS-Heil- und Pflegeanstalt Langenhorn präfigurierten.

Etwas anders war die Lage in der Karibik, konkret in der dominikanischen Hauptstadt Santo Domingo. Denn hier kooperierte das Tropeninstitut eng mit dem vorbestehenden Deutsch-Dominikanischen Tropenforschungsinstitut der Universität Hamburg.⁴⁴ Dieses wurde geflissentlich vom dominikanischen Geheimdienst und der US-Botschaft in Santo Domingo observiert. In der entscheidenden Phase ab Herbst 1939 wurde zunächst die BNITM-Außenstelle, dann das gesamte Deutsch-Dominikanische Tropenforschungsinstitut der Universität Hamburg von BNITM-Assistent Dr. Albert Westphal geleitet. Mit dem deutschen Überfall auf Polen verstärkten die

37 Ebd., S. 772-774.

38 1935 erfolgte ein Krankenhausneubau und 1938 der Kauf des Tropengenesungsheims Haus Grüneck: BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1935, BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, Jahresbericht 1938 des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten [An die Gesundheitsbehörde], S. 6; Wulf: Tropenkurhaus (Anm. 4), S. 53-81.

39 Roth (Anm. 4), S. 125.

40 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter 1938.

41 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, Jahresbericht 1938 des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, S. 35-36, BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter 1938.

42 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, Jahresbericht 1938 des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, S. 9.

43 Ebd.

44 BNI-Archiv, 2-27, Reisebericht Santo Domingo, S. 2.

USA den Druck auf das »highly organized unit of Nazi propaganda«, und am 2. Dezember 1939 wurde Westphal informiert, dass der Dominikanische Diktator Rafael Leónidas Trujillo den ausstehenden Institutsvertrag nicht unterzeichnen werde.⁴⁵ Da eine »Hoffnung auf Erhaltung des Instituts« nun »nicht mehr wahrscheinlich war«, beschloss Dr. Westphal, dieses zu liquidieren:

Sehr offenherzig äußerte sich [...] Dr. Fiallo uns gegenüber, daß die Ablehnung des Institutsvertrags lediglich die Auswirkung nordamerikanischen Zwanges sei. [...] Von Interesse ist ferner noch, daß der jetzige Secretario Legeroño mütterlicherseits Halbjuden ist und der Dominikanische Direktor des Institutes [...] Volljude sein soll.⁴⁶

Die drei Außenstellen des Tropeninstituts im globalen Süden wurden sämtlich nach einer Ende 1937 zentral in Berlin getroffenen Entscheidung etabliert und zeigen die direkte Einbindung des Tropeninstituts in die vom NS-Regime praktizierte Politik der »kolonialen Sanktionsdrohung« gegen England. So lagen die ersten beiden BNITM-Satellitenstationen direkt im britischen Einflussgebiet und stellten als NS-Forschungsstationen eine Art wissenschaftlichen Brückenkopf in britisch kontrollierten Teilen Afrikas dar, während die Außenstelle in Santo Domingo direkt im »Vorhof« der USA bestand. Aus heutiger Sicht stellen die BNITM-Außenstellen zur NS-Zeit zugleich Spuren des Tropeninstituts im globalen Süden dar, die in der dreidimensionalen diachronen Erinnerungstopographie des Bernhard-Nocht-Instituts mitzudenken und künftig weiter (post-)kolonial zu analysieren sind.

Das Tropeninstitut 1939-1945 – »Großraumpolitik« zwischen Afrika und »dem Osten«

Am 1. September 1939 begann mit dem deutschen Überfall auf Polen der Zweite Weltkrieg in Europa. Schon vorher waren Flügelkämpfe in der Deutschen Tropenmedizinischen Gesellschaft ausgebrochen, in denen sich eine mächtige Gruppe um den Berliner Tropenmediziner (und ehemaligen BNITM-Mitarbeiter) Ernst Rodenwaldt formierte. Dieser forderte, Hitlers bereits in »Mein Kampf« proklamierter »Ostorientierung« folgend, die deutsche koloniale Expansion im Osten. Die zweite Gruppe »um Nocht und Mühlens« und also das Hamburger Tropeninstitut präferierte hingegen

45 BNI-Archiv, 2-3, Bericht über die Auflösung des Deutsch-Dominikanischen Tropenforschungsinstituts, S. 1 und 5. Ein geheimer, von J. Edgar Hoover an das US-State Department weitergeleiteter Bericht von 1940 enthält die Worte: »This institute, organized for the study of tropical medicine, is an effective and highly organized unit of Nazi propaganda. All visiting scientists have been ardent Nazis«, John Edgar Hoover, Director, FBI, an Adolf A. Berle, Department of State, Washington, D. C., 15. Juni 1940, US National Archives College Park, State Department, RG 59, CDF 1940, MS1277.

46 BNI-Archiv, 2-3, Bericht (Anm. 45), S. 9.

die kolonialdiskursiv traditionellere Expansion im globalen Süden.⁴⁷ Dennoch richtete Direktor Peter Mühlens das Tropeninstitut mit Kriegsbeginn konsequent auf die bakterielle Infektionskrankheit Fleckfieber, und damit auf den Krieg im Osten, aus:

Auch in diesem Kriege, der ja im Osten begann, wo dauernd Flecktyphus-Herde sind, standen erneut Flecktyphusgefahren vor der Türe. [...] [Deshalb] beschlossen wir bald nach Kriegsbeginn, in erhöhtem Umfange Flecktyphusforschungen aufzunehmen.⁴⁸

Die Fleckfieberforschung hatte am Tropeninstitut eine lange Tradition. 1915 identifizierten die BNITM-Mitarbeiter Stanislaus von Prowazek und Henrique da Rocha Lima im Zuge der von Bernhard Nocht angeregten Forschungen in einem Cottbusser »Russenlager« den Fleckfiebererreger *Rickettsia prowazekii*. 1927 versuchte Henrique da Rocha Lima in Hamburg, »einen Läuse-Impfstoff« gegen Fleckfieber »herzustellen«, der später durch den polnischen Biologen Rudolf Weigl »vervollkommnet« wurde.⁴⁹ Im Sommer 1940 stellte der »Weigl'sche aus infizierten Läusen hergestellte Impfstoff«, so ein zeitgenössisches Merkblatt der IG Farben (Behring), den verlässlichsten »Impfstoff zur aktiven Schutzimpfung« gegen Fleckfieber »beim Menschen« dar.⁵⁰ Das Tropeninstitut entdeckte also nicht nur den Fleckfiebererreger *Rickettsia prowazekii*, sondern entwickelte auch die Grundlage des bis 1945 im deutschen Machtbereich wichtigsten Fleckfieberimpfstoffs, womit es bis zum Weggang Henrique da Rocha Limas im Dezember 1927 nach Brasilien bei der Fleckfieberforschung führend war.

Die im September 1939 etablierte Fleckfieberabteilung des Tropeninstituts unter Ernst Georg Nauck (ab 1943 kommissarischer Leiter, ab 1945 Direktor des Hamburger Tropeninstituts) wurde zunächst in Hamburg eröffnet.⁵¹ Hier arbeiteten Nauck und sein Team mit Fleckfieberstämmen aus dem Staatlichen Institut für experimentelle Chemotherapie in Frankfurt.⁵² Nach der Kapitulation Polens wurde die Abteilung dann als neue Fleckfieberforschungsstelle des Hamburger Tropeninstituts in das besetzte Warschau verlegt:

6 Mitarbeiter unseres Tropeninstituts befinden sich zur Zeit in Warschau, wo insbesondere unter den Juden in den letzten Monaten zahlreiche Flecktyphus-Erkan-

47 Jürgen Knobloch: Die hundertjährige Geschichte der DTG von 1907 bis 2007, hg. vom Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Tropenmedizin und Internationale Gesundheit, Berlin 2007, S. 17.

48 BNI-Archiv 2-3, Hamburger Tropeninstitut, Vertraulich! An unsere Freunde! [August 1940].

49 Behringwerke-Merkblätter, Nr. 9c, Marburg-Lahn, 1. August 1940, S. 4.

50 Ebd. Hervorhebung im Original.

51 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, Jahresbericht 1939 des Instituts für Schiffs- und Tropenkrankheiten, S. 6.

52 Ebd., S. 23.

kungen vorkamen [...]. Energische Bekämpfungs-, insbesondere Entlausungsmaßnahmen waren allenthalben im Gange.⁵³

Die BNITM-Fleckfieberforschungsstelle Warschau gliederte sich »räumlich in eine Läusezucht« sowie »eine Infektionsabteilung«.⁵⁴ Der Weigl'sche Impfstoff bestand aus zentrifugiertem bakterienhaltigen Läusegewebe, in dem die Erreger mit Phenol abgetötet wurden. Die Herstellung des Impfstoffs war äußerst aufwendig, da für einen »Impfling« bis zu 300 einzeln per Hand mit »einer feinen Glaskapillare« infizierte Läuse nötig waren, die nach der Infektion drei Wochen durch »Läusefütterer« am Leben erhalten werden mussten. Anschließend mussten die infizierten Läuse-Organen unter einer starken Lupe einzeln aus den Tieren herauspräpariert bzw. explantiert werden, um sie dann zu zentrifugieren. Damit war der von der Wehrmacht aufgrund seiner relativen Wirksamkeit präferierte Weigl'sche Läuse-Impfstoff für die industrielle Massenproduktion für die Ostfront im Prinzip völlig ungeeignet.⁵⁵

Neben der schleppend anlaufenden Impfstoffproduktion führte die Fleckfieberforschungsstelle des Tropeninstituts »in den Krankenhäusern und Quarantäneanstalten« Warschaus zudem bislang unerforschte »therapeutische und prophylaktische Versuche« durch. Dabei wurde mit dem »Jüdischen Krankenhaus« »Fühlung genommen« und hier Fleckfieberstämme isoliert, die für weitere Arbeiten an das nationalsozialistische Robert-Koch-Institut in Berlin übersandt wurden.⁵⁶ Offen bleibt bislang, ob die von der Warschauer Fleckfieberforschungsstelle des Hamburger Tropeninstituts an das RKI nach Berlin gesandten Warschauer Fleckfieberstämme bei den späteren mörderischen KZ-Versuchen in Dachau, Buchenwald und Natzweiler-Struthof verwendet wurden. Ebenfalls unklar ist, ob die »in den Krankenhäusern und Quarantäneanstalten« Warschau – speziell dem Jüdischen Krankenhaus – durchgeführten »prophylaktischen Versuche« im Sommer 1940 auch potenziell tödliche Fleckfieber-»Infektionsversuche« am Menschen (Impfung mit anschließender Infektion, um zu testen, ob der Impfstoff wirkt) umfassten. Bekannt ist bereits, dass Nauck 1941 in einem Artikel betonte, dass die »Juden ganz überwiegend Träger und Verbreiter« der »Infektion« seien.⁵⁷ Eine Fortsetzung und Radikalisierung tropenmedizinischer Diskurse, die bereits in Nochts Verweis auf die Kinder Dar es Salaams als »die besten Lieferanten für Malariaparasiten« angelegt waren.

53 BNI-Archiv 2-3, Hamburger Tropeninstitut, Vertraulich! An unsere Freunde!

54 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1940, Bericht über die Tätigkeit der Fleckfieberforschungsstelle des Hamburger Tropeninstitutes im Staatlichen Hygienischen Institut Warschau für die Zeit vom 1.-31. Mai 1940, S. 1.

55 Archiv der Behringwerke, Entwicklung von Fleckfieberimpfstoff, Bestand 313, Nummer 558, Behringwerke-Merkblätter, Nr. 9c, Marburg-Lahn, 1. August 1940, S. 4.

56 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1940 (Am. 54), S. 1; Thomas Werther: Fleckfieberforschung im Deutschen Reich 1914-1945, Phil. Diss., Philipps-Universität Marburg 2004, S. 44.

57 Ernst G. Nauck: Die Geißel Fleckfieber, in: Kampf den Seuchen! Deutscher Ärzte-Einsatz im Osten, hg. von Jost Walbaum, Krakau 1941, S. 83 f.

Die Fleckfieberforschungsstelle wurde im Herbst 1940 aufgelöst; im Mai 1942 wurde dem Tropeninstitut dann »eine Fleckfieberstation für fleckfieberkranke Russen« auf dem Gelände »der Krankenanstalt Langenhorn unterstellt«. ⁵⁸ Geleitet wurde diese vom Kliniker Walter Menk, der bereits 1938/39 die BNITM-Filiale in Kamerun etabliert hatte. ⁵⁹ Hier hatte Menk nicht nur Malaria-Prophylaxeversuche durchgeführt, sondern bei Mühlens zudem »die Zusendung« der (Fleckfieber-) »Staemme Proteus X 2 und Proteus XK« nach Kamerun erbeten. ⁶⁰ Ob Menk die Fleckfieberstämmen in Tiko erhalten hatte und, wenn ja, wie er mit diesen verfuhr, ist bislang unklar; schon 1941 hatte Menk in Langenhorn »Sontochin-Prophylaxeversuche an experimentell durch Mückenübertragung erzeugten Malariainfizierten« sowie »Paralleluntersuchungen« über die »Wirkung der Atebrin-, Atepe- und Chininbehandlung« und mindestens eine »therapeutische Infektion« mit »Spirochaeta hispanica« (Zeckenrückfallfieber) durchgeführt. ⁶¹ Im Dezember 1942 gab Menk auf einer »Arbeitstagung der beratenden Ärzte des Heeres« in der »Hygienesektion« dann »auf Aufforderung von Herrn Oberstabsarzt Prof. Dr. Rodenwaldt« einen »zusammenfassenden Bericht über die Malariabehandlung und Chemoprophylaxe mit Sontochin«, in dem er auch »auf die Erfahrungen der klinischen Abteilung, seine eigenen Versuche in Kamerun und auf seine oben erwähnten Prophylaxeversuche« einging. ⁶²

Das BNITM war zentral in die Erprobung von kriegswichtigen Impfstoffen bzw. Prophylaxen gegen Fleckfieber und Malaria eingebunden, wobei die in der ehemaligen deutschen Kolonie Kamerun 1938 durchgeführten Malaria-Prophylaxeversuche die »Sontochin-Prophylaxeversuche an experimentell durch Mückenübertragung erzeugten Malariainfizierten« in Langenhorn präfigurierten, was auf eine direkte katalytische Wechselwirkung von NS-Vorkriegskolonialdiskursen und NS-Medizinverbrechen ab 1941 verweist.

Dezentralisation: Im Sommer 1943 erhielt das Tropeninstitut schwere Bombentreffer, und ab Anfang 1944 wurde das exponiert am Hafen gelegene Institut, der Politik der »Dezentralisation« entsprechend, örtlich zergliedert. ⁶³ Erste Abteilungen wurden nach Reinbek verlegt; Angriffe im Sommer 1944 brachten weitere »schwere Bombenschäden« am Institut. ⁶⁴ Die wissenschaftlichen Abteilungen des Tropeninstituts zogen in die Abendroth-Klinik nach Hamm, während u. a. Klinik und Tierhaus nach Lan-

⁵⁸ BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1942.

⁵⁹ Ebd.

⁶⁰ BNI-Archiv, 2-3, Walter Menk an Peter Mühlens, 12. April 1939.

⁶¹ BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1942. Bericht der klinischen Abteilung über das Jahr 1942, S. 1, 4.

⁶² Ebd., S. 5.

⁶³ BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1943. In Folge des Luftkrieges wurden Hamburger Unternehmen in sog. »Industrieblocks« gegliedert, die zunehmend dezentral agierten: siehe Klaus Weinbauer: Handelskrise und Rüstungsboom. Die Wirtschaft, in: Hamburg im »Dritten Reich«, hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Göttingen 2005, S. 214.

⁶⁴ BNI-Archiv, 2-3, Frl. Müller, Bücherei, an Bernhard Nocht, 29. Januar 1944, BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1944.

genhorn verlegt wurden.⁶⁵ In Hamburg-St. Pauli verblieb einzig »die Poliklinik«; bei Kriegsende lebten im zerbombten Institutsgebäude dann einige »bombengeschädigt[e] Familien« und eine versprengte »Abteilung des Volkssturms«.⁶⁶

Fazit – Das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin als (post-)kolonialer lieu de mémoire

Insgesamt sind die Ergebnisse der vorliegenden Einzelfallstudie auf zwei Ebenen der Erkenntnis angesiedelt, die sich wechselseitig ergänzen und gegenseitig durchdringen: *Erstens: Ergebnisse zur Kolonialgeschichte des Hamburger Tropeninstituts:* Festzuhalten ist, dass die Gründung des Tropeninstituts in erster Linie auf Robert Koch zurückgeht. Dieser wollte mit der Gründung eines zentralen Tropeninstituts für die deutschen Kolonien primär den Kampf gegen die Malaria in Afrika forcieren, deren Zurückdrängung, so Koch, gleichbedeutend »mit der friedlichen Eroberung der schönsten und fruchtbarsten Länder dieser Erde« sein würde.⁶⁷ Das spätere Tropeninstitut verdankt seine Gründung also unmittelbar kolonialen Zielsetzungen und Diskursen – dem Sieg über die Malaria als Grundvoraussetzung des kolonialen Projekts – und ist mithin ein historisches Resultat des Kolonialismus. Dabei hatte das Tropeninstitut zur Zeit der deutschen kolonialen Expansion im globalen Süden als epistemische Relaisstation vielfältige kolonialmedizinische Funktionen inne, die erst ansatzweise analysiert sind. Neben weiteren möglichen Aspekten wurde hier exemplarisch die Etablierung von »Schlafkranken-Konzentrationslagern« in den deutschen Kolonien und speziell Deutsch-Ostafrika analysiert, in die das BNITM über seinen Direktor Bernhard Nocht, wenn nicht federführend, so doch beratend-unterstützend eingebunden war. Zwar hatte Nocht seinem Mentor Robert Koch hier zunächst das Feld überlassen, doch war er bei der entscheidenden Sitzung des Reichsgesundheitsrats 1907 anwesend und visitierte 1911 im Zuge einer Expeditionsreise dann auch persönlich ein Schlafkranken-»Konzentrationslager« in Deutsch-Ostafrika. Außerdem zeigen die Quellen – und insbesondere Nochts Einschätzung der Malaria-Lage in Dar es Salaam –, dass jene gefährliche Rassifizierung von Infektionskrankheiten, die die exterminatorische NS-Medizin später prägte, bereits in der Kolonialmedizin des Kaiserreiches angelegt war. So wurden afrikanische Bevölkerungen als »Krankheitsträger« diskursiviert, die eine angebliche biologische Gefahr für den kolonisierenden »Volkskörper« darstellten, was epistemische Kontinuitäten von der Kolonial- zur NS-Medizin andeutet, die künftig weiter zu erforschen sind.

Nicht nur im Kaiserreich, sondern auch zur Zeit des Nationalsozialismus partizipierte das Hamburger Tropeninstitut an kolonialen Politiken, freilich ohne reale

65 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1944.

66 BNI-Archiv, Jahresberichtsblätter, 1944, Tätigkeit und Aufgaben des Hamburger Tropeninstituts, Hamburg 1947, S. 5.

67 Koch (Anm. 12), S. 314.

materielle Kolonien. Dabei spielten Hitler und das NS-Regime außenpolitisch gegen England immer dann die »koloniale Karte«, wenn sich das Britische Empire nicht nach den Wünschen des NS verhielt. Hiervon profitierte auch das Tropeninstitut, da es ab 1937 durch seinen traditionellen Afrika-Fokus als relevante Wissenschaftsinstitution durch die Gründung dreier Außenstationen (Namibia, Kamerun, Karibik) in diese koloniale Drohhpolitik eingebunden war und die kolonialpolitisch motivierte »Gunst des Regimes« zugleich zur eigenen tropenmedizinischen Forschung nutzte. Nach dem deutschen Überfall auf Polen im September 1939 verschob das Tropeninstitut seinen Forschungsfokus auf die »Ostkrankheit« Fleckfieber, wobei die Entwicklung eines Fleckfieber-Impfstoffs von den militärischen Eliten als Grundbedingung eines »erfolgreichen« Kriegs im Osten angesehen wurde. Besonders hervorzuheben ist dabei, dass Walter Menks Malariaprophylaxe-Versuche in Kamerun (1938) und in der Heil- und Pflgeanstalt Langenhorn (ab 1941) auf eine direkte katalytische Wechselwirkung von NS-Kolonialdiskursen und NS-Medizinverbrechen verweisen und dass sich die beiden vom deutschen Imperialismus als kolonial diskursivierten »Großräume« – Afrika (traditionelle Kolonialbewegung) und der Osten (Hitler, Himmler, Darré, Rosenberg, usf.) – in den Quellen des Tropeninstituts spiegeln.⁶⁸ Somit weist das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin eine koloniale Vergangenheit auf, die vom klassischen Kolonialismus bis zum in vielerlei Hinsicht kolonialen Krieg im Osten reicht – und die künftig weiter zu erforschen ist.

Zweitens: Das Tropeninstitut als (post-)kolonialer Hamburger lieu de mémoire: Aus der bislang nur in Ansätzen aufgearbeiteten Kolonialgeschichte des Hamburger Tropeninstituts resultiert die erste vorsichtige Schlussfolgerung, dass das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin ein vergleichsweise bedeutender Erinnerungsort in der (post-)kolonialen Gedächtnislandschaft Hamburgs ist. Dabei war das 1900 im Seemanns Krankenhaus gegründete Tropeninstitut zunächst nicht distinkt als Ortschaft erkennbar. 1914 änderte sich dies, als das Tropeninstitut im Fritz Schuhmacher-Neubau erstmals räumlich separiert weit sichtbar über dem Hamburger Hafen lag. Nach beträchtlichen Erweiterungen in Hamburg, 1935 und 1938, folgte die Etablierung von drei Außenstellen, durch die ab 1938 ein Netz von BNITM-Filialen in Kamerun, Namibia und in der Karibik entstand, die Teil des kolonialen Erinnerungsorts »Tropeninstitut« im globalen Süden sind. 1940 kam als vierte Außenstelle die Fleckfieberforschungsstelle in Warschau hinzu, die in dem von den NS-Eliten als ebenfalls »kolonial« diskursivierten Osten lag. Dabei hat das Hamburger Tropeninstitut in der urbanen – wie globalen – Gedächtnislandschaft koloniale Spuren hinterlassen. Diese sind weiter aufzuarbeiten und zu analysieren, will man die Wirkung, die es als (post-)kolonialer Erinnerungsort in der diachronen Erinnerungstopografie entfaltet (und entfaltet), geschichtswissenschaftlich erforschen, nachvollziehen und verstehen.

68 Jürgen Zimmerer: Die Geburt des »Ostlandes« aus dem Geiste des Kolonialismus. Die nationalsozialistische Eroberungs- und Beherrschungspolitik in (post-)kolonialer Perspektive, in: Von Windhuk nach Auschwitz?, hg. von dems., Münster 2011, S. 254–289.

»Kein Mensch setzt meinem Sammeleifer Schranken«

Amalie Dietrich zwischen Herbarium und Leichenraub

STEFANIE AFFELDT

Mitte Dezember 1885 erinnerte Rudolf Virchow als Vorsitzender der ›Berliner Gesellschaft für Anthropologie‹ an deren jüngst verstorbene Ehrenmitglied, den Hamburger Kaufmann Johan Cesar VI. Godeffroy. Dieser habe weit über das gewöhnliche Blickfeld des Kaufmanns hinausgesehen und sowohl die »colonialpolitische Bewegung« angestoßen als auch geschäftliche und akademische Interessen verbunden. Durch »Agenten« und »wissenschaftliche Sendlinge« sei dabei »das weite Gebiet Ozeaniens« erkundet worden.¹

Zu diesen ›Sendlingen‹ gehörte auch Amalie Dietrich, die sich zwischen 1863 und 1872 in Australien aufhielt. Sie war auf Empfehlung von Heinrich Adolph Meyer, einem ebenfalls im Kolonialgeschäft aktiven hamburgischen Kaufmann und Elfenbeinhändler, in Godeffroys Dienste getreten. Das brachte die als Botanikerin bereits bekannte Frau in unmittelbaren Kontakt mit dem Kolonialismus und führte dazu, dass sie für ihren Auftraggeber schließlich neben Pflanzen und Tieren auch menschliche sterbliche Überreste besorgte. Diese wurden zwar gemäß dem Jargon der damaligen Anthropologie ebenfalls »gesammelt«, tatsächlich war ihre Beschaffung aber regelmäßig mit der – heute wie damals problematisierten² – Störung der Totenruhe und der Schändung von Leichnamen verbunden.

Die Erinnerung an Dietrich ist entsprechend vielschichtig. Sie hat sich in der Benennung zahlreicher Pflanzen (und einiger Tiere) in die biologische Nomenklatur eingeschrieben. Ihr Name bezeichnet unter anderem Straßen und Schulen. Die damit verbundenen Erzählungen sind in Deutschland durch verschiedene politische Systeme geprägt.³ Sie haben außerdem eine internationale Dimension. Diese stellt sich dem im Verlauf von anderthalb Jahrhunderten durchaus veränderten Weißen Blick anders dar als dem Blick der indigenen Gruppen.

Dietrichs Bild ist daher vielfach gebrochen und führt unterschiedlichste Perspektiven zusammen. Dazu gehört bereits ihre *Biographie*, die zeitgenössischen Vorstellungen

1 Rudolf Virchow: Verwaltungsbericht für das Jahr 1885, in: Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, 1885, S. 539.

2 Vgl. Deutscher Museumsbund e. V. (Hg.): Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten. Leitfaden, Berlin 2021, S. 172; Paul Turnbull: Science, Museums and Collecting the Indigenous Dead in Colonial Australia, Cham 2017, insbesondere S. 304–315.

3 Für eine detaillierte Reflektion der wechselhaften deutschen Rezeption Dietrichs vom Kaiserreich bis in die Gegenwart siehe Stefanie Affeldt und Wulf D. Hund: From ›Plant Hunter‹ to ›Tomb Raider‹. The Changing Image of Amalie Dietrich, in: Australian Studies Journal | Zeitschrift für Australienstudien, Vol. 33/34, 2019/2020, S. 89–124.

gen des Frauseins zuwiderlief. Dazu rechnen weiter die diversen *Sichtweisen*, denen sie als abenteuerliche Entdeckerin, unerschrockene Frau, tatkräftige Proletarierin oder skrupellose Leichenräuberin erscheint. Dazu zählt ferner ihre Beschäftigung mit der *Anthropologie*, die sich zu ihrer Zeit erst konstituierte und dabei zwischen Panoptikum, Wunderkammer, Völkerschau und Hörsaal oszillierte. Darunter fällt ihre naturwissenschaftliche Sammlung, mit der sie das europäische Wissen zur australischen *Botanik* im Rahmen einer Tradition bereichert hat, der es sowohl um wissenschaftliches Katalogisieren wie auch um ökonomische Aneignung ging. Zur Vervollständigung solchen Bildes müssen außerdem der *koloniale Kontext* seiner Entstehungszeit berücksichtigt und die *Folgen* einbezogen werden, die sich daraus bis heute ergeben.

Biographie

Geboren am 26. Mai 1821 in Siebenlehn als Concordia Amalie Nelle, schien Amalie Dietrichs Lebensweg vorbestimmt. Schon in jungen Jahren wissbegierig, war für die Tochter eines lederverarbeitenden Handwerkers zukünftig die Mithilfe im väterlichen Betrieb vorgesehen und der gesellschaftliche Aufstieg durch Heirat erhofft.⁴ Dass diese 1846 mit dem Apotheker Wilhelm August Salomo Dietrich erfolgte, der bald als botanischer Handlungsreisender arbeiten würde, war ökonomisch nicht besonders förderlich, verhalf Amalie Dietrich aber zur Professionalisierung des botanischen Wissens, das sie zuvor von ihrer Mutter, einer Kräutersammlerin, vermittelt bekommen hatte. Zunächst begleitete sie ihren Mann auf deutschlandweiten Sammeltouren und Geschäftsreisen, die das Paar trotz der Geburt der Tochter Charitas 1848 unternahm.

Bald trat Dietrich jedoch aus ihrer Rolle als Gehilfin heraus. Alleine unternahm sie Touren, die sie in verschiedene Städte Deutschlands und bis nach Österreich führten. Dabei pflegte sie einschlägige Kontakte zu Wissenschaftlern und anderen Fachleuten. Die zunehmende Entzweiung von ihrem Ehemann führte zu der Entscheidung, fortan eigenständig als naturkundliche Sammlerin zu arbeiten. Insbesondere vor dem Hintergrund ihrer sozialen Herkunft war dies im damaligen soziopolitischen Klima äußerst ungewöhnlich.⁵

Als Dietrich schließlich in Kontakt mit dem Hamburger Kaufmann und Reeder Johan Cesar Godeffroy trat, ließ dieser ›König der Südsee‹ gerade seine naturkundliche Sammlung in ein privates Museum umwandeln. Es umfasste Gegenstände der Fauna und Flora, aber auch ethnographische und anthropologische Exponate der südlichen Hemisphäre. Zu dessen Erweiterung beschäftigte er einen wachsenden Stab an Forschungsreisenden, dem bald auch Amalie Dietrich angehörte.⁶

4 Für Informationen zur Biographie siehe Ray Sumner: *A Woman in the Wilderness. The Story of Amalie Dietrich in Australia*, Kensington 1993, S. 11–18.

5 Vgl. Louise Otto-Peters: *Das Recht der Frauen auf Erwerb. Blicke auf das Frauenleben in der Gegenwart*, Berlin 2015 [1866], S. 60.

6 Vgl. Gabriele Hoffmann: *Das Haus an der Elbchaussee. Die Geschichte einer Reederfamilie*, Zürich 2002, S. 335, 249–251; Helene Kranz: *Das Museum Godeffroy und seine Forschungsrei-*

Ihr Australienaufenthalt begann am 7. August 1863 in Brisbane. Dass sie als Einzige der rund 450 Passagiere im Salon der ersten Klasse von Godeffroy's »La Rochelle« reiste, mag zwar Ausdruck des gehobenen sozialen Prestiges gegenüber anderen Auswandernden an Bord gewesen sein.⁷ Gleichzeitig aber bewies die gegenüber ihren Kollegen verminderte monetäre Entlohnung ihre herabgestufte Position als Forschungsreisende.⁸ Die kam auch darin zum Ausdruck, dass sie nicht an der wissenschaftlichen Auswertung ihrer Sammlung beteiligt wurde – von ihr gibt es keine eigenen Veröffentlichungen.



Zurück aus Queensland:
Amalie Dietrich 1873

In den folgenden zehn Jahren stellte Dietrich im nördlichen Queensland eine große Kollektion von Pflanzen und eine viel beachtete Sammlung an Vögeln und Spinnen zusammen. Aufsehen erregte außerdem, dass sie als erste Europäerin eine der tödlichsten Schlangen Australiens fing: den Taipan.⁹ Neben lokalen Spezies der Tier- und Pflanzenwelt übersandte sie auf Wunsch ihres Dienstherrn neben Waffen, Geräten und anderen indigen-australischen Manufakten auch ethnographische Photographien sowie acht Skelette, zwei vollständige Schädel und einen Unterkiefer aus der Nähe von Bowen und Rockhampton.¹⁰

Nach ihrer Heimkehr im März 1873 betreute Dietrich im Museum Godeffroy als Kuratorin ihre eigene Sammlung. Anschließend wurde sie als Kustodin im Botanischen Museum Hamburgs angestellt. Das kann durchaus als Ausdruck eines damals seltenen Eingeständnisses weiblicher Qualifikation gewertet werden. Am 9. März 1891 verstarb Amalie Dietrich bei einem Besuch ihrer Tochter in Rendsburg an den Folgen einer Lungenentzündung.

senden, in: Hugenotten, 71, 2007, 4, S. 147-163; Birgit Scheps: Die Australien-Sammlung aus dem Museum Godeffroy im Museum für Völkerkunde in Leipzig, in: Jahrbuch des Museums für Völkerkunde zu Leipzig, Band XL, Münster u. a. 1994, S. 194 f.

7 Vgl. Courier (Brisbane), 10. August 1863, S. 2 (La Rochelle); Hoffmann (Anm. 6), S. 199.

8 Vgl. Renate Hücking: »Die Frau Naturforscherin«. Amalie Dietrich (1821-1891), in: Pflanzenjäger. In fernen Welten auf der Suche nach dem Paradies, hg. von Kej Hielscher und ders., 4. Aufl., München u. a. 2009, S. 145; Sumner (Anm. 4), S. 26.

9 Vgl. Jürgen Tampke: The Germans in Australia, Cambridge u. a. 2006, S. 54; Peter Macinnis: Curious Minds. The Discoveries of Australian Naturalists, Sydney 2012, S. 57; Ray Sumner: Amalie Dietrich and the Taipan, in: New Beginnings. The Germans in New South Wales and Queensland: A Commemorative Volume, hg. von Johannes H. Voigt, Stuttgart, 1983, S. 262-268.

10 Vgl. Johann D.E. Schmeltz und Rudolf Krause: Die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy in Hamburg, Hamburg 1881, S. 581-584.

Sichtweisen

An deutschen Schlüsselpunkten ihres Lebens finden sich die wortwörtlichen Erinnerungsorte: Museum, Denkmäler, Straßennamen u. a. In Hamburg überwiegt eine mit Bildung verbundene Perspektive. Die im kollektiven Gedächtnis ›Amalie-Dietrich-Schule‹ genannte öffentliche Volksschule Amalie-Dietrich-Weg in Barmbek wurde 1930 gegründet. Besagter Weg ist der heutigen Grundschule Lämmersieth gewichen, dafür erinnert nahebei der Amalie-Dietrich-Stieg an ihren früheren Wohnort.¹¹ Der ›Deutsche Akademikerinnenbund‹ förderte 1960 die Errichtung und Unterhaltung eines Wohnheims für Studentinnen in Hamburg, das noch immer den Namen ›Amalie-Dietrich-Haus‹ trägt. Damit wird die Agenda der akademisch-feministischen Erinnerung an das frühe Vorbild einer unerschrockenen Forscherin fortgeschrieben.¹²

Die Unterschiedlichkeit der Erinnerungsorte – im geographischen und im übertragenen Sinne – spiegelt die Brechung der Biographie der wohl prominentesten, aber auch umstrittensten Figur unter Godeffroys Reisenden wider.

Als bedeutende Forscherin hatte sie mit Hilfe ihrer autodidaktisch beigebrachten Kenntnisse höchste Meriten insbesondere in der Botanik erworben, eine extensive Kollektion der Fauna und Flora Queenslands angelegt und Beobachtungen über lokale indigene Gruppen aufgezeichnet.¹³

Als selbstbestimmte Frau, die hart für ihren Aufstieg in einem von Männern dominierten Berufsfeld arbeitete, wurde Dietrich in der Deutschen Demokratischen Republik zum Rollenbild einer aus dem Proletariat stammenden Frau, die sich in Eigeninitiative Bildung aneignete.¹⁴ Der Popularisierung dieses Narratives dienten selbst Comics, die sich gleich zweimal – Mitte der 1960er und Ende der 1970er Jahre – mit ihren australischen Abenteuern beschäftigten.¹⁵

Die Rolle der Frau in der Gesellschaft wurde an beiden Enden des politischen Spektrums durch sie thematisiert. So veröffentlichte einerseits Elisabeth Langgässer zur Zeit des Nationalsozialismus das Hörspiel »Frauen als Wegbereiter: Amalie Dietrich«, in dem »das Problem der berufstätigen Mutter, die ein großes Ziel verfolgt«,

11 Vgl. Detlev Bauer: Geschichte der Schule ab 1928, https://schule-laemmersieth.hamburg.de/?page_id=1615 (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); Brita Reimers: Amalie-Dietrich-Stieg, <https://www.hamburg.de/clp/frauenbiografien-suche/clp1/hamburgde/onepage.php?BIOID=3213&qN=Dietrich> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

12 Vgl. Bärbel Maul: Akademikerinnen in der Nachkriegszeit. Ein Vergleich zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der DDR, Frankfurt u. a. 2002, S. 114.

13 Vgl. Susanne Fülleborn: Die ethnographischen Unternehmungen des Hamburger Handelshauses Godeffroy, Magisterarbeit, Institut für Ethnologie, Hamburg 1985, S. 88 f.; Hücking (Anm. 8), S. 159; Mary R. S. Creese und Thomas M. Creese: Ladies in the Laboratory III. South African, Australian, New Zealand, and Canadian Women in Science. Nineteenth and Early Twentieth Centuries. A Survey of Their Contributions, Lanham u. a. 2010, S. 43.

14 Vgl. Affeldt und Hund (Anm. 3), S. 107-110.

15 Vgl. Die Trommel, 1965, Nr. 42-46, (Christa Altenburger und Bernhard Kluge: Amalie Dietrich, eine Frau in Australien); Für Dich, 1978, Nr. 22-52 (Bernd Günther: Amalie setzt sich durch).

geschildert wurde.¹⁶ Andererseits war es ausgerechnet die von Anna Seghers angeführte Kindheitserinnerung an ihre Lektüre von Charitas Bischoffs »Amalie Dietrich. Ein Leben«, die eine erneute Herausgabe des Buches in den 1970er Jahren in der Deutschen Demokratischen Republik maßgeblich unterstützte.¹⁷

Dabei ist dieses Werk von Dietrichs Tochter bereits kurz nach der Erstveröffentlichung 1909 von den Zeitgenoss*innen kritisch aufgenommen worden. So bezweifelte ein Rezensent insbesondere die Authentizität der Briefe, die Dietrichs Aufenthalt in Australien schildern. Sie seien keine »historische(n) Dokumente« und das Werk deswegen »ein Roman und keine Biographie«.¹⁸ Ray Sumner erklärt in ihrer detaillierten Dekonstruktion die Geschichte Dietrichs zur »story of three women«: neben den historischen Frauen Amalie Dietrich und Charitas Bischoff gebe es die von Bischoff erdachte Dietrich, die durch die Biographie in das allgemeine Wissensarchiv eingegangen und zur Grundlage aller nachfolgenden Arbeiten geworden sei.¹⁹

Während in der Biographie wenig zu den Umständen der Beschaffung der anthropologischen Exponate vermerkt wurde (und auch die Sekundärliteratur erst spät die Herkunft anthropologischer »Sammelstücke« problematisiert), ist gerade diese Episode zentral für den Blick indigener Australier*innen. Sie sehen Dietrich auf der Seite derjenigen, die koloniale Gewalt ausübten und mit dieser verbundenes Unrecht begingen.²⁰

Im »Weißen« Australien erreichte Amalie Dietrich zwar nie den Bekanntheitsgrad anderer deutscher Forschenden.²¹ Doch Anfang der 1990er geriet sie in den Fokus der Öffentlichkeit, als sie der – traditionell eher die »Errungenschaften« der Weißen Siedlergesellschaft zelebrierende – »Bulletin« als »Angel of Black Death« auf sein Cover setzte.²² Der reißerische Artikel beschäftigt sich mit einer Unterstellung, die sich in der lokalen »oral history« bis heute gehalten hat. Bei einem Besuch einer Farm nahe

16 Anthony W. Riley: Elisabeth Langgässers frühe Hörspiele (mit bisher unbekanntem biographischem Material), in: Literatur und Rundfunk, 1925-1933, hg. von Gerhard Hay, Hildesheim 1975, S. 367.

17 Vgl. Günther Wirth: Von Siebenlehn nach Australien, in: Amalie Dietrich. Ein Leben erzählt von Charitas Bischoff, hg. von Charitas Bischoff, Berlin 1980, S. 307; Karl-Heinz Ulrich, »Besser ein schweres Leben«, in: Standpunkt, Vol. 6, S. 66.

18 Hamburger Correspondent und neue hamburgische Börsen-Halle, 13. Dezember 1912, S. 2 (Georg Pfeffer: Charitas Bischoff. Bilder aus meinem Leben).

19 Sumner (Anm. 4), S. 3; außerdem Birgit Scheps: Das verkaufte Museum. Die Südsee-Unternehmungen des Handelshauses Joh. Ces. Godeffroy & Sohn, Hamburg, und die Sammlungen »Museum Godeffroy«, Keltern-Weiler 2005, S. 92.

20 Vgl. Fiona Foley: A Blast from the Past, in: Performing Hybridity, hg. von May Joseph, Jennifer Natalya Fink, Minneapolis 1999, S. 46-58.

21 Im 19. Jahrhundert führte die Anwesenheit von deutschen Forschern und Anthropologen wie Herbert Basedow, Ludwig Becker, Erhard Eylmann, Hermann Klaatsch, Ludwig Leichhardt und Theodor Strehlow zu einer »relative over-representation of Germans in positions of scientific leadership« – Roderick Weir Home: Science as German Export to Nineteenth-Century Australia, London 1995, S. 17.

22 Cover des »Bulletin«, 12. November 1991.

Rockhampton soll Dietrich die Bewohner um die Tötung eines ›Aborigines‹ gebeten haben.²³

Anthropologie

Und alle diese Naturwunder, ob es nun unscheinbare Moose [...] oder Gerätschaften, Schädel und Skelette der Eingeborenen sind, alle, alle dienen dazu, mich mit der alten Heimat zu verknüpfen. Unsichtbare Fäden ziehen dadurch hinüber und herüber; von mir zu all den Gelehrten, die die Sachen bearbeiteten, von ihnen wird mir Anerkennung.²⁴

Diese Aussage Amalie Dietrichs verweist auf reale Netzwerke. Dietrich mag eine »antithesis of the conventional scientific figure« gewesen sein.²⁵ Ihre Beteiligung an Godeffroys musealen wissenschaftsbezogenen Geschäften ermöglichte ihr dennoch die (begrenzte) Teilhabe an der (männlich dominierten) anthropologischen Wissenschaft, die menschliche Knochen zur Grundlage ihrer Forschung machte.

Deren Beschaffung an den kolonialen ›Grenzen‹ des britischen Imperialismus erfolgte zunächst durch Laien, wurde aber zunehmend professionalisiert.²⁶ Dabei versuchten nicht zuletzt Mediziner aus den Kolonien, ihr kulturelles Kapital durch den Tausch ›anthropologischen Materials‹ aufzuwerten.²⁷

Das veränderte die »salvage anthropology«, die alles eventuell aus- und verwertbare der vermeintlich aussterbenden indigenen Völker zusammengetragen hatte. An ihre

23 Vgl. David Monaghan: The Bodysnatchers. Cover Story, Bulletin vom 12.11.1991, Cover, S. 30–38. In Deutschland fand diese Überlieferung erst 2011 im »Geo«-Artikel von Matthias Glaubrecht: Der Beutezug, Geo, 3, 2011, S. 118–131, und dem daraus entstandenen TV-Beitrag »Mordakte Museum« ein breiteres Publikum. Laut Birgit Scheps-Bretschneider widerlegen zeitgenössische Quellen aus einem queensländischen Archiv diese direkte Beteiligung Dietrichs und bezeugen die Herkunft der Skelette aus einem Massaker nahe Bowen – Interview mit Birgit Scheps-Bretschneider im Rahmen von Marko Rössler: ZeitZeichen. Todestag Amalie Dietrich, <https://www1.wdr.de/radio/wdr5/sendungen/zeitzeichen/dietrich-106.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Dies wiederum bekräftigt allerdings die Forderung nach einer weitergehenden Untersuchung der Einbindung Dietrichs in den gewaltbestimmten zeitgenössischen kolonialen Kontext.

24 Charitas Bischoff: Amalie Dietrich. Ein Leben erzählt von Charitas Bischoff, Berlin 1909, S. 281f. (Brief an Bischoff, 12.4.1864).

25 Sumner (Anm. 4), S. 61 – obgleich diese Einschätzung nicht unbedingt der botanischen Praxis in Australien entsprach, siehe den Abschnitt ›Botanik‹.

26 Vgl. Helen MacDonald: Possessing the Dead. The Artful Science of Anatomy, Carlton (Vic) 2010.

27 Zu den verschiedenen Dimensionen der »political economy of bone collecting«, vgl. Helen MacDonald: Human Remains. Episodes in Human Dissection. Carlton (Vic.) 2005 – siehe S. 108 für das Zitat.

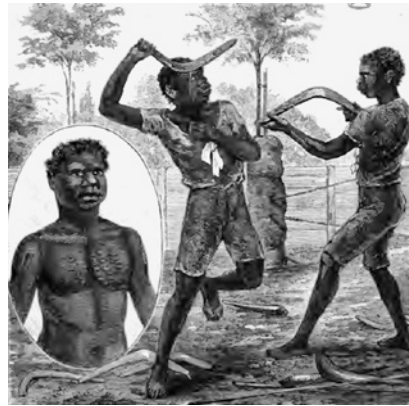
Stelle traten »Schausammlungen«, die der Öffentlichkeit seltene und besonders bedeutende Stücke präsentierten.²⁸

Diese Popularisierung der Anthropologie erfolgte nicht nur durch museale Präsentation der Artefakte und Knochen indigener Bevölkerungen, sondern auch durch die Darbietungen »lebendiger Wilder« auf den Weltausstellungen des späten 19. Jahrhunderts. In Hamburg inszenierten die von Carl Hagenbeck veranstalteten Völkerschauen indigene Australier*innen, die einer breiten Öffentlichkeit als »boomerang throwers«, Krieger, Kletterkünstler und nicht zuletzt »Kannibalen« präsentiert wurden.²⁹

Die zur Schau gestellten Menschen boten nicht nur ein Spektakel für die Öffentlichkeit. Sie wurden von den heimischen Wissenschaftler*innen auch als Untersuchungsobjekte betrachtet und begutachtet. Das bot ihnen nicht nur willkommene Forschungsmöglichkeiten, sondern sie lieferten gleichzeitig wiederum wissenschaftliche »Gütesiegel«, die den Besucher*innen versicherten, es mit »echten Wilden« zu tun zu haben.³⁰ Da die zur Schau gestellten Menschen während ihrer Tournées nicht selten Krankheiten zum Opfer fielen, führte das auch zur Bereicherung der anatomischen Sammlungen.

Die in solchem Kontext in den europäischen Metropolen getätigten Expertisen entstanden im Dialog mit Reisenden wie Dietrich. Ihre vor Ort aufgezeichneten ethnographischen und anthropologischen Beobachtungen wurden ebenso wie die von ihnen übersendeten Kulturmateriale und menschlichen Überreste im metropolen Wissenschaftsbetrieb verifiziert.

Die anthropologische Knochenbeschaffung an der kolonialen Grenze war allerdings nicht nur eine rein wissenschaftliche Unternehmung. Sie war in eine komplexe Struktur aus militärischen, wirtschaftlichen und anderen kolonialen Interessen eingebettet.³¹



Hagenbecks australische »Boomerangwerfer«: Völkerschau im Zoologischen Garten zu Dresden, 1882, Ausschnitt

28 Glenn H. Penny: *Objects of Culture. Ethnology and Ethnographic Museums in Imperial Germany*, Chapel Hill 2002, zu »salvage anthropology« S. 53, zu »Schausammlungen« S. 147; Andrew Zimmerman: *Anthropology and Antihumanism in Imperial Germany*, Chicago u. a. 2001.

29 Vgl. Anne Dreesbach: *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870-1940*, Frankfurt a. M., New York 2005, S. 59 f., 164; Roslyn Poignant: *Professional Savages. Captive Lives and Western Spectacle*, New Haven 2004, S. 115.

30 Vgl. Poignant (Anm. 29), S. 155.

31 Vgl. Paul Turnbull: *Science, National Identity and Aboriginal Body Snatching in Nineteenth Century Australia*, London 1991; Raymond Evans: *On the Utmost Verge. Race and Ethnic Relations at Moreton Bay, 1799-1842*, in: *Queensland Review*, 15, 2008, 1, S. 1-18.

Das Beispiel des Museums Godeffroy zeigt eindrücklich, wie die kolonialwirtschaftliche zunehmend mit der wissenschaftlichen Erschließung überseeischer Länder einherging. So lobte der Gründungsdirektor des Museums für Völkerkunde in Berlin, Adolf Bastian, den unschätzbaren Wert der Godeffroy'schen Exponate, die insbesondere auf der Einzigartigkeit der Manufakte nahezu ›verschwundener‹ indigener Australier*innen basierte.³²

Als das Museum schließlich Mitte der 1880er zum Verkauf stand, befürchtete die lokale Presse, dass Hamburg sein Großstadtimage verlöre, wenn es die Ausübung der kolonial ausgerichteten Wissenschaftspolitik nicht überzeugend dokumentieren könne. Der Senat hoffte vergeblich auf die Schenkung der Godeffroy-Sammlung, die zu einem Hamburger (und Leipziger) Politikum wurde.³³ Denn Leipzig erstand den größten Teil der ethnographisch-anthropologischen Sammlung, geriet aber in Verruf, Godeffroys »excellent materials from Melanesia« nun unter »miserable conditions« auszustellen.³⁴ Unter den Exponaten waren sehr wahrscheinlich auch die von Dietrich übersandten Skelette.³⁵ Die mit deren ›Sammlung‹ verbundenen Skandalisierungen haben Dietrichs Bild als Pflanzensammlerin erheblich negativ beeinflusst.

Botanik

Es ist mir ein besonderes Vergnügen, diese entschieden neuen Arten nach ihrer, im Dienste der Wissenschaft ebenso eifrigen, wie mutigen Entdeckerin benennen zu können.³⁶

Nach Amalie Dietrich wurde eine beachtliche Anzahl an Pflanzen (und Tieren) benannt.³⁷ Während die ›Benennungsmacht‹ den Frauen grundsätzlich versagt blieb,³⁸ war es beim australischen Botanisieren durchaus üblich, weibliche Unterstützung für

32 Vgl. H. Glenn Penny: Science and the Marketplace. The Creation and Contentious Sale of the Museum Godeffroy, in: *Pacific Arts*, 21/2, 2000, S. 7, 13-15.

33 Vgl. ebd., S. 56 f.; Scheps (Anm. 19), S. 218.

34 Kristian Bahnson: Ethnographical Museums, in: *The Archaeological Review*, 2/1, 1888, S. 14.

35 Vgl. Scheps (Anm. 19), S. 95.

36 Bischoff (Anm. 24), S. 409 (Brief von Johann D. E. Schmeltz an Amalie Dietrich, 5.11.1870).

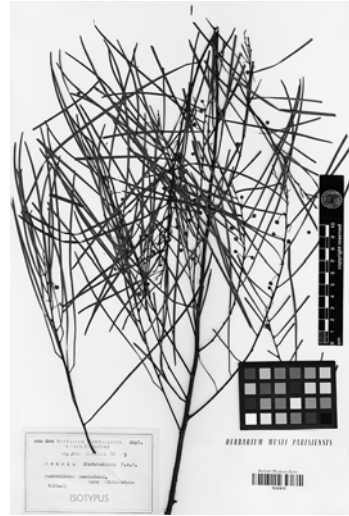
37 Vgl. u. a. Peter Sundermann: 100 berühmte Sachsen, Erfurt 2010, S. 76; Peter Macinnis (Anm. 9), S. 57; Birgit Scheps: Amalie Dietrich (1821-1891) and Queensland, in: *Germans in Queensland. 150 Years*, hg. von Andrew G. Bonnell und Rebecca Vonhoff, Frankfurt a. M. 2012, S. 47; Ilse Jahn: Amalie Dietrich (1821-1891). Botanikerin und Forschungsreisende, in: *Können, Mut und Phantasie*, hg. von Annemarie Haase und Harro Kieser, Weimer u. a. 1993, S. 121. Für eine Übersicht der von Dietrich gesammelten und nach ihr benannten Pflanzen siehe Australian National Herbarium: Dietrich, Konkordia Amalie (nee Nelle) (1821-1891), <https://www.anbg.gov.au/biography/dietrich-amalie.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); Sumner (Anm. 4), S. 8.

38 Vgl. Susan K. Martin: Gender, Genera, Genre, and Geography. Colonial Women's Writing and the Uses of Botany, *Journal of the Association for the Study of Australian Literature*, S. 30-39, S. 32.

die Kollektion einheimischer Pflanzen einzuwerben. So hatte der in Melbourne wirkende Botaniker Ferdinand von Mueller – der eine Akazie nach Dietrich benannte³⁹ – eine große Gruppe von Pflanzensammlerinnen auf dem australischen Kontinent organisiert. Sie wurden unter anderem durch Zeitungsanzeigen im entlegensten ›bush‹ angeworben und die engagiertesten unter ihnen durch Berücksichtigung ihrer Namen bei der Benennung der neuentdeckten Pflanzen bedacht.⁴⁰

Schon Carl von Linné hat sich gegen die Übernahme indigener Pflanzennamen in den wissenschaftlichen Sprachgebrauch ausgesprochen. Für ihn waren die Pflanzen – so wie Erdteile, Inseln und anderen Landschaftsformationen – erst nach ihrer ›Entdeckung‹ in einen angemessenen (europäischen) Wissenshorizont integriert worden. Deswegen sah er es als Recht (und Pflicht) an, die Pflanzen von ihren ›barbarischen‹ Namen zu befreien und ihnen griechische und lateinische Namen zu geben – ergänzt durch die Namen derer, die sie entdeckt hatten.⁴¹

Trotz ihres Beitrags zu der botanischen Erschließung kolonialer Gebiete und ihrer Natur-schätze wurden das dabei generierte Wissen und die ›gesammelten‹ Exponate auch zu ökonomischen Zwecken genutzt.⁴² Der Verkauf von Doubletten aus dem Museum Godeffroy, die es in großer Zahl gab, war Teil dieser kommerziellen Seite. So verwies die »Botanische Zeitung« im Januar 1867 auf Godeffroys Katalog »Neuholländische Pflanzen«, gesammelt von Frau Amalie Dietrich, am Brisbane River, Col. Queensland«.



Acacia dietrichiana: gesammelt von A. Dietrich 1868, benannt von F. v. Mueller, 1882, ex. Herb. Godeffroy

39 Siehe Sara Maroske und Alison Vaughan: Ferdinand Mueller's female plant collectors. A biographical register, in: *Muelleria*, Vol. 32, 2014, S. 92-172, S. 111 f. Mueller hatte dem deutschen Botaniker Exemplare aus Dietrichs Sammlung abgekauft, der ihre Sammlung wissenschaftlich bearbeitet hatte – siehe Christian Luerssen: Zur Flora von Queensland. Verzeichnisse der von Frau Amalie Dietrich in den Jahren 1863-1873 an der Nordostküste von Neuholland gesammelten Pflanzen, nebst allgemeinen Notizen dazu, in: *Journal des Museum Godeffroy*, III. Band, Hamburg 1902, S. 1-22, 233-254.

40 Vgl. Penny Olsen: *Collecting Ladies. Ferdinand von Mueller and Women Botanical Artists*, Canberra 2013.

41 Vgl. Londa Schiebinger: *Plants and Empires. Colonial Bioprospecting in the Atlantic World*, Cambridge Mass, u. a. 2007, S. 200.

42 Vgl. Felix Brahm: Imperialismus und Kolonialismus, in: *Handbuch Wissenschaftsgeschichte*, hg. von Marianne Sommer, Staffan Müller-Wille und Carsten Reinhardt, Stuttgart 2017, S. 284-294; hier S. 289; Londa Schiebinger und Claudia Swan: *Colonial Botany. Science, Commerce, and Politics in the Early Modern World*, Philadelphia 2007.

Sie fügte hinzu, dass daraus rund 350 Arten »zu 10 Thlr. Preuss. Cour. die Centurie« geliefert werden können.⁴³ Das British Museum verzeichnete als Neuanschaffung für das Herbarium 250 Spezies aus Brisbane (»collected by A. Dietrich; purchased from the Godeffroy Museum«).⁴⁴

Während ihres Aufenthaltes in Queensland stellte Dietrich »die größte Sammlung an zoologischem und botanischem Material zusammen, die je von einer Einzelperson in der Feldforschung geschaffen wurde«.⁴⁵ Neben anthropologischen und ethnologischen Exponaten und Photographien⁴⁶ übersandte sie eine beachtliche Kollektion bis dahin in Europa unbekannter Pflanzen, Samen und Hölzer, aber auch Amphibien, Spinnen, Insekten, Krebse, Säuget- und Meerestiere – insgesamt über zweitausend Spezies und viele davon neue Arten.⁴⁷ Duplikate dieser Exemplare der queensländischen Flora und Fauna fanden Eingang in die Herbarien der australischen Metropolen, andere wurden weltweit unter anderem nach Prag, Kopenhagen und Singapur, aber auch an das Berliner Naturkundemuseum versandt.⁴⁸

Auch Hamburg profitierte von Dietrichs überseeischer Umtriebigkeit. Der »bemerkenswerthe Zuwachs« am Botanischen Museum zu Hamburg war die 1886 vom Museum Godeffroy aufgekaufte – mit mehr als 33.000 Exponaten »überraschend

43 Botanische Zeitung, 25, 1867, 4, S. 31. Für Hinweise zu Godeffroys Verkaufskatalog siehe Rüdiger Bieler und Richard E. Petit: Molluscan taxa in the publications of the Museum Godeffroy of Hamburg, with a discussion of the Godeffroy Sales Catalogs (1864-1884), the Journal des Museum Godeffroy (1873-1910), and a history of the museum, Auckland 2012; Neal L. Evenhuis: The Godeffroy Museum Catalogs in Relation to Fiji Terrestrial Arthropods: Introduction and Review of Myriapoda, Diptera, Odonata, and Smaller Hexapod Orders. Bishop Museum Occasional Papers, 2017, 91, S. 17-28.

44 House of Commons: Accounts and Papers of the House of Commons, S. 160 (in der Sektion: Account of the Income and Expenditure of the British Museum (Special Trust Funds), for the Financial Year ended the 31st day of March 1875, S. 36).

45 Scheps (Anm. 19), S. 100.

46 Vgl. Ray Sumner: Amalie Dietrich and the Aborigines. Her contribution to Australian anthropology and ethnography. Australian Aboriginal Studies, 1993, 2, S. 2-19; dies.: Photographs of Aborigines of north-east Australia. A collection of early Queensland Aboriginal photographs, made by Amalie Dietrich for the Museum Godeffroy, Aboriginal History, 10, 1986, 2, S. 157-169.

47 Vgl. Friedrich Wilhelm Klatt: Die von Frau Amalie Dietrich für das frühere Museum Godeffroy in Ost-Australien gesammelten Compositen, Jahrbuch der Hamburgischen Wissenschaftlichen Anstalten, Hamburg 1891, S. 115-117; Hücking (Anm. 8), S. 159; Helene Kranz: Das Museum Godeffroy, 1861-1881. Naturkunde und Ethnographie der Südsee. Hamburg 2005, S. 20. Für eine Übersicht der verschiedenen Spezies siehe Ray Sumner: Media, Misogyny and Amalie Dietrich, <https://dietrich-feier.simplesite.com/435976580> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

48 Vgl. Hannah McPherson: The Australian botanical collections of 19th Century German naturalist Amalie Dietrich, <http://www.aga.org.au/wp-content/uploads/2011/10/AGA-Report-Hannah-McPherson-20-August-2009LR.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

umfangreiche« – botanische Sammlung. Diese trug maßgeblich zum Grundstock des Herbarium Hamburgense bei.⁴⁹

Der koloniale Kontext

Kein Mensch setzt meinem Sammeleifer irgendwelche Schranken.⁵⁰

So schrieb Amalie Dietrich ihrer Tochter am 12. April 1864 aus Rockhampton. Trotz der zweifelhaften Authentizität dieser Quelle liefert die vielzitierte Aussage die Möglichkeit historischer Kontextualisierung. Keine Schranken setzten Godeffroy und die Wissenschaftler in Deutschland, die neben Exemplaren der Flora und Fauna Queenslands bald auch nach Knochen verlangten. Das wiederum bedeutete, dass gegenüber den Objekten ihrer Begierde alle Schranken mitmenschlichen Verhaltens zur Disposition standen und ihnen nicht selten das Menschsein überhaupt abgesprochen wurde.

Rudolf Virchow sicherte sich bald nach der Übersendung der von Dietrich entwendeten und übersandten sterblichen Überreste sowohl einen Großteil des Knochenmaterials als auch das Vorrecht an der Publikation der Untersuchungsergebnisse;⁵¹ denn diese in Kontinentaleuropa ersten vollständigen Skelette indigener Australier*innen waren als »sehr grosse Seltenheit« entsprechend umkämpft.⁵² Australien hatte im Kontext der »Knochenbeschaffung« immer eine bedeutende Rolle gespielt,⁵³ insbesondere weil die indigenen Australier*innen im anthropologischen Diskurs der Zeit zu den »primitivsten« Vertretern der Menschheit gezählt und als geradezu paradigmatische »Wilde« betrachtet wurden – »auf einer der tiefsten Stufen der Cultur und fast aller künstlerischen Neigungen bar«.⁵⁴

Ihre Einstufung war durchaus zwiespältig. Als »lebende Fossilien« sollten die indigenen Australier Menschen im Urzustand darstellen, und als »black Caucasians« sollten sie eine niedrigere Stufe in der Entwicklung der Europäer*innen repräsentieren.⁵⁵ So bo-

49 Max Lierau: Das botanische Museum und bot. Laboratorium für Waarenkunde zu Hamburg, *Botanisches Centralblatt*, 38, 1889, 2, S. 558 f.

50 Bischoff (Anm. 24), S. 281.

51 Vgl. Paul Turnbull: The Body and Soul Snatchers, in: *Eureka Street*, 7/7, 1997, S. 36. Allerdings wurden lediglich 20 nach den Vorgaben von Virchow gefertigte ethnographische und anthropologische Tafeln in einem posthumen Beitrag im Heft X des *Journals* des Museums Godeffroy veröffentlicht.

52 Johann D. E. Schmeltz: In Memoriam Rudolph Virchow, in: *Internationales Archiv für Ethnographie*, Bd. XVI, 1904, S. iii.

53 Vgl. Cressida Fforde: Collecting the Dead. Archaeology and the Reburial Issue, London 2004.

54 Schmeltz und Krause (Anm. 10), S. xxii.

55 Vgl. Russell McGregor: An Aboriginal Caucasian. Some uses for racial kinship in early twentieth century Australia, in: *Australian Aboriginal Studies*, 1, 1996, S. 11.

ten auch die Gerätschaften Australiens und der Südsee »Gelegenheit zu interessanten Vergleichen mit den Resten unserer eigenen europäischen Steinzeit«.⁵⁶

Dabei sorgte die koloniale Gewalt, die mit der Besiedlungspolitik einherging,⁵⁷ für einen massiven Rückgang der indigenen Bevölkerung, so dass sie während des 19. Jahrhunderts zu einer »aussterbenden Rasse« erklärt wurde.⁵⁸ Dies erhöhte die wissenschaftliche Begehrlichkeit hinsichtlich ihrer Körper zusätzlich. Hinzu kam, dass für die Deckung des Bedarfs an Angehörigen »reine[r] unvermischte[r] Menschenrassen« angeblich »einzig und allein Australien und die Inseln der Südsee« die »Typen jener fernliegenden Epoche aufbewahrt« hätten, die die Anthropologie als »unverfälschte« Untersuchungsobjekte betrachtete.⁵⁹

Die Konfliktsituation an der kolonialen Grenze, in deren Zentrum sich Amalie Dietrich bei ihrem Aufenthalt in Queensland befand,⁶⁰ begünstigte die Befriedigung anthropologischer Interessen durch die gewaltsamen Zusammenstöße mit der indigenen Bevölkerung. So bedauerte Ende des 19. Jahrhunderts ein Museumskurator ausdrücklich, dass der Rückgang der europäisch-australischen Konflikte auch einen Rückgang des Nachschubs an indigenen menschlichen Überresten bedeute: »The shooting season is over in Queensland, and the ›Black Game‹ is protected now by more humane laws than formerly. So it is impossible to obtain reliable skulls & skeletons«.⁶¹

Folgen

Die Entwendung der Körper Verstorbener blieb nicht ohne Opposition und wurde innerhalb der Siedlergesellschaft bereits in der Hochphase des kolonialen Leichenraubes vor dem Hintergrund moralischer Bedenken diskutiert und skandalisiert (und gelegentlich auch Gegenstand juristischer Auseinandersetzungen). Die aktuellen Restitutionsdebatten gehen hingegen von indigenen Gruppen aus, die sich mit Nachdruck für die Rückführung ihrer Vorfahren einsetzen.⁶² Dies geht mit durchaus schmerzhaft-

56 Johann D.E. Schmeltz: Führer durch das Museum Godeffroy. Mit 2 Plänen und 2 Holzschnitten, Hamburg 1882, S. 40.

57 Vgl. Stefanie Affeldt: Consuming Whiteness. Australian Racism and the ›White Sugar‹ Campaign, Berlin 2014, S. 136–145.

58 Vgl. Patrick Wolfe: Settler colonialism and the elimination of the native, in: Journal of Genocide Research, 8/4, 2006; insbesondere für Australien: Ben Kiernan: Genocidal Violence in Nineteenth-Century Australia, in: Blood and Soil. A World History of Genocide and Extermination from Sparta to Dafur, hg. von dems., New Haven u. a. 2007.

59 Schmeltz und Krause (Anm. 10), S. 548.

60 Vgl. Raymond Evans: Picking Over the Bones. Amalie Dietrich and Colonial Queensland, Australian Studies Journal | Zeitschrift für Australienstudien, Comment Section, <https://doi.org/10.35515/zfa/asj.3334/201920.14> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

61 E. P. Ramsay zit. nach Paul Turnbull: ›Ramsay's Regime‹. The Australian Museum and the Procurement of Aboriginal Bones, 1874–1900, in: Aboriginal History, 15/2, 1991, S. 115.

62 Vgl. Colin Pardoe: Eye of the Storm. The Study of Aboriginal Human Remains in Australia, in: Journal of Indigenous Studies, 2/1, 1991, S. 17.

ten Tätigkeiten einher – mit der Lokalisierung der menschlichen Überreste und der Geltendmachung von Rückforderungsansprüchen, mit Bürokratie und Logistik zur Durchführung der Repatriierung und, nicht zuletzt, dem Umgang mit den rückgeführten Überresten (Identifikation, Zuordnung und Beisetzung).⁶³

Die heutigen Rückgabediskurse zeigen oft die Fortschreibung des kolonialen Paternalismus in der Gegenwart. Betont wird die Bedeutung der (»europäischen«) Wissenschaft (gegenüber indigenem Totengedenken). »Sammlungen« werden als »wertvolle Grundlage für die Methodenentwicklung in der Anthropologie« gepriesen, deren »großes Potenzial für die unterschiedlichsten naturwissenschaftlichen und medizinischen Fragestellungen« betont und für den »Erhalt der vorhandenen historischen Schädel- und Skelettsammlungen« plädiert.⁶⁴ Umgekehrt wird den Nachfahren der Betroffenen zugemutet, sich in einem umfangreichen Antragsverfahren für die Rückführung sterblicher Überreste als spezifisch Berechtigte auszuweisen und dabei nachzuweisen, dass diese Überreste in einem »Unrechtskontext« erworben und »gegen den Willen des Betroffenen bearbeitet und aufbewahrt wurden oder werden«.⁶⁵ Selbst in grundsätzlich auf Kooperation ausgelegten Bestrebungen im Umgang mit sterblichen Überresten indigener Menschen werden ideelle »Schutzwälle« aufgebaut. Sie sollen die koloniale Vergangenheit und das in ihr (durchaus zugegebene) begangene Unrecht von einer postkolonialen Anthropologie trennen, die diese Knochensammlungen ungeachtet ihres Entstehungszusammenhangs zur Forschung nutzen will.⁶⁶

Dabei führt die faktische Verfügbarkeit von Knochen und anderen menschlichen Überresten zu dem Bestreben, sie vor einer Restitution (auch gegen den Willen der Nachfahren) zu untersuchen und womöglich für die Wissenschaft zu erhalten. Gleich-

63 Vgl. Cressida Fforde, Jane Hubert und Paul Turnbull: *The Dead and their Possessions. Repatriation in Principle, Policy, and Practice*, London, New York 2002; Paul Turnbull: *Ancestors, not Specimen. Reflections on the Controversy over the Remains of Aboriginal People in European Scientific Collections*, in: *The Electronic Journal of Australian and New Zealand History*, 1997.

64 Ursula Wittwer-Backofen und Stefan Schlager: *Anthropologische Zugänge zur Provenienzkklärung menschlicher Skelettüberreste in Sammlungen*, in: *Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen*, hg. von Holger Stoecker, Thomas Schnalke und Andreas Winkelmann, Berlin 2013, S. 224–243; hier S. 225 (»wertvolle Grundlage«); Barbara Teßmann und Bettina Jungklaus: *Der Wert anthropologischer Sammlungen für die naturwissenschaftliche Forschung*, in: *Sammeln, Erforschen, Zurückgeben? Menschliche Gebeine aus der Kolonialzeit in akademischen und musealen Sammlungen*, hg. von Holger Stoecker, Thomas Schnalke und Andreas Winkelmann, Berlin 2013, S. 290–311; hier S. 290 (»Potenzial«, »Erhalt«).

65 Wiebke Ahrndt: *Zum Umgang mit menschlichen Überresten in deutschen Museen und Sammlungen. Die Empfehlungen des Deutschen Museumsbundes*, in: Stoecker, Schnalke und Winkelmann (Anm. 64), S. 314–322, S. 315 f.

66 Vgl. z. B. Stoecker, Schnalke und Winkelmann (Anm. 64), wo einige der Autoren den Rückgabeforderungen die Entwicklungen moderner Untersuchungsverfahren die besondere »Qualität« der alten sterblichen Überreste und die angebliche Freiwilligkeit eines »Knochenhandels« entgegenhalten.

chermaßen wird eine ›Zweckentfremdung‹ der Knochen durch die indigenen Gruppen behauptet: die Rückgabeforderungen würden als Grundlage für politische Auseinandersetzung zwischen den Nachfahren genutzt.⁶⁷

Die Schändung der (größtenteils anonymen) Gräber, der Raub aus Leichenhallen und Krankenhäusern und die genozidalen Massaker, die für den Nachschub an ›Untersuchungsobjekten‹ sorgten,⁶⁸ führten dazu, dass ein Großteil der indigenen Körper oder Körperteile nicht als die von verstorbenen Individuen den Weg in die europäischen Sammlungen fanden.

Die Erinnerung an Amalie Dietrich kann sich deswegen nicht in dem Vermerk erschöpfen, dass »[i]hre zeitübliche kleine anthropologische Sammlung [...] heute kritisch bewertet« wird.⁶⁹ Sie muss perspektivisch differenziert und vor allem auch im Kontrast zu der Erinnerung indigener Australier*innen an ihre ermordeten Vorfahren gesehen werden, deren sterbliche Überreste geschändet und nach Europa verbracht wurden.⁷⁰

Während im ersten Fall eine individuelle Person im Mittelpunkt steht, haben Letztere neben ihrem biologischen Tod auch einen sozialen Tod erlitten. Als anonymisierte Vertreter*innen ihrer ›Rasse‹ wurden ihnen (jedenfalls in der großen Mehrzahl der Fälle) die Totenruhe und jegliche Individualität genommen. Das führt dazu, dass selbst erfolgreich durchgeführte Repatriierungsprojekte am Ende oft vor ›namenlosen‹ Knochen stehen, für die ein verallgemeinernder Gedenkstein eine individuelle Erinnerung ersetzen muss. Im Falle der Skelette und Schädel jener indigenen Australier*innen, die von Amalie Dietrich nach Hamburg gebracht wurden, bleibt nicht einmal diese Möglichkeit. Sie wurden nach Leipzig verkauft und sollen dort im Zweiten Weltkrieg verbrannt sein.⁷¹

Das letzte Wort dazu scheint allerdings noch nicht gesprochen. Im April 2019 wurde dem Projekt freiburg-postkolonial.de ein anonymes Paket mit einem menschlichen Schädel aus Australien übergeben. Dessen Herkunft ist bislang ungeklärt. Doch eine Inventarnummer aus dem Museum Godeffroy, das geschätzte Alter des Schädels und der verzeichnete Herkunftsort Rockhampton boten Anlass zu der Mutmaßung, dass er von Dietrich ›gesammelt‹ wurde. So äußerte sich jedenfalls die Universität Freiburg, an die der Schädel weitergeleitet wurde. Der dort zuständige Wissenschaftler

67 Vgl. Tiffany Jenkins: *Contesting Human Remains in Museum Collections. The Crisis of Cultural Authority*, New York 2011, S. 141.

68 Vgl. Fforde (Anm. 53), S. 53.

69 So lautet die Umsetzung der vorhergehenden Ankündigung des Landesfrauenrates Sachsen, dass auf der Mitte April 2021 eingeweihten »Tafel [...] ihr Lebenswerk aber auch kritisch betrachtet und bewertet werden« soll – Tafelweihe zu Ehren Amalie Dietrichs, <https://landesfrauenrat-sachsen.de/veranstaltungen/tafelweihe-zu-ehren-amalie-dietrichs/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

70 Dazu auch Affeldt und Hund (Anm. 3), S. 117.

71 Vgl. Scheps (Anm. 19), S. 95.

bekundete allerdings gegenüber der Presse treuherzig: »Amalie Dietrich, die kenne er gar nicht«. ⁷²

So umfangreich die von den Anthropologen bewachten Wissensarchive auch immer noch sein mögen, so geringes Wissen geben sie vor, wenn es um deren illegales Zustandekommen geht. Darüber hinaus halten die Nachfolger*innen der europäischen Rassenwissenschaftler*innen eine weitere Verteidigungsstrategie bereit. Sie denken öffentlich darüber nach, ob nicht »aus physisch-anthropologischer Sicht« ein ›Verblassen der Erinnerung‹ stattfindet, und zwar nach »etwa vier bis fünf Generationen«, d. h. »etwa 125 Jahren«. ⁷³ Danach sollten sich Rückgabeforderung anscheinend erübrigen. Den Nachfahren der Toten, deren sterbliche Überreste Amalie Dietrich vor mehr als 150 Jahren aus Australien nach Hamburg schickte, muss das wie Hohn in den Ohren klingen.

72 Vgl. Interview mit Birgit Scheps-Bretschneider (Anm. 23). Dass es auch der Wissenschaft im öffentlichen Raum nicht immer auf Wahrheit ankommt, zeigt sich daran, dass der Leiter des Universitätsarchivs als Ansprechpartner in der Pressemeldung der Universität aufgeführt ist, die bereits kurz nach dem Auftauchen des Schädels explizit Amalie Dietrich als dessen ›Sammlerin‹ vermutet – siehe Presse- und Öffentlichkeitsarbeit Albert-Ludwigs-Universität Freiburg: Übergabe menschlicher Überreste. Das Projekt freiburg-postkolonial.de hat der Universität Freiburg zwei Schädel aus der Alexander-Ecker-Sammlung überreicht, <https://www.pr.uni-freiburg.de/pm/2019/ubergabe-menschlicher-uberreste> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

73 Deutscher Museumsbund: Empfehlungen zum Umgang mit menschlichen Überresten in Museen und Sammlungen, Berlin 2013, S. 11.

Hamburg und die Visualisierung Afrikas

Ein verstörender Nachlass im Kollektivgedächtnis der Stadt?

DIANA MIRYONG NATERMANN

In der deutschen Geschichtsforschung fehlt eine intensive Auseinandersetzung mit dem deutschen Kollektivgedächtnis im Zusammenhang mit (Kolonial-)Afrika, den dort lebenden Menschen, Flora und Fauna und somit auch, wie Aspekte des heutigen kollektiven Gedächtnisses auf fotografischen Motiven und Werken der vergangenen 150 Jahre basieren. Deutschlands koloniale Vergangenheit und deren Erinnerung im 21. Jahrhundert – vor allem mit Bezug auf Hamburgs einzigartige Rolle im deutschen Kolonialhandel – wird seit wenigen Jahren neu aufgearbeitet. Bis jetzt spiegelt sich diese Entwicklung in einem häufig breit geführten öffentlichen Diskurs wider und wird in diversen Medien besprochen. Dies hängt auch mit der Eröffnung des Humboldt Forums in Berlin zusammen. Interessierten Laien ebenso wie Fachleuten ist zuletzt klar geworden, wie einflussreich die Hamburg-Afrika-Verbindung war – und ist. Denn diese Verbindung hat sich bis heute gehalten. Dabei kann insbesondere die ökonomische Rolle der Hansestadt zur Zeit des Hochimperialismus hervorgehoben werden. Daher sollte es nicht überraschen, dass viele Hamburger Museen bereits das Thema der Ent- und Dekolonisierung ihrer Archive und Sammlungen diskutieren oder sogar mitten im Prozess der postkolonialen Neubewertung kolonialer Kulturgüter sind. In dem Zusammenhang ist mit Blick auf den großen Einfluss der Bildsprache auf alltägliche Wahrnehmungen und Meinungsbildung eine thematische und wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der Visualisierung der Hamburger Kolonialgeschichte hervorzuheben. Die Auseinandersetzung berührt auch den Umstand, dass Bilder oft entweder als neutral und somit echt wahrgenommen und dadurch oft nicht weiter hinterfragt werden. Oder sie werden als Kunst abgetan und somit einer kritischen Hinterfragung enthoben. Es gilt, in dieser Auseinandersetzung die Kolonialfotografie heranzuziehen, um der Visualisierung Afrikas auch im hamburgischen Kontext auf den Grund zu gehen.

Die folgenden Seiten werden sich vor diesem Hintergrund der Frage widmen, ob und inwiefern ein in Hamburg befindliches koloniales visuelles Erbe die Schaffung des *colonial gaze*¹ mit beeinflusste, und ob – beziehungsweise wie – mit dieser visuellen Hinterlassenschaft im 21. Jahrhundert umzugehen ist. Um der Beantwortung dieser Frage nachzugehen, wird beispielhaft eine fotografische Sammlung des MARKK –

- 1 Der koloniale Blick/colonial gaze wurde zuerst als Teil des *Othering* von Edward Said thematisiert. Dabei handelt es sich um den Blick der Kolonisierenden auf die Kolonisierten und wie Letztere weniger Mensch und mehr Objekt waren. Dies stabilisierte gleichzeitig die Machtstellung der Europäer und schuf neue Identitäten für die Unterdrückten. Edward Said: *Orientalism*. Repr. with a new preface ed., London 2003.

Museum am Rothenbaum. Künste und Kulturen der Welt² – präsentiert und analysiert. Ziel ist, anhand dieses Beispiels (g)lokalen und wissenschaftlichen Interessen nachzugehen und so hervorzuheben, welche forschungsrelevanten Ansätze vonnöten sind, damit das Narrativ entsprechend aktuellen Erkenntnissen angepasst werden kann. Dieses Narrativ soll lauten:

- der deutsche Kolonialismus fand statt,
- Hamburg war daran maßgeblich beteiligt,
- koloniale Einflüsse sind gleichermaßen direkt (Gebäude) und indirekt (Museen & Archive) im hanseatischen Stadtbild zu finden.

Dem MARKK kommt eine besondere Rolle zu in dem Bestreben, die deutsch-hamburgische Historiografie aus der Zeit des Hochimperialismus anhand neuer Erkenntnisgewinne einerseits erneut zu interpretieren und andererseits mit Hilfe des reichhaltigen Archivmaterials zu aktualisieren. Dies kann erreicht werden, indem zum Beispiel die im MARKK befindlichen zehntausenden von kolonialen Fotografien mit afrikanisch-deutschem Bezug eingesehen und recherchiert werden. Sein besonders reichhaltiger Sammlungsbestand europäischer und deutscher *Visual History* beschränkt sich nicht nur auf die Zeit des deutschen Kolonialreichs von 1884-1918; vielmehr liegen dessen frühe Anfänge in den 1870er Jahren und reichen bis in die Ära der Dekolonisierung der 1950er bis 1970er Jahre hinein. Eine der maßgeblichen Sammlungen im MARKK, die sinnbildlich für Hamburgs und Deutschlands visuelles Erbe aus kolonialer Zeit ist, ist die so bezeichnete »Mecklenburg-Sammlung« im Fotoarchiv des MARKK aus den Jahren 1910-1911. Sie stellt dar, was damalige deutsche Fotografen, Forscher und Reisende³ als *typisch* oder *echt* afrikanisch empfanden und für die Nachwelt festhielten. Es war auch dieser sogenannte *imperiale* oder *koloniale Blick*,⁴ der im heutigen Westen nachhaltig ein *Image* Afrikas schuf, das sich hartnäckig bis ins 21. Jahrhundert hält.

Der Imperiale Blick

Jean-Paul Sartre »le regard« (der Blick)⁵ beschäftigte sich mit dem menschlichen Blick auf sich selbst und andere. Dabei handelt es sich um die Wahrnehmung der eigenen Person ebenso wie die der Umwelt. Es gilt, andere als Objekte zu betrachten und somit zu erblicken, oder man selbst wird durch den Blick eines Anderen zum Objekt und auf diese Weise erblickt.⁶ Sartre ging in seinem Werk »Das Sein und das Nichts« davon

2 Ehemals bekannt als Hamburger Völkerkundemuseum.

3 Alle Mitglieder der Mecklenburg-Expedition waren männlich.

4 Englisch: imperial gaze; David Bate: Fotografie und der koloniale Blick [Photography and colonial vision], in: Diskurse der Fotografie, hg. von Herta Wolf, München 2003, S. 115-132; Joseph Jones: The Spectacle Haunting Europe. Colonialism, Commercialism, and Everyday Images of Africa in Imperial Germany, Kansas City 2014; Paul Stuart Landau und Deborah D. Kaspin: Images and Empires Visuality in Colonial and Postcolonial Africa, Berkeley 2002.

5 Jean-Paul Sartre: Das Sein und das Nichts, 10. Auflage, Hamburg 1993.

6 Ebd., S. 636f.

aus, dass ein jeder Mensch nach dem eigenen Sein sucht, der *ens causa sui*, wo eine jede Person den Grund für die eigene Existenz sieht, was wiederum zum Erblicken anderer und dem Erblicktwerden durch andere gehört.

Wird Sartres Ansatz des »le regard« mit Edward Saids⁷ Ansatz des *Otherring* (des Anderen) verbunden so wird der Blick à la Sartre zum postkolonialen Blick erweitert. Die Beobachteten werden somit mit den Wertevorstellungen des privilegierten europäischen Beobachters erblickt. Dies führte im Hochimperialismus nicht nur zu einer Infantilisierung und gar Trivialisierung kolonisierter Menschen, sondern bekräftigte auch die Befehls- und Ordnungsfunktion der Kolonisierenden. Das Versetzen der Kolonisierten in die Position des *Anderen* half dabei, die Identität des/der Kolonisierenden als mächtige Eroberer*innen zu formen und zu etablieren, und diente als ständige Erinnerung an diese Idee. Der postkoloniale Blick nimmt dann die Funktion ein, eine »Subjekt/Objekt-Beziehung herzustellen [...] und] gibt an seinem Ausgangspunkt den Ort des Subjekts und an seinem Berührungspunkt den Ort des Objekts an.«⁸ Im Wesentlichen bedeutet dies, dass die Beziehung zwischen Kolonisierenden und Kolonisierten die Grundlage für das Verständnis der Kolonisierenden über sich selbst und ihre Identitäten darstellte.

Die Rolle der Machtaneignung ist hier von zentraler Bedeutung für das Verständnis, wie Kolonisierende die von ihnen kolonisierten Länder beeinflussten. Sie ist ebenfalls eng mit der Entwicklung der postkolonialen Theorie verbunden. So analysiert und ermöglicht die Anwendung der postkolonialen Blicktheorie auch, in ehemals kolonisierten Gesellschaften Barrieren, die vom Westen unter sozialen Gesichtspunkten konstruiert wurden, zu überwinden. Eben jene Barrieren, die die Kolonisierten daran gehindert hatten, ihre eigentlichen kulturellen, sozialen, wirtschaftlichen und politischen Rechte zum Ausdruck zu bringen. Das ist besonders deutlich bei der Untersuchung der Mecklenburg-Sammlung aus dem Fotoarchiv des MARKK zu erkennen. Diese Sammlung besteht aus ca. 4000 Objekten in Form von Glasplattennegativen, Positiven, Dias und Zeichnungen. Das Ziel von deren Erforschung ist nicht allein das Bedürfnis, die deutsch-koloniale *Visual History* zu aktualisieren, sondern auch, nebst der Einflüsse von Sartre und Said, die Entwicklung eines kollektiven Gedächtnisses (und Gewissens) à la Émile Durkheim⁹ und Maurice Halbwachs¹⁰ zu analysieren.

7 Said (Anm. 1).

8 Peter Beardsell: *Europe and Latin America. Returning the Gaze*, Manchester, UK 2000, S. 8.

9 Émile Durkheim: *Die elementaren Formen des religiösen Lebens*, Deutsch von Ludwig Schmidts, Frankfurt a.M. 1981; Niklas Luhmann: *Arbeitsteilung und Moral*. Durkheims Theorie, in: *Über soziale Arbeitsteilung. Studie über die Organisation höherer Gesellschaften*, hg. von Émile Durkheim, Frankfurt a. M. 1992.

10 Maurice Halbwachs: *La mémoire collective*, Paris [1939] 1950. Zum Thema Kollektiv- und Kulturgedächtnis siehe auch: Jan Assmann: *Das kulturelle Gedächtnis*, Schrift, Erinnerung und politische Identität in frühen Hochkulturen, München 1997.

Erinnerungen sind gleichermaßen Produkte individueller und kollektiver Einflüsse.¹¹ Dementsprechend kann ein kollektives Gedächtnis schwerlich individuell durch Einzelpersonen verändert werden. Vielmehr braucht es eine (neu) informierte große Gruppe (oder gar substantielle Teile der Gesellschaft), um die Erinnerung an historische Ereignisse und damit verbundene mögliche Vorurteile zu verändern. Die Hamburger Vergangenheit und deren Erinnerung stellt in dieser Hinsicht keine Ausnahme dar. Eine postkoloniale Re-Evaluierung der deutschen *Visual History* soll daher nicht nur der Aktualisierung von Forschungsbeständen dienen, sondern auch auf deren Langzeitwirkungen hinwirken.

Zivilisierungsmission

Im späten 19. Jahrhundert begann bekannterweise die Zeit des Hochimperialismus, welcher den schon existierenden kulturellen, ökonomischen und politischen Einfluss der Metropole(n) auf die imperiale(n) Peripherie(n) noch verstärkte.¹² Teil dieser Entwicklung war dabei nicht nur die Eroberung Afrikas, sondern auch die Erfindung moderner Technologien, wie z. B. die mobile Fotografie und neue Wissenschaftszweige wie die Ethnologie und Anthropologie. Als äußerst einflussreiche Innovation kann die Etablierung der tragbaren Fotokamera als wissenschaftliches Gerät genannt werden, denn Forschungsreisen ohne Belichtungsgeräte und nur mit Zeichnern wurden unter Forscher*innen zunehmend als altmodisch und ungenügend angesehen. Die Erforschung ferner Länder und Kulturen wurde vermehrt abhängig von deren fotografischer Darstellung und Wiedergabe im europäischen Heimatland. Dies diente nicht nur der vermeintlich genaueren bildlichen Wiedergabefähigkeit des fotografischen Mediums im Vergleich zur Zeichnung, sondern auch dazu, in der Heimat anhand der geschossenen Fotografien Ausstellungen zu kuratieren, Bildbände und Reiseberichte zu verfassen, Forschungsgelder zu beantragen, private wie auch öffentliche Dia-Abende zu veranstalten oder Vorträge zu halten. Es galt daher nicht nur, Bilder zu schießen, sondern auch Motive zu kreieren, die im globalen Norden beliebt sein würden. Doch wer beschloss, zum Beispiel, welche afrikanischen Motive in Deutschland beliebt sein und das öffentliche Interesse gleichermaßen erregen und befriedigen würden? Welche Bilder würden beim Beantragen weiterer Forschungsgelder fördernd oder störend sein? Mit welchen Motiven würden sich Reisebände am besten verkaufen lassen?

Die untergründige Ästhetik der Kolonialfotografie und deren Motivauswahl waren und sind eng verbunden mit einem damals häufig vorhandenen (Grund-)Verständnis,

11 Zur Erinnerung an historische Ereignisse siehe auch: Pierre Nora: Zwischen Geschichte und Gedächtnis, Frankfurt a. M. 2001; Pierre Nora: Das Zeitalter des Gedenkens, in: Erinnerungsorte Frankreichs, hg. von dems., München 2005.

12 Siehe Frederick Cooper und Ann Laura Stoler: Between Metropole and Colony. Rethinking a Research Agenda, in: Tensions of Empire. Colonial Cultures in a Bourgeois World, hg. von dems., Berkeley 1997.

dass menschliche Rassen kategorisiert und hierarchisiert gehören. Eine Rangstellung, die nicht auf Meritokratie, Können oder soziale Herkunft, sondern stattdessen auf Rasse (und Religion) beruhte, entschied letztendlich auch, wie Kolonisierende und Kolonisierte fotografisch darzustellen waren. Die Kolonialfotografie zeigte aus westlicher Sicht nicht nur, was auf fast schon intuitive Weise als schön oder hässlich bezeichnet werden konnte, sondern sie gab ein gezielt konstruiertes Bild Afrikas wieder: ein für den Hochimperialismus der Jahrhundertwende vom 19. zum 20. Jahrhundert typisches Bild misogyner und rassistischer Einflüsse. Das *Zivilisieren* der vermeintlich weniger zivilisierten *Völker* der Welt – wie in diesem Fall afrikanischer – wurde in einem Ausmaß unzertrennlicher Teil des modernen Kolonialismus, wie es zuvor weder möglich noch als nötig angesehen war. Der seit Mitte des 19. Jahrhunderts beliebt gewordene Begriff der Zivilisierungsmission¹³ war zum kennzeichnenden Schibboleth geworden für vermeintlich gute Taten im kolonisierten Ausland und für die politische wie auch ideelle Verteidigung imperialer (Kultur-)Politik. Die damalige Auffassung, dass die christlichen Kulturen Europas die vermeintlich modernsten und moralisch überlegensten ihrer Zeit waren, half bei der Erschaffung einer unter Europäer*innen empfundenen Selbstgerechtigkeit und Fortschrittlichkeit, die sie von der Notwendigkeit kolonialer Projekt überzeugte. Dank der technologischen Fortschritte im Bereich der tragbaren Fotografieapparate konnten solche Projekte nicht nur vor Ort festgehalten werden, sondern auch in der westlichen Heimat vielfach reproduziert werden.

Um ein Archiv bzw. einen fotografischen Bestand zu dekolonisieren, bedarf es der Anerkennung, dass künstlich geschaffene Fotografien und pseudorealistische Wiedergaben der kolonialen Gegebenheiten eine koloniale *Visual History* von Anfang an beeinflussten. Fotografien waren demnach keine neutralen Momentaufnahmen. Sie waren vielmehr von dem*r Fotografen*in konstruierte Bilder, die sich einer bestimmten Sprache verschrieben hatten. Susan Sontag nannte dies den *visual code*:¹⁴ Fotografien lehrten den*die Betrachter*in einen neuen visuellen Code, der ihn*sie an eine bestimmte (An-)Sicht der Dinge heranführte. Der*die Sender*in (Fotograf*in) entschied, welche Bilder für Zeitgenoss*innen ebenso wie für zukünftige Generationen erinnerungswürdig waren und welche nicht. Dem*r Betrachter*in bleibt in der Auswahl der Motive somit keine Wahl, sondern er*sie muss sich mit der vorherigen Selektion des*r Senders*in zufriedengeben. Ziel ist es daher auch, jene vermeintlich typisch deutschen fotografischen Darstellungen afrikanisch-kolonialer Motive im Hamburger Kontext zu identifizieren und sie neu zu evaluieren.

13 Zum Thema des Einflusses der *mission civilisatrice* auf Kolonialpolitik, Identitätenschaufung im europäischen Kontext und dessen Einsatz in Afrika siehe folgende Werke: Dino Costantini: *Mission Civilisatrice: Le rôle De L'histoire Coloniale Dans La Construction De L'identité Politique française*, Paris 2008; Andreas Eckert, Ingeborg Grau und Arno Sonderegger (Hg.): *Afrika 1500-1900. Geschichte und Gesellschaft*, Wien 2010; Jürgen Osterhammel: *Europa-modelle und imperiale Kontexte*, in: *Journal of Modern European History* 2, 2004, H. 2, S. 157-182.

14 Susan Sontag: *On Photography*, London 2008.

Einfluss der kolonialen Fotografie auf das Image Afrikas

Fotografisch-koloniale Quellen haben bis ins 21. Jahrhundert auf die deutsche und explizit hamburgische Wahrnehmung Afrikas einen großen Einfluss. Wie oben dargestellt, gingen die durch die moderne Fotografie des frühen 20. Jahrhunderts geschaffenen Möglichkeiten der Berichterstattung Hand in Hand mit der Visualisierung des *Anderen*. Kolonisierende entschieden über die bildliche Verewigung des Afrikanischen (Menschen, Landschaften, Tiere, Siedlungen, Kultur, Architektur) im Moment der Fotoaufnahme. Doch dabei blieb es nicht, denn jene Momentaufnahmen kolonialer Aktivitäten wurden in Europa vielfach zur weiteren und diversifizierten Nutzung reproduziert. Sei es in gedruckten Reiseberichten, für Ausstellungen in Museen oder



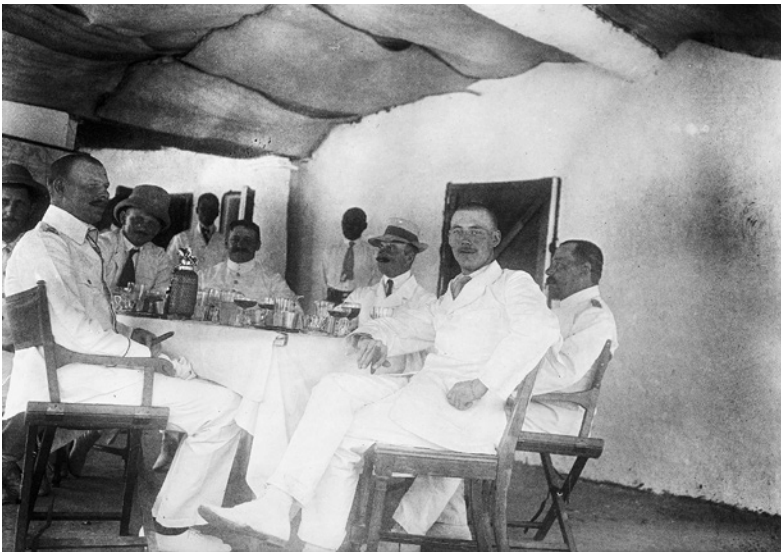
Musgumfrau. Dies ist ein beispielhaftes Exemplar aus der Mecklenburg-Sammlung zum Thema anthropometrische Fotografie.

in Form von Dias oder auch als Lehrmaterial für Schulen und Universitäten. Das geschah teilweise auch in der Annahme, dass Fotokameras über ein *neutrales Auge* verfügten. Daher war auch die Öffentlichkeit überzeugt von der Neutralität des fotografischen Mediums und davon, dass Fotografien weder gefälscht noch artifiziell gestellt sein könnten. Aus diesem Grunde spielt meines Erachtens das sogenannte und vermeintliche *neutrale Auge* der Fotografie unter europäischen Afrikareisenden und Afrikaforschenden eine wichtige Rolle im Einsatz und der (Re-)Etablierung von rassistischen Ideen. Die Fotografie hatte sich vom technologischen Werkzeug zum Kulturinstrument der Kolonialpolitik gewandelt. Dabei war unerheblich, ob die Fototechnologie eingesetzt wurde, um anthropometrische Bilder zu schießen oder um eine

im Subsaharischen praktizierte Weiße Kultur der breiten Öffentlichkeit darzustellen. Explizit aus diesem Grund – Politisierung der Fotografie für rassistisch beeinflusste Themen – ist es von Belang, die afrikanisch-deutsche Geschichte unter postkolonialen Aspekten teilweise neu zu bewerten.

Die Langzeitkonsequenz des *neutralen Auge*-Phänomens wirkte sich auf die Gestaltung, Erschaffung und teils auch auf die Beibehaltung von Sehmustern aus. Sie bestimmten Vorurteile gegenüber Afrikaner*innen gleichermaßen, bestätigten und fütterten sie. Beispiele solcher mit Vorurteilen behafteten Bilder von afrikanischen Einheimischen sind pseudo-wissenschaftliche Profilfotos, Frontfotos oder Ganzkörperfotos. Diese Bilder halfen, körperliche Merkmale festzuhalten, die als Intelligenzmarker einer gesamten Menschenrasse dienen sollten.

Weitere Motive zeigten die*den *Andere*n* in ihrem*seinem *natürlichen* Umfeld: z. B. vor einer primitiven Lehmhütte sitzend, einen Volkstanz tanzend, beim Stillen eines*r Neugeborenen oder beim Zubereiten von Butter. Bilder, in denen Kolonisierende und Kolonisierte auf Augenhöhe miteinander interagieren, sind fast inexistent. Im Gegensatz dazu sind Fotografien von Europäer*innen, die von afrikanischen Subalternen bewirtet wurden, mehrfach vorhanden.



Diese Fotografie aus der Mecklenburg-Sammlung ist exemplarisch für eine inszenierte *Weiße* Esskulturszene in Zentralafrika. Anlass war des Kaisers Geburtstag im Jahre 1911.

Eine stets wiederkehrende Botschaft im Großteil der Kolonialfotografie ist, dass Nicht-Weiße Subalterne der Natur nahestehen und Weiße Europäer*innen das Markenzeichen für die entwickelte menschliche Zivilisation sind. Solch eine ideologisierte

Visualisierung mag in Bezug auf die damalige Zeit nicht überraschen, und doch ist die Erwähnung dessen für die Darstellung des gesellschaftlichen Gesamtbildes von Belang. Sie unterstreicht die Notwendigkeit für eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit kolonialen Fotografien, und zwar nicht nur des Bildes wegen, oder um die kunstschaftenden Absichten der Fotografierenden zu analysieren, sondern um anhand von postkolonialen Theorien dem Ursprung des *Image* Afrikas nachzugehen.

Das MARKK und die Mecklenburg-Sammlung

Zur Zeit der Entstehung der Mecklenburg-Sammlung (1910-11) befand sich, unter der Leitung des Herzogs Adolf Friedrich zu Mecklenburg, eine aus neun deutschen Männern bestehende Expeditionsgruppe im westlichen Zentralafrika.¹⁵ Der dazugehörige Fotobestand wurde von der westafrikanischen Küste aus gen Norden in das damalige Hamburger Völkerkundemuseum geschickt und befindet sich seitdem im hauseigenen Fotoarchiv. Der Mecklenburg-Bestand hat zwei Weltkriege, die Sturmflut und museumsinterne Umstrukturierungen überlebt, bis er erstmals in den Jahren 2015-2017 wissenschaftlich und interdisziplinär von einem Dreierteam bestehend aus einer Historikerin, einer Fotoarchivarin und einer Afrikanistin untersucht wurde.¹⁶ Von den über 70.000 im MARKK befindlichen Fotografien weisen knapp 50 % einen kolonialen Bezug¹⁷ auf. Aus den knapp 4.000 Bildobjekten der Mecklenburg-Sammlung traf der Herzog zu Mecklenburg eine Auswahl von 200 Bildern (Fotoabzüge und Zeichnungen), die Teil der zwei veröffentlichten Reisebände zur Mecklenburg-Expedition wurden.¹⁸

Die Mecklenburg-Expedition fand ihren Anfang im Hamburger Hafen, von wo aus die Expeditionsmitglieder mit Hilfe ihrer Förderer auf der »Eleonore Woermann« –

15 Die Expeditionsmitglieder und deren Berufe waren Prof. Dr. med. et phil. Haberer (Humanmediziner und Spezialist im Bereich der Tropenmedizin), Ernst M. Heims (Künstler), Adolf Friedrich zu Mecklenburg (Anthropologe und Afrikaspezialist), Dr. Gottfried Wilhelm Johannes Mildbraed (Botaniker und Forscher am Zoologischen Institut in Berlin-Dahlem), Otto Röder (Sergeant der Kamerunischen Kaiserlichen Schutztruppen), Herr Schmidt (Kammerdiener des Herzogs zu Mecklenburg), Dr. H. Schubotz (Zoologe am Zoologischen Institut in Berlin-Dahlem), Dr. Arnold Schultze (Hauptkommissar a. D. der Kaiserlichen Schutztruppe in Kamerun und Entomologe) und Walther von Wiese und Kaiserswaldau (Kapitän der Kaiserlichen Schutztruppen und Afrikakenner).

16 Die Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe. Hamburg und die frühe Globalisierung« an der Universität Hamburg und das MARKK erforschten von 2015-2017 zusammen und interdisziplinär (Afrikanistin Irene Hübner, Fotoarchivarin Catharina Winzer und Kolonialhistorikerin Dr. Diana Nattermann) den Mecklenburg-Bestand. Das Forschungsziel war, den Bestand postkolonialer Fotos auszuwerten und auch dessen Digitalisierung voranzutreiben. Das Projekt wurde von der ZEIT Ebelin und Gerd Bucerius Stiftung gefördert.

17 Kolonialer Bezug bedeutet hier, dass die Fotografien vorrangig während der Kolonialzeit geschossen wurden oder mit dem Prozess der Dekolonisierung zusammenhängen.

18 Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg: Vom Kongo zum Niger und Nil. Berichte der deutschen Zentralafrika-Expedition 1910/1911, Leipzig 1912.

ein Schiff der Woermann-Linie – in See stachen.¹⁹ Die Reise führte die Gruppe nach Fernando Póo (heute: Bioko), von wo aus es für die Expeditionsmitglieder mal zusammen, mal zu zweit oder auch alleine in den kommenden 12 Monaten weiterging nach Belgisch Kongo (heute: Demokratische Republik Kongo), Kamerun, Congo-Brazzaville (heute: Republik Kongo), in die Tschadsee-Region und in den Sudan.

Beim ursprünglichen Durchsehen der zur Expedition gehörenden Fotosammlung fielen gewisse Motivmuster auf, die mit den individuellen Vorlieben und Interessen der Fotografen der Truppe zu tun hatten und weniger mit dem vom Hamburger Museum ausgegebenen Forschungsauftrag zu tun hatte.²⁰ Natürlich gab es auch forschungsbezogene Fotografien (z. B. von an der Schlafkrankheit Erkrankten). Beispiele für Muster und zentrale Themen, die nicht direkt mit dem Forschungsauftrag der Mecklenburg-Expedition verbunden waren, sondern stattdessen individuelle Entscheidungen der Fotografen in der Motivauswahl darstellen, finden sich aber u. a. in Fotografien von hochschwangeren Frauen, Mütter mit Säuglingen, mitten im Dschungel platzierten Weißen Esskulturszenen, unterschiedlichen Momenten an kolonialen Stationen, in denen die Überlegenheit der *Weißen* Zivilisation gegenüber der afrikanischen dargestellt wurde: Jagdtrophäen, Schnappschüssen ähnlichen Aufnahmen mit Tieren (z. B. Heims an Bord eines Schiffes beim Spielen mit einer Löwin oder der Herzog mit einer zahmen Giraffe). So oft wie möglich wurden die Fotografien und die dazugehörigen Glasplattennegative nach Hamburg verschifft, um Verlust oder Beschädigung vor Ort weitestgehend zu verhindern.

Sieben der neun Expeditionsmitglieder fotografierten während der Reise.²¹ Ständig wiederkehrende Motive waren lokale Landschaften, Menschen, Gebäude, Tiere und besondere Ereignisse, die zu Ehren der deutschen Gäste während ihrer Reise gefeiert wurden. Der Herzog zum Beispiel fotografierte gerne exotische Tiere wie Giraffen oder hielt Feierlichkeiten zu seinen Ehren fest. Der Arzt Dr. Haberer dokumentierte zumeist tropische Krankheiten – seine Ablichtungen sind ebenso Zeitzeugnisse vieler kranker Menschen, denen er während seiner Afrikareise begegnete, aber auch vieler (gesunder?) nackter Männer, die er ablichtete. Weitere typische Motive waren nebst den anthropometrischen Aufnahmen auch die etlichen Jagdtrophäen, über die der Herzog in seinen Tagebüchern ebenso gerne schrieb wie über das unterschiedliche Jagdkönnen seiner Be-

19 Das Unternehmen C. Woermann ist ein alteingesessenes Hamburger Familienunternehmen, das bereits 1837 gegründet wurde, 1885 sein Transport- und Handelsgeschäft mit Afrika begann und bis heute in mehreren westafrikanischen Ländern Handel betreibt. Dirk Bavendamm und C. Woermann GmbH und Co: Wagnis Westafrika – 150 Jahre C. Woermann. Die Geschichte eines Hamburger Handelshauses 1837-1987, Hamburg 1987.

20 Da das damalige Hamburger Völkerkundemuseum und dessen Direktor Prof. Georg Christian Thilenius die Expedition mitfinanzierten, waren die Mitglieder der Mecklenburg-Expedition dazu angehalten worden, die vom Museumspersonal und anderen Spezialisten angefertigten Fragebögen zu afrikanischen Stämmen, Kulturen, Menschen, Architektur, Flora und Fauna u. v.m. während der Reise auszufüllen. Zu Thilenius siehe: Ernst Klee: Das Personenlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945, aktual. Aufl., Frankfurt a.M. 2005, S. 623; Heinrich Schnee: Deutsches Kolonial-Lexikon, Bd. 3: P–Z, Leipzig 1920, S. 479.

21 Der Kammerdiener Hr. Schmidt und der Künstler E. Heims schossen keine Fotografien.

gleiter.²² Die Fotografen der Mecklenburg-Expedition verstanden sich als sogenannte *Afrikaexperten*, auch wenn es an einer formellen Definition dafür mangelt. Was wir wissen ist, zum Beispiel, dass der Herzog sein Anthropologiestudium nie beendete, die Soldaten von Wiese zu Kaiserswaldau und Röder zwar in Afrika stationiert gewesen waren, doch das machte sie eher zu *Expats* als zu Afrikaspezialisten. Prof. Haberer war durchaus spezialisiert in Tropenkrankheiten, allerdings beherrschte er keine der indigenen afrikanischen Landessprachen (mit Ausnahme der europäischen Sprachen der Kolonisierenden aus Frankreich und Großbritannien). Und doch waren jene Männer von den Sponsoren ausgesucht bzw. als Teilnehmer bestätigt worden, eine sehr kostspielige Forschungsreise zu bestreiten und wissenschaftliche Daten zu sammeln, welche die Afrikaforschung in Deutschland weiterbringen sollten (z. B. durch Ausstellungsobjekte in Museen oder zu Lehrzwecken im Hamburger Kolonialinstitut).

Wie bereits erwähnt, sind koloniale Fotografien – vor allem, wenn sie Personen darstellen – oft das Ergebnis gestellter Situationen. Das Schießen von Schnappschüssen war zwar technisch möglich, aber auch nicht einfach. Einerseits war die Fotografie-Technologie so fortgeschritten, dass man sie auf Reisen mitnehmen und Negative von Bildern aus fernen Ländern in die Heimat schicken konnte. Andererseits waren eben jene Bilder im Entstehen selbst häufig manipuliert worden. Der*die Fotograf*in entschied somit von Anfang an, welche visuelle Botschaft er*sie den zukünftigen Betrachter*innen mitteilen wollte. Er*sie hatte Kontrolle über das Thema bzw. Motiv sowie über die Langzeiteffekte und Botschaften seiner Bilder. Der*die Erschaffer*in traf für zukünftige Generationen Entscheidungen und bestimmte, was erinnerungswürdig war und was nicht. Erinnerungen konnten plötzlich nicht nur sichtbar gemacht, sondern nach Belieben auch reproduziert werden.

Dies lässt die schon oben aufgebrachte Frage zu: Welchen Langzeiteffekt hatten koloniale Fotografien auf die Nachwelt und wie schwerwiegend waren sie? Wie stark ist deren Einfluss auf die Darstellung des Afrikanischen im 21. Jahrhundert? Es reicht nicht allein, koloniale Fotografien als historische Bildquellen und Zeitzeugnisse anzusehen oder sie anhand kunsthistorischer Ansätze auch stilistisch und inhaltlich zu erforschen, sondern es sollten auch die Absichten des Fotografen hinterfragt werden. Insbesondere innerhalb der deutschen Forschungslandschaft bedarf es trotz des *pictorial turns* noch mehr Auseinandersetzung mit dem Erbe der Kolonialfotografie, und dies wird am besten anhand interdisziplinärer Zusammenarbeit und Anwendung postkolonialer Theorien erreicht.

Kollektivgedächtnis

Daher kommt es dem Ziel einer Dekolonisierung deutscher Archive mit kolonialen Objekten zugute, den Wurzeln der Entwicklung kolonialer Sehweisen nachzugehen.

22 Die Tagebücher des Herzogs zu Mecklenburg und jene des Walther von Wiese und Kaiserswaldau sind die einzigen, die (bis jetzt) im MARKK archiviert und generell einsehbar sind.

Insbesondere die Bildanalyse unter Gesichtspunkten der *Gender*, *Race* und *Subaltern Studies* sollte Licht ins Dunkel bringen.²³ Auch wenn jene theoretische Schwerpunkt-auswahl auf der Arbeit mit der Mecklenburg-Sammlung des MARKK beruht, die als Ursprung dieses *Visual History*-Projektes angesehen werden kann, spiegelt das lediglich einen Anfang jener Forschungsidee wieder. Das Finden der visuellen Wurzeln ist nicht nur von Bedeutung für die Erforschung der deutsch-afrikanischen Bildgeschichte, sondern es legt auch andere Sehmuster offen. Es handelt sich um Sehmuster, welche auch im Hamburger Kontext sichtbar waren und sind. Solch visuelle Beispiele sind Fotografien von Inszenierungen kolonialer Paraden in Hamburg (insbesondere die berühmten, von Carl Hagenbeck inszenierten Menschenzoos) oder hamburgische Bauten, die an die Kolonialzeit erinnern (z. B. die Architektur und Innendekoration des in Hamburg befindlichen Afrikahauses).²⁴

Es herrscht demnach eine direkte Korrelation zwischen der Kolonialfotografie in ihrer engeren Form, d. h. derjenigen, die vor Ort in einer Kolonie entstand, und dem in der deutschen Heimat Reproduzierten. So entstand in der deutschen Kolonialzeit mit Hilfe der Kolonialfotografie ein europäisches Langzeitgedächtnis, oder um für den hiesigen Fall genauer zu sein, ein deutsches Gemeinschaftsgedächtnis, das Einfluss darauf hatte und hat, wie der afrikanische Kontinent bis heute in Deutschland wahrgenommen, dargestellt und tradiert wird. Das fängt mit Kinderbüchern über Afrika an und hört mit Spendenaufrufen für hungernde Menschen im globalen Süden auf.

Welche Motive erscheinen vor dem inneren Auge, wenn Leser*innen den Begriff *kollektives Gedächtnis* hören? Wie würde ein*e Leser*in *kollektives Gedächtnis* definieren oder erklären? Und ab wann ist ein Gedächtnis ein kollektives? Die Antwort auf letztere Frage liegt in der Priorisierung bestimmter vergangener Ereignisse, welche die Idee einer Gemeinschaft gestalten und nähren. Es handelt sich dabei um die oft sehr überlegte und gezielte Wahl der Themen einer Gesellschaft darüber, welche Geschichtsereignisse aktiv für die Gesellschaft identitätsstiftend sein sollen. Es geht ebenso um die Identifizierung bestimmter historischer Ecksteine für die eigene Wahrnehmung als Gruppe, Gesellschaft oder Nation, wie auch um die aktive eigene Außenwahrnehmung. Das heißt, wie nehmen Außenstehende meine/unsere Gruppe wahr,

23 Siehe hierzu auch: Diana M. Natermann: *White Masculinity/ies during the Maji-Maji-War. A Post-Colonial Discussion on German-Tanzanian Colonial Photography*, in: Krieg und Fotografie, hg. von Markus Wurzer und Birgit Kirchmayr, Wien 2018, S. 131-154.

24 Das MARKK verfügt u. a. über eine fotografische Dokumentationsreihe, die einen Zug äthiopischer Menschen entlang der Landungsbrücken für Carl Hagenbecks damalige neueste Installation in Hamburg präsentiert. Ähnlichkeiten zur Mecklenburg-Sammlung können somit auch in Bildern gefunden werden, die Carl Hagenbeck und seine (Menschen-)Zoos betreffen wie auch in heute noch in Hamburg bestehende Gebäude. Ein solches mit direktem kolonialem Bezug ist z. B. das Afrikahaus der Firma C. Woermann in der Große Reichenstraße 27, Hamburg. Bis dato führen Stadtführungen in Hamburg oft am Afrikahaus vorbei oder seine Architektur wird lobend in Stadtführern erwähnt. Doch trotz mancher Ausnahmen bleibt eine kritische Auseinandersetzung mit dem, was das Afrikahaus eigentlich darstellt, koloniale Ausbeutung, Othring und Rassifizieren eines gesamten Kontinents, oft aus.

und wie nehme ich die andere(n) Gruppe(n) wahr? Wodurch unterscheidet sich meine Gruppe von den anderen, und wo ähneln sie sich? Kurz formuliert: eine Gruppe leistet eine kollektive Gedächtnisleistung, die intern verbindet und extern abgrenzt. Das kollektive Gedächtnis Hamburgs zum Beispiel bezieht sich oft auf die Luftangriffe durch die Alliierten im Sommer des Jahres 1943 oder auch die Sturmflut von 1962. Doch die Aufarbeitung einer kollektiven hamburgisch-kolonialen Erinnerung ist beinahe inexistent, gleich, ob sie sich auf positive oder negative Ereignisse bezieht.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung und der dazugehörige Diskurs um das Bestehen eines kollektiven Gedächtnisses fanden ihren Ursprung in Émile Durkheims Werk (wobei der Begriff als solcher nicht von ihm, sondern von seinem Schüler Maurice Halbwachs stammt). Durkheims Vorarbeiten zum Thema des Kollektivgedächtnisses beschrieben, wie Gesellschaften eine gewisse Kontinuität und Verbindung mit der eigenen Vergangenheit benötigten, um untereinander die soziale Verbundenheit zueinander und den Zusammenhalt miteinander zu bewahren. Durkheim beschrieb auch, dass es der Taten individueller Menschen bedarf, die an einem Ort zusammenkommen, um so eine Erfahrung gemeinsam zu erleben, die sie später als Gruppe verbindet. Auch wenn Durkheim statuierte, dass ein kollektives Sprudeln einer Überlieferung der Vergangenheit in die Gegenwart bedurfte, so lag sein Fokus doch eher auf individuellen Erinnerungen, die durch bestimmte Festlichkeiten oder Zeremonien ausgelöst wurden.

Maurice Halbwachs, französischer Philosoph und Soziologe, kreierte demgegenüber in den 1920er Jahren den Begriff des kollektiven Gedächtnisses. Seine Arbeit schuf den Rahmen für das Studium der sozialen Erinnerung. Halbwachs' Ansatz beruht auf der Annahme, dass individuelle Erinnerungen innerhalb bereits vorgegebener sozialer Strukturen und Institutionen gemacht werden und deswegen nur begrenzt individuell sind. Seine These besagt, dass jede noch so private Erfahrung und Erinnerung innerhalb des bereits existierenden sozialen Gruppenkontextes verstanden und analysiert werden muss. Beispiele solcher Gruppen können sein: Familien, Organisationen (u. a. mit Bezug auf Bildung, Religion, Hobby/Sport, Berufssparte), Staaten u. v. m. Jedes menschliche Individuum versteht und organisiert Ereignisse und Konzepte innerhalb eines bestimmten sozialen Umfelds, weswegen die erinnerten Erlebnisse auch anhand derselben vorgegebenen sozialen Strukturen und Konstrukte rationalisiert und erinnert werden. Laut Halbwachs beruht somit jedes Kollektivgedächtnis auf spezifischen Gruppen, die sich seit mehreren Generationen als solche verstehen; die Gruppe konstruiert somit das Gedächtnis, und das Individuum hält das (Gruppen-)Gedächtnis durch aktives Erinnern am Leben.

In seinem Buch »La Mémoire collective«²⁵ beschreibt Halbwachs detailliert, wie eine Gesellschaft ein Kollektivgedächtnis haben kann; aber auch, dass jenes Gedächtnis vom *cadre*²⁶ oder Gerüst beeinflusst wird, innerhalb dessen sich eine (Sub-)Gruppe

25 Halbwachs (Anm. 10).

26 Maurice Halbwachs: Les Cadres Sociaux De La Mémoire, Berlin 1976.

einer Gesellschaft bewegt. Es gibt demnach nicht nur individuelle Gedächtnisse, sondern auch übergeordnete Gruppengedächtnisse, die außerhalb von individuellen Personen existieren. Das individuelle Verständnis der Vergangenheit ist dementsprechend eng verbunden mit einem Gruppenbewusstsein, welches für gewöhnlich vor Generationen erschaffen wurde und seit ebenso langer Zeit gepflegt wird. Ein kollektives Gedächtnis kann demnach mit anderen geteilt, weitergegeben und konstruiert werden, unabhängig von der Größe einer sozialen Gruppe.

Ein Kollektivgedächtnis wird zumeist in drei Teile unterteilt: kommunikatives, kulturelles und institutionelles Gedächtnis.²⁷ Die drei Gebiete unterscheiden sich darin, ob sie menschengebunden sind oder nicht. Das *kommunikative* Gedächtnis lebt von der mündlichen Tradierung und betrifft in der Regel einen Zeitraum von drei Generationen ab dem Moment des Erlebten. Es ist eine Gedächtnisform, die von der Weitererzählung lebt.²⁸ Das *kulturelle* Gedächtnis hingegen ist nicht personengebunden.²⁹ Stattdessen werden Erinnerungen schriftlich festgehalten. Das geschriebene Wort wird für gewöhnlich über drei Generationen hinweg konserviert und weitergegeben. Bücher formen daher einen großen Teil des kulturellen Gedächtnisses und werden durch Bilder, Skulpturen, Lieder, Riten und Filme ergänzt. Das *institutionelle* Gedächtnis ist auch nicht personengebunden, sondern bezieht sich auf gesammeltes Wissen gewisser Institutionen wie der Katholischen Kirche, Behörden, einer Regierung oder Firma. Dabei kann das Gesammelte gleichermaßen aus mündlichen, schriftlichen und bildlichen Quellen bestehen, und die Zielvorgabe hier unterliegt dem Archivieren jenes Gedächtnisses.³⁰

Generell spielt die Verbindung zwischen Kollektivgedächtnis und unterbewusstem Erinnern eine vorrangige Rolle.³¹ Für gewöhnlich erkennt man das kollektive Gedächtnis einer Nation anhand der Denkmäler, die sie errichtet, der Bilder, die sie wertschätzt, der Sprache bzw. des Narrativs, das sie am Leben erhält etc. Entscheidungen darüber, was ein Staat für erinnerungswürdig erklärt und was nicht, geben bedeutungsvolle Einblicke in die Priorisierung des Erinnerns einer Gemeinschaft.

27 Astrid Erll: Kollektives Gedächtnis und Erinnerungskulturen. Eine Einführung, Stuttgart, Weimar 2005.

28 Harald Welzer: Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung, München 2002.

29 Aleida Assmann: Erinnerungsräume. Formen und Wandlungen des kulturellen Gedächtnisses, 3. Aufl., München 2006; Assmann (Anm. 10).

30 Jack Corbett, Dennis C. Grube, Heather Lovell und Rodney Scott: Singular memory or institutional memories? Toward a dynamic approach, in: Governance 31, 2018, 3, S. 555-573.

31 Hierbei soll noch erwähnt werden, dass der Prozess des gezielten wie auch unbeabsichtigten Vergessens Teil eines Kollektivgedächtnisses ist. Je nachdem, wozu sich eine Gesellschaft entscheidet, an welche Momente sie sich nachhaltig erinnern will und welche nicht, werden Schneisen für zukünftige Generationen gelegt. Siehe hierzu: Paul Connerton: Seven Types of Forgetting, in: Memory Studies. Bd. 1, 2008, S. 59-71; Arnd Krüger: Die sieben Arten in Vergessenheit zu geraten, in: Vergessen, verdrängt, abgelehnt. Zur Geschichte der Ausgrenzung im Sport, hg. von dems. und Bernd Wedemeyer-Kolwe, Münster 2009, S. 4-16.

Das heutige moderne Medienzeitalter hat zudem ein noch nie dagewesenes Beschleunigungspotential in Bezug auf die Entstehung und Wiedergabe von Motiven oder Geschehnissen.³² Die aktuelle Medienlandschaft und ein unaufhörlicher Zugang zu Fotografien und Bildern anderer Menschen via soziale Medien und moderne Smartphones haben ihren eigenen Beitrag zu einer schnellen und dadurch oft unüberlegten bzw. nicht hinterfragten (Re-)Produktion von Motiven geführt. Diese ständig möglichen Wiederholungen generieren oft einen Fluss an Erinnerungen aus zweiter Hand, die häufig zu einer Inhaltsverschiebung der ursprünglichen Erinnerungen führen. Sie werden reproduziert, umformuliert, hinterfragt. James E. Young spricht in solchen Fällen auch vom *gesammelten* Gedächtnis.³³ Dabei geht es nicht nur um die Tradierung der kollektiven Vergangenheit, sondern vielmehr um ein damit verbundenes Sammeln der Vergangenheit, wie sie dann in Bibliotheken, Archiven und Museen immer und immer wieder aufbewahrt, eingesehen, studiert und präsentiert werden kann. Ein kollektives Gedächtnis basiert somit auf der Tradierung (*Oral History*), dem Sammeln und dem öffentlichen Darstellen anhand von Statuen und Gebäuden. Die auf diesen Seiten diskutierten Fotografien sind gute Beispiele für ein kollektiv gesammeltes Gedächtnis, das gleichzeitig fragmentiert und individuell sein kann.

Conclusio und Ausblick

Bei der Analyse eines Fotobestandes wie dem Mecklenburg-Bestand ist nicht nur die Suche nach Motivmustern und deren postkoloniale Betrachtung von Bedeutung. Sondern auch dessen Einbettung in die Ansicht kolonialer Hinterlassenschaften in der Hamburger Lokalgeschichte und dem Stadtbild sind von Belang. Dabei geht es um das Entdecken und Erkennen während der deutschen Kolonialzeit geschaffener visueller Einflüsse zum Thema (Zentral-)Afrika im hamburgischen Kollektivgedächtnis. Es stellt sich die Frage, inwiefern die visuellen Hinterlassenschaften der Kolonialfotografen die Hamburger Gesellschaft im 19. Jahrhundert beeinflussen konnten mit Blick auf das *afrikanische Andere*. Gestaltete ein*e Fotograf*in seine*ihre Bilder gemäß den Regeln des Bildaufbaus (Goldener Schnitt/Zwei-Drittel-Regel³⁴), um sie so einfacher bei einem europäischen Publikum unterzubringen, oder waren sie etwa doch simple Reproduktionen seiner*ihrer Weltansicht? In beiden Fällen ist zu beachten, dass ein*e Fotograf*in selbst das Produkt eines Kollektivgedächtnisses war. Er*sie war aber auch in der Lage, jenes Gedächtnis weiter zu nähren oder es umzuwandeln. Von daher ist

32 Aleida Assmann und Jan Assmann: Das Gestein im Heute. Medien und soziales Gedächtnis, in: Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in Kommunikationswissenschaften, hg. von Klaus Merten, Siegfried J. Schmidt und Siegfried Weischenberger, Opladen 1994.

33 James E. Young: *At Memory's Edge. After-images of the Holocaust in Contemporary Art and Architecture*, New Haven 2000.

34 Siehe Albrecht Beutelspacher und Bernhard Petri: *Der Goldene Schnitt*, Heidelberg, Berlin, Oxford 1988, S. 136-141; Michael Frye: *Digitale Landschaftsfotografie. Fotografieren wie Ansel Adams und Co.*, Heidelberg 2010, S. 72.

zu beachten, welche Botschaften innerhalb von Bildkomposition und Motivauswahl zu vermuten oder zu lesen sind.³⁵ Wie kolonial ist daher die heutige Wahrnehmung Afrikas noch in Hamburg und dem *globalen Norden*? Und wie eurozentrisch ist der Umgang mit dem *Image* Afrikas heutzutage im Vergleich zu Zeiten des Hochimperialismus? Und wer entschied oder entscheidet heutzutage, was als *typisch afrikanisch* bezeichnet werden kann und was nicht? Es wird hier dargelegt, dass visuelle Darstellungen Afrikas im 20. und 21. Jahrhundert sich oft nur wenig von jenen des späten 19. Jahrhunderts unterscheiden.

Dasselbe trifft auf nichtafrikanische Erwartungen zu, wenn es um afrikanische Kunst geht. Ein Beispiel hierfür ist der berühmte britische Fotograf Jimmy Nelson. Seit knapp 30 Jahren bereist er den Globus und schießt seit ca. zehn Jahren hauptsächlich Fotos von nichteuropäischen Ethnien in ihrer *traditionellen* Umgebung und Kleidung.³⁶ Seine ästhetisch anmutenden Bilder werden häufig von Wissenschaftler*innen kritisiert, weil er trotz der besten Absichten, nichtwestlichen Ethnien der Welt eine Stimme zu geben und deren Kulturen bildlich festzuhalten bevor sie aussterben, den kolonialen Blick nicht nur beibehalten hat, sondern ihn reproduziert.³⁷ Und just diese ständige Perpetuierung ist es, um die es in der Dekolonisierung visueller Kollektivgedächtnisse geht. Die Analyse der kolonialen Darstellung Afrikas durch Europäer*innen sowie deren Langzeitwirkung auf das westliche Gedächtnis generell und auf das Hamburger kulturelle Gedächtnis speziell bedarf einer Anwendung postkolonialer Theorien und eines scharfen Blicks für eurozentrische Ansichten, die in eben jenen Darstellungen teils versteckt sind, um eine neutrale Sichtweise zu etablieren.

Das Ziel dieses Beitrags ist, die Notwendigkeit einer Dekolonisierung der in Hamburg vorhandenen visuellen Quellen hervorzuheben. Es gilt, die Entstehungsgründe eines visuell geprägten kollektiven Gedächtnisses in der Hansestadt Hamburg ans Licht zu bringen und sie zeitgemäß den afrikanischen Realitäten des 21. Jahrhunderts anzupassen. Vor allem anhand der Kombination von postkolonialen Ansätzen mit *Visual History* und *Memory Studies* kann das koloniale Erbe Hamburgs erkannt, wahrgenommen und re-evaluiert werden. Langfristig soll so eine Neubewertung kolonial-visueller Hinterlassenschaften stattfinden, indem man sie nicht nur als Beiprodukte historischer Ereignisse wahrnimmt, sondern sie mit ins Zentrum der deutschen und hamburgischen Kolonialforschung stellt. Das deutsche Kollektivgedächtnis Afrikas, ob absichtlich oder nicht, basiert teils noch immer auf vor über 100 Jahren erschaf-

35 Dieselben Fragen und Analysen sind m.E. auch in der Architektur anzuwenden. Nicht nur der Goldene Schnitt spielte auch dort eine Rolle, sondern Firmen, die Gewinne aus dem Handel mit ehemaligen Kolonien machten und damit ihre neuen Firmenzentralen finanzierten, ließen jene Bauten entsprechend dekorieren, wie im Falle des bereits erwähnten Afrikahauses.

36 Siehe Jimmy Nelson: *Hommage to Humanity*, New York, 2018; ders.: *Before They Pass Away*. Bevor sie aussterben. Der einmalige Bildband mit Porträts von 27 Stammeskulturen rund um den Globus, Kempten 2013.

37 Siehe Hatem N. Akil: *Colonial Gaze. Native Bodies*, in: *The Visual Divide between Islam and the West*, hg. von dems., New York 2016.

fenen Darstellungen Afrikas, weswegen eine aktualisierte Debatte zu diesem Thema nötig ist. Sie ist von Belang, da eine unkritische Akzeptanz vorhandener Visualisierungen Afrikas in Hamburg und anderswo sonst weiterhin ein Bild des Globalen Südens vermittelt, das aus einer Zeit der Unterdrückung stammte und rassistisch geprägt war.

IV. Kunst, Kultur und Gesellschaft

Hamburg und das Hanseatische

LU SEEGER

Ein Blick in die lokale Hamburger Medienlandschaft zeigt: Der Begriff hanseatisch spielt eine zentrale Rolle in der Selbstbeschreibung der Stadt und ihrer Bewohner*innen. Dies war im Dezember 2015 der Fall beim Tod von Helmut Schmidt. Das »Hamburger Abendblatt« beschrieb ihn in einer Sonderausgabe wahlweise als »wahrhaftig großen Hanseaten« und als »unbeugsamen Hanseaten«.¹ In der Sonderausgabe der »Hamburger Morgenpost« hieß es, viele Deutsche hielten Helmut Schmidt für den »vorbildlichsten aller Hanseaten«.² Und in der Traueranzeige der von ihm mitherausgegebenen Wochenzeitung »Die ZEIT« wurde er schlicht als »Ein großer Kanzler. Ein Hanseat. Ein guter Freund« bezeichnet.³ Es gibt aber auch weitaus weniger bedeutsame Anlässe, um den Begriff hanseatisch zu führen. So produzierte etwa das »Hamburger Abendblatt« im Februar 2014 ein Magazin mit dem Titel »Die Köpfe der Stadt – Hanseaten« und warb um neue Abonnent*innen mit dem Slogan »So leicht werden Sie zum Hanseaten«.⁴ Etwas reflektierter nahm sich die »taz nord« nahezu zeitgleich des Themas an, indem sie kritisch-plakativ fragte: »Hanseatisch: Ethos oder Mumpitz?«⁵

Allgemein bezeichnet das Wort hanseatisch heute diffus eine Grundhaltung, die durch Nüchternheit, Pragmatismus, Weltoffenheit, Toleranz und Liberalität gekennzeichnet ist. Viel spricht jedoch dafür, dass das Hanseatische im Verlauf des 20. Jahrhunderts und im Wechsel von Demokratie und Diktatur mit sehr unterschiedlichen Bedeutungsinhalten verbunden und erst seit den 1950er Jahren allmählich mit den heutigen Attributen konnotiert wurde. So bezeichnete Hanseatengeist im »Dritten Reich« das genaue Gegenteil von Weltoffenheit, Toleranz und Liberalität, nämlich eine rassistisch-kolonialistische Eroberungsmentalität, die Hamburger Kaufleute zu »Pionieren« im »Volkstumskampf« in Mittel- und Osteuropa stilisierte. Dies zeigt, dass die mit dem Hanseatischen und den Hanseaten verbundenen Wertvorstellungen sich wandelten, also keineswegs statisch waren und sind.

Der Begriff des Hanseatischen entwickelte sich zum Ende des 18. Jahrhunderts als Sammelbezeichnung für die Hansestädte Hamburg, Lübeck und Bremen und brachte zunächst die gemeinsame hansische Geschichte und kulturelle Gemeinsamkeiten zum

1 o. V.: Hamburg trauert, in: Hamburger Abendblatt, Sonderausgabe vom 11.11.2015, S. 3.

2 Franz Niggemeier: Einen wie ihn wird es nicht mehr geben, in: Hamburger Morgenpost, Sonderausgabe vom 11.11.2015, S. 2-3; hier S. 3.

3 Redaktion, Verlag und Eigentümer: Traueranzeige für Helmut Schmidt, in: Die ZEIT EXTRA, Sonderausgabe zum Tod von Helmut Schmidt vom 11.11.2015, S. 14.

4 o. V.: Hanseaten. Die Köpfe der Stadt, in: Hamburger Abendblatt, Magazin, Januar 2014, S. 32.

5 Titelseite »Hanseatisch«, in: taz.nord, 8./9.2.2014, S. 41.

Ausdruck.⁶ Später kamen Institutionen der drei Hansestädte wie etwa das 1879 eingerichtete Hanseatische Oberlandesgericht hinzu.⁷ Darüber hinaus bezeichneten die Begriffe Hanseaten und hanseatisch bis weit in das 20. Jahrhundert hinein nicht nur die geografische Herkunft aus den Hansestädten, sondern damit verbunden eine spezifische soziale Herkunft.⁸ Noch im Duden des Jahres 1977 bezog sich der Begriff Hanseat neben der historischen Zuschreibung als einem der Hanse angehörenden Kaufmann auf die Bewohner*innen der drei Hansestädte »besonders aus der vornehmen Bürgerschicht«.⁹ Darunter wurden vor allem Großkaufleute sowie Juristen mit politischen Ämtern subsummiert.¹⁰ Dabei stellten das Sozialprofil des Überseekauffmanns klassischen Zuschnitts sowie die im Handelsbürgertum gepflegten Wertvorstellungen und Leitbilder wie z. B. der »ehrbare Kaufmann« Kristallisationspunkte des Hanseatischen dar. Selbst- und Fremdzuschreibungen von – fast immer männlich gedachten Hanseaten – manifestierten sich darüber hinaus in einem Verhaltenskodex, der sich im 19. Jahrhundert verselbstständigte. Ein hanseatischer Kaufmann wurde verknüpft mit Attributen wie Ehrlichkeit, Vertrauenswürdigkeit, nüchterner Kalkulation und Solidität. Hinzu kamen Zuschreibungen eines Lebensstils, bei denen sich Wohlstand, Bescheidenheit und Zurückhaltung zu einer Gesamthaltung bürgerlicher Vornehmheit verdichteten.¹¹ Eine wichtige Rolle kam dabei einer postulierten Weltoffenheit zu – auf Basis eines für Überseekaufleute spezifischen Lebenslaufs mit einem mehrjährigen Aufenthalt in einer ausländischen Firma bzw. Niederlassung und daraus resultierenden transnationalen Kontakten. Anders als beim Begriff des Bajuwarischen ist demzufolge davon auszugehen, dass hanseatisch nicht nur einen Regionalcharakter beschreibt, sondern darüber hinaus ein in politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Hinsicht exklusiver und partiell exkludierender Begriff war und ist. Zugleich ist das Hanseatische aber auch als ein Legitimations- und Identifikationsbegriff anzusehen, der vor allem auf drei Feldern relevant zu sein scheint: zur Legitimation von Herrschaft und Politik, zur Durchsetzung wirtschaftlicher Interessen und im Bereich von Gesellschaft und Kultur.

Am Beispiel von Hamburg erörtert der Beitrag, welche Rolle das Hanseatische und die Hanseaten bei der Begründung von politischer Herrschaft und der mentalen Abfederung von Systemwechseln von der Weimarer Republik über das »Dritte Reich« bis in die Bundesrepublik gespielt haben. Dabei geht es auch um die Frage, welche

6 Carsten Jahnke: Die Hanse, Stuttgart 2014, S. 209.

7 Alexandra Ortmann: »...mit den Tugenden eines echten Hanseaten«. Zur Konstruktion einer Identität um 1900, unveröff. Magisterarbeit, Göttingen 2005, S. 146.

8 So bezog sich eine »landsmannschaftliche« Konnotation des Begriffs im 19. Jahrhundert auf alle Einwohner*innen der drei Hansestädte im Allgemeinen sowie auf Angehörige der »Hanseatischen Regimenter« sowie der studentischen Verbindungen. Ebd., S. 146 f.

9 Duden 1977, S. 1147.

10 Laut Alexandra Ortmann wurde eine exklusive Herkunft vor allem zu Beginn des 20. Jahrhunderts relevant: Ortmann (Anm. 7), S. 147.

11 Frank Bajohr und Dorothee Wierling: »Hanseat« und »hanseatisch« – Konturen eines möglichen Forschungsfelds, unveröff. Konzeptpapier, Hamburg o. D., 2012, S. 1 f.

Funktion die postulierte Weltoffenheit und transnationale Wirtschaftsbeziehungen für die Wahrnehmung des Hanseatischen in Hamburg vom Kaiserreich bis in die frühe Bundesrepublik einnahmen.

Das Hanseatische im Kaiserreich und in der Weimarer Republik

Der Begriff des Hanseatischen diente dazu, Herrschaft und Politik sowohl lokal auf Hamburg als auch auf die nationale Ebene bezogen zu legitimieren. Dementsprechend wurde er im Verlauf des 20. Jahrhunderts mit sehr unterschiedlichen Deutungsinhalten gefüllt. Dabei kamen maßgebliche Akteure nicht nur aus politischen Parteien, auch Historiker spielten mit der politisch-ideologischen Einbettung der hansischen Geschichte als Grundlage für die zeitspezifische Konturierung hanseatischer Traditionen eine nicht zu unterschätzende Rolle.¹² Es kann davon ausgegangen werden, dass die Begeisterung über die Kolonial- und Flottenpolitik sowie die anhaltende ökonomische Prosperität im Kaiserreich dazu führte, dass sich eher freisinnig-preußenfeindliche Hamburger Kaufleute zu Monarchisten und Anhängern wilhelminischer Weltpolitik wandelten. So unterstützte die Handelskammer Hamburg aktiv die kolonialen Bestrebungen des Deutschen Kaiserreichs. Mehr noch: Durch den Einfluss des Afrika-Kaufmanns Adolph Woermann war sie an der Ausgestaltung einer »praktischen deutschen Kolonialpolitik« seit den frühen 1880er Jahren maßgeblich beteiligt gewesen. Woermann hatte 1883 in einer Denkschrift Deutschlands »praktisches Eingreifen« auf kolonialem Gebiet gemäß der politischen Machtstellung des Reiches gefordert. Ab 1896 hatte er die Tirpitz'sche Flottenpolitik durch die Mitbegründung des Deutschen Flottenvereins gefördert.¹³ Neben der Pflege ihrer Handelsniederlassungen in Südamerika setzten Hamburger Kaufleute ab Mitte der 1890er Jahre explizit auf die deutschen Kolonien, für deren wirtschaftliche Ausbeutung sie den Ausbau der Infrastruktur einforderten. Außerdem sollte die Verwaltung der Kolonien von kaufmännischen und nicht von bürokratischen Gesichtspunkten aus geleitet werden.¹⁴

Allerdings setzte mit dem Ersten Weltkrieg der Abstieg des Handelsbürgertums auch in Hamburg ein. Mit dem Vordringen der Industrie büßte es seine wirtschaftliche Vormachtstellung allmählich ein und verlor mit dem Fall des Klassenwahlrechts

12 In der Forschung wird zwischen dem Adjektiv hansisch für die Zeit bis zum letzten Hansetag 1669 und hanseatisch für die Zeit danach unterschieden. Hanseatisch waren danach nur noch Hamburg, Lübeck und Bremen. Jahnke (Anm. 6), S. 209. Zur Verwendung der hansischen Geschichte zu politisch-ideologischen Zwecken, siehe ders., S. 13. Vgl. Matthias Puhle: Hanse und Reich. Rezeptionsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, in: Hansische Geschichtsblätter, Bd. 129, 2011, S. 171-191; hier S. 176.

13 Handelskammer Hamburg: Repräsentanten der Hamburger Wirtschaft 1850-1950, Hamburg 1984, S. 94. Vgl. dazu auch den Beitrag von Kim Sebastian Todzi zu Woermann in diesem Band.

14 Elsabea Rohrmann: Max von Schinckel. Hanseatischer Bankmann im wilhelminischen Deutschland, Hamburg 1971, S. 166-173.

abrupt seine angestammten politischen Bastionen.¹⁵ In den Hamburger Tageszeitungen, die für die lokale Öffentlichkeit Hamburgs prägend waren, gab es in den 1920er Jahren vor allem zwei Verwendungsweisen der hanseatischen Begrifflichkeit. Sie wurde zum einen benutzt im Sinne einer nostalgischen Selbstbeschreibung der Stadt etwa in Form von historischen Rückblicken sowie bei Geburtstagsgratulationen und Nachrufen bekannter Kaufleute oder Senatoren.¹⁶ Zum anderen war der Begriff für die politische Mobilisierung der Hamburger Bevölkerung bedeutsam. Auf der einen Seite avancierte das Hanseatische zu einem bürgerlichen Kampfbegriff, sodass sich eine Reihe bürgerlicher Parteienbündnisse in den Hansestädten dezidiert als hanseatisch bezeichneten.¹⁷ Der Begriff transportierte den ungebrochenen Herrschaftsanspruch der traditionellen hansestädtischen Kaufmannseliten, die sich gegenüber der KPD, aber auch der Sozialdemokratie auf Kompetenz, Tradition und Herkunft beriefen, um ihren politischen Herrschaftsanspruch zu untermauern.¹⁸ Auf der anderen Seite konturierte der Erste Bürgermeister Carl Petersen – er gehörte der Deutschen Demokratischen Partei an – seit seinem Amtsantritt im Jahr 1924 das Hanseatische wiederholt als Begriff der »breiten Mitte«, um Bürgertum und Arbeiterschaft in Hamburg für die Weimarer Demokratie zu einen.¹⁹ Zugleich nutzte er den Begriff, um den Wiederaufbau der Wirtschaft und Hamburgs weltweite Bedeutung aufgrund weitreichender Auslandskontakte – trotz des verlorenen Weltkriegs – zu postulieren. So betonte Petersen im Jahr 1928 anlässlich des 25jährigen Bestehens des Vereins Hamburger Exporteure, dass nach dem Ersten Weltkrieg niemand »mutiger, tatkräftiger und zielbewusster ans Werk gegangen [ist], als es galt, Zerstörtes wiederaufzubauen und Verlorenes zurückzugewinnen« als der »hamburgische Überseekaufmann«. Dies wäre nicht möglich gewesen, so Petersen, ohne die »alten und reichen Auslandserfahrungen, über die gerade der Hamburger Kaufmann verfügt«.²⁰

15 Bajohr und Wierling (Anm. 11), S. 1.

16 Siehe z. B. o. V.: Aus dem Leben und der Arbeit eines hanseatischen Kaufmanns im 15. Jahrhundert, in: Hamburger Fremdenblatt vom 18.11.1922; o. V.: Die Versöhnung bei der Aal-suppe, in: Hamburger Anzeiger, Unterhaltungsbeilage vom 15.11.1924; o. V.: Arnold Paegel 70 Jahre alt, in: Hamburger Nachrichten, Abendausgabe vom 21.11.1936, S. 1; o. V.: Rudolf Crasemann †, in: Hamburger Correspondent vom 15.11.1929, Abend-Ausgabe, S. 3; o. V.: Eine Feier des Hamburgischen Bürgertums. 50 Jahre Bürgerverein Altstadt, in: Hamburger Anzeiger vom 13.10.1932, S. 2.

17 Helmut Stubbe-Da Luz: »Hanseatische« Parteipolitik in der Weimarer Zeit und in den Jahren nach dem Zweiten Weltkrieg. Die Sammlungs- und Bürgerblock-Bestrebungen des Hanseatischen Volksbundes sowie der Deutschen Sammlung (Lübeck), der Bremer Demokratischen Volkspartei und des Vaterstädtischen Bundes Hamburg, in: Geschichte als Verpflichtung. Hamburg, Reformation und Historiographie. Festschrift für Rainer Postel zum 60. Geburtstag, hg. von Michael Hundt unter Mitarbeit von Lars Jockheck, Hamburg 2001, S. 183–213.

18 Ebd., S. 185. Vgl. Bajohr und Wierling (Anm. 11), S. 1.

19 StaHH, 135-1 Staatliche Pressestelle I-IV, Akte 7684, Manuskript anlässlich des Empfangs leitender Redakteure Hamburger Zeitungen, 9.1.1924.

20 StaHH 135-1 I-IV, 7044: Ansprache von Bürgermeister Dr. Petersen bei der Feier des 25jährigen Bestehens des Vereins Hamburger Exporteure, 19.5.1928, o. S.

Bereits am 27. Juni 1922 war auf Initiative des Bankiers Max Warburg der Überseeclub gegründet worden.²¹ Nach dem Vorbild englischer Clubs sollte der Übersee-Club, dessen Mitglieder vor allem Kaufleute und Industrielle waren, den Welthandel sowie Frieden und Abrüstung von Hamburg aus fördern. Der Übersee-Club lud bis zu seiner Auflösung im Jahr 1934 bekannte Persönlichkeiten aus Politik, Wirtschaft und Gesellschaft zu Vorträgen ein, wie z.B. Friedrich Ebert, Hjalmar Schacht, Oswald Spengler und Gustav Stresemann.²² Das hier in die Praxis umgesetzte Narrativ des weltgewandten Hamburger Kaufmanns, der sein wirtschaftliches Netzwerk trotz politischer Verwerfungen zum Wohle seiner Vaterstadt nutzt, sollte auch nach 1945 Bestand haben.

Das Hanseatische im Nationalsozialismus

Weitaus größer als bislang angenommen ist die Bedeutung von Hanseaten und hanseatischen Traditionen für die Legitimierung des Nationalsozialismus in Hamburg einzuschätzen. Nicht nur hanseatische Kaufleute schienen sich durch den im März 1933 eingesetzten »Regierenden Bürgermeister« Carl Vincent Krogmann, Sohn einer großbürgerlichen Hamburger Familie und Gesellschafter der Firma Wachsmuth & Krogmann, zumindest formal repräsentiert gefühlt zu haben.²³ Auch die bürgerliche Tagespresse interpretierte die Ernennung Krogmanns im Sinne einer selbstverständlichen Kontinuität. So begrüßten die »Hamburger Nachrichten« es, dass mit der Auswahl Krogmanns »Brücken zur alten hamburgischen Tradition geschlagen worden sind«.²⁴ Und das »Hamburger Tageblatt«, die 1931 gegründete Parteizeitung der NSDAP, schwärmte, dass mit dem »Spross einer alteingesessenen und angesehenen Hamburger Familie« ein Bürgermeister gefunden sei, der »wie kein zweiter, in den guten Traditionen unserer Hansestadt und unseres Vaterlandes zugleich verwurzelt ist.«²⁵

Zudem diente das Hanseatische dazu, die »Gleichschaltung« der Länder und die Zentralisierung der Hamburger Verwaltung zu legitimieren. So betonte Bürgermeister Krogmann anlässlich der Statthalterfeier im Rathaus am 20. Mai 1933 die Gefahr, Hamburg könne seine Selbstständigkeit verlieren, sei nunmehr durch das Reichsstatthaltergesetz gebannt, da die Politik der Länder ab jetzt im Einklang mit dem Reich stünde.²⁶ Diese Haltung schienen auch Angehörige der alteingesessenen Wirtschaftselite partiell

21 Übersee-Club Hamburg. Gesellschaft für wirtschaftlichen Wiederaufbau und Auslandskunde, in: Hamburger Nachrichten, 18.6.1922. Vgl. auch den Beitrag von Christoph Strupp in diesem Band.

22 Einen Überblick über die Geschichte des Übersee-Clubs: Zeitgeschehen im Überseeclub 1922-1997. Kultur und Kommerz im Amsinck-Haus am Neuen Jungfernstieg, Hamburg 1997.

23 So der Bankier Alwin Münchmeyer rückblickend in Stefanie von Viereck: Hinter weißen Fassaden. Alwin Münchmeyer – ein Bankier betrachtet sein Leben, Reinbek 1988, S. 386.

24 o. V.: Die neuen Männer, in: Hamburger Nachrichten vom 8.3.1933.

25 o. V.: Hamburgs neuer Senat. Karl Vincent Krogmann Erster Bürgermeister, in: Hamburger Tageblatt vom 7.3.1933.

26 FZH-Archiv, 11/K4, Krogmann Tagebücher 1933, Rede anlässlich der Statthalterfeier im Rathaus am 20.5.1933, S. 1.

zu teilen. So begrüßte der zu diesem Zeitpunkt 59jährige Bankier Cornelius Berenberg-Gossler in seinem Tagebuch die Maßnahmen zur Entmachtung der Länder, da er den deutschen Föderalismus für antiquiert hielt, auch wenn er die Wirtschaftspolitik und den Antisemitismus der NSDAP dezidiert ablehnte.²⁷ Der ehemals der DDP nahestehende Hamburger Journalist Alfred Frankenfeld lobte 1935 gar, erst die »Überwindung des parlamentarischen Systems in Hamburg« habe die »Überwindung eines dem hanseatischen Geist fremden Zustands« erbracht.²⁸ Auch Historiker*innen bestätigten das Führerprinzip in der Hamburger Stadtverwaltung und die Unterstellung der Stadt unter das Reich, wenn Heinrich Reincke – er war seit 1933 Direktor des Hamburger Staatsarchivs – betonte, dass »der Führergedanke auch im hamburgischen Staatsleben voll zur Durchsetzung gelangt« sei.²⁹

Darüber hinaus rekurrten die Hamburger Tageszeitungen häufig auf das Hanseatische, wenn es um die Wirtschaftskraft Hamburgs ging. So betonten die »Hamburger Nachrichten« am 24. Oktober 1933 bezugnehmend auf eine Rede von Karl Kaufmann, es entspreche dem »hanseatischen Geist, dass er seine Kräfte verdoppelt, und umso kühner und erfindungsreicher zupackt, je mehr die Schwierigkeiten sich häufen.«³⁰ Damit sollte überspielt werden, dass die vorrangig auf den Außenhandel fokussierte Handelsstadt durch die NS-Autarkie- und Aufrüstungspolitik strukturell benachteiligt wurde, auch wenn sich Reichsstatthalter Karl Kaufmann ab 1934 verstärkt um Kompensationen für die Überseekaufleute sowie um die Ansiedlung von Industrien bemühte.³¹ Zugleich wurde immer wieder betont, dass Hamburg mit Deutschland eng verwachsen sei und nur in Einklang mit dem Reich neue wirtschaftliche Blüte entfalten könne.³² Diesen Eindruck schienen auch das »Groß-Hamburg-Gesetz« von 1937 und die »Führerstadtplanungen« zu belegen. Die mit dem »Groß-Hamburg-Gesetz« 1938 in Kraft tretende Eingemeindung von Altona, Wandsbek und Harburg bezeichneten die »Hamburger Nachrichten« im April 1938 als »bisher größtes Ereignis«

27 Joachim Szodrzynski: Großbürgerlicher Eigensinn und Zivilcourage. Cornelius Freiherr v. Berenberg-Gossler, in: Bedrohung, Hoffnung, Skepsis. Vier Tagebücher des Jahres 1933, hg. von Frank Bajohr, Beate Meyer und Joachim Szodrzynski, Göttingen 2013, S. 289–391, S. 271–288; Tagebuch Cornelius v. Berenberg-Gossler, in: ebd., S. 289–391, S. 278 f., S. 319, 332.

28 Alfred Frankenfeld: Moderne Hanseaten. Die junge Generation an der Spitze – »Hanseatische Freiheit« von heute, in: Berliner Tageblatt, Nr. 48 vom 29.1.1935.

29 Heinrich Reincke: Hamburgs Geschichte, in: Hamburg. Einst und jetzt, hg. von Heinrich Reincke, Walter Hävernack und Gustav Schlotterer, Hamburg 1933, S. 100. Siehe zu Heinrich Reincke als Direktor des Staatsarchivs Hamburg im Nationalsozialismus: Sarah Schmidt: Das Staatsarchiv Hamburg im Nationalsozialismus, Hamburg 2016, S. 24–30.

30 o. V.: Praktischer Nationalsozialismus, in: Hamburger Nachrichten, Abendausgabe vom 18.10.1934, S. 1.

31 Siehe dazu Klaus Weinbauer: Handelskrise und Rüstungsboom. Die Wirtschaft, in: Hamburg im »Dritten Reich«, hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg, Göttingen 2005, S. 191–224, S. 191–224, S. 193–195.

32 o. V.: Praktischer Nationalsozialismus, in: Hamburger Nachrichten vom 18.10.1934.



Hermann Göring und Karl Kaufmann, 1939

in der »über tausendjährigen schicksalsreichen Geschichte der alten Hansestadt«,³³ Wenige Monate später, im September 1938, wurden in dem Artikel »Alte und neue Kaufmannshäuser – Handelskontore umgreifen die Welt« im »Hamburger Anzeiger« anlässlich des Baus der Elbehochbrücke Bilder einer schon entstandenen modernen Zukunft der Stadt gezeichnet:

Den Hafen umrahmt die City mit ihren modernen Kontorhäusern. [...] Ein Rädchen greift ins andere, und im wahrsten Sinne des Wortes sitzt in Hamburg die Seele einer über Kontinente gespannten Absatzorganisation.³⁴

Wichtig seien dafür die typischen Merkmale des hanseatischen Handels, der ständig nach neuen »Einschaltungsmöglichkeiten« im Ausland Ausschau halte: »das persönliche Verantwortungsgefühl, die wirtschaftliche Initiative und das Verständnis und das Einfühlungsvermögen in fremde Sitten und Gebräuche«.³⁵ Hier zeigte sich, dass die persönliche Initiative und die Weltoffenheit konnotativ Bestand hatten, trotz oder gerade weil sich der Kontext durch die nationalsozialistische Außenpolitik schon deutlich geändert hatte.

33 o. V.: Weltstadt Hamburg, in: Hamburger Nachrichten vom 31.3.1938.

34 o. V.: Alte und neue Kaufmannshäuser – Handelskontore umgreifen die Welt, in: Hamburger Anzeiger vom 1.9.1938, S. 44 f., S. 44.

35 Ebd.

Überhaupt spielte die Kategorie Raum eine wichtige Rolle in den Diskursen um das Hanseatische. Maßgeblich war es neben Heinrich Reincke der Historiker Hans Muchow, der nationalsozialistische Vorstellungen vom »Lebensraum im Osten« und einer rassistischen »Volksgemeinschaft« mit der Interpretation der hansischen Geschichte verband, wie z. B. in seinem Vortrag »Die Hanse als Wille und Tat aus nordisch-germanischem Geist«, den er im März 1939 bei der Nordischen Gesellschaft in Hamburg hielt. Die nationalsozialistische Diktatur wurde hier geradezu als politische Erfüllung eines historischen Vermächtnisses der Hanse im nordosteuropäischen Raum gedeutet.³⁶ Heinrich Reincke wiederum betonte in seiner Festrede anlässlich des 750. Hamburger Hafengeburtstags im Mai 1939, es stünden »hansische Vergangenheit und nationalsozialistische Gegenwart [...] im Zeichen der Aktivität, die unserer Rasse und dem besonderen Menschenschlag an der Wasserkante entspricht.«

Hanseatische Kaufleute im Zweiten Weltkrieg

Während des Zweiten Weltkriegs avancierten »hanseatische Kaufleute« Hamburgs in zweierlei Hinsicht zu ideologisch aufgeladenen Leitfiguren. So betonte das »Hamburger Fremdenblatt« bereits im Dezember 1939 auf Grundlage einer Presseansprache des Präses der Handelskammer, Joachim de la Camp, dass die Hamburger Kaufleute »neue Möglichkeiten der Verbindung mit dem Ausland« nutzten, womit konkret Geschäfte in den besetzten Gebieten gemeint waren.³⁷

Vor 1939 war es den meisten Kolonialfirmen zunächst um einen wirtschaftlichen Ausgleich für das stagnierende Afrika-Geschäft gegangen. Erste Kompensationsmöglichkeiten boten sich durch die Arisierung in Hamburg sowie durch den Anschluss Österreichs und die Annexion des Sudetenlandes.³⁸ Während des Zweiten Weltkriegs wurde der gesamte eroberte Osten flächendeckend und ressortübergreifend mit Hamburger Wirtschaftspolitikern besetzt, und Kaufleute gründeten Niederlassungen oder fungierten als Kreisgroßhändler.³⁹ Der Präses der Industrie- und Handelskammer, Joachim de la Camp, erachtete dieses Engagement Anfang 1941 gar als Vorboden einer Zentralstellung Hamburgs zwischen Übersee und weiten Teilen des östlichen Europas.⁴⁰ Auf Grundlage der konstruierten Verbindung von hansischer Geschichte und Ostkolonisation wurde den Kaufleuten eine rassistisch-kolonialistische Eroberungsmentalität zugeschrieben. Dabei diente der Rekurs auf die mittelalterliche Hanse dazu, zumindest zeitweise die traditionell auf Übersee ausgerichteten Orientierungen der Kaufleute umzupolen in Richtung einer kolonialen Ostexpansion, in einem Raum

36 Hans Muchow: Die Hanse als Wille und Tat aus nordisch-germanischem Geist: Vortrag, gehalten am 2. März 1939 vor der Nordischen Gesellschaft in Hamburg, Hamburg 1939.

37 H. K.: Hamburgs Einsatz, in: Hamburger Fremdenblatt vom 30.12.1939, S. 9.

38 Karsten Linne: Deutsche Afrikafirmen im »Osteinsatz«, in: 1999 (2001), H. 1, S. 49-90, S. 57 f.

39 Weinbauer (Anm. 31), S. 222.

40 Joachim de la Camp: Hamburgs Außenhandel in Gegenwart und Zukunft, in: Hamburg und die Nordmark, Jg. 23, 1941, Nr. 1, S. 5 f.; hier S. 5.

also, der durch Holocaust und Vernichtungskrieg im nationalsozialistischen Sinne ethnisch und rassistisch neu geordnet werden sollte.⁴¹ Denn die Hanse wurde nunmehr als völkischer Kampfverband zur Verbreitung des Deutschtums im Osten gesehen. Im Zeichen des von Goebbels propagierten »totalen« Kriegs konstatierte der Journalist Alfred Frankenfeld im Februar 1943, dass die »hanseatischen Kaufleute freiwillig nach dem Osten gegangen sind, um dort unter oft schwierigsten äußeren Bedingungen kriegswichtige Wirtschaftsarbeit zu leisten.« Hier wurden die Kaufleute als Pioniere kolonialer Besiedelung dargestellt – ein Bild, das auch und gerade von ehemals in Afrika agierenden Überseehändlern als »hanseatischer Unternehmertegeist« beschworen wurde.⁴² Die Kaufleute wurden als erfahrene Vorkämpfer dargestellt, die Osteuropa und die Sowjetunion als »Ergänzungsraum« erschlossen und in kaum erschlossenen unwirtlichen Gegenden ihre menschliche wie wirtschaftliche Flexibilität und Stärke unter Beweis stellten.⁴³ Erklärtes Ziel der im Generalgouvernement agierenden Kaufleute sollte sein: »der unvorstellbare Einfluss der Juden muss eingedämmt werden.«⁴⁴ Mehr noch: Mindestens semantisch wurde die als hanseatisch gedeutete Tätigkeit der Kaufleute in Verbindung mit der Vernichtung der Juden*Jüdinnen gebracht. So betonte etwa Rolf Bretschneider, er war stellvertretender Leiter des Sachdezernats »Einsatz in den besetzten Gebieten« der Industrie- und Handelskammer Hamburg und Inhaber der Afrika-Firma G. L. Gaiser, bereits 1941, dass der jüdische und polnische Handel im Generalgouvernement mittlerweile »fast restlos« vernichtet sei.⁴⁵ Mit solchen Artikeln wurde die Begünstigung der Kaufleute durch die Verfolgung und Ermordung der Juden*Jüdinnen bzw. ihre zumindest implizite Beteiligung daran als Erfolg dargestellt.

Zum anderen wurde »hansischen Kaufleuten« eine tragende Rolle bei der mentalen Bewältigung der Folgen des Bombenkriegs, insbesondere nach der »Operation Gomorrha« zugeschrieben. Alfred Frankenfeld schrieb im August 1943, dass »der Krieg als großer Gestalter die hansische Kaufmannschaft mit jener illusionslosen Entschlossenheit und Härte erfüllt, die notwendig sind, um nicht nur seine Heimsuchungen zu ertragen, sondern auch immer neue Taten zu wagen.«⁴⁶ Trotz der massiven Zerstörungen »immer wieder von vorne anzufangen und niemals zu verzagen«, beschrieb

41 Frank Bajohr: Hamburg im »Dritten Reich«, in: Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), *Zeitgeschichte in Hamburg* 2013, Hamburg 2014, S. 15–33, S. 30.

42 Linne (Anm. 38), S. 65.

43 Alfred Frankenfeld: Nur größere Härte imponiert dem Feind. Totaler Einsatz auch die Parole der Hanseaten, in: BZ am Mittag vom 22.2.1943.

44 Kurt Remuß: Sie halfen im Nebenland. Reichsgau-Kaufleute beim Wirtschaftseinsatz im Generalgouvernement, in: *Danziger Wirtschaftszeitung*, 1943, Nr. 3, S. 61–63.

45 Rolf Bretschneider: Die handelsmäßige Erschließung des Generalgouvernements, in: *Hamburg und die Nordmark*, Jg. 23, 1941, Nr. 17, S. 1 f.

46 Alfred Frankenfeld: *Hamburger Lebensgesetze*, in: *Deutsche Allgemeine Zeitung* vom 22.8.1943. Zur politischen Haltung Frankenfelds und seiner Laufbahn nach 1945 siehe Christian Sonntag: *Medienkarrieren. Biografische Studien über Hamburger Nachkriegsjournalisten*, München 2006, S. 181–191.

Frankenfeld als »hansisches Lebensgesetz«. ⁴⁷ Carl Düsterdieck verstand einen Monat später im »Mittagsblatt« in diesem Sinne unter Hanseatengeist »Einsatzbereitschaft, Energie und unbeugsamen Willen zum Leben«. ⁴⁸ Ein solches Verhalten, so schrieb auch der »Hamburger Anzeiger«, entspreche dem »alten hanseatischen Geist, der nach einer Havarie fester in die Seile fasst und nach einem Schiffbruch nicht klagend am Ufer steht, sondern den Blick auf ein neues Schiff lenkt, das mit allen Mitteln besserer Technik neue Wege durch den Ozean sucht.« ⁴⁹ Auch hier wurden Bilder des Überseekaufmanns genutzt, um die Bevölkerung zu beruhigen. Damit reproduzierten die Hamburger Tageszeitungen die Linie, die Propagandaminister Goebbels vorgegeben hatte. Der Bevölkerung wurde ein heroischer Durchhaltewillen zugeschrieben, während die konkreten Schäden keine Beachtung fanden. ⁵⁰

Hamburgs »Unverzagtheit« als »Lebensgesetz« sollte auch nach 1945 die städtische Erinnerungskultur prägen. Dies war möglich, weil das Hanseatische auch im »Dritten Reich« eben kein eindeutig fixierter ideologischer Begriff war, sondern auch genutzt werden konnte, um sich subtil bzw. partiell vom Nationalsozialismus zu distanzieren. So betonte etwa der Historiker Percy Ernst Schramm in seinem 1943 erschienenen Buch »Hamburg, Deutschland und die Welt« auf der Folie hanseatischer Traditionen die engen Verbindungen Hamburgs zu England und lobte die jahrhundertelange Selbstverwaltung der Stadt. ⁵¹ Hinzu kam, dass Hamburger Kaufleute für sich in Anspruch nehmen konnten, während der NS-Zeit nicht nur als Vorbilder, sondern auch als Negativfiguren medial dargestellt worden zu sein. So hatte es etwa in den Jahren 1935/36 vor allem im »Hamburger Tageblatt« Artikel gegeben, die sich z. B. auf Grundlage eines Berichts über eine Kundgebung der SA gegen Hamburger Großhandelskaufleute richteten, die als »Geldsäcke« oder als »Gesindel aus Harvestehude und Uhlenhorst« bezeichnet wurden. ⁵² Auf den positiv aufgeladenen Begriff des Hanseatischen wurde dabei interessanterweise verzichtet. Nach 1945 konnte die Erinnerung an solche Artikel aber dazu beitragen, die Kaufleute als Kerngruppe des Hanseatischen in der öffentlichen Wahrnehmung jenseits des Nationalsozialismus zu verorten.

47 Alfred Frankenfeld: Hamburger Lebensgesetze, in: Deutsche Allgemeine Zeitung vom 22.8.1943.

48 Carl Düsterdieck: Das harte Herz des Hamburgers, in: Mittagsblatt vom 24.9.194; zit. nach: Malte Thiessen: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, Hamburg 2007, S. 53.

49 o.V.: Aufbau! Zum Wiedererscheinen unserer Zeitung, in: Hamburger Anzeiger vom 18.8.1943.

50 Dazu Karl Christian Führer: Medienmetropole Hamburg. Mediale Öffentlichkeiten 1930-1960, Hamburg 2008, S. 419, 426 f.

51 Joist Grolle: Der Hamburger Percy Ernst Schramm – ein Historiker auf der Suche nach Wirklichkeit, Hamburg 1989, S. 36.

52 o. V.: »Nazi-Asteker« rechnet ab. Eine Massenversammlung wie in Kampfzeiten – Sagebiel polizeilich gesperrt – Reaktion am Pranger – Begeisterte Zustimmung der Tausende, in: Hamburger Tageblatt vom 26.4.1935, S. 5 f.

Die Inszenierung des Hanseatischen für den Wiederaufbau nach 1945

Eine wichtige Rolle spielte das Hanseatische dementsprechend bei der Interpretation eines Hamburger »Sonderwegs« nach 1945. Es war Rudolf Petersen, der von den britischen Alliierten eingesetzte Erste Bürgermeister, der im Mai 1945 in einem Memorandum nicht nur die »Kaufmann-Legende« aufnahm, sondern darüber hinaus konstatierte, der Nationalsozialismus sei in Hamburg im Vergleich zum übrigen Reich deutlich weniger eingedrungen.⁵³ An der Kreierung dieser Vorstellung waren Hamburger Kaufleute maßgeblich beteiligt. So betonte etwa Albert Schäfer, Vorstandsvorsitzender der Harburger Gummiwarenfabrik Phoenix AG in einer eidesstattlichen Erklärung im Jahr 1946, dass der vormalige Präses der Handelskammer, Joachim de la Camp, stets vernünftig agiert und mäßigend auf die NSDAP-Parteileitung eingewirkt habe. Aus diesem Grund sei Hamburg »eine verhältnismäßig ruhige Insel im Nazi-Treiben während der ganzen Zeit des Hitlerregimes geblieben«.⁵⁴ Zudem seien de la Camp und andere Angehörige der Gauwirtschaftskammer an der kampflosen Übergabe der Stadt im Mai 1945 maßgeblich beteiligt gewesen. Der Historiker Heinrich Heffter, erster Leiter der Forschungsstelle für die Geschichte Hamburgs von 1933 bis 1945, übernahm diesen Ansatz im Jahr 1950, indem er die Kaufmann-Legende zwar ablehnte, aber Hamburg als eine Art »Sonderfall eines stadtrepublikanischen Residuums« im »Dritten Reich« beschrieb.⁵⁵ Auch der auf Rudolf Petersen folgende Bürgermeister, der Sozialdemokrat Max Brauer, rekurrierte darauf, besaß die Idee eines gemäßigten hanseatischen Nationalsozialismus doch gemeinschaftsstiftende Wirkung.⁵⁶ Denn das Hanseatische der Hansestadt bot mit dem ihm nun wieder zugeschriebenen Elementen wie Rationalität, Pragmatismus und Nüchternheit wiederum Potential zur Abgrenzung gegenüber dem Nationalsozialismus, der nunmehr mit Fanatismus, Verantwortungslosigkeit und Gewalt assoziiert wurde.⁵⁷ Dabei wurde vor allem das Bild vom Außenhandel als bedeutsamstem Wirtschaftszweig Hamburgs und vom Kauf-

53 Anlässlich seiner Antrittsrede als Bürgermeister am 15. Mai 1945 dankte Rudolf Petersen Karl Kaufmann für seine angeblichen Verdienste um die kampflose Übergabe der Stadt Hamburg und machte somit die »Kaufmann-Legende« publik. Vgl. Karl-Heinz Roth: Ökonomie und politische Macht. Die »Firma Hamburg« 1930-1945, in: Kein abgeschlossenes Kapitel. Hamburg im »Dritten Reich«, hg. von Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne, Hamburg 1997, S. 15-166, S. 140.

54 Archiv der FZH, 12/C, Personalakten, Eidesstattliche Erklärung von Albert Schäfer für Joachim de la Camp, 6.12.46, S. 1.

55 Dazu Axel Schildt: Von der Kaufmann-Legende zur Hamburg-Legende. Heinrich Heffters Vortrag »Hamburg und der Nationalsozialismus« in der Hamburger Universität am 9. November 1950, in: Zeitgeschichte in Hamburg. Nachrichten aus der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH) 2003, hg. von der FZH, Hamburg 2004, S. 10-46.

56 Malte Thiessen: Eingebrennt ins Gedächtnis. Hamburgs Gedenken an Luftkrieg und Kriegsende 1943 bis 2005, Hamburg 2007, S. 104.

57 Lu Seegers: Hanseaten und das Hanseatische in Diktatur und Demokratie. Politisch-ideologische Zuschreibungen und Praxen, in: Zeitgeschichte in Hamburg 2014, hg. von der Forschungsstelle für Zeitgeschichte (FZH), Hamburg 2015, S. 71-83.

mann, der dank spezifischer Charaktereigenschaften und persönlicher Beziehungen Kriegsfolgen wirtschaftlich überwand und international über eine hohe Reputation verfügte, nach 1945 vielfach wieder aufgenommen.⁵⁸ Bereits bei seiner Antrittsrede als Bürgermeister hatte der Kaufmann Rudolf Petersen im Mai 1945 formuliert:

Hamburg ist seit den Zeiten der Hanse nicht nur Mittler im Austausch materieller Güter mit dem Ausland und in den letzten Jahrhunderten insbesondere mit Amerika und Übersee gewesen. Es ist vielleicht noch wichtiger, deutscher Mittler gewesen zwischen deuten deutschem Geistesgut und angelsächsischer Lebensauffassung und Lebenssitte [...]. Nur mit Vertrauen darauf, das in freier Wirtschaft hanseatischer Unternehmungsgeist sich eine neue Mitte in Hamburgs Mauern bauen kann, werden wir den Wiederaufbau schaffen.⁵⁹

Petersen spielte darauf an, dass Hamburgs Außenhandel in der Zeit des Nationalsozialismus und während des Zweiten Weltkriegs der staatlichen Autarkiepolitik und Beschränkungen auch und gerade in den Handelsbeziehungen nach Übersee unterworfen gewesen sei. Hamburg hatte in wirtschaftlicher Hinsicht tatsächlich eine Art Sonderfall im »Dritten Reich« dargestellt, da die ökonomischen Traditionen, Orientierungen und Strukturen der Stadt mit den Schwerpunkten der nationalsozialistischen Politik nur bedingt kompatibel gewesen waren. Dies hatte im Ergebnis jedoch nicht zu Distanz der Hansestadt gegenüber dem NS-Regime geführt, sondern vielmehr zu einer intensiven Verstrickung in die NS-Herrschaft und ihre Verbrechen.⁶⁰ Der »hanseatische Unternehmungsgeist« und seine völkerverbindende Wirkung, den Rudolf Petersen 1945 und auch 1950 beim Überseetag beschwor und auf den bei offiziellen Anlässen und in der Hamburger Presse fortan immer wieder Bezug genommen wurde, implizierte demgegenüber eine Distanz der Hamburger Kaufleute zum NS-Regime und diente gleichzeitig der Betonung einer vermeintlichen Pionierrolle Hamburgs beim Wiederaufbau Deutschlands. Dieses Bild fand auch einen praktischen Niederschlag: 1948 wurde der Übersee-Club neu gegründet und in Kontinuität zur Weimarer Republik gestellt. So betonte etwa der CDU-Politiker Erik Blumenfeld, in seiner Funktion als Präsident des Ausschusses zur Förderung der Überseewirtschaft, dass der Name Übersee-Club nach wie vor einen großen »good will« habe und mit ihm bewusst an eine Tradition angeknüpft werde, die »nach dem Ersten Weltkrieg erfolgreich hanseatischen Geist und hanseatischen Willen verkörperte«.⁶¹

⁵⁸ Als Beispiel für eine solche Berichterstattung in der unmittelbaren Nachkriegszeit siehe z. B.: Der Außenhändler wartet ab, in: Die Zeit vom 19.12.1946.

⁵⁹ StAHH 131-I II, 2798: Antrittsrede des Hamburger Bürgermeisters Rudolf Petersen, S. 1.

⁶⁰ Bajohr (Anm. 41), S. 21.

⁶¹ StAHH, 131-I II, 5271, Schreiben des Ausschusses zur Förderung der Überseewirtschaft, Erik Blumenfeld, Dr. Amberger an Bürgermeister Max Brauer, 19.5.1948, Bl. 2. Zur Person Erik Blumenfelds und zu dem von ihm entwickelten Leitbild Hamburgs, das an die Zeit des Kaiserreichs anknüpfte, als Hamburg den drittgrößten Hafen der Welt besessen hatte: Frank

Auch die Hamburger Tageszeitungen nutzten nach 1945 häufig die Gelegenheit, um in diesem Duktus zu berichten. Im »Hamburger Abendblatt« erschien etwa im Dezember 1949 ein Artikel von Rudolf Stephan über »Glanz und Elend des hanseatischen Exporteurs«. Stephan beschrieb hier, wie es den Überseekaufleuten dank ihrer hohen Vertrauenswürdigkeit im Ausland gelang, alte Geschäftskontakte nach Übersee wieder zu aktivieren. Zudem schrieb er den Hamburger Überseekaufleuten ein quasi angeborenes wirtschaftliches Durchhaltevermögen zu, wenn er mit ihnen die Bewohner*innen »jener vulkanischer Himmelsstriche« assoziierte, »die sich dort nach jedem Ausbruch erneut ansiedeln und den Kampf mit den Naturgewalten nicht



Kurt Sieveking und Erik Blumenfeld, 1953

aufgeben«.⁶² Im November 1954 schließlich berichtete etwa das »Hamburger Abendblatt« über eine Tagung der Evangelischen Akademie Loccum, bei der es thematisch um das »Erbe der Hanse« ging. In dem Artikel wurde der anwesende Erste Bürgermeister Kurt Sieveking – er stammte aus einer Hamburger Kaufmannsfamilie und war 1953 dem Sozialdemokraten Max Brauer im Amt nachgefolgt – zitiert: »Wenn der Name hanseatischer Kaufleute in aller Welt nicht so einen guten Klang gehabt hätte, wäre der Wiederaufbau sicher nicht so schnell von statten gegangen«.

Mit ihrer Verstrickung in die Kolonialpolitik und in den rassistischen Expansionismus im Zweiten Weltkrieg setzten sich hanseatische Kaufleute hingegen in der frühen

Bajohr: Hanseat und Grenzgänger. Erik Blumenfeld – eine politische Biographie, Göttingen 2010, besonders S. 84–86.

62 Glanz und Elend des hanseatischen Exporteurs, in: Hamburger Abendblatt vom 24.12.1949. Der Artikel stellte einen Auszug aus Stephans Beitrag in dem Band von Erich Lüth: Neues Hamburg. Zeugnisse vom Wiederaufbau der Stadt, Hamburg 1949, dar.

Bundesrepublik praktisch nicht auseinander. Im Gegenteil: In der Jubiläumsschrift des Vereins Hamburger Exporteure wurden die »Ostaktivitäten« als Opfer hanseatischer Kaufleute angesehen, die unter widrigsten Umständen in einem unterentwickelten Gebiet agiert hätten, wie die nachfolgende Passage deutlich macht:

Mit der Besetzung Polens und später der Ukraine wurde die Frage akut, wie man die dortige Bevölkerung im Interesse der Ablieferung landwirtschaftlicher Produkte mit Verbrauchsgütern versorgen könnte. Da dachte man an den hanseatischen Exporteur mit seinen Warenbeständen, und er ergriff die Betätigungschance. Damit ist gegenüber allen Entstellungen schon das Wesentliche gesagt. Wer gesehen hat, was die Firmen aus Hamburg und Bremen in den kleinen galizischen und ukrainischen Landstädtchen an Läden und Warenhäusern damals errichteten, unter Bedingungen, bei denen der obere Neger als Idyll erschien, wird bei ruhiger Betrachtung diese Leistungen trotz aller auftauchenden schlimmen Erinnerungen doch auf der Kreditseite verbuchen. Auf der Debetseite stand das geschäftliche Ergebnis, denn mit Ausnahme weniger zurückgebrachter Warenbestände ging alles verloren.⁶³

Auch das Gebaren hanseatischer Überseekaufleute in der Zeit des Kolonialismus wurde weiterhin glorifiziert. So hieß es beispielsweise im Jahr 1950 in einer Jubiläumsschrift zum 50jährigen Bestehen des Ostasiatischen Vereins:

Wer waren nun die Männer, die den Ostasiatischen Verein aus der Traufe hoben und als Ostasiaten den Stamm seiner Mitglieder bildeten? Gereifte Überseekaufleute, von denen manche ein Menschenalter im Osten verbracht hatten. [...] Sie hatten ein erfolgreiches Leben hinter sich. Die hatten aufgebaut. Stolze Kaufmannskontore waren ihre Schlösser an den Gestaden des Stillen Ozeans. In der Welt des Ostens hatten sie etwas bedeutet, nicht nur als Kaufmann, sondern als Persönlichkeit, als Herr. Sie hatten die große Zeit des weißen Mannes im Osten miterlebt. [...] Und sie waren Deutsche durch und durch.⁶⁴

Solche Bilder wurden bis in die 1960er Jahre insbesondere von Emil Helfferich, er war 1933 zum Vorsitzenden des gemeinsamen Aufsichtsrats der HAPAG und des Norddeutschen Lloyds und 1934 zum Vorsitzenden des Ostasiatischen Vereins gewählt worden, kreiert. Helfferich veröffentlichte in den 1960er Jahren eine Autobiographie in fünf Bänden, in der er seine Aktivitäten zur Zeit des Nationalsozialismus rechtfertigte und sich zugleich als Vordenker der bundesrepublikanischen Entwicklungspolitik prä-

63 Günther Jantzen: Hamburgs Ausfuhrhandel im XX. Jahrhundert. Ein Beitrag zur Geschichte eines deutschen Kaufmannsstandes und des »Verein Hamburger Exporteure« 1903-1953, Hamburg 1953, S. 125.

64 50 Jahre Ostasiatischer Verein Hamburg-Bremen e. V., Hamburg 1950, S. 7.

sentierte. Im Mittelpunkt seiner Wirtschaftspolitik gegenüber sogenannten »Dritte-Welt-Ländern« stand noch immer der hanseatische Kaufmann als unerschrockener Pionier – auch für die Zeit nach 1945:

Zwei Weltkriege haben das große, friedliche deutsche und wesentlich hamburgische Werk in Ostasien vernichtet. Außer in Siam wurde durch den zweiten Weltkrieg alles Deutsche in Ost- und Südostasien materiell und personell ausgelöscht. Aber es blieb der Kern: die heimatlichen Ostasienfirmen mit ihrem Stamm erfahrener, landeskundiger, schöpferischer und schaffender Kaufleute. Keines der Hamburger Ostasienhäuser hat seine Flagge gestrichen, und die Hamburger waren neben den Bremern die ersten, die nach Kriegsende die Verbindung mit dem Osten wieder aufnahmen.⁶⁵

Helfferrich kreiert hier das Bild Hamburger Kaufleute in einer kolonialen Mentalität, die nach dem Ende der Kolonialzeit bis weit in die 1960er Jahre bestehen blieb – auch ohne deutsche Kolonien.

Fazit

Die Bedeutungen der Begriffe Hanseaten und das Hanseatische waren und sind fluide und können auf vielfältige Weise zur Legitimierung von Politik und Herrschaft sowohl in Demokratie als auch Diktatur genutzt werden. Sie fungieren als lokale Identifikationsangebote, denen Vorbildlichkeit für die Nation und damit für das herrschende politische System zugeschrieben wird. Hierbei ist vor allem die Rolle der Medien, insbesondere der Tagespresse, relevant. Hervorzuheben ist, dass das Hanseatische und die Hanseaten durch ihre rassistisch-imperialistische Aufladung im »Dritten Reich« und ihre Einbindung in die Vorstellung von der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft« nicht an Resonanzkraft verloren haben – im Gegenteil: Sie gewannen sogar an Attraktivität, weil solche Umdeutungen offensichtlich popularisiert werden konnten. Nach dem Zweiten Weltkrieg dienten »Hanseatisches« und »Hanseaten« jedenfalls maßgeblich dazu, das Bild eines Hamburgischen »Sonderfalls« für die Zeit des Nationalsozialismus zu konstruieren und gravierende Mitverantwortungen zu marginalisieren. Dies geschah, indem sich auch und gerade die Wirtschaftselite, die eng mit den Nationalsozialisten*innen kooperiert hatte, für ihr Handeln mit dem Hanseatischen gut verknüpfbare Attribute wie »vernünftig«, »pragmatisch« und »nüchtern« zuschrieb. Auf dieser Basis gelang es Angehörigen der politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Elite, das Bild eines hamburgischen »Sonderfalls« für die Zeit des Nationalsozialismus zu kreieren und die Mitverantwortung für Verbrechen des Regimes zu marginalisieren. Rekurse auf das Hanseatische waren folglich in Hamburg nach 1945 populär, weil sie für den maritimen Charakter der Hansestadt ebenso wie

65 Emil Helfferrich: Ein Leben, Bd. V, Jever 1965.

für die vermeintlich genuin demokratische Tradition des Stadtstaats wie für dessen internationale wirtschaftliche Vernetzung standen. Der hanseatische Kaufmann galt zumindest in Hamburg sowohl nach 1918, besonders aber nach 1945 als Synonym für den Wiederaufbau Deutschlands.

Der Übersee-Club

CHRISTOPH STRUPP

Als im Mai 1950 in Hamburg der erste »Überseetag« der Nachkriegszeit stattfand, beruhigte die Tageszeitung »Die Welt«: »Überseetag in Hamburg« klinge vielleicht nach »Romantik, Abenteuerlust oder Weltgeltung und Expansion«, stehe aber für nüchternen Geschäftsgeist und das »Wiedererwecken jahrhundertealter Hanseatradition«.¹ Die Initiative zu der Veranstaltung mit mehreren hundert Teilnehmerinnen und Teilnehmern war nicht von der Politik ausgegangen, sondern der »Überseetag« war von dem privaten Übersee-Club veranstaltet worden, der allerdings über engste Beziehungen zum Senat verfügte und das Programm in Absprache mit dem Rathaus entwickelt hatte. Das Ziel der Veranstaltung des Übersee-Clubs war, für Hamburg als Hafen- und Handelsstandort zu werben.

Der erste Übersee-Club wurde 1922 mit dem Namenszusatz einer »Gesellschaft für wirtschaftlichen Wiederaufbau und Auslandskunde« gegründet und existierte bis Ende 1933. Nach dem Zweiten Weltkrieg knüpften führende Vertreter der Hamburger Außenhandels- und Hafenwirtschaft an die Tradition an und riefen 1948 den Übersee-Club neu ins Leben.² In den zwanziger Jahren hatte der Club seinen Sitz im Gebäude der Patriotischen Gesellschaft von 1765 an der Trostbrücke in unmittelbarer Nähe zu Handelskammer und Rathaus. In den fünfziger und sechziger Jahren befand sich der Club am Neuen Jungfernstieg 17 an der Binnenalster. Seit 1970 residiert er im benachbarten Amsinck-Haus, wobei seine Aktivitäten keineswegs nur dort stattfanden, sondern z. B. auch im Rathaus, an verschiedenen Orten im Hafen, im Hauptgebäude der Universität und den Festsälen des Hotel Atlantic.

Der Übersee-Club verfügte stets über repräsentative und räumlich fassbare Standorte in der Stadt, aber seine eigentliche Bedeutung ergab und ergibt sich – ähnlich wie bei vergleichbaren Clubs – weniger aus diesem materiellen Rahmen als aus seiner immateriellen Funktion als Anker der »sozialen Vergemeinschaftung« und Selbstvergewisserung lokaler Eliten aus Wirtschaft, Politik und Gesellschaft.³ Mag es auch zutreffen, dass konkrete Entscheidungen über die Zukunft der Stadt weniger oft in

1 Übersee-Tag, in: Die Welt, 6.5.1950. – Ich danke Jana Matthies für ihre Unterstützung bei der Recherche für diesen Aufsatz. Die in den Quellen unterschiedlichen Schreibweisen von »Übersee-Club«, »Überseetag« usw. sind im Text im Interesse der Lesbarkeit vereinheitlicht worden.

2 Vgl. als Überblick: Übersee-Club e. V.: Zeitgeschehen im Überseeclub 1922-1997. Kultur und Kommerz im Amsinck-Haus am Neuen Jungfernstieg, Hamburg 1997.

3 Vgl. Lu Seegers: Clubs als exklusive Orte der Hamburger Wirtschaftselite. Räumlich-soziale Praxen und Deutungen im 20. Jahrhundert, in: Moderne Stadtgeschichte, 2017, H. 2, S. 30-48; hier S. 30.

der exklusiven Sphäre des Übersee-Clubs fielen, als ihm manchmal unterstellt wird,⁴ so lässt sich doch die Bedeutung informeller Gespräche am Rande der Veranstaltungen und der Kontaktpflege der bis zu 2.000 Mitglieder untereinander kaum hoch genug bewerten. Die von der »Welt« 1950 beschworenen Merkmale: Förderung der Wirtschaft im Interesse Hamburgs und Zusammenarbeit auf der Grundlage »hanseatischer« Werte, umschreiben wesentliche Elemente des Selbstverständnisses des ersten wie des zweiten Übersee-Clubs. Dass man aber 1950 zugleich meinte, sich gegen Anklänge von »Weltgeltung und Expansion« wenden zu müssen, deutet bereits an, dass die Zelebrierung Hamburgs als »Tor zur Welt« und seine ideologische Orientierung auf »Übersee« Raum für ein breites Spektrum an Deutungen bot. Inwieweit sie auch kolonialrevisionistische Positionen einschlossen, wird im Folgenden näher beleuchtet werden.

Der nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg gegründete erste Übersee-Club war kein Kolonialverein, auch wenn es in der Weimarer Republik enge personelle und institutionelle Verbindungen zu kolonialrevisionistischen Kreisen gab. Nach der Neugründung 1948 spielten koloniale Ambitionen im engeren Sinn keine Rolle mehr. Der Übersee-Club steht mit seinem Namen und seinem Programm für eine besondere Rolle Hamburgs, die sich nicht in der verkehrstechnischen Funktion des Hafens als Knotenpunkt globaler Warenströme erschöpft. Fortgeführt wurde vielmehr eine daraus abgeleitete ideelle Orientierung der städtischen Eliten über Europa hinaus, die umso energischer verfochten wurde, je weniger selbstverständlich sie nach dem Ende des deutschen Kolonialreiches und zweier verlorener Weltkriege politisch und realwirtschaftlich noch war. Dabei blieb der Blick insbesondere auf die Länder Afrikas und Asiens bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts von kolonial gefärbten Deutungsmustern beeinflusst.

Hintergründe

»Übersee« ist zunächst ein geographischer Begriff, der das räumliche Verhältnis zwischen Ländern oder Regionen beschreibt, die durch die Weltmeere getrennt sind. Im Gegensatz zu »Kolonie«, »Dritter Welt« oder »Entwicklungsland« konstruiert er nicht unmittelbar eine Hierarchie, spiegelt aber doch implizit ein Verständnis von Europa als normsetzendem Zentrum gegenüber der übrigen Welt wider. Zudem hatten »koloniale und überseeische Angelegenheiten in früheren Jahrzehnten oft in einem engeren Zusammenhang« gestanden.⁵ In Hamburg kam dies z. B. in der 1926/27 eingerichteten außerordentlichen Professur für »Kolonial- und Überseegeschichte«

4 Vgl. die Bemerkungen des langjährigen Präsidenten Rolf Stödter: Am Tor zur Welt. Der Übersee-Club – Werden und Wirken, 8.12.1987, <http://www.der-uebersee-club.de/resources/Server/pdf-Dateien/1985-1989/vortrag-1987-12-08Professor%20Dr.%20Rolf%20St%C3%BDter.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

5 Blick nach Übersee, in: Übersee-Rundschau 6, 1954, H. 5, S. 8.

Gustav Adolf Reins zum Ausdruck.⁶ 1951 schrieb der erste Geschäftsführer des neuen Übersee-Clubs, Paul Lindemann, dass nach der Inbesitznahme Togos 1884 »in immer stärkerem Maße der hanseatische Handel [...] der Wegbereiter der deutschen Flagge in Kamerun, in Südwestafrika und in Ostafrika gewesen« sei. Damit unterstrich er den Zusammenhang von überseeischen Handelsbeziehungen, die im 19. Jahrhundert den Aufstieg Hamburgs zu einer wohlhabenden Stadt mit über einer Million Einwohnerinnen und Einwohnern und dem zweitgrößten Festlandhafen Europas ermöglichten, und dem deutschen Kolonialismus.⁷

Dieser Aufstieg hatte 1914 mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs ein jähes Ende gefunden. Durch die britische Seeblockade des Hafens, die erst Mitte 1919 endete, kamen Schifffahrt und Überseehandel rasch fast vollständig zum Erliegen. Selbst in politisch liberalen Kaufmannskreisen der Hansestadt wurden während des Krieges in vertraulichen Denkschriften als Kriegsziele die Sicherung überseeischer Beziehungen und die Erweiterung des Kolonialbesitzes gefordert, je nach eigener wirtschaftlicher Tätigkeit in China, in der Südsee, in Nord- oder Westafrika.⁸ Die militärische Niederlage im Herbst 1918 entzog solchen Vorstellungen die Grundlage. Die Revolution im November 1918 führte zu einer neuen Verfassung und beseitigte die bisherigen politischen Privilegien der Kaufmannschaft. Der Krieg hatte eine Verschiebung der Schwerpunkte der Weltwirtschaft bewirkt, Europas bisherige Stellung geschwächt und überseeische Länder zum Aufbau eigener Industrien, Handelsorganisationen und Reedereien veranlasst. Nun schockierten die Bestimmungen des am 28. Juni 1919 unterzeichneten Versailler Vertrags Handelshäuser und Reedereien in Hamburg, denn der Verlust der deutschen Kolonien, die Auslieferung der Handels- und Fischereiflotte, die Beschlagnahme deutschen Auslandsvermögens und die Verpflichtung zur einseitigen Meistbegünstigung der Partnerländer im Außenhandel schienen jede Hoffnung auf einen Wiederaufstieg von Hafen und Handel zunichtezumachen.

6 Vgl. Heiko Möhle: Kolonialwissenschaften und Standortpolitik. Eine lebendige Beziehung, in: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche in Hamburg, hg. von dems., Hamburg 1999, S. 101-106; Günter Moltmann: Die »Übersee- und Kolonialkunde« als besondere Aufgabe der Hamburger Universität, in: Hochschulalltag im »Dritten Reich«, Die Hamburger Universität 1933-1945, Teil 1, hg. von Eckart Krause, Ludwig Huber und Holger Fischer, Berlin, Hamburg 1991, S. 149-178.

7 Paul Lindemann: »Übersee« im Wandel der Zeiten, in: Übersee-Rundschau 3, 1951, S. 141 f., Zitat: S. 142. Vgl. zuletzt auch Jens Ruppenthal: Maritime Merkmale des deutschen Kolonialismus, in: Das maritime Europa. Werte, Wissen, Wirtschaft, hg. von Jürgen Elvert u. a., Stuttgart 2016, S. 139-146; hier S. 144-146.

8 Vgl. Dietrich Kersten: Die Kriegsziele der Hamburger Kaufmannschaft im Ersten Weltkrieg. Ein Beitrag zur Frage der Kriegszielpolitik im kaiserlichen Deutschland 1914-1918, Diss. Hamburg 1963.

Die Gründung des ersten Übersee-Clubs und die »Übersee-Woche« 1922

In den frühen zwanziger Jahren beschäftigte Politik, Wirtschaft und Öffentlichkeit die Frage, wie man die wirtschaftliche Stellung Hamburgs verbessern und dem Selbstbild einer »Welthafenstadt« und Mittlerin zwischen Europa und Übersee wieder gerecht werden konnte. Der erste Übersee-Club ging 1922 aus diesen Überlegungen hervor und beruhte auf einem Konzept des Bankiers Max M. Warburg, das er im Frühjahr des Jahres in der Handelskammer vorgestellt hatte.⁹



Max M. Warburg (1867-1946)

Die Gründungsversammlung des Übersee-Clubs fand am 27. Juni 1922 im Gebäude der Patriotischen Gesellschaft von 1765 statt. In seiner Rede entwickelte Warburg ein weitreichendes Programm für den neuen Club. Im Mittelpunkt standen die Forderung nach Freihandel und die Betonung der Funktion Hamburgs als wichtigstes Bindeglied Deutschlands zur Weltwirtschaft. Mit Blick auf die ehemaligen deutschen Kolonien forderte Warburg: »Wir beanspruchen wenigstens, dass, nachdem die offene Tür für die Verwaltung der Kolonien durch das Mandatsystem des Völkerbundes zugesagt worden ist, die Tür auch wirklich aufgemacht wird und den Deutschen nicht verboten wird, alsbald in die Kolonien zurückzukehren.« Zudem sollte der Club eine Verbindung zu den Auslandsdeutschen in Europa und Übersee schaffen.¹⁰

Einerseits stand der Club in der Tradition elitärer bürgerlicher Vereinigungen, die im ausgehenden 18. und im 19. Jahrhundert eine wichtige Rolle im politischen und gesellschaftlichen Leben der Städte spielten. Andererseits zeigten das breite Spektrum an Aufgaben, darunter insbesondere der Plan, auch wirtschaftliches und länderkundliches Wissen umfassend zu sammeln und für die Mitglieder bereitzustellen, sowie die komplexe Organisationsstruktur, dass der Übersee-Club mehr als eine gesellige Honoratiorenvereinigung sein wollte. Den Vorsitz übernahm zunächst der Hapag-Direktor Wilhelm Cuno. Nachdem Cuno zum Reichskanzler gewählt worden war,

9 Vgl. Ludwig Gelder: Überseeclub Hamburg 1922 bis 1933, in: Übersee-Club e. V. (Anm. 2), S. 11-39.

10 Ebd., S. 16. Die Rede Warburgs ist u. a. abgedruckt in: Andreas Brylka: »Der Überseeclub sei gegründet«, Vorträge und Reden aus den Jahren 1922 bis 1933. Eine Auswahl, Hamburg 2005, S. 11-27, und findet sich online unter: http://www.der-uebersee-club.de/resources/Server/pdf-Dateien/1922-1959/vortrag-1922-06-27Max_M.Warburg.pdf (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

folgte auf ihn Franz Heinrich Witthoefft, der von Februar 1923 bis 1930 amtierte. Witthoefft war Partner der Außenhandelsfirma Arnold Otto Meyer, 1919 bis 1923 Präses der Hamburger Handelskammer, Bürgerschaftsabgeordneter für die DVP und von 1928 bis 1931 auch Mitglied des Hamburger Senats. Als Geschäftsführer amtierte Oberlandesgerichtsrat Wolfgang Fehling, der zugleich die Hamburger Ortsgruppe des wirtschaftsliberalen Hansabundes leitete.

Die Gründung des Übersee-Clubs und die erste Mitgliederversammlung am 11. Juli 1922 in der Hamburger Börse stießen auf breite öffentliche Resonanz. Innerhalb weniger Monate hatte der Club 1.500 Mitglieder, nach zwei Jahren waren es bereits über 3.000, hauptsächlich aus dem Hamburger Wirtschaftsleben, der Politik sowie dem Presse- und Bildungswesen. Auch Frauen konnten Mitglied werden. Das von Warburg vorgesehene Arbeitsprogramm war allerdings aus finanziellen und personellen Gründen noch im Juli 1922 reduziert worden. Die Aktivitäten sollten sich nun auf Vortragsabende und die Publikation eines »Hamburger Übersee-Jahrbuchs« konzentrieren.¹¹

Unmittelbar nach seiner Gründung war der Übersee-Club aber zunächst in ein Großereignis in der Hansestadt eingebunden, mit dem die gleichen Ziele wie mit der Gründung des Clubs verfolgt wurden: die erste – und, wie sich später erweisen sollte, einzige – Hamburger »Übersee-Woche«, deren Planung bis ins Jahr 1920 zurückreichte.¹²

Die Übersee-Woche fand vom 18. bis 26. August 1922 mit einer Fülle von Veranstaltungen und prominenten Gästen wie Reichspräsident Friedrich Ebert statt. Ein umfangreiches Vortragsprogramm in der Universität wurde ergänzt durch eine Leistungsschau Hamburger Handelsfirmen, Ausstellungen, Konzerte, Theatervorstellungen und sogar Sportveranstaltungen.¹³ Dem Übersee-Club bot sie die Gelegenheit für seinen ersten Clubabend mit 700 Teilnehmerinnen und Teilnehmern aus dem In- und Ausland.¹⁴ Bei der Eröffnung hatte Reichsinnenminister Adolf Köster erklärt: »Wir haben keine Kolonien mehr, wir haben nur noch einige Tore in die Welt hinein. Hamburg ist eins der größten unserer Tore. Sorgen Sie dafür, daß dies Tor offen bleibt.«¹⁵

Im Übersee-Club und in der Übersee-Woche fokussierten sich die Ansprüche Hamburgs als »Tor zur Welt«. Mit Hilfe des über Jahrhunderte angesammelten sozialen und kulturellen Kapitals seiner übersee-erfahrenen »ehrbaren Kaufmänner« wollte Hamburg einerseits eine herausgehobene Funktion im Deutschland der Weimarer Republik übernehmen und andererseits sein Selbstbewusstsein und seine nationale und internationale Bedeutung stärken, wie Franz Heinrich Witthoefft auf der ers-

11 Vgl. Gelder (Anm. 9), S. 18 f.

12 Erich Lüth: Von den Anfängen des Hamburger Überseetages, in: Hamburger Hafen-Nachrichten 12, 1959, H. 8, S. 4, 6; hier S. 4.

13 Vgl. Präsidium der Gesellschaft zur Förderung der Übersee-Woche: Handbuch der Übersee-Woche. Einziger amtlicher Führer, Bd. 1-2, Hamburg 1922.

14 Gelder (Anm. 9), S. 22-24.

15 Zit. nach: Der 1. Klubabend des Überseeklubs Hamburg, in: Mitteilungen der Handelskammer Hamburg, Nr. 17-18, 13.9.1922.

ten Mitgliederversammlung formuliert hatte: »Hamburg bleibt Hamburg und behält seine Stellung in der Weltwirtschaft wie bisher.«¹⁶

Der Übersee-Club und die Kolonialfrage

Eine solche Programmatik ließ sich mit kolonialrevisionistischen Positionen keineswegs leicht vereinbaren. Die inhaltliche Positionierung des Übersee-Clubs zur Kolonialfrage erfolgte in den zwanziger Jahren daher zurückhaltender als bei Institutionen wie der Deutschen Kolonialgesellschaft oder den Auslandsvereinen. Allerdings war die Vorstellung, dass Deutschland ebenso wie andere europäische Mächte ein Anrecht auf Kolonien habe, auch in wirtschaftsbürgerlichen Kreisen weit verbreitet. Hinzu kamen noch die persönlichen Bindungen der wirtschaftlichen Elite Hamburgs, für die längere Aufenthalte in Übersee – sei es in den deutschen Kolonien, sei es bei befreundeten Handelshäusern in Lateinamerika und Asien – über Jahrzehnte geradezu konstitutiv gewesen waren.

In seiner Gründungsrede hatte Max Warburg die verlorenen deutschen Kolonien und die Deutschen in Übersee ausdrücklich thematisiert. Im Programm der Übersee-Woche traten koloniale Fragen dagegen in den Hintergrund, um die auch auf eine internationale Wirkung gerichteten Ziele nicht zu gefährden. In den Gremien wirkten allerdings lokale Vertreterinnen und Vertreter kolonialer Interessen mit.¹⁷ Als »Generaldirektor« der Übersee-Woche fungierte der Afrika-Kaufmann Louis Sanne, seit 1904 Direktor der Gesellschaft Süd-Kamerun und Mitglied der Hamburger Sektion der Deutschen Kolonialgesellschaft. Sanne vermied in seinem Beitrag für den offiziellen Programmführer koloniale Fragen. Zwar kritisierte er den Versailler Vertrag, konzentrierte sich aber auf die politische, wirtschaftliche und kulturelle Selbständigkeit der Länder – speziell Deutschlands. Der Wiederaufstieg Europas sei ohne eine Erholung Deutschlands nicht möglich und die Erkenntnis der »gegenseitigen Abhängigkeit der Kulturstaaten« bilde die Grundlage einer gesunden Weltwirtschaft.¹⁸ Mit dem Begriff der »Kulturstaaten« schloss Sanne allerdings die Länder Afrikas und Asiens von Selbständigkeit und Gleichberechtigung aus. Im Rahmen des Vortragsprogramms der Übersee-Woche sprach nur der prominente Hamburger Jurist und Politologe Albrecht Mendelssohn Bartholdy explizit über die Kolonialfrage, allerdings im Rahmen eines

¹⁶ Zit. nach: Mitteilungen der Handelskammer Hamburg 4, 15.7.1922, Heft 14, S. 295.

¹⁷ Vgl. die Übersicht in: Präsidium Übersee-Woche (Anm. 13), Bd. 1, S. 8-13. Im Arbeitsausschuss waren mit der Bürgerschaftsabgeordneten Emma Ender (DVP) und der Schriftführerin der »Frauenortsgruppe Hamburg des Vereins für das Deutschtum im Auslande«, Th. von Pustau, auch zwei Frauen vertreten.

¹⁸ Louis Sanne: Gedanken zur ersten Übersee-Woche Hamburg, in: Präsidium Übersee-Woche (Anm. 13), Bd. 1, S. 14-19; hier S. 15.

politisch unverfänglichen Plädoyers für eine Art gesamteuropäischen Wettbewerb um das beste Konzept für Mittelafrika, »das Mündel europäischer Wirtschaft«.¹⁹

An der Übersee-Woche wirkten auch die Gewerkschaften und Genossenschaften sowie der Vorsitzende des Groß-Hamburger Arbeiterrates mit. Sozialismus und Freihandel seien stets Verbündete gewesen, betonte das sozialdemokratische »Hamburger Echo«, aber man werde allen Einfluss dafür geltend machen, dass »die kapitalistischen Kräfte nicht in dem maßlosen Expansionsdrang, der in ihnen wohnt, neuerliche Spannungen schaffen, die Staaten in militärische und koloniale Abenteuer stürzen und neue Kriege entfesseln«.²⁰ Während die Förderung Hamburger Interessen und eines wirtschaftlichen und politischen Wiederaufstiegs der Stadt auch von der politischen Linken unterstützt wurde, stellte die Kolonialfrage eine Scheidelinie zu den bürgerlichen Kreisen dar.

Im Übersee-Club waren die bürgerlichen Kreise dagegen tonangebend, und dies führte im Lauf der zwanziger Jahre zu einer stärkeren Betonung kolonialpolitischer Interessen als bei der Übersee-Woche und zu direkten Kontakten zu kolonialrevisionistischen Organisationen. So wollte sich der Club 1922 ursprünglich im Rahmen eines neu zu gründenden Instituts für Fragen auswärtiger Politik auch mit der »Frage eines Wiederbesitzes von Kolonien« befassen.²¹ Der Bericht über die Aktivitäten im Jahr 1923 hob hervor:

Der Erhaltung des kolonialen Gedankens, für welchen der Überseeclub sich einsetzt, dient die Verbindung mit der Kolonialen Reichsarbeitsgemeinschaft. Der Überseeclub war zu seiner Freude in der Lage, die Herausgabe der bekannten Zeitschriften »Der Kolonialdeutsche« und die »Koloniale Rundschau«, welche letztere auch im Ausland einen größeren Leserkreis hat, durch Unterstützung zu sichern.²²

Für die Wintersaison 1923/24 stand die »Pflege kolonialer Bestrebungen, auswärtiger Beziehungen weltwirtschaftlicher Natur, des Deutschtums im Ausland, Erweckung des Verständnisses für Deutschland im Ausland, besonders in Übersee« auf dem Programm.²³

19 Zit. nach: Albrecht Mendelssohn Bartholdy: Gesamteuropäische Kolonialpolitik, in: Wirtschaftsdienst 7, 1922, S. 923 f.; hier S. 924. Das gesamte Vortragsprogramm ist abgedruckt in: Präsidium Übersee-Woche (Anm. 13), Bd. I, S. 20-22.

20 Übersee-Woche, in: Hamburger Echo, 16.8.1922, Abend-Ausgabe, S. 1; Die Hamburger Übersee-Woche und der Wiederaufbau der Weltwirtschaft, in: Hamburger Echo, 18.8.1922, Abend-Ausgabe, S. 1 (Zitat).

21 Programm der Gesellschaft für wirtschaftlichen Wiederaufbau und Auslandskunde (Überseeclub Hamburg), in: Hamburger Übersee-Jahrbuch 1922, hg. von Friedrich Stichert, Hamburg o.J., S. 23-26; hier S. 25.

22 Überseeclub Hamburg: Bericht über das Jahr 1923, Hamburg 1924, S. 8.

23 Staatsarchiv Hamburg 131-1 II, Senatskanzlei II, 5271: Übersee-Club – Gesellschaft für Weltwirtschaft e. V. – Allgemeines, Memorandum von K. Passarge, Der ehemalige »Überseeclub [sic] Hamburg«, Februar 1957, S. 5.

Dazu dienten Vorträge und Publikationen. Die rund 240 zwischen 1922 und 1933 durchgeführten Vortragsveranstaltungen des Übersee-Clubs bildeten den Mittelpunkt seiner öffentlich sichtbaren Aktivitäten und stießen über Hamburg hinaus auf eine breite Resonanz. Eingeladen wurden namhafte deutsche und internationale Politiker, Diplomaten und Wissenschaftler.²⁴ Regelmäßig wurde über die aktuelle wirtschaftliche und politische Lage in überseeischen Ländern vor allem in Asien und im pazifischen Raum berichtet. Dabei kam allerdings niemand aus den Ländern selbst zu Wort, sondern es blieb bei einer europäischen Perspektive, in der sich oft politische Analyse und persönliche Beobachtungen und Erfahrungen vor Ort mischten.

Als nach der Konferenz von Locarno im Herbst 1925 außenpolitische Rücksichtnahmen an Bedeutung verloren, trat am 2. Februar 1926 mit Heinrich Schnee, ehemaliger Gouverneur von Deutsch-Ostafrika (1912-1919), DVP-Reichstagsabgeordneter und Präsident des Bundes der Auslandsdeutschen (1926-1933), erstmals ein herausgehobener Akteur deutscher Kolonialpolitik im Übersee-Club auf. Der Abend wurde gemeinsam mit der Deutschen Kolonialgesellschaft ausgerichtet. Schnee sprach über »Deutschland und die Kolonialentwicklung«, lobte die früheren Leistungen der deutschen Kolonialverwaltung und kritisierte mit scharfen Worten den »kolonialen Imperialismus« der verbliebenen Kolonialmächte England und Frankreich und deren Kontrolle über die Rohstoffe der Welt. Deutschland müsse aus politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Gründen Kolonien haben, wobei er besonderes Interesse an Deutsch-Ostafrika, Kamerun und Togo bekundete. Vorstellungen einer Gleichberechtigung von Gesellschaften in Europa und Übersee erteilte Schnee eine Absage: Er sei überzeugt, dass sowohl in Zentralafrika als auch in der Südsee noch auf Generationen hinaus »jene Völker immer noch der Führung und Leitung durch die Weißen bedürfen«, und es bestehe keine Möglichkeit, »daß diese unentwickelten Völker [...] etwa als selbständige Staatswesen auftreten könnten«. Zum Schluss forderte Schnee eine »Einheitsfront« im Kampf gegen die »koloniale Schuldfrage« und für deutsche Kolonialmandate.²⁵ Seine Ausführungen seien mit starkem Beifall aufgenommen worden, vermerkten die »Hamburger Nachrichten«.²⁶ Am 23. November 1926 folgte der Theologe und Publizist Paul Rohrbach (DDP), seit dem späten Kaiserreich ein engagierter Verfechter nationalistischer und kolonialer Interessen, mit einem Vortrag über »Die deutsche Kolonialpolitik im Rahmen des Völkerbundes«, der ebenfalls in Zu-

24 Vgl. Gelder (Anm. 9), S. 26-28. Übersicht über alle Vorträge von 1922-1933 in: Übersee-Club e. V. (Anm. 2), S. 53-62. Bis 1933 sprachen auf den Vortragsabenden keine Frauen.

25 Heinrich Schnee: Deutschland und die Kolonialentwicklung, in: Hamburger Übersee-Jahrbuch 1926, hg. von Friedrich Stichert, Hamburg o. J., S. 103-118 (Zitate: S. 103, 109, 117). Am 27. Oktober 1932 trat Schnee erneut im Übersee-Club auf und beleuchtete den »Konflikt im Fernen Osten«.

26 Deutschland und die Kolonialentwicklung, in: Hamburger Nachrichten, 3.2.1926, Morgenausgabe, Erste Beilage.

sammenarbeit mit der Deutschen Kolonialgesellschaft stattfand.²⁷ Der SPD-Politiker, Journalist und Wirtschaftsfachmann Max Cohen-Reuß beleuchtete am 18. März 1929 »Deutsche und europäische Kolonialprobleme«. Deziert kolonialrevisionistisch und vor allem gegen England gerichtet war am 24. November 1930 der Vortrag des Hamburger Publizisten und Historikers Alfred Herrmann über »Unser Recht an Deutsch-Ost-Afrika«. Auch seine Ausführungen wurden von den Anwesenden mit »großem Beifall« aufgenommen und in der Diskussion vom Präses der Handelskammer, Anton Hübbe, bekräftigt.²⁸

Übersee- und Kolonialthemen bildeten im Vortragsprogramm des Übersee-Clubs nur einen von mehreren Schwerpunkten, wobei neben den deutschen auch die niederländischen Kolonien, das britische Weltreich und die kolonialen Interessen Japans sowie Themen aus dem Bereich des Grenz- und Auslandsdeutschtums behandelt wurden. Sie erreichten dort aber ein Publikum, das über die Kolonialrevisionisten in weitere politische und gesellschaftliche Kreise reichte. Zugleich legitimierten das prestigeträchtige Forum des Übersee-Clubs und die Mischung mit allgemeineren wirtschaftlichen, landeskundlichen und wissenschaftlichen Vorträgen renommierter Redner die kolonialrevisionistischen Inhalte und werteten sie auf.

Das galt auch für den Abdruck entsprechender Beiträge in den seit 1922 erscheinenden »Hamburger Übersee-Jahrbüchern«. So konnte dort 1924 Hans Zache, der als Regierungsrat und Referent am Hamburgischen Welt-Wirtschafts-Archiv ein führender Vertreter des Kolonialrevisionismus in Hamburg war, in einem ausführlichen Aufsatz über die deutschen Schutzgebiete seit Beginn des Ersten Weltkriegs scharfe Kritik an der britischen und französischen Mandatsverwaltung üben. Sie habe für die einheimische Bevölkerung nur negative Folgen, denn überall sehe man »einen erschreckenden Rückschritt gegenüber den Segnungen der deutschen Verwaltung« und wirtschaftlichen Niedergang.²⁹ In einer Fortsetzung 1927 prangerte Zache erneut die »Scheinheiligkeit« des Mandatssystems an und forderte die Herausgabe der ehemaligen deutschen Kolonien, zumindest aber die Anrechnung ihres Wertes auf die deutschen Kriegsschuldzahlungen, nachdem auf der Konferenz von Locarno die »Kolonialschuldflüge«, d. h. der Vorwurf, die Deutschen seien unfähig zur Führung von Kolonien, weitgehend zurückgenommen worden war. Die Deutschen seien prinzipiell ein »Weltvolk«, und das sei ohne Kolonialbesitz vor allem in Afrika nicht denkbar.³⁰

Der zweite Aufsatz Zaches gab die Argumente wieder, die er Anfang August 1926 als Organisator der »Hamburger Kolonialwoche« bei der Eröffnung des »Ostasiaten-

27 Völkerbund und deutsche Kolonialpolitik, in: Hamburger Nachrichten, 24.11.1926, Abend-Ausgabe, Zweite Beilage.

28 Unser Recht an Deutsch-Ostafrika, in: Hamburger Nachrichten, 25.11.1930, Morgen-Ausgabe, S. 2.

29 Vgl. Hans Zache: Die deutschen Schutzgebiete 1914 bis 1924, in: Hamburger Übersee-Jahrbuch 1924, hg. von Friedrich Stichert, Hamburg o. J., S. 43-89; Zitat: S. 88.

30 Vgl. Hans Zache: Die besetzten deutschen Schutzgebiete (1924-1926), in: Hamburger Übersee-Jahrbuch 1927, hg. von Friedrich Stichert, Hamburg o. J., S. 181-196.

festes« und drei Tage später bei einem Diavortrag im Übersee-Club vorgebracht hatte. Gerade diese Kolonialwoche hatte aber auch die Grenzen der Verbreitung kolonialrevisionistischer Strömungen in der Hansestadt deutlich gemacht. Besonders ein festlicher Umzug mit nach »Schutzgebieten« gruppierten Wagen mit geschminkten und kostümierten Teilnehmerinnen und Teilnehmern war in der Presse als militaristisch-chauvinistischer Kitsch kritisiert worden.³¹

Das Ende des ersten Übersee-Clubs und die Zwischenzeit des »Dritten Reichs«

Ab 1929 litt der Übersee-Club unter sinkenden Mitgliederzahlen. Finanzielle Lasten durch den Umbau des Gebäudes der Patriotischen Gesellschaft erwiesen sich als nicht mehr tragbar.³² Am 28. Dezember 1933 beschlossen die Mitglieder die Auflösung des überschuldeten Clubs. Seine Ziele sollten von der Patriotischen Gesellschaft fortgeführt werden. Auch wenn der unmittelbare Anlass kein politischer war, kam der Club damit zweifellos einer »Gleichschaltung« zuvor, die bei anderen vergleichbaren Einrichtungen und wirtschaftlichen Interessenvertretungen bereits erfolgt war oder noch folgen sollte.

Während seines Bestehens in der Weimarer Republik hatte der Übersee-Club sich seinem eigenen Anspruch zufolge für die Wahrung der Kolonialinteressen Deutschlands eingesetzt und kolonialrevisionistischen Positionen im Rahmen der Vorträge und Publikationen eine Bühne geboten. Die politisch durchaus heterogene Mitgliedschaft, die bis in linksliberale und sozialdemokratische Kreise hineinreichte, und die auf möglichst freie Handelsbeziehungen mit weiten Teilen der Welt gerichteten wirtschaftlichen Interessen der Hansestadt hatten allerdings der Kolonialpropaganda im Übersee-Club auch Grenzen gesetzt. Die Grundüberzeugungen, dass der Besitz von Kolonien und deren wirtschaftliche Ausbeutung richtig und die Deutschen vor Ort »gute« Kolonialherren gewesen waren und dass die Wegnahme durch den Versailler Vertrag zu Unrecht erfolgt war, dürften im Übersee-Club viele Mitglieder geteilt haben. Darüber, ob sich nicht zumindest manche von ihnen auch eingestanden, dass die Forderung nach Rückgabe nicht mehr zeitgemäß und angesichts der wirtschaftlichen Erholung Deutschlands, der Hamburger Übersee-Handelshäuser und des Hafens in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre auch nicht mehr notwendig war, lässt sich nur spekulieren.

In der NS-Zeit gewann das Schlagwort von Hamburg als »Tor zur Welt« rhetorisch je mehr an Bedeutung, je stärker die nationalsozialistische Wirtschaftspolitik den

31 Vgl. Christian Rogowski: »Heraus mit unseren Kolonien!« Der Kolonialrevisionismus der Weimarer Republik und die »Hamburger Kolonialwoche« von 1926, in: Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, hg. von Birthe Kundrus, Frankfurt a. M. 2003, S. 243-262; hier 251-256; zur Kritik aus sozialdemokratischer Perspektive: Herrn Zaches Kolonial-Farben, in: Hamburger Echo, 6.8.1926.

32 Gelder (Anm. 9), S. 19 f., 25-38.

Interessen von Hafen und internationalem Handel entgegenstand. Führende Vertreter des Hamburger Wirtschaftsbürgertums arbeiteten dennoch mit dem Regime zusammen und unterstützten seine politischen Ziele. Hafen und Handel sollten ihre überseeischen Erfahrungen nun bei der Eroberung Osteuropas anwenden. Dies wurde u. a. im Mai 1939 deutlich, als der 750. Hafengeburtstag mit einem »Hansetag« gefeiert wurde.³³ Vor Vertretern europäischer Hafenstädte hob Senator Wilhelm von Allwörden offen auf die Ostexpansion des Reiches ab, die mit dem »Anschluss« Österreichs und der Zerschlagung der Tschechoslowakei bereits begonnen hatte, und sah nun aus dem mitteleuropäischen Raum einen »Kraftstrom für den Ausbau des Hamburger Hafens« kommen, der »Hamburgs Funktion als Transitplatz für diesen Raum« weiter stärken werde.³⁴

Der Übersee-Club nach dem Zweiten Weltkrieg

Am Ende des Zweiten Weltkriegs waren allerdings die Funktionen Hamburgs und seines Hafens nicht gestärkt, sondern vernichtet. Der deutsche Überseehandel war durch den Krieg weitgehend unterbunden, nun wurden auch die Verbindungen Richtung Osten abgeschnitten. Schiffe waren zerstört oder beschlagnahmt, Umschlagsanlagen und Speicher im Hafen schwer beschädigt. Erneut stand Hamburg vor der existenziellen Frage, ob und wie ein wirtschaftlicher Wiederaufstieg als Hafen- und Handelsstadt gelingen konnte. Die Hamburger Handelskammer lud im Herbst 1947 führende Vertreter des Außenhandels und der Hafenwirtschaft zu Gesprächen ein, in deren Verlauf beschlossen wurde, »den Übersee-Club wieder ins Leben zu rufen, um sich dieser von früher her noch in gutem Ansehen stehenden Institution für Werbezwecke, Einladungen bekannter Persönlichkeiten etc. bedienen zu können.«³⁵ Wie 1922 sollte der Übersee-Club dazu beitragen, die Folgen des weltwirtschaftlichen Strukturwandels und des Zusammenbruchs der globalen Handelsbeziehungen Hamburgs durch den vorausgegangenen Krieg zu mildern bzw. zu überwinden. Für den Gründungsauftrag stellten sich der Erste Bürgermeister Max Brauer (SPD) und mehrere Senatoren zur Verfügung.

Am 18. Juni 1948 fand im Hamburger Rathaus die Gründungsversammlung statt. Der politisch unbelastete Vorgänger Brauers, Rudolf H. Petersen (CDU), wurde zum Vorsitzenden gewählt und übte das Amt bis 1954 aus. Nach dem Zwischenspiel des Industriellen Max Mörck (1955-1956) wurde der Übersee-Club bis in die späten achtziger Jahre von zwei Schlüsselfiguren des Hamburger Wirtschaftslebens, dem Juristen und Reeder Rolf Stödter (1958-1963/ 1969-1987) und dem Kaufmann und Bankier Alwin

33 Vgl. Peter Gabrielsson: Die 750-Jahr-Feier des Hamburger Hafens 1939, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 74/75, 1989, S. 189-206.

34 Wilhelm von Allwörden: Arbeit ohne Ende. Ein Wort zum Hafenjubiläum, in: Hamburger Tageblatt, 6.5.1939.

35 Ludwig Gelder: Der Übersee-Club e. V. 1948 bis 1997, in: Übersee-Club e. V. (Anm. 2), S. 65-132; hier S. 65 f.

Münchmeyer (1964-1968), geprägt. Noch im Lauf des Jahres 1948 gewann der Club 600 Mitglieder, in den fünfziger Jahren stieg die Zahl auf rund 1.400 und liegt heute bei etwa 2.300. Die neue Satzung postulierte die Pflege internationaler wirtschaftlicher Zusammenarbeit, Toleranz und Völkerverständigung.³⁶

Die Erneuerung des Anspruchs, der zentrale Ort der auf Übersee gerichteten bundesdeutschen Wirtschafts- und Wissenschaftsinteressen zu sein, nach der NS-Zeit wieder als Bindeglied, »ehrlicher Makler« und »Mittler« in die Welt zu fungieren und an das kosmopolitische Selbstbild der Vergangenheit anzuknüpfen,³⁷ spielte nach 1945 für das Selbstverständnis Hamburgs eine wesentliche Rolle. Entsprechende Belege finden sich in der Politik, in der zeitgenössischen Wirtschaftswerbung und in der lokalen Publizistik, darunter der 1949 gegründeten und von den Hamburger Auslandsvereinen getragenen »Übersee-Rundschau«. »Übersee« stand dabei für ein breites Spektrum an Themen und Assoziationen: für Hafen, Seefahrt und Fernweh, für klischeebehaftete Exotik und aktuelle länderkundliche Informationen, für die Fortdauer einer europäischen »Verantwortung« insbesondere für Afrika mit gelegentlichen kolonial-nostalgischen Anklängen sowie konkrete wirtschaftliche Beziehungen zu Handelshäusern besonders in Lateinamerika, Afrika und Asien.³⁸

Der Übersee-Club repräsentierte diese Vorstellungen und gab ihnen einen Ort durch seinen Namen, die Zusammensetzung seiner Mitgliedschaft und die enge Verbindung zu den Auslandsvereinen. Die inhaltliche Ausrichtung seiner wichtigsten Aktivitäten spiegelte aber frühzeitig wider, dass sich Hamburg unter den politischen und wirtschaftlichen Verhältnissen der Nachkriegszeit in einer wirtschaftsgeographisch auf den Rhein-Ruhr-Raum ausgerichteten Bundesrepublik und in einem zusammenwachsenden Westeuropa behaupten musste.³⁹

So war die Mehrzahl der großen Vortragsabende hamburgischen, deutschen und europäischen Themen gewidmet.⁴⁰ Weniger überseeisch ausgerichtet als der Name na-

³⁶ Gelder (Anm. 35), S. 70.

³⁷ Vgl. z.B. Walter Lippens: Hamburgs Beziehungen zu Übersee im Jahre 1952, in: Übersee-Rundschau 4, 1952, H. 26, S. 740; Hamburg – Weltbrücke nach Übersee, in: Übersee-Rundschau, 1955, H. 5, S. 10-12; und noch in den sechziger Jahren Paul Nevermann: Hamburg – ein ehrlicher Makler zwischen Übersee und Europa, in: Hamburger Hafen-Nachrichten 18, 1965, Nr. 17 (Überseetag-Ausgabe), S. 7.

³⁸ Vgl. Felix Brahm: The Overseas World – and Hamburg. On the Postwar Recreation of Locality in a German Port City, in: Localities 3, 2013, S. 103-123. Vgl. auch Zehn Jahre Übersee-Rundschau, in: Übersee-Rundschau 10, 1958, H. 12, S. 9 f.

³⁹ Der steigende Stellenwert Europas im bundesdeutschen und hamburgischen Im- und Export wurde auch in der »Übersee-Rundschau« thematisiert: vgl. u. a. Georg Braun: Der deutsche Überseehandel im Welthandel, in: Übersee-Rundschau 4, 1952, H. 26, S. 732-734; Schwerpunkt des Übersee-Handels. Hamburgs wachsende Stellung im Außenhandel, in: Übersee-Rundschau 8, 1956, H. 4-5, S. 62; Das neue Hamburg-Bild, in: Übersee-Rundschau 16, 1964, H. 5, S. 7.

⁴⁰ Vgl. die Übersicht in: Übersee-Club e. V. (Anm. 2), S. 141-173. Zur Bedeutung Europas Gelder (Anm. 35), S. 114-117.



Gebäude des Übersee-Clubs

helegt waren auch die seit 1950 jeweils am 7. Mai, dem (fiktiven) Datum des Hafengeburtstages von 1189, nach dem Muster des »Hansetags« von 1939 veranstalteten »Überseetage« mit mehreren hundert geladenen Teilnehmerinnen und Teilnehmern. Ein Grußwort des jeweiligen Ersten Bürgermeisters, Festvorträge prominenter auswärtiger Vertreter aus Wirtschaft und Politik sowie ein abendliches »Herrenessen« im Hotel Atlantic bestimmten das Programm. Zentrale, in den Ansprachen der Bürgermeister und vieler Redner wiederkehrende Themen waren in den 1950er und 1960er Jahren die geopolitische Mittlerstellung des Hafens, Probleme der EWG, die Hamburger Politik gegenüber Osteuropa, die Betonung der transatlantischen und weltweiten Dimension Hamburger Interessen und die Beseitigung der Nachteile der geographischen Randlage des Hafens durch verbesserte Verkehrsanbindungen.

Sowohl bei den Vortragsabenden als auch bei den Überseetagen ging es darum, Hamburger Interessen zu formulieren und Ansprechpartner aus der Bundesregierung und später auch der EWG »bei dieser Gelegenheit etwas ›Hamburg-minded‹ zu machen«,⁴¹ wofür der informelle Rahmen eines »unpolitischen« Clubs ideale Voraus-

⁴¹ Hanseatisches Wirtschaftsarchiv, N 7/358 – Übersee-Club Briefwechsel, 1963-1967, Rolf Stödter, Notiz für Herrn Dr. h.c. Alwin Münchmeyer, 26.1.1967, mit dem Vorschlag der Wirtschaftsbehörde, den Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Hans-Jürgen Wischnewski (SPD), einzuladen.

setzungen bot. »Die Gespräche sind für Wirtschaft und Rathaus Hamburgs wichtiger als das äußere Erscheinungsbild«, bekräftigte der Präsident des Übersee-Clubs, Rolf Stödter, 1962, als in der Presse beklagt wurde, dass Überseetag und Hafengeburtstag nicht als öffentliche Feste begangen wurden.⁴²

Die Unabhängigkeit der meisten verbliebenen Kolonien in Afrika und Asien in den fünfziger und sechziger Jahren und der damit einhergehende internationale politische und wirtschaftliche Strukturwandel bildeten keinen inhaltlichen Schwerpunkt des Vortragsprogramms. Dennoch widmeten sich bis zum Beginn der siebziger Jahre rund ein Dutzend Vorträge aktuellen Entwicklungen in Afrika, Indien und dem Nahen Osten. Danach nahm das Interesse offenbar weiter ab. Neu hinzu kam ab 1961 in drei Vorträgen die Entwicklungspolitik. Beim Überseetag 1962 sprach der wenige Monate zuvor berufene erste Bundesminister für wirtschaftliche Zusammenarbeit, Walter Scheel (FDP).⁴³

Fazit

Der Hamburger Übersee-Club ist einer von vielen Erinnerungsorten in der Hansestadt, dessen (post-)kolonialer Zusammenhang nicht so offensichtlich wie bei Völkerkundemuseen, Denkmälern oder Straßennamen ist und der durch seinen exklusiven Charakter zudem keine Massenwirkung entfaltete. In den zwanziger Jahren bestand seine Wirkmächtigkeit vielmehr darin, über Vorträge hochrangiger Redner aus Politik und Wissenschaft und das »Hamburger Übersee-Jahrbuch« kolonialrevisionistischen Positionen ein respektables Forum zu bieten und sie als Teil des Diskurses der lokalen Elite aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zu bestätigen. Kolonialrevisionistische Bezüge konnten dabei eher nostalgisch und vor dem Hintergrund persönlicher Erfahrungen und Erlebnisse in Übersee hergestellt werden, mit den »objektiven« wirtschaftlichen Bedürfnissen der Hafen- und Handelsstadt Hamburg begründet werden, unmittelbar Teil des aggressiv geführten politischen Kampfes gegen den Versailler Vertrag sein oder verschiedene dieser Aspekte kombinieren. Mit dem Übersee-Club hatte sich das Hamburger Großbürgertum nach dem verlorenen Ersten Weltkrieg und der Revolution von 1918 einen Ort der »Selbstbesinnung« und »Selbstbehauptung« geschaffen,⁴⁴ an dem wirtschaftliche, überseeische und koloniale Interessen in einem intellektuell anspruchsvollen Rahmen ausgehandelt und dann in Senat und Bürgerschaft, die Handelskammer und andere personell verflochtene Institutionen des öffentlichen Lebens zurückgespeist werden konnten.

Dass man 1948, d. h. in der Krise der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg und einem drohenden Bedeutungsverlust Hamburgs, institutionell daran anknüpfte, die Übersee-

42 Zit. nach: Überseetag vorwiegend sachlich-fachlich, in: Die Welt, 3.5.1962.

43 Überseetag 1962, in: Übersee-Rundschau 14, 1962, H. 5, S. 5. Vgl. dazu Bastian Hein: Die Westdeutschen und die Dritte Welt. Entwicklungspolitik und Entwicklungsdienste zwischen Reform und Revolte 1959-1974, München 2006, S. 56.

44 In Anlehnung an Lüth (Anm. 12), S. 4 f.

Ideologie im Sinne wirtschaftlicher Beziehungen und wissenschaftlicher Kompetenz in den fünfziger und sechziger Jahren neu belebte und dabei die kolonialen Bezüge der Vergangenheit weitgehend ausblendete, ist bemerkenswert. Inwiefern diese Bezüge indirekt die Reaktion auf Dekolonisierung, »Dritte Welt« oder bundesdeutsche Entwicklungspolitik prägten – eher in den Diskussionen und Gesprächen rund um die Veranstaltungen des Übersee-Clubs als in ihnen selbst –, kann abschließend nur als offene Frage formuliert werden.

Von kolonialen Sammlungen und Dekolonisierungsversuchen

Das (ehemalige) Museum für Völkerkunde Hamburg
als (post-)kolonialer Erinnerungsort

MYRIAM GRÖPL

Ethnologische Museen – aktuelle Debatten und historische Wurzeln

Die beeindruckende Eingangshalle des Flügelbaus an der Rothenbaumchaussee, der das heutige »Museum am Rothenbaum – Kulturen und Künste der Welt« (MARKK) beherbergt, weckt beim Betreten nach wie vor eine gewisse Ehrfurcht. Große Marmorsäulen im weitläufigen Eingangsbereich, die Liste der »Förderer des Museums« zu beiden Seiten des Aufgangs in goldenen Lettern, eine Aufzählung wichtiger Persönlichkeiten der Hamburger Stadtgeschichte. Der 1912 eröffnete Bau in Hamburg-Rotherbaum unterstreicht die zentrale Rolle, die dem Museum und seinen Ausstellungen zu Beginn des 20. Jahrhunderts in der Hafenstadt zugeschrieben wurde. Der neu gestaltete Empfangstresen in der Mitte der Halle soll die herrschaftliche Unnahbarkeit reduzieren und präsentiert mittlerweile deutlich zugänglicher als noch vor einigen Jahren die Veröffentlichungen und Informationen rund um das ehemalige Museum für Völkerkunde.

Die aktuellen Debatten um koloniale Raubkunst, das Berliner Humboldt Forum und eine Aufarbeitung des kolonialen Erbes zeigen auch, welche Bedeutung Museen und insbesondere Völkerkundemuseen bis heute für europäische und deutsche Identitätsvorstellungen haben. Welche Geschichten werden hier von wem und über wen erzählt, woher stammen die ausgestellten Dinge und was ist eigentlich »Kultur«? Dass dabei nicht allein die Sammlungs- und Ausstellungsgeschichte des Berliner Ethnologischen Museums zur Debatte steht, ist eindeutig. Es geht vielmehr um eine (Neu-)Aushandlung deutscher und europäischer Identitäten vor dem Hintergrund einer zunehmend globalisierten und vernetzten Welt unter Berücksichtigung der kolonialen Strukturen ihrer Grundlagen. Die Kunstschatze und Ethnografika, die im Berliner Stadtschloss ausgestellt werden sollen, zeugen nicht in erster Linie von vermeintlichem Entdeckergeist oder vorbildlicher Wissenschaft. Sie erinnern vor allem auch an die Bedingungen des Sammelns und die Weltanschauung der Sammelnden des 19. und 20. Jahrhunderts. Die Fragen nach der Rechtmäßigkeit des sogenannten Erwerbs, den Hintergründen der Aneignung und nicht zuletzt nach Sinn und Zweck ihrer Aufbewahrung und Ausstellung in europäischen Museen werden gerahmt von Existenzängsten europäischer Museen, Rückgabeforderungen und der Forderung nach wissenschaftlicher Grundlagenforschung. Um Bedeutung und Einfluss deutscher und europäischer ethnologischer Museen für aktuelle Identitätsdebatten einschätzen zu

können, bedarf es an vielen Stellen weiterführender Forschung und anschließender Vermittlung. Institutionengeschichte, persönliche Netzwerke und Sammlungs- wie Objektbiographien müssen beleuchtet und auf ihre bis heute aktuellen Auswirkungen hin analysiert werden. Hier haben die Debatten der letzten Jahre einige Projekte rund um Provenienzforschung und den Umgang mit kolonialen Sammlungsbeständen angestoßen.¹ Auch der Deutsche Museumsbund hat mittlerweile die Frage nach dem Umgang mit Sammlungen aus kolonialen Kontexten auf die Agenda gesetzt und mit einem überarbeiteten Leitfaden zum Umgang mit entsprechenden Beständen eine erste Orientierungshilfe für Museen präsentiert;² das Deutsche Zentrum Kulturgutverluste hat 2019 seine Arbeit um den Fachbereich »Kultur- und Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten« erweitert und die öffentlichen wie wissenschaftlichen Auseinandersetzungen dauern an. Dabei können Provenienzforschung und Restitution nur zwei Bausteine im Prozess der umfassenden Dekolonisierung deutscher und europäischer Museen sein.

Hamburg als Hafenstadt verfügte über vielfältige Verbindungen in von kolonialen Machtverhältnissen geprägte Gebiete. Das hiesige Museum für Völkerkunde bildete während der formalen deutschen Kolonialherrschaft und darüber hinaus einen zentralen Knotenpunkt politischer, wissenschaftlicher und wirtschaftlicher Kolonialbestrebungen. Zur Verstrickung Hamburger Akteur*innen aus Wirtschaft und Wissenschaft in koloniale Unternehmungen liegen einige Grundlagenuntersuchungen vor,³ und auch das Verhältnis von Wissenschaft und Kolonialpolitik wurde bereits in einem größeren Kontext beleuchtet.⁴

- 1 S. u. a. Larissa Förster, Iris Edenheiser, Sarah Fründt und Heike Hartmann (Hg.): Provenienzforschung zu ethnografischen Sammlungen der Kolonialzeit. Positionen in der aktuellen Debatte, Berlin 2018; Anna-Maria Brandstetter und Vera Hierholzer (Hg.): Nicht nur Raubkunst! Sensible Dinge in Museen und universitären Sammlungen, Göttingen 2018.
- 2 Deutscher Museumsbund e. V.: Leitfaden Umgang mit Sammlungsgut aus kolonialen Kontexten, Berlin 2021, s. mb-leitfaden-web-210228-02.pdf (museumsbund.de) (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).
- 3 U. a. Heiko Möhle (Hg.): Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, Hamburg 1999; Malina Emmerink: Hamburger Kolonisationspläne 1840-1842. Karl Sievekings Traum einer »Deutschen Antipodenkolonie« im Südpazifik, München 2014; zum Umgang mit kolonialer Geschichte in Hamburg und der Bundesrepublik: Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Bonn 2013; Marianne Bechhaus-Gerst und Joachim Zeller (Hg.): Deutschland postkolonial?, Berlin 2018.
- 4 Dazu u. a. Jens Ruppenthal: Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919, Stuttgart 2007; Benedikt Stuchtey: Science across the European Empires, 1800-1950, Oxford 2005; Matthias Fiedler: Zwischen Abenteuer, Wissenschaft und Kolonialismus. Der deutsche Afrikadiskurs im 18. und 19. Jahrhundert, Köln 2005; sowie mit Fokus auf die Ethnologie: Cordula Grewe: Die Schau des Fremden. Ausstellungskonzepte zwischen Kunst, Kommerz und Wissenschaft, Stuttgart 2006; Glenn H. Penny: Objects of Culture. Ethnology and Ethnographic Museums in Imperial Germany, Chapel Hill 2002.

Ethnologische Museen als konkretes Anwendungsfeld kolonialer Praktiken rücken zunehmend in den Fokus von Forschung und Vermittlungsarbeit unter den unterschiedlichsten Blickwinkeln.⁵ Ethnologische Museen sehen sich mit Rückgabeforderungen und Fragen nach der Provenienz ihrer Sammlungen konfrontiert, kunsthistorische Forschung fragt nach Herstellungs- und Traditionszusammenhängen der ausgestellten Objekte und das rapide wachsende Feld der Kolonialgeschichte geht strukturellen Verbindungen von Museen, Sammelnden und Forschenden nach. Dabei bietet sich der Mikrokosmos des Hamburger Museums für Völkerkunde besonders für eine ausschnittshafte Untersuchung an: Im Lupenformat können hier die Ver-



Gebäude des ehemaligen Hamburger Völkerkundemuseums, heute Museum am Rothenbaum – Künste und Kulturen der Welt

flechtungen wirtschaftlicher und wissenschaftlicher Interessen mit politischen Kolonialbestrebungen anhand einzelner Akteur*innen, Objekte und Sammlungsvorgänge aufgezeigt werden.⁶

- 5 Z.B. Anna Greve: *Koloniales Erbe in Museen. Kritische Weißseinsforschung in der praktischen Museumsarbeit*, Bielefeld 2019. Zur Völkerkunde als Erinnerungsort deutscher Kolonialgeschichte s. Anja Laukötter: *Das Völkerkundemuseum*, in: *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, hg. von Jürgen Zimmerer, Bonn 2013, S. 231-243.
- 6 Anja Laukötter analysiert in ihrer Dissertation überzeugend, wie die Wissenschaftler der Völkerkundemuseen zur Etablierung kolonialer Wissenssysteme über »das Andere« beigetragen

Völkerkundemuseen als koloniale Institutionen

Völkerkundemuseen als zumindest teilweise öffentlich zugängliche Institutionen trugen auch dazu bei, Unterstützung und Verständnis für die wirtschaftlich wenig rentablen staatlichen Kolonialbestrebungen einzuwerben. Anschaulich zeigten die vielfältigen Ausstellungen auf, welche Gebiete und ganze Kulturen es noch zu »entdecken« galt. Gleichzeitig ließ die exotisierende Darstellung der Objekte, menschlichen Überreste und botanischen Präparate keinen Zweifel an der Fremdartigkeit der Kolonien und verdeutlichte so neben dem wissenschaftlichen Nutzen auch die angebliche Notwendigkeit einer zivilisatorischen Mission, um eine Entwicklung außereuropäischer Gesellschaften auf ein vermeintlich höheres, europäisches Niveau voranzutreiben. Die Kategorie der Kultur wurde zur wirkmächtigsten der wissenschaftlichen Identitätskonstruktionen; anhand von gesammelten Objekten sollte sie in den Museen ausgestellt und veranschaulicht werden, um die angeblich »einfache« oder »primitive« Lebensweise der Kolonisierten zu belegen.⁷ Die »Anleitung zum ethnologischen Beobachten und Sammeln« der beiden Ethnologen Felix von Luschan (1854-1924) und Bernhard Ankermann (1859-1943) definierte 1914 Kultur »als Inbegriff alles dessen, was die Menschheit im Laufe einer vieltausendjährigen Entwicklung an materiellen und geistigen Gütern hervorgebracht hat«,⁸ wobei unterschiedliche Kulturen als Verästelungen eines gemeinsamen Stammbaums visualisiert wurden.

Wissenschaft und Kolonialbestrebungen bedingten sich im Fall der Ethnologie und ihrer Museen gegenseitig. Die wirtschaftliche und politische Expansion »entdeckte« aus europäischer Sicht immer weitere Teile der Erde, Reisewege wurden erschlossen und Kontinente zugänglicher. Während diese bisher nicht erforschten Gebiete und Gesellschaften eine Fülle neuer Untersuchungsfelder für die Ethnologie und andere kolonial geprägte Wissenschaften boten, lieferten ethnologische Kulturtheorien wiederum einen wissenschaftlichen Unterbau zur Rechtfertigung kolonialer Herrschaft und ungleicher Machtverteilung in all ihren Ausführungen, indem sie beispielsweise mithilfe von Kulturtheorien von einer vermeintlichen Hierarchie zwischen sogenannten Kultur- und Naturvölkern die unfreiwillige Untersuchung, Ausbeutung und gewaltsame Beherrschung anderer Gesellschaften rechtfertigte. So zielte auch der um 1910 auf wissenschaftlichen Expeditionen und Forschungsreisen verwendete »Fragebogen II«⁹ des Hamburger Museums für Völkerkunde darauf ab, einerseits Gemeinsamkeiten zwischen den Kulturen zur Veranschaulichung der wissenschaftlichen Forschung aufzuzeigen, andererseits aber vermeintliche Fremdheit und fundamentale Unterschiede zwischen der eigenen und der ausgestellten Gesellschaft zu konstruieren.

haben: Anja Laukötter: Von der »Kultur« zur »Rasse« – vom Objekt zum Körper? Völkerkundemuseen und ihre Wissenschaften zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Bielefeld 2007.

7 Ebd., S. 35f.

8 Felix von Luschan und Bernhard Ankermann: Anleitung zum ethnologischen Beobachten und Sammeln, Berlin 1914, S. 8.

9 Fragebogen II, in: MV 101-1, Nr. 6.

So war es für die Sammlungstätigkeit und das spätere Ausstellungsnarrativ gar nicht unbedingt von Bedeutung, ob auf Fragen wie »Gibt es Suppe?« oder »Gibt es einen Herd, wo steht er?« mit ja oder nein geantwortet wurde: Beide Varianten konnten gut in die Ausstellung der vermeintlich fremden Kulturen integriert werden.

Basierend auf der Vorstellung einer stufenweisen Entwicklung menschlicher Gesellschaften sollten die materiellen Erzeugnisse angeblich rückständiger Gesellschaften außerhalb Europas auch gesammelt werden, um sie vor dem Verschwinden zu bewahren. Auch der Hamburger Museumsdirektor Georg Thilenius ging von einer Entwicklungshierarchie zwischen Kulturen aus und hielt den Kontakt außereuropäischer Gesellschaften mit Reisenden und Wissenschaftler*innen zwar für einen Entwicklungsmotor für diese Kulturen, fürchtete aber gleichzeitig dadurch eine Auslöschung der vermeintlichen »Ursprungskultur«, die es unbedingt zu bewahren gelte.¹⁰ Mit dieser scheinbar wissenschaftlich belegten Hierarchisierung von Gesellschaften trug die Ethnologie einen maßgeblichen Teil zum deutschen Kolonialdiskurs und seinen Rechtfertigungsmechanismen bei. Völkerkundemuseen des 19. und 20. Jahrhunderts bildeten »Kalkulationszentren, von denen aus verschiedene und oftmals weit entfernte [Akteur*innen] gesteuert, gelenkt und mobilisiert werden. Diese Zentren kolonisieren die Welt etwa durch mobile Delegierte wie Informanten [und] Sammler«.¹¹

Das Hamburger Museum

Gegründet wurde das Hamburger Völkerkundemuseum 1879 per Senatserslass mit dem »Zweck, Geräte, Kleidungsstücke, Waffen und andere Gegenstände, welche auf die Cultur der fremdländischen Völker Bezug haben, zu sammeln.«¹² Der spätere Direktor Georg Thilenius stellte entsprechend die Ausstellung außereuropäischer Kulturen in den Mittelpunkt der weiteren Sammlungs- und Ausstellungstätigkeit des Hamburger Museums.¹³ Zunächst gab es weder eine klare Sammlungsstruktur noch hauptamtliches Personal, und die Leitung lag bis 1904 übergangsweise bei dem Vorsteher und ehemaligen Kaufmann Carl W. Lüders sowie später dem Ethnologen Karl Hagen als Interimsleiter.¹⁴ Wie andere deutsche Völkerkundemuseen diente auch das

¹⁰ Georg Thilenius: *Das Hamburgische Museum für Völkerkunde*, Berlin 1916, S. 81.

¹¹ Nicholas Jardine: *Sammlung, Wissenschaft, Kulturgeschichte*, in: *Sammlen als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, hg. von Anke te Heesen und Emma Spary, Göttingen 2001, S. 199–220; hier S. 216.

¹² Regulativ Nr. 24, 29. April 1879: »Bekanntmachung, betreffend Bestimmungen für die Verwaltung des Museums für Völkerkunde«, § 1, in: *Hundert Jahre Hamburgisches Museum für Völkerkunde*, hg. von Jürgen Zwernemann, Hamburg 1980, S. 109–111; hier S. 109.

¹³ Thilenius (Anm. 10), S. 111.

¹⁴ Karl Hagen übernahm ab 1907 die Leitung der Abteilung Süd- und Ostasien. Ruppenthal (Anm. 4), S. 95; Jürgen Zwernemann: *Die ersten 112 Jahre. Das Museum für Völkerkunde*, in: *Die ersten 112 Jahre. Das Museum für Völkerkunde Hamburg*, hg. von Wulf Köpke und Bernd Schmelz, Hamburg 2004 (Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg, NF Bd. 35), S. 11–274, zu Lüders und Hagen v. a. S. 36–62.

Hamburger Haus zunächst eher der Aufbewahrung außereuropäischer Objekte und betrieb keine strukturierte Sammlungspraxis. Bereits vorhandene Sammlungen wie die der Hamburger Stadtbibliothek gingen im neuen Museum für Völkerkunde auf. Unklar bleibt dabei bis heute, was genau diese vor-musealen Sammlungen umfassten.¹⁵ Bereits die Hamburger Stadtbibliothek verfügte ab ca. 1850 über eine eigene ethnographische Sammlung, die vor allem Objekte aus Privatbesitz zusammenführte, die ihr aus diversen Erbschaften und Schenkungen zugekommen waren.¹⁶ Eine erstmalige Bestandsaufnahme wurde 1880 nach der Gründung des Museums für Völkerkunde begonnen, durch die ständige Aufnahme weiterer Objekte allerdings schnell obsolet.¹⁷

Mit dem Amtsantritt Georg Thilenius' als erstem hauptamtlichen Direktor des Hamburger Museums für Völkerkunde 1904 wurden sowohl der räumliche Ausbau als auch der Ausstellungs- und Sammlungsbetrieb systematisiert und erweitert. Die städtische Rolle des Museums sollte nun von der reinen Aufbewahrung zufällig zusammengetragener Dinge zu einer zentralen kulturellen und wissenschaftlichen Institution ausgebaut werden. Neben dem geschäftsführenden Direktor des Museums bestand weiterhin eine von der Oberschulbehörde gewählte Kommission zur Kontrolle der Tätigkeit des Museums. Ihr hatten über die Jahre auch die Kaufleute Carl Lüders, Eduard Woermann, Albrecht O'Swald und Kurt Siemers sowie der Leiter des 1876 gegründeten Museums für Kunst und Gewerbe, Justus Brinckmann, angehört.¹⁸

Verflechtungen von Wirtschaft und Wissenschaft, Politik und Kultur

In ihrer grundlegenden Ausrichtung waren die Völkerkundemuseen des 19. und 20. Jahrhunderts auf die Darstellung des »Anderen« fokussiert. Die noch junge Ethnologie als Wissenschaft fremder Völker und Kulturen nutzte die wachsende Zahl der Museen mit völkerkundlicher Ausrichtung für eine öffentlichkeitswirksame Exotisierung der ausgestellten Kulturen. Dadurch schienen die Gebiete der Kolonien einerseits greifbar – das Fremde konnte selbst erlebt werden und wurde erfahrbar für ein breiteres Publikum. Andererseits zielte die Ausstellungsweise auch immer auf eine Unterscheidung zwischen Unbekanntem und Vertrautem, zwischen Fremdem und Eigenem und zeigte so den vermeintlich dringenden Bedarf an weiterer Forschung auf. Dabei ging die Sammlungstätigkeit über eine reine Dingverehrung weit hinaus: Sie war gleichzeitig Ausdruck und Instrument einer kolonialen Weltanschauung und -vereinnahmung.

In Hamburg reihte sich der Ausbau des Museums für Völkerkunde in eine gesamtstädtische Entwicklung der Museumslandschaft ein. Gegen Ende des 19. Jahr-

¹⁵ Zwernemann (Anm. 14), S. 2.

¹⁶ Thilenius (Anm. 10), S. 1.

¹⁷ Zwernemann (Anm. 14), S. 41.

¹⁸ Vgl. Jürgen Zwernemann: Die Mitglieder der Kommission des Museums für Völkerkunde und seiner Vorläufer, in: Die ersten 112 Jahre. Das Museum für Völkerkunde Hamburg, hg. von Wulf Köpke und Bernd Schmelz, Hamburg 2004, S. 215 f.

hundreds wurden sowohl Sammlungs- als auch Ausstellungsbetrieb der Museen professionalisiert, wovon neben dem Völkerkundemuseum unter anderem auch die Hamburger Kunsthalle profitierte und internationale Bekanntheit erlangte.¹⁹

Welches Gewicht die Position des Hamburger Museums für Völkerkunde im gesamtdeutschen Vergleich hatte, wird auch daran deutlich, dass Mitglieder der 1907 durchgeführten Expedition des Herzogs Adolf von Mecklenburg nach Ostafrika für die Sammlung von Ethnografika und ihre zugehörigen Beobachtungen eine Anleitung zum Sammeln mit beigelegtem Fragebogen für wissenschaftliche Aufzeichnungen aus dem Hamburger Museum verwendeten.²⁰ Auch die direkt von Hamburg aus durchgeführten und organisierten Forschungs- und Sammlungsexpeditionen wurden von verschiedenen Institutionen und Personen unterstützt. Die 1873 gegründete Geographische Gesellschaft beteiligte sich seit ihrer Gründung an der Finanzierung mehrerer solcher Reisen und stärkte weiterhin den innerstädtischen Kolonialdiskurs.²¹ Als übergreifende Aufgaben dieser Expeditionen sowie aller im Museum Beschäftigten formulierte Georg Thilenius »die planmäßige Beschaffung, Bearbeitung und Verwertung von Sammlungen«. Über diese »wissenschaftlichen Aufgaben« hinaus betonte er ebenso die Verpflichtung, Teile der Sammlungen und des mit ihnen verbundenen Wissens öffentlich auszustellen und damit neben



Direktor Georg Christian Thilenius, 1905

Verständnis für die eigene Arbeit auch um wirtschaftliche, inhaltliche und finanzielle Unterstützung zu werben.²² Da das städtische Budget des Hamburger Museums – auch aus Angst vor einem erneut erhöhten Raumbedarf – vor allem für die Unterhaltung von

19 Sven Beckert: Die Kultur des Kapitals. Bürgerliche Kultur in New York und Hamburg im 19. Jahrhundert, in: Vorträge aus dem Warburg-Haus, Bd. 4, hg. von Wolfgang Kemp u. a., Berlin 2000, S. 141-176; hier S. 164.

20 S. Korrespondenz mit Dr. Richard Kandt in Ruanda, Januar 1913, in: MV 101-I, Nr. 79. Vgl. ferner den Beitrag von Diana Miryong Natermann zur visuellen kolonialen Kultur in Hamburg in diesem Band.

21 Ruppenthal (Anm. 4), S. 71. Zur Geographischen Gesellschaft s. Carsten Gräbel in diesem Band.

22 Thilenius (Anm. 10), S. I.

Sammlung und Gebäude vorgesehen war, setzte Thilenius umso mehr auf andere Wege der Objektakquise als den direkten Ankauf.

Zwischen 1908 und 1910 bereiste die Hamburger »Südsee-Expedition« Teile der deutschen Kolonialgebiete in Melanesien und Mikronesien. Initiator und Mitorganisator war wiederum Georg Thilenius, der von der ein Jahr zuvor gegründeten Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung entsprechende Gelder eingeworben hatte.²³ Damit reihte sich die Hamburger Expedition in eine Serie mehrerer deutscher Forschungsreisen in das aus europäischer Sicht als »Südsee« bezeichnete Gebiet ein.²⁴ Die Hamburger Expedition hatte explizit zum Ziel, mithilfe ethnologischer Untersuchungen und Erkenntnisse aktiv eine deutsche Kolonialpolitik zu untermauern und zu gestalten.²⁵ Darüber hinaus sollten vor allem »Hamburgische Interessen« vorangetrieben werden,²⁶ indem möglichst umfangreich alles gesammelt wurde, was auf der Schiffsexpedition an materiellen Dingen mitgenommen werden konnte. Einerseits sollte so eine einzigartige Sammlung die wissenschaftliche und ökonomische Stellung des Hamburger Museums absichern. Gleichzeitig war Thilenius aber ebenso daran gelegen, nachfolgenden Expeditionen oder Reisenden schlicht die Möglichkeit zu nehmen, überhaupt noch etwas aus den bereisten Gebieten zu sammeln. Bei seinen Bemühungen um finanzielle Unterstützung machte er sich so die wissenschaftliche Konkurrenz der Hansestadt mit Berlin zunutze: Seit dem Erlass des sogenannten Bundesratsbeschlusses von 1888 mussten alle gesammelten Ethnografika zunächst an das Berliner Völkerkundemuseum abgegeben werden, wenn sie aus Unternehmungen stammten, die in irgendeiner Weise staatlich finanziert oder von Kolonialbeamten durchgeführt und unterstützt worden waren.²⁷ Umso größer war also das Interesse in der Hamburger Wissenschaft und Politik, mithilfe eigener Reisen die gesammelten Gegenstände dann auch in Hamburger Sammlungen überführen zu können. Um die

23 Hans Fischer: Die Hamburger Südsee-Expedition. Über Ethnographie und Kolonialismus, Frankfurt a. M. 1981, S. 22; für erste Ansätze zu den kolonialen Wurzeln der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung s. a. Jürgen Zimmerer: Geld, Geist und Wissenschaft. Die kolonialen Fundamente der Hamburger Universität, in: 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden, Bd. 1: Allgemeine Aspekte und Entwicklungen, hg. von Rainer Nicolaysen, Eckart Krause und Gunnar B. Zimmermann, Göttingen 2020, S. 33–55.

24 Zur Vorstellungswelt der »Südsee« s. Reinhardt Wendt: Die Südsee, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Bonn 2013, S. 41–55.

25 S. Leitsätze für die Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung in die deutsche Südsee, in: MV 101-1, Nr. 1049.

26 Georg Thilenius: Denkschrift über eine Hamburgische Expedition nach der Südsee, 1907; zit. nach: Fischer (Anm. 23), S. 29.

27 Penny (Anm. 4), S. 113.

Ergebnisse der Südsee-Expedition exklusiv in Hamburg zu verwenden, war es deshalb allen Mitreisenden untersagt, private Aufzeichnungen jeglicher Art anzufertigen.²⁸

Die Förderung der Südsee-Expedition durch die Hamburgische Wissenschaftliche Stiftung ging nicht zuletzt auf ihren Mitbegründer Werner von Melle (1853-1937) zurück.²⁹ Von Melle hatte ab 1900 als Mitglied des Hamburger Senats die Idee zur Gründung einer Universität vorangetrieben.³⁰ Bereits ab 1892 hatte er als Vorsitzender der Kommission für das Museum für Völkerkunde die Gründung eines eigenständigen ethnologischen Museums befürwortet.³¹ 1904 waren neben dem späteren Bürgermeister Werner von Melle unter anderem Vertreter der im Kolonialhandel aktiven Kaufmannsfamilien O'Swald und Amsinck, der vor allem mit den Amerikas handelnde Reeder Kurt Siemers und der Kunst- und Kulturwissenschaftler Aby Warburg Mitglieder dieser beratenden Kommission.³² Auch bei dem Hamburger Bankier und Senatsmitglied Max Warburg warb Thilenius um Unterstützung für die Sammlungstätigkeit seines Hauses und erinnerte an die wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Vorteile einer Stärkung Hamburgs als Kolonialstandort.³³

Neben seinen wissenschaftlichen Netzwerken unterhielt das Hamburger Museum unter Thilenius so auch Kontakte zu verschiedenen Akteur*innen der Hamburger Wirtschaft. Die Kaufleute O'Swald, Woermann und Siemers waren nicht nur durch Mitgliedschaften in der Kommission des Museums sowie als Angehörige des Senats und der Bürgerschaft mit dem Völkerkundemuseum verbunden. Als Beifracht oder durch gezielte Sammlungstätigkeit lieferten diverse Hamburger Handlungsreisende regelmäßig neues Material für die Hamburger Sammlung: Das Handelshaus O'Swald vor allem aus Ostafrika; Alfred Beit, wohlhabender Kolonialkaufmann und enger Freund des britischen Kaufmanns und Kolonialbefürworters Cecil Rhodes, spendete ebenfalls regelmäßig aus Afrika importierte Objekte,³⁴ und auch die Naturalienhandlung Johann Friedrich Gustav Umlauff importierte Ethnografika unter anderem zum Verkauf an das Hamburger Museum. Auch innerhalb der noch jungen Ethnologie nutzte Thilenius seine vielfältigen Kontakte zur Akquise weiterer Sammlungsbestände. So verkauften die beiden bekannten Völkerkundler Leo Frobenius aus Leipzig

28 Vertrag betreffend Teilnahme an der Südsee-Expedition der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung, Punkt 4, in: MV 101-I, Nr. 1049.

29 Von Melle war ab 1891 Mitglied der Oberschulbehörde, ab 1900 Mitglied des Hamburger Senats und wurde 1914 zum Zweiten Bürgermeister der Hansestadt gewählt, vgl. Johannes Gerhardt: Werner von Melle, in: *Die Begründer der Hamburgischen Wissenschaftlichen Stiftung*, hg. von Ekkehard Nümann, Hamburg 2007, S. 86.

30 Vgl. den Beitrag von Rainer Nicolaysen zum Kolonialinstitut in diesem Band.

31 Thilenius (Anm. 10), S. 10.

32 Ebd., S. 10 ff.

33 Denkschrift über eine Hamburgische Expedition nach der Südsee von Georg Thilenius, 4. März 1905, an Max Warburg, in: MV 101-I, Nr. 1049.

34 Ruppenthal (Anm. 4), S. 97.

und Felix von Luschan aus Berlin immer wieder Teile ihrer eigenen Expeditionserträge an das Hamburger Museum.³⁵

Während der Konsolidierung der deutschen Besitzungen außerhalb Europas und der folgenden Verwissenschaftlichung des Kolonialismus baute auch das Hamburger Völkerkundemuseum seine Sammlungen sowie seine städtische Rolle aus. Eine gesamtdeutsche Tendenz zur »Institutionalisierung kolonialer Wissenschaften«³⁶ fand in Hamburg Zuspruch in Wissenschaft und Politik und gipfelte in der Gründung des Kolonialinstituts 1908.³⁷ Diese Neugründung beeinflusste auch das Sammlungs- und Ausstellungsprogramm des Hamburger Museums für Völkerkunde. Einerseits wurde gezielter aus deutschen Kolonialgebieten gesammelt, um möglichst viel Anschauungsmaterial für die auszubildenden Kolonialbeamten zur Verfügung zu stellen. Andererseits erweiterte sich so der Aufgabenbereich der Angestellten des Museums, die vermehrt auch Lehraufgaben in Kultur und Sprachen der Kolonien am Institut sowie später der Universität übernahmen. Direktor Thilenius sah in der Ausbildung zukünftiger Kolonialbeamter eine vorrangige Aufgabe auch der Wissenschaftler*innen des Museums: »sehr große Werte an Gut und Blut hätten erspart werden können, wenn man sich die Kenntnisse über Denkweise, Sitten und Anschauungen Eingeborener rechtzeitig zu eigen gemacht hätte, die die Völkerkunde bereit hielt.«³⁸ Ab seiner Gründung 1908 lehrte auch Thilenius selbst am Hamburger Kolonialinstitut und wurde später Professor für Völkerkunde an der 1919 gegründeten Universität.

Sammelwut und Sammlungsaufbau

Ab 1904 trieb Georg Thilenius den Sammlungsausbau gezielt voran.³⁹ Bereits zwei Jahre nach seinem Amtsantritt hatte sich die Menge der jährlich eingehenden Objekte auf 3617 Stücke verdreifacht;⁴⁰ unter anderem ermöglicht durch die zunehmende Finanzierung von Hamburger Kulturinstitutionen aus öffentlichen Mitteln.⁴¹ Während vorher vor allem bereits Gesammeltes verwaltet oder zusammengetragen wurde, warb Thilenius nach seinem Amtsantritt aktiv neue Sammelnde an und beauftragte Reisende, Forschende und Mitarbeiter*innen mit konkreten Ankäufen. Dabei sollte nicht nur das Hamburger Museum konkurrenzfähig gemacht werden, sondern auch

35 S. Rechnungen über Ankäufe in: MV 101-I, Nr. 15.

36 Ruppenthal (Anm. 4), S. 13.

37 Zur Geschichte des Hamburger Kolonialinstituts s. v.a. ebd. und Nicolaysen in diesem Band.

38 Thilenius (Anm. 10), S. 55.

39 Laukötter (Anm. 6), S. 51; Wulf Köpke und Bernd Schmelz: Hamburgs Tor zur Welt. 125 Jahre Museum für Völkerkunde Hamburg, Hamburg 2004, S. 40.

40 Laukötter (Anm. 6), S. 165.

41 Sven Beckert: Die Kultur des Kapitals. Bürgerliche Kultur in New York und Hamburg im 19. Jahrhundert, in: Vorträge aus dem Warburg-Haus, Bd. 4, hg. von Wolfgang Kemp u. a., Berlin 2000, S. 141-176; hier S. 145.

der Kolonialstandort Hamburg gestärkt werden, wie in einem Anschreiben zur Gewinnung von Sammelnden deutlich wird:

Sehr geehrter Herr! Es wird Ihnen nicht unbekannt sein, daß die Stadt HAMBURG durch den kürzlich vollendeten Bau seines Museums für Völkerkunde dem lange gehegten allgemeinen Wunsche näher zu kommen hofft, endlich diejenige Stellung zwischen den führenden in- und ausländischen ethnographischen Museen einzunehmen, welche zu erringen man von ihr als größter Seehandelstadt des Kontinentes mit ihren Beziehungen zu den entlegensten Plätzen aller Erdteile, ferner Hauptvertreterin deutsch-kolonialer Interessen schon lange und mit Recht erwarten durfte.⁴²

Bereits während der letzten 20 Jahre des 19. Jahrhunderts war das Budget der Sammlungsverwaltung und -vergrößerung des völkerkundlichen Museums mit Zustimmung von Senat und Bürgerschaft nach und nach erhöht worden, um Hamburg als Wissenschaftsstandort zu stärken und eine international bedeutende Institution aufzubauen.

Während seiner über 30jährigen Amtszeit als Direktor des Hamburger Museums prägte Thilenius dessen Strukturen in erheblichem Ausmaß:⁴³ Nicht nur Sammlungs- aufbau und -gestaltung unterlagen seinen Vorgaben, auch der Neubau des Museumsgebäudes an der Rothenbaumchaussee wurde nach seinen Wünschen gestaltet und beherbergt bis heute die Ausstellungsräume und Teile der Sammlungen. Neben der baulichen Veränderung betrieb Thilenius gezielt die systematische Gestaltung der Ausstellungen und Lehrräume des Museums, indem neben der Neugestaltung des Gebäudes auch unterschiedliche Ausstellungstechniken erprobt wurden.⁴⁴ Thilenius hatte den repräsentativen Flügelbau an der Rothenbaumchaussee um die Jahrhundertwende unter anderem mit fehlenden Lagerungskapazitäten begründet: »Neue Erwerbungen in dem überfüllten Galeriegeschoß des Naturhistorischen Museums unterzubringen, wo die alte Sammlung ausgestellt blieb, war freilich ausgeschlossen.«⁴⁵

Zentral für die Positionierung des Museums in der Stadt und im internationalen Vergleich waren vor allem die umfangreichen Sammlungen. Besonderer Wert wurde während der Hochphase des ethnologischen Sammelns bis zum Ersten Weltkrieg auf die nachweisbare Herkunft der Dinge gelegt, um eine angeblich authentische Repräsentation der ausgestellten Kulturen zu gewährleisten. Nachbildungen von Objekten hielt auch Museumsdirektor Thilenius nur für akzeptabel, wenn die Originale aufgrund von erheblichen wirtschaftlichen oder politischen Schwierigkeiten auf keinem Weg zu beschaffen waren.⁴⁶ Ein besonderes Augenmerk lag bei der Akquise neuer Dinge für das Museum entsprechend auf einer möglichst umfangreichen Dokumen-

42 MV 101-1, Nr. 78.

43 Laukötter (Anm. 6), S. 218.

44 Ebd., S. 180 f.

45 Thilenius (Anm. 10), S. 13.

46 Ebd., S. 71.

tation, die Herkunft und bisherigen Gebrauch der Gegenstände belegen konnte. Mit der Exaktheit der begleitenden Dokumentation stieg in Thilenius' Augen auch der wirtschaftliche Wert der jeweiligen Sammlung.⁴⁷ Diese Aufzeichnungen sollten in der Sammlung des Museums dann all die Aspekte abbilden, die nicht eingesammelt und mitgenommen werden konnten, und bildeten das immaterielle Begleitwerk der Dinge, um den wenigen gesammelten Stücken eine gesamt-kulturelle Repräsentation zuzuschreiben.⁴⁸ Dass die meisten der gesammelten Objekte nicht zu Ausstellungszwecken hergestellt worden waren, stellte in der Logik der Museen keine Hürde dar: Erst der »echte« Alltagsgegenstand war angeblich in der Lage, die untersuchte Kultur abzubilden, und damit auch sammlungswürdig. Mit der nachweisbaren Echtheit der gesammelten Dinge ging auch die Autorität der Museen einher, Auskunft über weit entfernte Erdteile und Menschen zu erteilen und auszustellen, wie dort gelebt wurde. Die zeitliche Diskrepanz zwischen Herstellungszeitpunkt, Sammlungs- und Ausstellungszeitpunkt wurde dabei ignoriert. Häufig fehlte auch das ergänzende Wissen, um überhaupt beurteilen zu können, wann ein Objekt in seiner Herkunftsgesellschaft verwendet worden war und ob es noch von aktueller Bedeutung war. Die ausgestellten Gesellschaften wurden so vermeintlich konserviert und auf einige materielle Objekte und den Zeitpunkt des Sammelns beschränkt. Dabei hieß eine Sammlung besitzen häufig auch »eine Region besitzen« – es handelte sich also nicht nur um eine wissenschaftliche Aufzeichnungsfunktion der Sammlungen, sondern auch um eine semantische und paradigmatische Inbesitznahme der »gesammelten« Regionen.

Thilenius war währenddessen die beschränkte Repräsentationskraft seiner Sammlungen durchaus bewusst: »Es [das Museum, M.G.] kann nicht die Erscheinungen selbst, sondern nur den stofflichen Ausdruck, den sie gefunden haben, zeigen.«⁴⁹ Da dieser stoffliche Ausdruck den Besuchenden des Museums nicht eigenständig Auskunft über die ausgestellten Gesellschaften gab, war die Inszenierung der Sammlungsstücke umso prägender: Zur möglichst glaubhaften Ausstellung seiner Objekte bestellte Thilenius bei Sammelnden nicht nur Gegenstände und menschliche Überreste, sondern wünschte sich beispielsweise auch einen Ochsen aus Namibia, der dann mit den Objekten und menschlichen Überresten aufgestellt werden sollte, um eine besonders authentische Szene zu erzeugen.⁵⁰

Veränderte Sammlungsbedingungen

Während die Mehrheit der leitenden Angestellten des Hamburger Museums für Völkerkunde ab 1914 zum Kriegsdienst eingezogen wurde, verblieb Thilenius während des

47 S. Korrespondenz mit Dr. Förster, 24. November 1911, in: MV 101-I, Nr. 1614.

48 Barbara Kirshenblatt-Gimblett: *Objects of Ethnography*, in: *Exhibiting Cultures. The Poetics and Politics of Museum Display*, hg. von Ivan Karp und Steven Lavine, Washington 1991, S. 386–443; hier S. 389 f.

49 Thilenius (Anm. 10), S. 62.

50 Thilenius an Veterinär Brenigcke in Swakopmund, 1. Mai 1906, in: MV 101-I, Nr. 779.

Ersten Weltkriegs in Hamburg und leitete die Nachrichtenstelle des Kolonialinstituts.⁵¹ An einen Ausbau der Sammlung oder weitere wissenschaftliche Tätigkeit war allerdings nicht zu denken. Sammelnde waren teilweise in Gebieten der Kriegsgegner*innen festgenommen und ihre Objekte beschlagnahmt worden. So geriet beispielsweise der Ethnologe Richard Thurnwald zu Kriegsbeginn in Neuguinea in britische Kriegsgefangenschaft und wurde seiner zuvor angelegten Sammlung enteignet.⁵² In den folgenden Kriegsjahren kam der Handel mit Objekten außereuropäischer Herkunft in Hamburg beinahe zum Erliegen, und das Hamburger Völkerkundemuseum verzeichnete kaum noch Sammlungseingänge.⁵³ Mit dem Verlust der deutschen Kolonialbesitzungen nach den Bestimmungen des Versailler Vertrags 1919 veränderten sich auch die Sammlungsstrukturen deutscher ethnologischer Museen grundlegend. Zwar war auch vor 1919 bei weitem nicht nur in deutschen Kolonialgebieten gesammelt worden, doch der Einschnitt des Ersten Weltkriegs hatte auch Reise- und Handelstätigkeiten sowie Teile des Marktes für Ethnografika zum Erliegen gebracht.

Relegitimation ohne Kolonien

Nach dem Ende der formalen deutschen Kolonialherrschaft suchte die Ethnologie sich unter neuen Vorzeichen zu relegitimieren, ohne dabei die Existenzberechtigung der Völkerkundemuseen zu untergraben. Die Deutsche Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte veröffentlichte bereits Mitte des Jahres 1919 einen offenen Brief an alle deutschen Universitäten, um die Notwendigkeit fortgesetzter ethnologischer Forschung und Lehre zu verdeutlichen: »Gerade jetzt, wo man die Forderung des Selbstbestimmungsrechtes auf die Tagesordnung setzt, wäre die fachmännische Abgrenzung eines Volkes und seines Gutes eine der ersten Aufgaben gewesen.«⁵⁴ Nachdem die zuvor als »primitiv« betitelten Gesellschaften nun formal den Status eigenständiger Völker mit einem Recht auf Selbstbestimmung erhalten hatten, konnte hier das Klassifizierungssystem der Ethnologie wiederum Kulturen oder Völker voneinander abgrenzen, sortieren und ordnen – wenn auch mit veränderten Zielen. So blieben koloniale Denkmuster und Welteinteilungen über die formale deutsche Kolonialherrschaft hinaus wirksam.⁵⁵ Weiterhin teilten Ausstellungen die Welt in Fremdes und Eigenes ein und veranschaulichten die vermeintlich exotischen Lebensweisen anderer Kontinente anhand weniger – häufig bereits nicht mehr verwendeter – materieller Dinge.

51 Zwernemann (Anm. 14), S. 103 f.

52 S. Thilenius' Korrespondenz, in: MV 101-I, Nr. 1179.

53 S. dazu die entsprechenden Rechnungen: MV 101-I, Nr. 1018.

54 Sonderabdruck aus dem Korrespondenz-Blatt der Deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte, L. Jahrgang, Nr. 5/8, Mai/Aug. 1919, in: MV 101-I, Nr. 1614.

55 Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von dems., Bonn 2013, S. 9-40; hier S. 15.

Schlussbemerkung

Wie erfolgreich das Hamburger Museum für Völkerkunde die Erforschung des Anderen und deutsche Kolonialbestrebungen mithilfe seiner Ausstellungen bewarb, wird auch in den Reaktionen auf die öffentlich zugänglichen Sammlungsteile deutlich: Als 1916 die Allgemeine Abteilung des Hamburger Völkerkundemuseums eröffnet wurde, schrieb das »Hamburger Fremdenblatt« anerkennend: »In dieser Abteilung wird der Besucher nämlich mit dem eigentlichen Zweck, dem tieferen Sinn des Sammelns von Gegenständen zur Völkerkunde bekanntgemacht.«⁵⁶ Hier sollten Methoden und Techniken der Ethnologie erläutert werden, um so öffentliches Interesse und Unterstützung für die weitere Erforschung der Kolonialgebiete und ihrer Bewohnenden zu generieren. Die Bemühungen um Anerkennung und Unterstützung für Kolonialunternehmungen blieben nicht ohne Erfolg. Anlässlich der 1912 im Völkerkundemuseum stattfindenden Sonderausstellung zur Hauptversammlung der Deutschen Kolonialgesellschaft schrieb die »Hamburger Woche«: »In Hamburg ist der koloniale Gedanke seit langem sorgfältig gepflegt worden.«⁵⁷ Thilenius sah darin die Leistung eines völkerkundlichen Museums: Über das Sammeln hinaus war es Aufgabe, die eingehenden Dinge zu erfassen und zu bearbeiten, wissenschaftliche Untersuchungen anzustellen und darauf basierend die Ausstellungen anzuordnen, mit Etiketten und Schautafeln zu versehen und damit eine Ordnung herzustellen, die den angehäuften Dingen einen Zusammenhang und einen Sinn über ihre eigene Materialität hinaus geben sollte.⁵⁸

Erste Schritte zur Neuausrichtung des Hamburger Hauses wie die 2018 erfolgte Umbenennung des Museums für Völkerkunde in MARKK (Museum am Rothenbaum – Künste und Kulturen der Welt) und die Ideen- und Innovationswerkstatt »Zwischenraum« bringen erweiterte Perspektiven ein und lassen neue Stimmen im Museum zu Wort kommen. Auch einige der Sonderausstellungen widmen sich mittlerweile der Geschichte des Hamburger Museums und gehen gezielt auf die Grundsteine der heutigen Sammlung und deren Weg nach Hamburg ein.⁵⁹ Die damit einhergehend angekündigte grundlegende Neuausrichtung des Hauses verspricht auch in nächster Zeit weitere Forschung zur Geschichte und Bedeutung des Hamburger Museums unter Beteiligung verschiedener Wissenschaftsdisziplinen, um so intensiv die Sammlungs- und Institutionsgeschichte aufzuarbeiten und damit zu einem kritischen Umgang mit diesem prägenden Teil Hamburger Stadtgeschichte sowie deutscher Kolonialgeschichte beizutragen.

56 Hamburger Fremdenblatt, 11. November 1916, zitiert nach: Laukötter (Anm. 6), S. 229.

57 »Kolonial-Ausstellung im Museum für Völkerkunde«, in: Die Hamburger Woche, 13. Juni 1912 (7. Jahrgang, Nr. 24), in: MV 101-1, Nr. 777.

58 Thilenius (Anm. 10), S. 61.

59 S. den Begleitband zur Ausstellung »Erste Dinge«: Jeanette Kokott und Fumi Takayanagi (Hg.): Erste Dinge. Rückblick für Ausblick, Hamburg 2018.

»Geh'n wir mal zu Hagenbeck ...«

Das Hamburger Traditionsunternehmen als Schau-Fenster in die koloniale Welt

CAROLINE HERFERT

Millionen Tierfreunde sind seit dem Jahre 1907, in dem Carl Hagenbecks Tierpark seine Pforten öffnete, der klingenden Einladung: »Geh'n wir mal zu Hagenbeck ...« gefolgt. Kaiser, Könige, Präsidenten, Bürgermeister, Albert Ballin wie Enrico Caruso, Thomas Alfa Edison wie Anna Pawlowa haben sich in das dicke aus Elefantenhaut gefertigte Gästebuch Carl Hagenbecks eingetragen. Alle durchwanderten staunend diesen Park, bewunderten die Tiere aus allen Erdteilen, sahen dort die Sioux-Indianer auf dem Kriegspfad, Nubierkarawanen mit schwankenden Lastdromedaren, tanzende Derwische, die Kajak-Kunststücke der Eskimos und die Schwerttänze der ebenholzfarbigen Krieger Afrikas. Und heimgekehrt erinnerten sich alle – die Besucher wie die Besichtigten – an einen Namen, den man im Kaiserpalast wie in dem fernsten Grönland-Iglu oder Indianer-Wigwam nannte: Carl Hagenbeck.¹

So beschreibt ein Ausstellungsflyer aus dem Jahre 1963 Hagenbecks »Zukunftstierpark ohne Gitter«² im Hamburger Stadtteil Stellingen, der einen zentralen Erinnerungsort im kulturellen Gedächtnis der Hansestadt markiert. Mit dem bezeichnenden Titel »In Hamburg unvergessen: Carl Hagenbeck«³ widmete die Hamburger Sparkasse dem alteingessenen, vor über 170 Jahren gegründeten Familienunternehmen eine kleine Ausstellung. Hagenbeck wird bis heute mit Hamburgs kulturellem Erbe verbunden, ist aber auch weit über Hamburg hinaus in breiten Bevölkerungsschichten bekannt. Die erfolgreiche Etablierung der Marke Hagenbeck ortet Hilke Thode-Arora dabei nur zum Teil in der ausgefeilten und hochgradig publikumswirksamen Inszenierung fremder Vorstellungswelten für ein europäisches Publikum.⁴ Die Nachhaltigkeit, mit der sich der Name Hagenbeck in das kulturelle Gedächtnis Hamburgs bzw. Deutsch-

1 MARKK, Dokumentenarchiv, Nachlass Jacobsen, Johan Adrian, Kt.23, Mappe »Sonderdrucke«, 23.1.1-23.1.3, Flyer »Blick in die Haspa Vitrine«, 8. Folge, März 1963, S. 1 f.

2 Ebd.

3 Ebd. Die Ausstellung wurde von Anfang April bis Ende Juni 1963 in Vitritten und Schaufenstern in der Kassenhalle der Hauptstelle Adolfsplatz/Großer Burstah sowie weitere Exponate in der Filiale Osterstraße/Heußweg gezeigt.

4 Vgl. Hilke Thode-Arora: Hagenbeck. Tierpark und Völkerschau, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a. M. 2013, S. 244-256; hier S. 253.

lands einzuschreiben vermochte, liegt nicht zuletzt auch an exzellentem Networking sowie Medienpräsenz. Der heutige Werbeslogan des Tierparks Hagenbeck – »Hamburgs tierisches Original« – knüpft dabei an die Tradition der geschickten Selbstvermarktung an, die bereits Carl Hagenbeck zu betreiben verstand, und die durch eine Reihe von Memoiren von weiteren Familienmitgliedern und im Umkreis des Unternehmens perpetuiert wurde.

Carl Hagenbeck trat ab den 1870er Jahren gezielt wissenschaftlichen Gesellschaften bei und baute ein großes Netzwerk von internationalen Geschäftspartner*innen auf, zu dem etwa der »Zirkuskönig« Phineas T. Barnum (1810-1891), der »Naturforscher« Alfred Brehm (1829-1884) und einflussreiche Privatsammler*innen gehörten; auch von Kaiser Wilhelm II. (1859-1941) wurde er geschätzt und gefördert.

Die Medienkampagnen des Unternehmens reichten von flächendeckender Anzeigen- und Plakatreklame und dem Vertrieb von Postkartenserien in hohen Auflagen mit beliebten Bildmotiven über die häufige Lancierung positiver und ausführlicher Rezensionen und Zeitungsartikel zu den Innovationen des Geschäfts bis hin zur Publikation einer Reihe von Reiseberichten und (Auto-)Biographien von und über Carl, John und Lorenz Hagenbeck, die Geschäftspartner*innen als Geschenke überreicht und auch in zahlreiche Sprachen übersetzt wurden, allen voran Carl Hagenbecks 1908 erschienene Memoiren »Von Tieren und Menschen«.⁵

Die forcierte (Selbst-)Inszenierung und Mythenbildung des Geschäftsimperiums Hagenbeck als innovatives Traditionsunternehmen wirkt bis heute und ist nicht nur eng mit der Hansestadt verknüpft, sondern auch mit der sinnlichen Erfahrbarmachung fremder Vorstellungswelten und deren geschickter Vermarktung, wie Eric Ames den hohen Wiedererkennungswert der Marke auf den Punkt bringt: »Hagenbeck' became a byword for a particular set of cultural practices, namely, the collecting and exhibiting of wild animals and foreign peoples – which, though extraordinary in a sense, were also quite prevalent in the late nineteenth century«.⁶ Ames ordnet Hagenbeck gleichermaßen als außergewöhnlich erfolgreiches Unternehmen seiner Zeit und zugleich als repräsentativen Ausdruck einer Branche ein, die während und durch die frühe Globalisierung und den Handel mit der kolonialen Welt im großen Stil florierete.

5 Vgl. ebd., S. 253-255; siehe die (Auto-)Biographien von Heinrich Leutemann: Lebensbeschreibung des Thierhändlers Carl Hagenbeck, Hamburg 1887; Carl Hagenbeck: Von Tieren und Menschen. Erlebnisse und Erfahrungen, Berlin-Charlottenburg 1908; John Hagenbeck: Fünf- und zwanzig Jahre Ceylon. Erlebnisse und Abenteuer im Tropenparadies, hg. von Victor Ottmann, Dresden 1922; ders.: Südasiatische Fahrten und Abenteuer. Erlebnisse in Britisch- und Holländisch-Indien, im Himalaya und in Siam, Dresden 1924; ders.: Kreuz und quer durch die indische Welt. Erlebnisse und Abenteuer in Vorder- und Hinterindien, Sumatra, Java und auf den Andamanen, Dresden 1926; ders.: Unter der Sonne Indiens. Erlebnisse und Abenteuer in Ceylon, Vorder- und Hinterindien, Sumatra, Java und auf den Andamanen, Dresden 1926; Lorenz Hagenbeck: Den Tieren gehört mein Herz, Hamburg 1955.

6 Eric Ames: Carl Hagenbeck's Empire of Entertainments, Seattle 2008, S. 13.

Stationen des Imperiums Hagenbeck: Vom Fischgeschäft zum Tierhandel

Seinen Anfang nahm das weit verzweigte Familienunternehmen unter Gottfried Claes Hagenbeck (1810-1887) als Fischhandlung auf St. Pauli: 1848 stieß die Schau­stellung von mitgefangenen Seehunden auf so große Resonanz, dass das Fischgeschäft am Spielbudenplatz um eine Menagerie und den Handel mit den aus­gestellten Tieren erweitert wurde.

Die vielfach nacherzählte Erfolgsgeschichte des Familienunternehmens geht jedoch maßgeblich auf Carl Hagenbeck (1844-1913) zurück, der wie seine Geschwister im Umfeld der Schau­stellerei und des Tierhandels auf St. Pauli aufwuchs und früh ins Geschäft eintrat: 1866 übernahm Carl das Unternehmen sowohl finanziell als auch administrativ von seinem Vater, weitete sukzessive den Tierhandel aus, spezialisierte sich auf die Beschaffung und den Verkauf »exotischer Tiere« und wurde unter der Aus­schaltung von Zwischenhändler*innen marktführend auf diesem Gebiet.⁷

Auch in Hamburg erweiterte sich das Geschäft der Hagenbecks zunehmend: Carl Hagenbecks Schwager Johann Friedrich Gustav Umlauff (1833-1889) gründete 1868 eine Naturalienhandlung am Spielbudenplatz, die Muschelprodukte, Tierpräparate und Wach­figuren anbot und geschäftlich in engem Kontakt mit Hagenbeck stand. Umlauff übernahm etwa verendete Tiere zur Präparation oder Ethnographica aus Menschenschauen zum Weiterverkauf.⁸ Die beiden kooperierenden Unternehmen ergänzten sich also hervorragend in ihrer unterschiedlichen Ausrichtung in derselben, auf die Anziehungskraft von Exotik bauenden Unterhaltungsbranche des späten 19. Jahrhunderts.

Als im Zuge der Expansion die Räumlichkeiten am Spielbudenplatz trotz Erweiterungen des ursprünglichen Grundstückes zu klein wurden, übersiedelte das Unternehmen Hagenbeck 1874 auf den Neuen Pferdemarkt, stellte dort lebende Tiere aus und prägte mithilfe von Schau­stellungen, gastierenden Menschenschauen, über »mechanischen Theatern« bis hin zu anthropologischen Ausstellungen die Hamburger Unterhaltungskultur der Zeit.⁹ Der zunehmende ökonomische Erfolg führte zu wachsendem Einfluss der beiden Unternehmen, wie Hilke Thode-Arora ausführt:

7 Vgl. Ames (Anm. 6), S. 12.

8 Britta Lange: *Echt. Unecht. Lebensecht. Menschenbilder in Umlauf*, Berlin 2006, S. 7.

9 Vgl. mehrere Aktenkonvolute im Staatsarchiv Hamburg: 411-2_II E 8025 G. C.C. Hagenbeck: Konzession zur Aufstellung eines Naturalienkabinetts (1861); 311-2 I-III_1096: Ausbau des von Hagenbeck erworbenen Grundstückes am Spielbudenplatz (1868); 311-2 I-III_1484: Gesuch von Hagenbeck und Umlauff um Vergrößerung ihres Mietgrundstücks Spielbudenplatz 12 (1812). Vgl. ferner Hilke Thode-Arora: Hagenbecks Europatourneen und die Entwicklung der Völkerschauen, in: *MenschenZoos. Schaufenster der Unmenschlichkeit. Völkerschauen in Deutschland, Österreich, Schweiz, UK, Frankreich, Spanien, Italien, Japan, USA ...*, hg. von Pascal Blanchard, Nicolas Bancel, Gilles Boetsch, Éric Deroo und Sandrine Lemaire, Hamburg 2012, S. 160-171; hier S. 169.

Mitte der 1880er-Jahre war der geschäftliche Erfolg der Firmen Hagenbeck und Umlauff so groß, dass ihnen eine ganze Häuserzeile in einer bestimmten Straße von St. Pauli gehörte. Die Familie, die sich geschickt zwischen dem akademischen Umfeld der Privatsammler und Museen sowie dem Schaustellungsgeschäft bewegte, besaß beträchtlichen Einfluss. Sie pflegten weltweit Kontakt zu Tierhändlern, Schaustellern, Museen und wohlhabenden Sammlern.¹⁰

In der alliterierenden Wendung ›Hamburg – Hafen – Hagenbeck‹,¹¹ die Lorenz Hagenbeck in seiner Autobiographie »Den Tieren gehört mein Herz« (1955) als nostalgische Kindheitserinnerung aufruft, steckt also weit mehr als lokalpatriotischer Kitsch: die Verknüpfung mit Hamburg als ›Tor zur (kolonialen) Welt‹ und seinem Hafen als wichtige logistische Handelsdrehscheibe für Güter und Menschen verweist auf die Hintergründe und begünstigenden Umstände, durch die eine Firma, die als Fischhandlung begann, zu einem ›global player‹ im Unterhaltungsgeschäft expandieren konnte.¹²

Menschenschauen

Ab Mitte der 1870er Jahre ergänzte Hagenbeck seine Geschäftstätigkeit durch das Angebot von Menschenschauen¹³ um einen weiteren, sich als lukrativ und äußerst populär erweisenden Geschäftszweig: »Es war mir vergönnt, die Völker ausstellungen als erster in die zivilisierte Welt einzuführen«,¹⁴ rühmt sich Carl Hagenbeck als Pionier der Menschenschauen, die als ›anthropologisch-zoologische Ausstellungen‹ als seriöse

¹⁰ Ebd.

¹¹ Lorenz Hagenbeck: *Animals Are My Life*, London 1956 (orig. *Den Tieren gehört mein Herz*, 1955), S. 253.

¹² Vgl. weiterführend u. a. Nigel Rothfels: *Savages and Beasts. The Birth of the Modern Zoo*, Baltimore und London 2002; Ames (Anm. 6).

¹³ Der Argumentation von Werner Michael Schwarz und Anne Dreesbach folgend wird auf den Begriff »Völkerschau« verzichtet. Vgl. Anne Dreesbach: *Gezähmte Wilde. Die Zurschaustellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870–1940*, Frankfurt a. M. 2005, S. 319; Werner Michael Schwarz: *Anthropologische Spektakel. Zur Schaustellung »exotischer« Menschen, Wien 1870–1910*, Wien 2001, S. 9: »›Völkerschau‹ wurde zeitgenössisch erst spät, erst im Abklingen des großen Booms ab der Jahrhundertwende und auch ab diesem Zeitpunkt nicht einheitlich verwendet. Ohne den engen Zusammenhang dieser Schaustellungen in Frage zu stellen, der einen einheitlichen Begriff rechtfertigen würde, ergibt sich der Einwand gegen ›Völkerschau‹ aus seiner unreflektierten Verwendung und [...] aus der Verdrängung zahlreicher anderer zeitgenössischer Begriffe und damit wesentlicher Aspekte des jeweiligen Kontexts.« Der in jüngerer Zeit verstärkt verwendete Begriff »Menschenzoo« nimmt zwar Abstand von der problematischen Vorstellung von »Völkern« und fasst die Zurschaustellung von Menschen kritisch, trägt jedoch dem Aufführungscharakter dieser Schaustellung keine Rechnung. Daher wird hier auf den ebenfalls in der Forschung verwendeten Begriff »Menschenschauen« zurückgegriffen.

¹⁴ Hagenbeck: *Von Tieren und Menschen* (Anm. 5), S. 58.

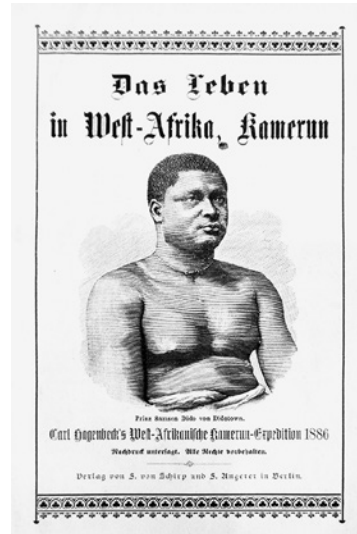
Unterhaltung vermarktet wurden und ein Massenpublikum anzogen, zu dem auch Kaiser Wilhelm II. zählte.

Die erste, verhältnismäßig kleine Schau, die Hagenbeck veranstaltete und die zum Modell für alle folgenden werden sollten, war eine ›Lappländer-Ausstellung (1874): sie »zeigte nicht nur die Menschen dieser Region, sondern stellte sie in einen Zusammenhang mit ihren heimischen Lebensumständen«¹⁵ und machte damit ferne Gegenden und Gesellschaften ›hautnah‹ erfahrbar für ein zahlendes Publikum.

Auch wenn Hagenbecks Postulat der Erfindung der Menschenschauen mitnichten den Tatsachen entspricht, ist dieser selbstbewusste Anspruch auf Innovation und Deutungshoheit bezeichnend für das Unternehmen Hagenbeck: Das Prinzip der Menschenschau lässt sich bis ins 15./16. Jahrhundert zurückverfolgen, und Carl Hagenbeck dürfte »die Idee der Völkerschau sowohl durch seine Jugend auf St. Pauli, wo nachweislich in den 1850er Jahren Völkerschauen gastierten«,¹⁶ als auch seine Geschäftsbeziehung mit P.T. Barnum, der selbst erfolgreich Menschenschauen organisierte, vertraut gewesen sein.¹⁷

Zu Carl Hagenbecks wichtigsten Agenten für die Verpflichtung von Teilnehmer*innen und die Organisation der Schauen zählten sein Halbbruder John Hagenbeck sowie der Norweger Johan Adrian Jacobsen (1853-1948), der auch als Sammler für Ethnologische Museen, u. a. für das Hamburger Museum für Völkerkunde, tätig war.¹⁸

Mit seinen zunehmend groß aufgezogenen und aufwendig beworbenen Menschenschauen, die zum Teil auch unter finanzieller Mitwirkung der familiär wie geschäftlich verbundenen Firma Umlauff¹⁹ organisiert wurden, perfektionierte und professionalisierte Carl Hagenbeck die Branche, indem er den Schauen durch ihre Aufmachung, die Wahl der Spielorte und mit wissenschaftlichem Vokabular versehener Werbung



Carl Hagenbeck's West-Afrikanische Kamerun-Expedition, 1886

15 Anne Dreesbach: Kolonialausstellungen, Völkerschauen und die Zurschaustellung des »Fremden«, in: Europäische Geschichte Online, hg. vom Leibniz-Institut für Europäische Geschichte, Mainz 2012, s. Kolonialausstellungen, Völkerschauen und die Zurschaustellung des »Fremden« — EGO (ieg-ego.eu), (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

16 Thode-Arora (Anm. 4), S. 245.

17 Vgl. ebd.

18 Vgl. Dreesbach (Anm. 13), S. 60 (Jacobsen) und S. 66 (Hagenbeck).

19 Vgl. Lange (Anm. 8), S. 60.

einen seriösen Anstrich gab, sodass die vormalig als inszeniertes Spektakel für bildungsferne Schichten diskreditierte niedrigere Unterhaltung zunehmend bei bürgerlicher Klientel Anklang fand.²⁰

Dabei erregte Hagenbeck (und andere Impresarios) auch das Interesse von Wissenschaftler*innen, für welche die zur Schau gestellten Menschen »Forschungsobjekte« für die sich etablierenden Disziplin der (Kultur-)Anthropologie darstellten, sowie von Museen wie dem Hamburger Museum für Völkerkunde.²¹ Diese Nutzung durch Akademiker*innen und wissenschaftliche Einrichtungen brachte auch nennenswerte Vorteile für Hagenbeck:

Wenn renommierte Wissenschaftler die Authentizität einer Schau bestätigten, konnte der Aussteller seine Veranstaltung als Bildungsangebot klassifizieren. Besaß eine Völkerschau aber nachweislich Bildungscharakter, so entfiel die Lustbarkeitssteuer, die bis zu vierzig Prozent der Bruttoeinnahmen betragen konnte.²²

Nach außen hin betonten Hagenbecks »zoologisch-anthropologische Ausstellungen« also den edukativen Wert, wenngleich die seriöse Aufmachung auf geschäftliche Interessen zurückzuführen war und bei der Kuratierung von geeigneten Menschenschauen die größtmögliche Anziehungskraft und maximaler Unterhaltungswert im Vordergrund standen.

»Die auszustellende Bevölkerungsgruppe musste in erster Linie die europäische Phantasie anregen. Dazu musste sie entweder als besonders primitiv und naturnah gelten oder sich malerisch darstellen lassen«,²³ erläutert Anne Dreesbach die Auswahlkriterien für eine möglichst erfolgreiche Schau, die zudem beim Publikum den Anschein des Authentischen erwecken sollte. Die Inszenierung des Anderen im wörtlichen Sinne, d. h. als theatralen Vorgang, der koloniale Vorstellungswelten sinnlich erfahrbar machte, beschreibt sie als »Stereotypenkreislauf«, bei dem kolonialrassistische Denkmuster bebildert und Klischees gleichermaßen bedient und zirkuliert wurden.²⁴

Das typische Angebot der Menschenschauen zeichnete sich durch eine hybride Präsentationsform aus: Es bestand zum einen aus einem regelmäßig aufgeführten varietéartigen Programm mit einer Abfolge von Nummern wie Tänzen, Auftritten von Schlangenbeschwörer*innen, Reitvorführungen etc. Zum anderen gab es einen ständigen Ausstellungsteil, in dem das Publikum in den Pausen oder außerhalb der

20 Vgl. weiterführend Schwarz (Anm. 13); Dreesbach (Anm. 13); Balthasar Stachelin: *Völkerschauen im Zoologischen Garten Basel, 1879-1935*, Basel 1993; Rea Brändle: *Wildfremd, hautnah. Völkerschauen und Schauplätze Zürich 1880-1960. Bilder und Geschichten*, Zürich 1995; Hilke Thode-Arora: *Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen*, Frankfurt a. M. 1989.

21 Vgl. zum Museum für Völkerkunde den Beitrag von Myriam Gröpl in diesem Band.

22 Dreesbach (Anm. 13), S. 7.

23 Ebd., S. 2.

24 Ebd., S. 4.

Vorstellungen die Teilnehmer*innen beim scheinbar authentischen, alltäglichen Leben beobachten konnte.²⁵

Thode-Arora verweist auf die enorm hohen Besuchszahlen der Hagenbeck'schen Menschenschauen, die mit Unterbrechungen bis in die 1930er Jahre populär blieben: »allein für einzelne Sonn- und Feiertage gingen sie oft in die Zehntausende. Bei der Sioux-Schau des Jahres 1910 überstiegen sie sogar eine Million.«²⁶



Carl Hagenbeck mit Menschen aus Somalia, die für eine Menschenschau nach Hamburg kamen

Die Zahl der in Deutschland gezeigten Menschenschauen zwischen 1875 und 1930 setzt Anne Dreesbach bei ca. 400 Schaustellungen an, wovon mindestens 100 von der Firma Hagenbeck veranstaltet wurden: »Ein Großteil der Gruppen kam aus Asien, die meisten aus Ceylon, Samoa und Indien. Afrikanische Gruppen kamen meist aus Somalia, Nubien, Kamerun und Dahomey.«²⁷ Viele dieser Schauen gingen auf ausgedehnte Tourneen, sodass Hagenbeck auch außerhalb des Deutschen Reichs erfolgreich war, etwa in Paris oder Wien.²⁸ Faktoren für die zunehmende Popularisierung von Menschenschauen im Allgemeinen, aber auch diejenigen des Unternehmens Hagenbeck im Speziellen, waren auch die Weltausstellungen – etwa 1893 in Chicago und

²⁵ Vgl. Schwarz (Anm. 13), S. 76.

²⁶ Thode-Arora (Anm. 4), S. 251.

²⁷ Dreesbach (Anm. 13), S. 3. Thode-Arora geht von ca. 70 Menschenschauen aus, die von Hagenbeck organisiert wurden: vgl. Thode-Arora (Anm. 9), S. 162; Thode-Arora (Anm. 20).

²⁸ Vgl. Dreesbach (Anm. 13), S. 2; zum durchschlagenden Erfolg von Hagenbeck in Wien vgl. Schwarz (Anm. 13).

1904 in St. Louis, bei denen Hagenbeck Ensembles ausgestellter Menschen und Tiere in scheinbar authentischen Umgebungen präsentierte.²⁹

»Die Inszenierung von außereuropäischen Kulturen als ein der breiten Bevölkerung intellektuell zugängliches Erlebnis ließ die Zurschaustellungen außereuropäischer Menschen zu einem Massenphänomen werden«,³⁰ resümiert Anne Dreesbach. Ermöglicht durch die Infrastruktur der frühen Globalisierung, begünstigt durch kolonialrassistische Strukturen und verbreitet durch die Präsentation auf Weltausstellungen, Industrie- und Kolonialausstellungen, Jahrmärkten und Vergnügungsparks, haben Menschenschauen als eines der Massenmedien um 1900 »nachhaltige Spuren im europäischen Geistesleben des 19. und frühen 20. Jahrhundert«³¹ hinterlassen.

Bis zum Ersten Weltkrieg waren Menschenschauen en vogue. Mit dem ›Verlust‹ der deutschen Kolonien, damit einhergehenden Einbrüchen der Geschäftsnetzwerke und der zunehmenden Popularität des Films nahmen das Angebot und die Nachfrage in Europa ab, dennoch wurden in Deutschland Menschenschauen bis in die 1930er Jahre angeboten.³²

Hagenbecks Zirkusunternehmungen und die zahme Dressur

Carl Hagenbeck, der »Menagerien, zoologische Gärten, Zirkusse und Privatpersonen quer durch Europa und bis nach Übersee«³³ mit wilden Tieren belieferte, begründete 1887 schließlich selbst einen Zirkus, der das Portfolio des Unternehmens nochmals erweiterte. Die Gründung von Hagenbecks Internationalem Circus bezeichnet Sylke Kirschnick als »Verlegenheitsgründung«,³⁴ da zeitweilig der Markt für Wildtiere gesättigt, aber auch die Ausbeutung von Fanggebieten durch kriegerische Auseinandersetzungen erschwert wurde:³⁵ »Aus einer rein kaufmännischen Kalkulation entstand der Zeltzirkus mit einer Singhalesen-Schaustellung als Sideshow – ganz nach dem amerikanischen Vorbild von Barnum & Bayley.«³⁶

Ohne koloniale Strukturen für die Beschaffung und den Handel mit Wildtieren (vorrangig aus dem Sudan) wäre die Dressur von »exotischen« Tieren und damit einhergehend der Aufstieg von großen Zirkusunternehmen, wie etwa Barnum & Bailey in den USA oder den deutschen Zirkussen Renz und Busch, nicht möglich gewesen.

²⁹ Vgl. Ames (Anm. 6), S. 4.

³⁰ Dreesbach (Anm. 13), S. 15.

³¹ Ebd.

³² Vgl. Dreesbach (Anm. 13); Susann Lewerenz: *Geteilte Welten. Exotisierte Unterhaltung und Artist*innen of Color in Deutschland 1920-1960*, Köln 2017.

³³ Sylke Kirschnick: *Manege frei! Die Kulturgeschichte des Zirkus*, Stuttgart 2012, S. 127.

³⁴ Ebd.

³⁵ Etwa setzte der sogenannte Mahdi-Aufstand im Sudan (1881-1899), der lange als vorrangige Bezugsquelle galt, eine Zäsur für die Beschaffung von Wildtieren. Vgl. Hagenbeck (Anm. 11), S. 16.

³⁶ Kirschnick (Anm. 33), S. 128.

Auch wenn Hagenbecks Internationaler Zirkus sich nicht mit der Konkurrenz in der Größenordnung eines Circus Renz messen konnte, den Carl Hagenbeck mit Tieren belieferte, war das Premierenprogramm auf dem Hamburger Heiligengeistfeld im Frühjahr 1887 »ausgesprochen sehenswert und höchst respektabel«, betont Kirschnick.³⁷ Der Zirkus tourte in Folge durch deutsche Städte. Da jedoch für Hagenbeck die Gewinnspanne zu gering ausfiel, verkaufte er den Zirkus nach zwei Jahren an einen Angestellten.³⁸

Einige Jahre später gründete Hagenbeck jedoch erneut einen Zirkus: Der 1892 eröffnete Zoologische Zirkus, bei dem neben Pferden v. a. Löwen, Tiger und Leoparden sowie Braun- und Eisbären die zentralen Attraktionen darstellten, machte Nummern mit großen, gemischten Tiergruppen populär.³⁹ Hagenbeck, der als Pionier der »zahmen Dressur«⁴⁰ gilt, hatte bereits 1891 gemeinsam mit seinem Bruder Wilhelm neue Raubtierdressuren im Londoner Crystal Palace im großen Rundkäfig gezeigt, der die bisher verwendeten engen Käfigwagen sukzessive ersetzen sollte:

Erst diese Neuerung – die Hagenbecks machten sie in Deutschland populär – erlaubte dramaturgisch so ausgefeilte Dressurnummern wie den Löwen zu Pferd, den Löwen auf dem Rad fahrenden Elefant, die Triumphfahrt des Löwen Prinz in einem von Königstigern gezogenen Wagen, die Wippen, Pyramiden, Seiltänze und Kugeläquilibristik.⁴¹

Für ihre »humane Dressurmethode« sollten die Hagenbecks weltberühmt werden: Die zahme Dressur setzte sich bald durch bei der Manegenarbeit mit Raubtieren und wurde schnell internationaler Standard und sorgte auch auf der Weltausstellung in Chicago 1893 für Schlagzeilen und internationales Aufsehen.⁴²

Tierpark in Stellingen

Den Höhepunkt der Expansion des Familienunternehmens stellt der nach mehrjähriger Bauzeit 1907 eröffnete Tierpark im Hamburger Stadtteil Stellingen dar, der als »modernes Tierparadies«⁴³ beworben wurde. Die gitterlose Architektur und künstlich angelegten Weltregionen wie das berühmte – seit 1896 von Hagenbeck patentierte – Nordland-Panorama oder eine japanische Teichanlage bildeten das Setting, das ein Leben der Tiere in ihrer natürlichen Umgebung suggerierte.

³⁷ Ebd.

³⁸ Ebd. Zur Gründung und dem Programm des ersten Zirkus Hagenbeck vgl. auch Hagenbeck (Anm. 11), S. 18 ff.

³⁹ Vgl. Kirschnick (Anm. 33), S. 136.

⁴⁰ Vgl. ebd.

⁴¹ Ebd.

⁴² Ebd., S. 135, 128.

⁴³ Hagenbeck: Von Tieren und Menschen (Anm. 5), S. 108.

Carl Hagenbeck selbst stellte in seiner Autobiographie die jüngste Erweiterung des Unternehmens als notwendige Vergrößerung und natürliche Entwicklung seines Unternehmergeists dar:

Meine Tierhandlung hatte immer größeren Umfang angenommen und zog ihre Kreise schon über den ganzen Erdball. Sie war wie ein großer Baum mit vielen Ästen und Verzweigungen. Aus dem ursprünglichen Stamm waren die Völker-ausstellungen, die Dressuren, mannigfache Züchtungsversuche hervorgewachsen, und manches werdende Projekt rang noch nach Gestaltung und Blüte. [...] Allein schon, um einen neuen Zweig meines Unternehmens zur vollen Entfaltung bringen zu können, war die Schaffung eines umfassenden Geländes unumgängliche Notwendigkeit. Die Einführung jagdbaren Wildes aus fernen Länderstrichen, die Einfuhr und Ausfuhr von Haus- und Nutztieren hatte begonnen, und Hand in Hand damit ging die Akklimatisierung, Züchtung und Kreuzung einheimischer mit fremden Tierrassen.⁴⁴

Im Tierpark in Stellingen wurden Anfang des 20. Jahrhunderts allerdings nicht nur Tiere in ihrem scheinbar natürlichen Lebensraum der Schaulust der Hamburger*innen preisgegeben, sondern auch Menschen. In Stellingen wuchsen die längst zum Massenmedium avancierten Menschenschauen aufgrund des vorhandenen Platzes und längerer Ausstellungsdauer zu mitunter gigantischen Schauen und richtiggehenden ›Ausstellungsdörfern‹ in zunehmender Prachtentfaltung. Auch hier war die Firma Umlauff bei der Herstellung der Illusion involviert, wie Britta Lange nachweisen konnte: »Für die Veranstaltungen fertigte er künstliche Architekturen und Kulissen an und richtete manchmal zusätzliche Ausstellungen ein.«⁴⁵ Der Stellingener Tierpark bot also die idealen Voraussetzungen, die Inszenierung des Anderen als ›Gesamtkunstwerk‹ sinnlich erfahrbar zu machen, das zudem für breite Publikumsschichten leistbar war: Um 50 Pfennig konnte man sich auf imaginäre Reisen begeben und die eigene Schaulust an exotisch und aufregend anmutenden kolonialen Vorstellungswelten befriedigen.⁴⁶

Eric Ames betont die Neuartigkeit des Gestaltungsansatzes des gitterlosen Tierparks, dessen Gehege durch Gräben anstatt durch Käfige begrenzt waren und so die Illusion beförderten, Tiere in der freien Wildbahn beobachten zu können:

It was a theme park avant la lettre, combining animal panoramas, ethnographic performances, native villages, moving pictures, even mechanical rides – all themed around the exotic. Taken together, Hagenbeck's entertainments helped shape the preference of a mass audience not only for seeing foreign peoples and wild animals

⁴⁴ Ebd., S. 103.

⁴⁵ Lange (Anm. 8), S. 18.

⁴⁶ Vgl. Thode-Arora (Anm. 4), S. 246.

staged in natural settings, but also for plunging themselves into surround-style fantasy worlds of exotic adventure.⁴⁷

Nach Carl Hagenbecks Tod im Jahr 1913 führten seine Söhne Heinrich und Lorenz das Unternehmen weiter, das sich nach wie vor in Familienbesitz befindet. Der Tierpark, der seit 1997 offiziell zur Liste der Hamburger Denkmäler zählt,⁴⁸ setzt bis heute auf die geschickte Vermarktung vom ›Zauber der Exotik‹ als Geschäftsmodell, wie die stark besuchten, regelmäßig im Sommer stattfinden »Dschungel-Nächte« suggerieren, wenn »sich der Tierpark Hagenbeck in exotische Urwaldgeräusche, stimmungsvolles Licht und fantasievolle Kostüme« hüllt, um für die Besucher*innen ferne Vorstellungswelten sinnlich erlebbar zu machen.⁴⁹

Hagenbeck: koloniale Kontexte eines Hamburger Unternehmens

Gerade weil die Firma Hagenbeck nach wie vor existiert, scheint es in Anbetracht der Unternehmensgeschichte und der identitätsstiftenden Funktion als Hamburger Wahrzeichen umso wichtiger, Hagenbecks Imperium auch als wichtigen Erinnerungsort für die Auseinandersetzung mit Hamburgs (post-)kolonialem Erbe kritisch zu betrachten. Das koloniale Erbe des Unternehmens ist in seinen Grundzügen bekannt, doch je nach Position wird die Vergangenheit des Familienunternehmens und seine Bedeutung als Teil des kolonialen Erbes der Hansestadt unterschiedlich bewertet.

Etwa lässt auch der eingangs zitierte Ausstellungsflyer der Haspa zum Gedenken des 50. Todestages von Carl Hagenbeck 1963 in seiner Würdigung von Hagenbecks unternehmerischem Schaffen das Bedienen kolonialrassistischer Repräsentationsstrategien des Anderen in den Hagenbeck'schen Menschenschauen und die koloniale Vergangenheit des Unternehmens nicht unerwähnt – auch wenn der Hinweis in keiner Weise kritisch intendiert scheint:

Die ›Völkerschauen‹ [...] vermittelten Millionen Europäern einen lebendigen völkerkundlichen Anschauungsunterricht. Carl Hagenbeck baute nach Stellingers Modell in Rom und verschiedenen Städten Nordamerikas, stattete Kolonial- und Weltausstellungen mit Tierparks aus und lieferte nebenbei 1906 über 2000 Dromedare für die deutsche Schutztruppe in Südwestafrika.⁵⁰

47 Ames (Anm. 6).

48 Vgl. die historische Eigendarstellung des Tierparks Hagenbeck: <https://www.hagenbeck.de/de/tierpark/tierpark/historie.php> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

49 Archivierte Ankündigung der »Dschungel-Nächte 2019«: http://web.archive.org/web/20190321021225/https://www.hagenbeck.de/de/tierpark/veranstaltungen/event_uebersicht.php (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

50 MARKK, Dokumentenarchiv, Nachlass Jacobsen, Johan Adrian, Kt.23, Mappe »Sonderdrucke«, 23.1.1-23.1.3, Flyer »Blick in die Haspa Vitrine«, 8. Folge, März 1963, S. 3.

Auch der Tierpark Hagenbeck bietet auf seiner Website einen kurzen, reich bebilderten historischen Abriss über die Geschichte des Unternehmens als nostalgische »Zeitreise mit Hagenbeck«, der auch die Menschenschauen erwähnt. Über den knappen Hinweis hinaus, dass diese »damals einer breiten Bevölkerungsschicht erstmals Einblicke in fremde Kulturen und die Lebenswelt weit entfernt lebender Völker« zu geben vermochten, jedoch »aus heutiger Sicht nicht mehr vertretbar«⁵¹ seien, gibt es vonseiten des Unternehmens keine tiefergehende kritische Auseinandersetzung mit der eigenen Vergangenheit.

Dabei bietet sich gerade die Geschichte dieses Unternehmens für eine Vernetzungsgeschichte zu Zeiten der kolonialen Globalisierung und ihrer Wirkungen im kulturellen Bereich an. So vergleicht Carl Hagenbeck selbst in seinen Memoiren den internationalen Tierhandel mit der kolonialen Welt immer wieder mit Forschungs- expeditionen und beschreibt seine Tätigkeit – in kolonialrassistischen Sprach- und Denkmustern verhaftet – als »praktische Geographie«:

Kein Handelshaus ist gezwungen, in einem so umfangreichen Maße praktische Geographie zu treiben wie eine Tierhandlung. Das Gebiet, auf welchem die Tierhandlung ihre Objekte aufsuchen muß, ist die ganze Erde. In den afrikanischen Urwald, in die Dschungel Indiens und Ceylons, in die weiten Steppen Sibiriens und der Mongolei müssen Kundschafter entsandt werden; ihnen folgen die Weltreisenden und Jäger mit ihrem Stabe eingeborener Hilfskräfte. [...] Der schwierigste Teil der praktischen Geographie, die getrieben werden muß, besteht in der Ermittlung von Verkehrswegen, auf denen die Beute lebend und gesund zivilisierten Gegenden zugeführt werden kann. Tief aus dem Innern unkultivierter Länder bewegt sich manche Tierkarawane wochen-, ja monatelang durch Steppe und Wildnis, und jeder Fußbreit eroberten Weges muß mit Verlusten bezahlt werden. Bücher und Karten sind bei der Ermittlung unserer Arbeitsplätze nur in ganz beschränktem Maße zu verwenden, denn naturgemäß liegen die Fangplätze wilder Tiere weitab von allem Verkehr der kultivierten Welt. Unzivilisierte Völkerschaften, nicht weniger wild als die Tiere, die gefangen werden sollen, bilden häufig ein Hindernis. Unwirtliche Gegenden setzen mancher Expedition eine Grenze.⁵²

Das war nicht unbegründet: denn »[b]eeflügelt hatte schon die Reichsgründung Carl Hagenbecks Geschäft. Im Windschatten der deutschen Kolonialbewegungen aber begann es regelrecht zu prosperieren. Es war ein Akt gegenseitiger Vorteilsnahme.«⁵³ Die Eröffnung des Suezkanals, die zunehmende »Erschließung der Welt« durch die europäischen Kolonialmächte und die steigende Mobilität der frühen Globalisierung sorgten für die nötige Infrastruktur, durch welche die Firma Hagenbeck unter Carls Führung

51 <https://www.hagenbeck.de/de/tierpark/tierpark/historie.php> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

52 Hagenbeck: Von Tieren und Menschen (Anm. 5), S. 115.

53 Kirschnick (Anm. 33), S. 126.

den Tierhandel immer stärker ausbauen, sich auf den Handel mit ›exotischen‹ Tieren spezialisieren und unter Ausschaltung von Zwischenhandel zu einem zentralen Akteur aufsteigen konnte.

Wie schon Kirschnick feststellte, trug Carl Hagenbeck die »Kolonialpolitik des wilhelminischen Kaiserreichs ungerührt mit«, denn im »Zuge der kolonialen Expansionen und Eroberungen – im Deutschen Reich sprach man von Weltpolitik – entstand eine Infrastruktur, welche die Fanggebiete zugänglicher machte und den Transport und die Verladung von Tieren erheblich erleichterte.«⁵⁴

Trotz dieser wichtigen Befunde ist eine systematische Untersuchung des kolonialen Erbes des Hamburger ›Traditionsunternehmens‹ und seiner Rolle im deutschen Kolonialismus noch ausständig.⁵⁵ Einen ersten Ansatzpunkt für eine (post-)koloniale, hamburgspezifische Relektüre der Firmengeschichte Hagenbecks, deren Bedeutung und Rezeption in der Hansestadt, bietet neben ausgewählten Aktenkonvoluten im Staatsarchiv Hamburg v. a. der umfangreiche Nachlass des Hagenbeck-Agenten und ›Forschungsreisenden‹ Johan Adrian Jacobsen, der sich im Dokumentenarchiv des MARKK – Museum am Rothenbaum (bis 2018: Museum für Völkerkunde Hamburg) befindet.

Der umfangreiche Nachlass beherbergt eine Vielzahl äußerst heterogener Quellen, die von Geschäftsunterlagen und -korrespondenzen mit Hagenbeck oder Ethnologischen Museen, Ankaufslisten ethnographischer Objekte, Verträgen mit Menschenschau-Teilnehmer*innen über gesammelte Visitenkarten, Programmhefte von Menschenschauen und Schaustellungen in Deutschland und Europa bis hin zu Vortragsmanuskripten und Tagebüchern Jacobsens reichen. Drei Dokumente sollen hier exemplarisch präsentiert werden, um die Firma Hagenbeck zum deutschen Kolonialismus in Beziehung zu setzen. Carls Halbbruder John Hagenbeck (1866-1940) erinnert sich in seinen Memoiren »Fünfundzwanzig Jahre Ceylon« an die koloniale Begeisterung im Deutschen Reich anlässlich der Erwerbung von Kolonien und verweist darauf, wie sich das aktuelle Tagesgeschehen zeitnah im Unterhaltungsbereich niederschlug:

- 54 Ebd. Auch Eric Ames kommt zum Schluss, dass Hagenbeck in der Lage war, (nur) durch eine unspezifizierte, jedoch stillschweigend bejahende Haltung gegenüber dem Kolonialismus erfolgreich Geschäfte in den deutschen Kolonien, aber auch in Territorien anderer Kolonialmächte zu führen, und zwar auch in Phasen von kolonialherrschaftlicher Gewalt und indigenem Widerstand. Insofern ordnet er das Unternehmen eindeutig als koloniale Unternehmung ein: »The Hagenbeck Company was a colonial enterprise whose range of operation extended necessarily beyond the German colonies, spanning trade routes and communication lines that circled the globe.« Ames (Anm. 6), S. 12.
- 55 Im Zuge der Recherchen dieses Artikels konnten die Bestände des Firmenarchivs Hagenbeck nicht einbezogen werden; die Einsichtnahme in Aktenbestände wurde mit Verweis auf die (voraussichtlich vorübergehende) Unbenutzbarkeit des Archivs aufgrund mangelnder Personalressourcen nicht gewährt. Vgl. E-Mail vom Archivar des Firmenarchivs Hagenbeck, Klaus Gile an Caroline Herfert, 29.6.2018.

Es war damals die Zeit der ersten kolonialen Erfolge Deutschlands im schwarzen Erdteil. [...] Das vorher noch so gut wie unbekannt gewesene K a m e r u n wurde nun plötzlich ungemein populär, nicht bloß in den Zeitungsspalten war fortwährend davon die Rede, sondern auch auf der Bühne und in den Witzblättern.⁵⁶

Er betont dabei stolz den Geschäftssinn des Unternehmens Hagenbecks, der im größeren Kontext der Verhandlung des Kolonialen in Unterhaltung und Printmedien zu verstehen ist:

Bei dem lebhaften Sinn für Aktualität, der die Unternehmungen des Hauses Hagenbeck beherrschte, ließen wir uns die Ausnutzung der guten Konjunktur natürlich nicht entgehen. Wir stellten eine Gruppe von Kamerunern zusammen, und ich wurde mit ihrer Vorführung in Deutschland beauftrag.⁵⁷

Zu dieser Kamerun-Schau, bei der Prinz Samson Dido von Didotown mitwirkte, sind zwei Programmhefte in Jacobsens Nachlass erhalten. Sie geben Aufschluss über die sprachlichen Inszenierungsstrategien, welche die Menschenschau »Deutsch-Afrika. Carl Hagenbecks Kamerun-Expedition«⁵⁸ (1886) als Ergebnis einer Forschungsexpedition präsentieren, die über die patriotische Überzeugung der deutschen Zivilisationsmission keinen Zweifel lässt.⁵⁹

Zum Gelingen der 40tägigen Anwerbereise nach Kamerun habe, so streicht das Programmheft hervor, »wesentlich auch das Entgegenkommen der Firma Wörmann [sic] in Hamburg beigetragen, deren Afrika-Dampfer benützt wurden und in deren Faktoreien der Reisende gastfreundliche Aufnahme fand.«⁶⁰

Das Hamburger Handelshaus Woermann⁶¹ wird auch im zweiten Programmheft zur Kamerun-Schau explizit als Unterstützung für die »Expedition« Hagenbecks genannt, um »für die Wissenschaft hochinteressante ethnographische Schätze zu heben, von denen einzelne ganz entschieden als Unica bezeichnet werden müssen.«⁶²

Diese Quellen führen exemplarisch vor Augen, wie sehr die Inszenierung des Anderen und die geschickte Selbstinszenierung des Unternehmens Hagenbeck im kolonialen Kontext ineinandergreifen. Ebenso bemerkenswert sind jedoch die Allianzen und

56 Hagenbeck: Fünfundzwanzig Jahre (Anm. 5), S. 8.

57 Ebd., S. 8 f.

58 MARKK, Dokumentenarchiv, Nachlass Johan Adrian Jacobsen, Kt.23, Mappe »Sonderdrucke«, 23.1.1-23.1.3, Umschlag 23.1.2., Programmheft »Deutsch-Afrika. Carl Hagenbecks Kamerun-Expedition. Verlag von Fritz Angerer, Afrikareisender bei C. Hagenbeck«.

59 Programmheft »Deutsch-Afrika. Carl Hagenbecks Kamerun-Expedition. Verlag von Fritz Angerer, Afrikareisender bei C. Hagenbeck«, Vorwort, S. 4.

60 Ebd.

61 Siehe den Beitrag von Kim Todzi zu Woermann in diesem Band.

62 MARKK, Dokumentenarchiv, Nachlass Johan Adrian Jacobsen, Kt.23, Mappe »Sonderdrucke«, 23.1.1-23.1.3, Umschlag 23.1.2., Programm »Das Leben in West-Afrika, Kamerun. Carl Hagenbeck's West-Afrikanische Kamerun-Expedition 1886«, Vorwort, S. 3.

Synergieeffekte von Hamburger Unternehmen, etwa zwischen Hagenbeck und Woermann, im Handel mit der kolonialen Welt und in den deutschen Kolonien. Im Zuge einer systematischen Aufarbeitung von Hamburgs (post-)kolonialem Erbe wäre nicht zuletzt auch die Analyse solcher Netzwerke ein Forschungsdesiderat, um wichtige Akteur*innen, Unternehmen und Institutionen miteinander in Beziehung zu setzen um Hamburgs Rolle im deutschen kolonialen Diskurs klarer nachzeichnen zu können.

»Museum für Kolonie und Heimat«

Exotismus und Vergnügen in Käppen Haases Seemannskneipe
in St. Pauli

LARS AMENDA

Hamburg war und ist immer noch auf vielfältige Weise mit der Welt verbunden. Große Mengen an Waren und Rohstoffen durchliefen den Hamburger Hafen und viele Schiffspassagiere, Seeleute und Migrant*innen hielten sich auch schon um 1900 für kurze Zeit in der Stadt auf. Dies unterstrich tagtäglich den Charakter einer bedeutenden Handelsmetropole, auf welche die lokalen Eliten, aber auch die Arbeiter*innenschaft stolz waren. Seeschifffahrt und Mobilität wirkten geradezu identitätsstiftend und etablierten sich als »Markenzeichen« der Hansestadt. Seit den späten 1920er Jahren gemahnte das werbewirksame Schlagwort »Tor zur Welt« an Hamburgs Platz in der Globalisierung und blieb für viele Jahrzehnte im Stadtmarketing fest verankert. Der weltweite Handel und der deutsche Kolonialismus manifestierten sich aber auch ganz konkret in Hamburg, sei es in der Architektur, bei Feierlichkeiten oder im Alltag.

Dieser Beitrag behandelt einen speziellen Ort, der sehr typisch für die hafenstädtische Kultur war und gleichzeitig die globalen und kolonialen Verbindungen Hamburgs mit der Welt eindrucksvoll vor Augen führte. Die Seemannskneipe von A. E. Th. Haase, meist nur »Käppen Haase« genannt, entwickelte sich mit hunderten Objekten aus aller Welt zu einer maritim-kolonialen Sammlung, die ebenso wie ihr Besitzer zu einer Berühmtheit in Hamburg und weit darüber hinaus avancierte. Haase fuhr um die Mitte des 19. Jahrhunderts zur See und eröffnete nach Ende seiner »Fahrenszeit« 1894 ein Lokal in der Erichstraße 46 in St. Pauli. Der Inhaber und seine Gäste spinnen »Seemannsgarn« und tranken reichlich Alkohol. Aus exotischen Mitbringsele, die Haase und später seine Gäste von ihren Fahrten mitbrachten, entwickelte sich eine große Sammlung von ausgestopften Tieren, Schiffsmodellen und vielem mehr, die der Wirt »Museum für Kolonie und Heimat« taufte und die eine große Neugierde bei Hamburger*innen und Besucher*innen weckte.¹

1 Zu Haase und seiner Sammlung siehe Carl Thinius: *Damals in St. Pauli. Lust und Freude in der Vorstadt*, Hamburg 1975, S. 82-85; Ludwig Jürgens: *St. Pauli. Bilder aus einem fröhlichen Leben*, Hamburg 1930, S. 23-31; Philipp Paneth: *Nacht über St. Pauli. Ein Bildbericht*, Leipzig 1930, S. 106-120; Hans Harbeck: *Das Buch von Hamburg*, München 1930 (Was nicht im Baedeker steht, B. 8), S. 92-95; Hans Leip: *Die Hansestädte*, in: *Deutsches Land. Das Buch von Volk und Heimat*, hg. von Eugen Schmahl, mit einem Geleitw. von Hans Steinacher u. mit einem Geleitschreiben von Hans Grimm, Berlin 1933, unpaginiert; Konrad Tegtmeier: *ABC der christlichen Seefahrt. Kurioses Lexikon für Freunde der Häfen, der Schiffe und der See*, Hamburg 1948, S. 46-48; Egon Erwin Kisch: *Mein Leben für die Zeitung 1926-1947. Journalistische Texte 2*, Berlin, Weimar 1983, S. 262 f.

Wie wirkte das Lokal mit seinen »exotischen« Dingen auf die Besucherinnen und Besucher? Haases Sammlung verdinglichte die globalen und kolonialen Verbindungen, doch was assoziierten die Gäste genau? Welches Bild vermittelte Haase vom »Anderen«, wie präsentierte er kolonialisierte Menschen? Wie trug der Wirt mit seiner Inszenierung dazu bei, Fernweh zu befeuern und, falls zu ermitteln, die Erinnerung an die koloniale Welt im Allgemeinen und die deutschen Kolonien im Besonderen wachzuhalten? Schließlich, auf welche Weise eigneten sich die Besucherinnen und Besucher die Sammlung an und wie unterschied sich diese von einem offiziellen Museum?

Exotika und Souvenirs

Die Seeschifffahrt trug maßgeblich zur frühen Globalisierung und zur kolonialen Aufteilung der Welt bei. Bereits in der Epoche des Segelschiffs, also bis ins 19. Jahrhundert, waren die Mannschaften international zusammengestellt. Daraus resultierte eine maritime Zeichensprache aus goldenen Ankern, roten Laternen, Pfeifen, usw., was es den Seeleuten in den Hafenvierteln erheblich vereinfachte, sich vor Ort trotz fehlender Sprachkenntnisse zu orientieren.² Auch in Hamburg entstand ein typisches Hafenviertel und, mehr noch, sogar ein Inbegriff dessen mit St. Pauli, das seit dem 19. Jahrhundert einen berühmt-berüchtigten Klang hatte, in und außerhalb der maritimen Welt. Das Vergnügen taktete das Hafenviertel, und St. Pauli galt in bürgerlichen und kirchlichen Kreisen als Sündenpfuhl. »In keiner Stadt der Erde«, behauptete eine Broschüre über Prostitution, »gibt es auf einem verhältnismäßig kleinen Raume so viel des Interessanten und Pikanten wie gerade in St. Pauli, und deshalb bildet unser St. Pauli einen auf der ganzen Erde einzig dastehenden Ort des Vergnügens, der Zerstreung, der Leichtlebigkeit und – des Lasters.«³ Vor dem Hintergrund des kolonial aufgeladenen Diskurses um Sexualität und »Rasse« und mit der beginnenden Beschäftigung von »farbigen Seeleuten« auf europäischen Dampfschiffen in den frühen 1890er Jahren wirkten bedeutende Hafenstädte wie Hamburg in Politik und Polizei als »Einfallstore«.⁴ Hier, so die Wahrnehmung, verkehrte sich die Richtung der Kolonialisierung, indem Menschen aus der kolonialisierten Welt eigenständig agierten

2 Wolfgang Rudolph: Die Hafenstadt. Eine maritime Kulturgeschichte, Oldenburg 1980; ders.: Am Wallfisch-Speicher, unterm Tabakmohren und im Goldenen Anker. Maritime Sinnbilder im Hafenviertel, Hamburg 1984.

3 St. Pauli und die Prostitution. Ein Vorschlag zur Sanirung unhaltbarer Verhältnisse von mehreren St. Paulianern, Hamburg 1899, S. 3. Siehe auch Hans Erasmus Fischer: Die Hafenstadt, in: Sittengeschichte des Hafens und der Reise. Eine Beleuchtung des erotischen Lebens in der Hafenstadt, im Hotel, im Reisevehikel. Die Sexualität des Kulturmenschen während des Reisens und in fremdem Milieu, hg. von Leo Schidrowitz, Wien u. a. 1927, S. 11-126; Michäla Freund-Widder: Frauen unter Kontrolle. Prostitution und ihre staatliche Bekämpfung in Hamburg vom Ende des Kaiserreichs bis zu den Anfängen der Bundesrepublik, Münster 2003.

4 Lars Amenda: »Einfallstore«. Hafenstädte, Migration und Kontrolle 1890-1930, in: Comparativ. Zeitschrift für Globalgeschichte und vergleichende Gesellschaftsforschung 14, 2007, Heft 2, S. 27-36.

und an Land Freizeitbeschäftigungen nachgingen, ganz so, wie es europäische Seeleute zu tun pflegten. Verstärkt wurde der koloniale, sexualisierte Blick durch die typischen hafenstädtischen Kontaktzonen mit ihrer verbreiteten Prostitution, wie es auch und gerade in St. Pauli der Fall war.⁵ Die Hamburger Polizei überwachte angesichts dessen die Schritte von »farbigen Seeleuten« an Land äußerst penibel. Die Polizei etablierte während des Kaiserreiches ein Hafenregime, das die »rassische« und koloniale Hierarchie aufrechterhalten und die Kontakte von »Farbigen« mit der einheimischen Bevölkerung minimieren sollte. Das koloniale Hafenregime existierte auch nach dem Ende des deutschen Kolonialreiches in Hamburg weiter und manifestierte sich beispielsweise mit der Verschärfung des Hafengesetzes 1925, die sich explizit gegen »farbige« und insbesondere chinesische Seeleute richtete und von der Hamburger Polizei angestoßen worden war.⁶

Den Landgang von ausländischen Seeleuten, darunter auch Afrikaner und Asiaten,⁷ konnte die Polizei aber nicht vollständig verhindern. So zog es deutsche und europäische Seeleute ebenso wie »Farbige« nach Wochen oder gar Monaten auf See zu den mannigfaltigen Verlockungen St. Paulis. »Braune Matrosen, Malaien oder Javanesen«, heißt es in dem Band über den Hamburger Hafen aus der Reihe »Großstadt-Dokumente« 1908, »stehn unten am Eingang zu St. Pauli und verkaufen die Raritäten ihrer Reise: Muscheln, die doppelzählige Zunge des Schwertfisches, afrikanische Nilpferdeitschen.«⁸ Raritätengeschäfte erwarben exotische Mitbringsel von Seeleuten, um sie mit Gewinn an Besucher*innen und Tourist*innen zu verkaufen, was den Seeleuten ein zusätzliches Budget für ihren Aufenthalt an Land verschaffte. Falls einem Seemann in einer Kneipe das Geld ausging, so konnte er durchaus mit einem Souvenir seine Zeche begleichen. In nicht wenigen Lokalen St. Paulis entstanden solcherart Sammlungen von Exotika, welche an den globalen Charakter der Schifffahrt erinnerten und die Welt an einem kleinen Ort symbolisch abbildeten.

Seit dem 19. Jahrhundert breitete sich der Tourismus in bürgerlichen Kreisen aus, auch in Hamburg. Als »Welthafenstadt« war und ist Hamburg bis heute für viele Besucher*innen attraktiv, lassen sich mit Blick auf den Hafen doch die Fantasie und das Fernweh ankurbeln. Eng verbunden mit dem Urlaub ist das Souvenir, über das Hans Magnus Enzensberger in seiner bekannten Kritik des Tourismus von 1958 schreibt, im Massentourismus gefriere die Reise wie das Souvenir zum »Warenzei-

5 Freund-Widder (Anm. 3).

6 Siehe dazu und allgemein: Lars Amenda: *Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897-1972*, München, Hamburg 2006, S. 174-178. Vgl. ferner den Beitrag zum »Chinesenviertel« in diesem Band.

7 Die Reedereien beschäftigten nur Männer, weshalb im Folgenden die männliche Form verwendet wird.

8 Balder Olden: *Der Hamburger Hafen*, Berlin, Leipzig 1908 (Großstadt-Dokumente, Bd. 46), S. 39. Allgemein siehe Hans-Peter Bayerdörfer: *Exotica. Konsum und Inszenierung des Fremden im 19. Jahrhundert*, Münster 2003.

chen, das den Fetischcharakter der Tour verbürgt«. ⁹ Das harmlose Souvenir wird von Enzensberger aber doch zu wichtig genommen, auch wenn es bereits seit dem 19. Jahrhundert und damit lange vor dem Massentourismus normiert worden ist. In Hamburg waren vor allem Muscheln als Souvenirs beliebt und verbreitet. ¹⁰ Sie symbolisierten die maritime Welt und die viel beschworene See, deren Rauschen sich bei entsprechend großen Exemplaren lauschen ließ. ¹¹

Käppen Haases Museumkneipe

1894 eröffnete August E. Th. Haase in der Erichstraße eine Kneipe, die er für vier Jahrzehnte betreiben und die weit über die Grenzen Hamburgs hinaus berühmt werden sollte. Geboren um 1855 in Wien, fuhr Haase ab ca. 1870 für viele Jahre zur See und blieb der Schifffahrt auch als Kneipenwirt eng verbunden. Sein in einer kleinen Nebenstraße in St. Pauli gelegenes Lokal versprühte einen maritimen Charakter. Wie in vielen anderen »Schifferkneipen« entstand dort ein Sammelsurium an exotischen Dingen, Tieren und Modellen. Damit stand Haase nicht alleine, denn gerade in Hamburg bot es sich an, Exotika zu sammeln und auszustellen. In der Ifflandstraße 38 in Hohenfelde betrieben »Tante Peter« und Peter von de Tarf schon seit 1868 ihre Kneipe, die voll mit exotischen Dingen war und lange als Sehenswürdigkeit galt. ¹² Die Zurschaustellung des Fremden wurde aber teilweise auch professionell betrieben. Johann Umlauff betrieb um 1890 sein »Weltmuseum« auf dem Spielbudenplatz in St. Pauli, in dem er »Völkerschauen« dem Publikum vorführte. Verheiratet war Umlauff mit der Schwester von Carl Hagenbeck (1844-1913), dessen Völkerschauen und späterer Zoo in Stellingen weit bekannter werden sollten. ¹³ Der Durst nach Fremdem und Exotischem war jedenfalls groß um 1900, und der Kolonialismus jener Zeit verstärkte dieses Verlangen beträchtlich.

Bei Käppen Haase in der Erichstraße waren zwar keine Völkerschauen zu sehen, dennoch entstand hier ein betörendes Ensemble an Exotika. »Seine Decke hängt so dicht voll, daß die Südseeungeheuer teilweise in dreifacher Schicht untereinander brum-

9 Hans Magnus Enzensberger: Vergebliche Brandung der Ferne. Eine Theorie des Tourismus, in: Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 12, 1958, S. 701-720; hier S. 718. Zu Souvenirs siehe Ulrich Schneider: Der Souvenir. Erinnerung in Dingen von der Reliquie zum Andenken, Köln 2006.

10 Andenken und kein Ende, in: Hamburger Anzeiger vom 5.9.1936.

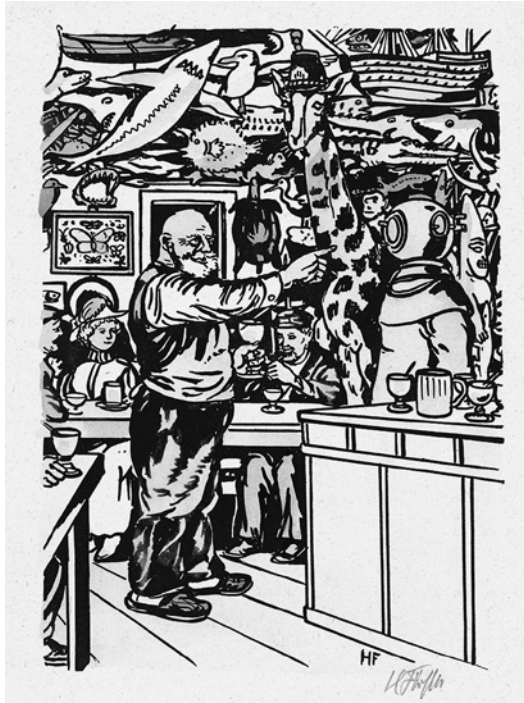
11 Rauschmuschel, in: Tegtmeyer (Anm. 1), S. 77.

12 Kellernkneipe und Museum ..., in: Hamburger Anzeiger vom 16.7.1934.

13 Siehe dazu den Beitrag von Caroline Herfert in diesem Band; Britta Lange: Echt. Unecht. Lebensecht. Menschenbilder im Umlauf, Berlin 2006; Hilke Thode-Arora: Die Familie Umlauff und ihre Firmen – Ethnographica-Händler in Hamburg, in: Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg, Neue Folge 22, 1992, S. 143-158; dies.: Für fünfzig Pfennig um die Welt. Die Hagenbeckschen Völkerschauen, Frankfurt a. M., New York 1989; siehe allgemein auch Stefanie Wolter: Die Vermarktung des Fremden. Exotismus und die Anfänge des Massenkonsums, Frankfurt a. M., New York 2005.

men. Sägefische, Häßlichkeiten, Götzenbilder, Elefantenfüße, Schmetterlingssammlungen, Riesenkrabben und Spinnen, ausgestopfte Strauße, Giraffen und Löwen.«¹⁴ Haase präparierte die Tiere selbst und wird in einem zoologischen Adressbuch von 1911 auch als »Präparator« geführt.¹⁵ Seine Sammlung umfasste um 1930 an die 1.000 Exponate, und stolz prangte am Eingang: »Größte zoologische und völkerkundliche Privatsammlung Hamburgs«.¹⁶ Wo die einzelnen Stücke herkamen, war für die Gäste nicht ersichtlich. Haase hatte allerdings viele Gegenstände mit dem lateinischen Namen versehen und deutete damit einen wissenschaftlichen Anspruch an. Bei Haase wirkte jedoch weniger das einzelne Schaustück, sondern das kaum geordnete Ensemble faszinierte und verwirrte die Betrachter*innen.

Die Exponate stammten aus allen Weltteilen. Afrika und Asien waren mit Gegenständen wie einer jungen ausgestopften Giraffe, dem erwähnten Elefantenfuß und zahlreichen Masken prominent vertreten. Für die Besucher*innen verschmolz hier die Faszination des Fremden mit dem Schauer des Unbekannten, woraus auch der exotistische Film des frühen 20. Jahrhunderts seinen Reiz und seine Wirkungsmacht speiste.¹⁷ Über dem Lokal thronte »ein Greuelhimmel scheußlicher Gestalten«, befand Ludwig Jürgens.¹⁸ Gerade das Nebeneinander von bunten Schmetterlingen und



Käppen Haase inmitten seiner Exotica-Sammlung – kolorierter Holzschnitt von Hans Förster 1910

14 Abseits der hellen Straßen, in: Hamburger Anzeiger vom 4.4.1929.

15 Zoologisches Adressbuch: Namen und Adressen der lebenden Zoologen, Anatomen, Physiologen und Zoopalaeontologen, sowie der künstlerischen und technischen Hilfskräfte, Berlin 1911, S. 90.

16 Jürgens (Anm. 1), S. 24.

17 Siehe Tobias Nagl: Die unheimliche Maschine. Rasse und Repräsentation im Weimarer Kino, München 2009; Wolfgang Kabatek: Imagerie des Anderen im Weimarer Kino, Bielefeld 2003.

18 Jürgens (Anm. 1), S. 28.



August Haase im Gespräch mit Gästen um 1930

angsteinflößenden Fratzen dürfte für viele die Wirkung noch einmal verstärkt haben. Da das einzelne Exemplar kaum Platz hatte, war der*die Betrachter*in nicht vor unliebsamen Überraschungen gefeit, was sicherlich beabsichtigt war. Die Sammlung rief Assoziationen des »Wilden« hervor und stand damit in einer langen Tradition des europäischen Blicks in die Welt.¹⁹ Die Unordnung der Museumskneipe betonte und verstärkte den Charakter des vermeintlich Unzivilisierten noch einmal. So unterschiedlich die Besucherinnen und Besucher waren, so verschieden interpretierten sie die dargebotene Inszenierung; angesichts der Artefakte malten sich viele eine exotische Welt aus, in der auch Kolonialisierte erschienen und als Menschen ohne Kultur abqualifiziert wurden.

Die Sammlung verwies nicht direkt auf die deutschen Kolonien, sondern symbolisierte in ihrer Unordnung die gesamte, insbesondere außereuropäische Welt. Folglich charakterisierten manche Betrachter*innen das Lokal ein »Weltmuseum«.²⁰ Haase wiederum taufte seine Sammlung »Museum für Kolonie und Heimat«, ein verwirrender und doch passender Name. Als Namensgeber diente möglicherweise die Zeitschrift

19 Urs Bitterli: Die »Wilden« und die »Zivilisierten«. Grundzüge einer Geistes- und Kulturgeschichte der europäisch-überseeischen Begegnung, München 1976.

20 Die Seemannskneipe, in: Hamburger Correspondent vom 5.1.1930.

gleichen Namens des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft.²¹ Neben allen möglichen Objekten aus »Übersee« und den Kolonien enthielt die Schau von Haase auch manch Hamburger Exponat wie beispielsweise eine Reihe von alten Gewehren.

Seit wann Haase den Namen verwendete, bleibt unklar. Presseartikel mit dem Namen lassen sich lediglich für die 1920er Jahre finden. Es spricht somit einiges dafür, dass Haase nach dem Untergang des deutschen Kolonialreiches mit seiner Sammlung darauf verweisen wollte. In Hamburg war der Kolonialrevisionismus in den 1920er Jahren zudem sehr aktiv und zeigte sich in vielen unterschiedlichen Aktivitäten.²² Ergänzend zu seinem selbsternannten Museum bezeichnete sich Haase als »Professor der unentdeckten Wissenschaften« und unterstrich damit noch einmal seinen selbstironischen Anspruch. Den einprägsamen Titel hatte er sich nicht selber ausgedacht, denn bereits um 1800 kursierte die wenig schmeichelhafte Schmähung für nicht ernstzunehmende Privatgelehrte. In München erhielt beispielsweise Friedrich Wilhelmi (1761-ca. 1830) den unerwünschten Titel, und im Laufe des 19. Jahrhunderts tauchte dieser wiederholt als Gag auf.²³ Als geborener Wiener hatte Haase vermutlich von Professor Wilhelmi gehört und fand den pejorativen Namen für sich so passend, dass er ihn annahm, ironisch brach und damit in sein Gegenteil verkehrte.

Übten die Räumlichkeiten und die Sammlung bereits eine starke Wirkung aus, so trug der Betreiber entscheidend zum unterhalt-samen Gesamterlebnis bei. Ob »Käppen« Haase tatsächlich ein veritabler Kapitän gewesen war, ist nicht bekannt und eher unwahrscheinlich. Denn der niederdeutsche Begriff für Kapitän bedeutete auch »Baas, Meister, Vater und will sagen: du bist ein



Der Eingang der Museums-kneipe mit einem Elefanten-Stoßzahn um 1930

21 Kolonie und Heimat in Wort und Bild. Unabhängige koloniale Zeitschr. Organ des Frauenbundes der Deutschen Kolonialgesellschaft (1907-1911).

22 Christian Rogowski: »Heraus mit unseren Kolonien!« Der Kolonialrevisionismus der Weimarer Republik und die »Hamburger Kolonialwoche« von 1926, in: Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, hg. von Birthe Kundrus, Frankfurt a. M., New York 2003, S. 244-262.

23 Ei Ei Ei! (Professor der unentdeckten Wissenschaften), Kritische Betrachtungen über die europäischen Kunstausstellungen, in: Der Humorist 5 (1841), S. 1005-1007.



Gegenstände aus der kolonialisierten Welt auf engstem Raum um 1930

besonderer Kerl und ich mag dich leiden«. ²⁴ Ein besonderer Kerl war Haase ohne jeglichen Zweifel. Allabendlich machte er mit Blick auf die vielen Schaustücke irrwitzige Ausführungen und hielt absurde Vorträge. Käppen Haase erzählte notorisch Märchen, erklärte auf absurde Weise verschiedene Exponate und unterhielt damit das Publikum. Aus gewöhnlichen Ringen wurden schon einmal die Verlobungsringe von Adam und Eva, aus unspektakulären Gefäßen 3000 Jahre alte chinesische Vasen, ein präparierter Hai verwandelte sich in eine Meerjungfrau. Haase streute dabei zahlreiche sexuelle Konnotationen und Anzüglichkeiten ein, die einen Teil des Publikums wohl amüsierten, bei vielen weiblichen Gästen hingegen weniger gut ankamen. Haase prahlte gerne mit seinen Erlebnissen während seiner Zeit als Seemann und inszenierte sich dabei als unwiderstehlichen Schürzenjäger: »Wenn ich einer kleinen Chinesin etwas ins Ohr flüsterte, gleichgültig, ob

es plattdeutsch war, sie hat immer verstanden, was ich wollte«, schnappte Paneth etwa bei seinem Besuch auf. ²⁵ Auch im Lokal hingen verschiedene Exponate und ließen einen sexualisierten Kolonialismus auch in den 1920er Jahren nachklingen. »Zwei Negerinnen-Aktphotos entpuppen sich unerwarteter Weise als Haasesche Familienbilder. Es ist Käppen Haases Schwiegermutter auf Borneo mit ihrer Nichte. Intimere Fragen erschlägt der Professor sanft durch den Zusatz: ›Die Dame gibt täglich einundsechzig Liter Milch‹.« ²⁶ Haase gefällt sich in der Anekdote als jovialer, »kolonialer Eroberer«, der die dargestellten Frauen kurzerhand zu seinem Besitz, zu seiner Familie erklärt. In dem Othing verschmelzen sexueller Diskurs mit einer ebenso sexuell konnotierten »Natürlichkeit« der nackten Frauen. Haases schaler Gag untermauert die koloniale Hierarchie zwischen dem männlichen Erzähler und den weiblichen »Objekten«.

Haases Humor traf auch damals nicht jeden Geschmack. Er genoss aber Narrenfreiheit und nutzte diese für schlechte Witze und regelmäßigen Tabubruch. Seine Ausführungen entstanden weniger spontan, als es für neue Gäste den Anschein hatte, denn sehr oft wiederholten sich die Erklärungen. Die immer gleiche »Platte« habe er

²⁴ Jürgens (Anm. 1), S. 23. Ein »Baas«, ebenfalls niederdeutsch, bedeutet »Vermittler« und versorgte Seeleute in Hafenstädten mit Beschäftigungsverhältnissen und Unterkünften.

²⁵ Paneth (Anm. 1), S. 133 f.

²⁶ Jürgens (Anm. 1), S. 29.

abgespielt, so Paneth. Die Seemannskneipe diene nicht zuletzt dem Ziel, Alkohol zu trinken, und auch der Wirt war diesem alles andere als abgeneigt: »Nie hat man Käppen Haase ohne ein Getränk gesehen.«²⁷ Haase trank kontinuierlich seinen Grog und schenkte reichlich Bier und »Köhm« (Kümmelschnaps) aus und geriet ab einem bestimmten Pegel ins Fabulieren. So trafen Besucher*innen nicht nur auf eine Repräsentation der Welt auf engstem Raum, sondern erlebten auch trotz notorischem Humor eine »alkoholisierte Melancholie«.

Wer waren die Gäste des Lokals und des Museums? Wie es sich für eine Seemannskneipe gehörte, verkehrten viele Seeleute bei Haase, trugen sie doch schließlich maßgeblich zur ständig wachsenden Sammlung bei. Auch etliche Nachbar*innen erfreuten sich der gemütlich-unheimlichen Atmosphäre. Im Laufe der Zeit zog Haases Lokal immer mehr Gäste an, die seine Sammlung besichtigen wollten. Er selbst gab zu Protokoll: »Professoren, Zoologen, aus aller Herren Länder, Fische-, Schlango- und Vogologen sind bei mir gewesen und wollten sich gerne dieses oder jenes mitnehmen.«²⁸ Einzelne Stücke wollte er aber nicht abgeben, da er zu sehr an seinem musealen Lebenswerk hing. Die Kombination aus schummriger Kneipe und »Do it Yourself«-Museum zog im frühen 20. Jahrhundert zunehmend Hamburg-Besucher*innen an, in einer Zeit, in der der Stadttourismus an Alster und Elbe, mit kurzer Unterbrechung des Ersten Weltkrieges, zunehmend an Bedeutung gewann. Haase hatte ein Gespür dafür, wie er mittels seiner Sammlung sein Lokal vermarkten konnte. »Die großen Museen sind hell und klar. Hier aber herrscht Zwielicht. Alles erscheint unsicher, unglaublich und nur darauf abgestimmt, die Landratten erschauern zu lassen, wenn das abenteuerlichste Seemannsgarn gesponnen wird.«²⁹ Die Romantik der Hafenstadt und der Seefahrt sei am Verschwinden, war im Laufe der 1920er Jahre häufig zu vernehmen. Die modernen Massenmedien wie Film und Schlager besangen aber vielleicht gerade deshalb besonders häufig St. Pauli mit seinen einschlägigen Klischees, wie etwa Alexander Zinn, der erste Leiter der Staatlichen Pressestelle notierte.³⁰ Haase trug mit seinem Museum in der modernen Zeit der Weimarer Republik ebenfalls zur Romantisierung St. Paulis bei. Bei Tourist*innen war ein Besuch in der Erichstraße beliebt, und »wenn Fremdenautos ihre Besucher abladen« komme Haase richtig in Fahrt.³¹ Selbst Polizisten der nahe gelegenen Davidwache empfahlen Besucher*innen den Besuch in Haases Museums-kneipe.³² Einen Seitenhieb auf die etablierten Hamburger Museen enthielt sein Wirken wohl auch, denn wie Hans Leip folgerte, seien »die exotischen Raritätenläden an der Hafenkante

27 Ebd., S. 30.

28 Zit. nach: Thinius (Anm. 1), S. 85.

29 Woinke sein Museum, in: Hamburger Anzeiger vom 20.7.1935.

30 Lars Amenda: »Hamburgische Werbeprobleme«. Eine Denkschrift des Leiters der Staatlichen Pressestelle Alexander Zinn von 1929 – Dokumentation und Kommentar, in: Hamburger Wirtschafts-Chronik NF 6, 2006, S. 121-146.

31 Jürgens (Anm. 1), S. 25.

32 Paneth (Anm. 1), S. 62.

und Papa Haases, des trunkfesten, tirpitzbärtigen einstigen Segelkapitäns *Curiosity shop* und ulkiges »Museum für Kolonie und Heimat« [...] weit lustigere Anziehungspunkte für den Fremden als die Langweiligkeit, mit der die exakte Wissenschaft aufzutreten in Hamburg wahrscheinlich nicht umhin kann.«³³

Haase nannte seine Gäste ausnahmslos »Heinarich« und »Mariechen«. Dies hatte neben dem Unterhaltungsfaktor den großen Vorteil für ihn, dass er sich keine Namen merken musste. Zum Abschied gab er den Gästen häufig folgende Worte mit auf den Weg: »Es war mir ein Fackelzug, eine Flottenparade, ein Festessen, ein Kaisermanöver!«, und amüsierte damit ebenso, wie er gleichzeitig die deutsche Weltpolitik veralberte.³⁴ Die Besucher*innen der Museumskneipe kamen aus sehr verschiedenen Milieus. Neben Seeleuten, St. Paulianer*innen, Hamburger*innen und auswärtigen Gäste zog es auch Künstler*innen und Intellektuelle an diesen speziellen Ort. Die Berliner Sängerin und Kabarettistin Claire Waldoff (1884-1957) war wiederholt dort Gästin und fand Haase einfach »knorke«. Die »Königin des Humors« konnte der Haudrauf-Ironie des selbst ernannten Professors offenbar viel abgewinnen.³⁵ Der Bremer Schriftsteller Friedo Lampe (1899-1945) ließ sich ebenfalls vom exotischen Wirrwarr der Museumskneipe inspirieren.³⁶ Zahllose weitere Bohemiens und Prominente dürften Haases Lokal einen Besuch abgestattet haben.

Im Laufe der 1920er Jahre häuften sich die Presseberichte, was Käppen Haases gewisse Prominenz dokumentiert. Er sei »Mittelpunkt unzähliger Seemannsgeschichten und Wasserkanten-Reportagen«, heißt es in einem Zeitungsartikel von 1934.³⁷ Hans Leip, als Sohn eines Hamburger Hafenarbeiters zeit seines Lebens fasziniert von der Welt der Schifffahrt, würdigte ihn verschiedentlich, auch in Publikationen der Hamburg-Werbung.³⁸ Der bekannte Journalist Egon Erwin Kisch schrieb ebenfalls über ihn und bezeichnete sowohl Museum als auch Haase selbst als »Sammelsurium«.³⁹ Selbst in der ausländischen Presse tauchte Käppen Haase bisweilen als eine Hamburger Sehenswürdigkeit auf.⁴⁰

Käppen Haase erlangte auf diese Weise eine große Popularität, vor allem in den 1920er Jahren. Viele stellten ihn sogar in eine Reihe mit vormaligen Hamburger »Originalen« wie dem Wasserträger Hummel, Aalweber und Zitronenjette. Haase sei »vielleicht das letzte große Original Europas«, befand Hans Harbeck in seinem Hamburg-Führer und verwies dabei auf Hans Leip, den wichtigsten Fürsprecher die-

33 Leip (Anm. 1), unpaginiert.

34 Zit. nach: Tegtmeier (Anm. 1), S. 48.

35 Paneth (Anm. 1), S. 197; siehe auch Maegie Koreen: Claire Waldoff. Die Königin des Humors. Eine Biografie, erw. und neu eingerichtete Aufl., Gelsenkirchen 2014.

36 Eugène Badoux: Friedo Lampe. Une Psychobiographie, Lausanne 1986, S. 122.

37 Man hört Neues von St. Pauli. Vater Haase ist tot in: Hamburger Anzeiger vom 24.7.1934.

38 Hans Leip: Hamburg, Bielefeld 1934, S. 4.

39 Kisch (Anm. 1), S. 262.

40 Travel Magazine 1938, S. 48.

ser These.⁴¹ Haase und sein Lokal verkörperten – vor dem Hintergrund der Modernisierung der 1920er Jahre – die Romantik der Seeschifffahrt und er sei »eine Art von letztem Mohikaner«⁴². Angesichts seines fortgeschrittenen Alters, 1930 beging er seinen 75. Geburtstag, war abzusehen, dass diese Institution St. Paulis nicht mehr lange bestehen würde. 1930 war der Presse zu entnehmen, dass die Sammlung »en bloc« zu verkaufen sei, blieb sich der Besitzer doch treu und wollte keine einzelnen Stücke abgeben.⁴³ Das Ende sollte dann nicht mehr lange auf sich warten lassen. Am 19. Juli 1934 starb August Haase. Etliche Nachrufe würdigten sein Lebenswerk, sein Museum.⁴⁴ »Vater Haase ist tot. Er war nicht so originell, wie viele dachten – aber er war ein Original. St. Pauli ist um eine Sensation ärmer geworden!«⁴⁵

Haases Sammlung auf Wanderschaft

Nach seinem Tod seien »aus aller Welt die Kaufangebote gekommen«.⁴⁶ Doch die Erben bemühten sich um eine*n Nachfolger*in, der*die die Sammlung erhalten und weiter zugänglich machen sollte. Dies war ganz im Sinne der »Interessengemeinschaft St. Pauli«, die dem Vergnügungsviertel Mitte der 1930er Jahre wieder zu mehr Glanz verhelfen wollte.⁴⁷ Unterstützung erhielt die Interessengemeinschaft dabei von der NSDAP und Reichsstatthalter Karl Kaufmann, denn Haases Museum wirkte als ein Ort, an dem der Charakter der »Welthafenstadt« mit seiner Geschichte und Verbindungen in die Welt zu spüren war. Der Hintergrund dieser Imagepolitik Hamburger Nationalsozialist*innen bestand darin, dass die Hansestadt als eine von fünf »Führerstädten« ausländischen Besucher*innen gegenüber wie ein Schaufenster wirken und eine gesellschaftliche Normalität frei von rassistischer Gewalt vortäuschen sollte, weshalb sogar überlegt wurde, weitere ausländische Lokale wie türkische Mokkastuben, amerikanische Bars und japanische und chinesische Restaurants anzusiedeln.⁴⁸

41 Harbeck (Anm. 1), S. 92.

42 Ebd.

43 Vater Haase hat Jubiläum, in: Hamburger Anzeiger vom 2.1.1930.

44 Man hört Neues von St. Pauli. Vater Haase ist tot in: Hamburger Anzeiger vom 24.7.1934; Abschied von »Papa Haase«, in: Altonaer Nachrichten vom 23.7.1934; Echter alter Seebär für Hamburg. Die Wasserkante trauert um ihren »Käppen Haase« – »Aus der Reeperbahn nachts um halb eins«, in: Altonaer Nachrichten vom 2.3.1935.

45 Abschied von »Papa Haase«, in: Altonaer Nachrichten vom 23.7.1934.

46 Echter alter Seebär für Hamburg. Die Wasserkante trauert um ihren »Käppen Haase« – »Auf der Reeperbahn nachts um halb eins«, in: Altonaer Nachrichten vom 2.3.1935.

47 Groß-Reinemachen am der Reeperbahn, in: Altonaer Nachrichten vom 5.2.1935.

48 St. Pauli im Licht. Pläne für die Reeperbahn, in: Deutsche Allgemeine Zeitung, Nr. 347/48 vom 23.7.1939. Siehe dazu auch Lars Amenda: »Tor zur Welt«. Die Hafenstadt Hamburg in Vorstellungen und Selbstdarstellung 1890-1970, in: ders., Sonja Grünen: »Tor zur Welt«. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert, Hamburg, München 2008, S. 65.

Ein Käufer fand sich schließlich in Paul Wetzel, der bereits eine »Grogstube« betrieb und auf der Reeperbahn Nr. 36/38 »Kapitän Haase's Museum« eröffnete.⁴⁹ »Größte Sehenswürdigkeit Hamburgs« posaunte eine Werbekarte und lag damit doch recht weit von der Wirklichkeit entfernt. Das neu eröffnete Museum sprach aber ganz direkt Tourist*innen an. »Die Kraft-durch-Freude-Fahrer und die Boxkampf Gäste haben jedenfalls zur rechten Zeit ihre neue Reeperbahn-Attraktion bekommen.«⁵⁰ Der neue Ort war ein willkommenes Zeichen von Hamburgs Internationalität, die von Hamburger Nationalsozialist*innen nun insbesondere mit dem Werbeslogan »Tor zur Welt« fast schon inflationär beschworen wurde.

Käppen Haases Museum ohne den kauzigen Wirt funktionierte aber wohl nur für Ortsfremde. Im Vergleich zum chaotisch-faszinierenden Original wirkte das neue Museum samt Restaurantbetrieb sehr geordnet und fast schon steril, wie erhaltene Bildpostkarten nahelegen. Das Zufällige und Willkürliche von Haases über Jahrzehnte gewachsener Sammlung war hier getilgt und musste einer adretten musealen Präsentation weichen. Damit entsprach es genau dem, was Haase nicht wollte und wovon er sich distanzierte. So schloss das Museum an der Reeperbahn nach einiger Zeit wieder und die Haase'sche Sammlung war herrenlos.

Der ehemalige Seemann Harry Rosenberg (1925-2000) erwarb 1954 die Sammlung und betrieb, inspiriert durch Käppen Haase, seinen »Hafenbasar« in St. Pauli. Er verkaufte Exponate und führte seine Räumlichkeiten in der Bernhard-Nocht-Straße als Museum. So kam es, dass manche Stücke aus Haases Sammlung zirkulierten und bisweilen in staatlichen Hamburger Museen landeten. Das Museum für Völkerkunde erwarb 1987 »eine männliche Figur, wahrscheinlich von den Nalu in Guinea«, die aus der Sammlung Haases stammte. »Als ›Neger im Uhrkasten‹ war sie einst eine Attraktion des Etablissements.«⁵¹ Bis zu seinem Tod im Jahr 2000 betrieb Harry Rosenberg seinen Laden. Danach stand auch diese Sammlung vor dem Aus. 2013 erfolgte der Umzug auf einen Schwimmkran am Sandtorkai in der HafenCity.⁵² Einige alte Stücke aus Käppen Haases Sammlung sollen sich noch in dem heutigen Bestand befinden.

Fazit

Die Seemanns- und Museumskneipe von »Käppen Haase« war selbst im seemännisch und international geprägten St. Pauli ein besonderer Ort. Die Sammlung von Mitbringseln und Exotika entwickelte sich zu einem privaten Museum, das zu einer großen touristischen Sehenswürdigkeit im Hamburg im frühen 20. Jahrhundert avancierte. Haases Kneipe bot eine betörende Mischung aus Hamburger Lokalkolorit und

49 St.-Pauli-Archiv, Postkartensammlung, Bildpostkarte (um 1935).

50 Wieder bei »Papa Haase«, in: Altonaer Nachrichten vom 9.3.1935; siehe auch: Der gerettete »See-Haase«. Museum der Merkwürdigkeiten auf der Reeperbahn, in: Hamburger Nachrichten vom 9.3.1935.

51 Mitteilungen aus dem Museum für Völkerkunde Hamburg, Neue Folge 18 (1988), S. 12.

52 Siehe www.hafenbasar.de (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

Exponaten aus der ganzen Welt. Der Name des »Museums für Kolonie und Heimat« passte insofern gut, da zahlreiche Objekte aus Afrika, Asien und Amerika stammten und damit Kolonialismus und Globalisierung symbolisierten. Haase verwies zwar nicht direkt auf das 1918 untergegangene deutsche Kolonialreich, er schuf aber einen kolonialen Erinnerungsort, einen Imaginationsraum, in dem viele Gäste Dinge wie ausgestopfte Giraffen und Elefantenfüße mit den deutschen Kolonien in Afrika assoziierten. Die maritime Welt – sowie das vom Betreiber reichlich gesponnene »Seemannsgarn« – vermischte sich mit dem kolonialen Bezugsrahmen und ließ die Grenzen zwischen Lokalem und Globalem verwischen.

Haases Repräsentation der Welt sollte nicht nur an die koloniale Welt erinnern, sie sollte die Gäste auch unterhalten und ihnen manchen Schauer einjagen. Das exotische »Gruselkabinett« glich mehr einer Filmkulisse als einer gewöhnlichen Kneipe. Haase betätigte sich als Entertainer und unterhielt sein Publikum mit grotesken Erklärungen seiner Sammlungsstücke. Das Publikum faszinierte das Sammelsurium an fremden Dingen, die völlig ungeordnet das komplette Gegenteil eines staatlichen Museums verkörperten. Diese explizite Unordnung und Unübersichtlichkeit ließen die Besucherinnen und Besucher selbst zu »Entdeckern« werden und befeuerten das Fernweh. Die ganze Welt – die verlorenen gegangenen deutschen Kolonien und die vielen mythischen hafenstädtischen Orte der Schifffahrt – ließ sich an diesem einen Ort in St. Pauli ausmalen und assoziieren, mit all ihren Schönheiten und Schrecklichkeiten.

Das »Tor zur Welt« im Rampenlicht

Theater und Unterhaltung in Hamburg als koloniale Erinnerungsorte

CAROLINE HERFERT

In seiner 1922 erschienenen Autobiographie »Fünfundzwanzig Jahre Ceylon« blickte John Hagenbeck (1866-1940) auf seinen Werdegang als Tierhändler, Plantagenbesitzer in Sri Lanka und Agent für die Rekrutierung von Menschenschauen im wachsenden Geschäftsimperium der Familie Hagenbeck¹ zurück. Die nostalgischen Erinnerungen von Carl Hagenbecks (1844-1913) Halbbruder John zeugen von der »kolonialen Begeisterung«² im Deutschen Reich, die sich ab den 1880er Jahren nicht nur in politischen Debatten, sondern auch deutlich im Unterhaltungsbereich und in Theaterspielplänen widerspiegelte:

Das vorher noch so gut wie unbekannt gewesene K a m e r u n wurde nun plötzlich ungemein populär, nicht bloß in den Zeitungsspalten war fortwährend davon die Rede, sondern auch auf der Bühne und in den Witzblättern. Unsere Spaßmacher hatten schnell herausgefunden, welch ein dankbarer, an unfreiwilliger Komik reicher Stoff in unseren schwarzen Landsleuten dort unten steckte, besonders auch in den sogenannten Königen Bell und Akwa samt den vielen dazu gehörigen Prinzen, und deshalb konnte man kaum eine Singspielhalle besuchen, ohne ein Kameruncouplet über sich ergehen lassen zu müssen, ja, es fanden sich sogar federfixe Librettisten und Komponisten. Bei dem lebhaften Sinn für Aktualität, der die Unternehmungen des Hauses Hagenbeck beherrschte, ließen wir uns die Ausnutzung der guten Konjunktur natürlich nicht entgehen.³

Hagenbecks Memoiren führen nicht nur die patriotische Kolonialbegeisterung in Deutschland vor Augen, sondern v.a. auch wie schnell Theater und Unterhaltung auf das aktuelle politische Geschehen reagierten und wie sich verschiedene Diskursfelder wechselseitig beeinflussten. Vor allem aber verweist die Erinnerung aus Zeitzeug*innenperspektive auf eine weitgehende Leerstelle in der gegenwärtigen Forschung, und zwar sowohl in der kolonialhistorischen als auch der theaterwissenschaftlichen: Die Rolle von Theater bzw. Theatralität im kolonialen Diskurs.⁴

1 Vgl. dazu den Beitrag über Hagenbeck in diesem Band.

2 John Hagenbeck: Fünfundzwanzig Jahre Ceylon. Erlebnisse und Abenteuer im Tropenparadies, hg. von Victor Ottmann, Dresden 1922, S. 9.

3 Ebd.

4 Als Beitrag zur Erforschung dieses Themenkomplexes wurde das Projekt »Die Inszenierung des Anderen. Theater und Unterhaltung als koloniale Erinnerungsorte in Hamburg, 1884-

Die Wirkmacht von »Phantasien als wichtiges und lange Zeit unterschätztes Antriebsmoment in der kolonialen Bemächtigungsgeschichte« ist, wie Birthe Kundrus bereits 2003 konstatierte, längst anerkannt.⁵ Trotz zunehmender Auseinandersetzung mit der Wirkmacht von Fantasien seit den frühen 2000er Jahren wurde Theater als »Medium« und entscheidender Multiplikator von Bildern und Vorstellungen bislang nur marginal untersucht als Schau-Platz der »imperialen« Selbstentfaltung« – dies gilt in besonderem Maße für den deutschsprachigen Raum.⁶

Theater(-geschichte) wird in der Regel nicht als Teil des kulturellen Gedächtnisses wahrgenommen, wenn es um die Erinnerung an den deutschen Kolonialismus geht. Das Heiligengeistfeld, St. Pauli oder das Thalia-Theater sind zwar präsent im Stadtbild und werden als wichtiger Teil des kulturellen Erbes Hamburgs begriffen, aber nicht bewusst als (post-)koloniale Erinnerungsorte wahrgenommen. Daher erscheint es notwendig, diese Leerstelle im kollektiven Gedächtnis kritisch zu hinterfragen, indem identitätsstiftende nationale und lokale Erinnerungsorte in Hamburg aus einer postkolonialen Perspektive neu gelesen werden. Denn Theater stellen aus einer historisch-kulturwissenschaftlichen Perspektive wichtige Verhandlungsorte und Spiegel gesellschaftlicher und politischer Ereignisse, Debatten und Dynamiken dar. Theaterrepertoires und Unterhaltungsangebote bzw. deren Rezeption zeugen direkt und indirekt von der Verfasstheit einer Gesellschaft oder Ära.

Dieser Beitrag lenkt unter Anwendung eines breiten Theaterbegriffes den Blick auf postkoloniale Erinnerungsorte in Hamburg, die mit Theater und Unterhaltung assoziiert sind, und zeigt exemplarisch die deutlichen Einschreibungen auf, die Hamburgs Beteiligung am Kolonialismus in der Ära der frühen Globalisierung bis zum Kolonialrevisionismus der 1930er Jahre auch dort hinterlassen hat.

Eine erste Kartographie der Hamburger Theaterlandschaft anhand (theater-)historischer Quellen – vorrangig mikroverfilmte Theaterzettel im Bestand der Theater-sammlung der SUB Hamburg – verschafft bereits einen Eindruck von der Häufigkeit, Beschaffenheit und Popularität, die die Verhandlung kolonialer Vorstellungswelten in Theater und Unterhaltung – ohne analytische Trennung von hoch- und populärkulturell kodierten Theaterformen – während der frühen Globalisierung charakterisiert: Vom letzten Drittel des 19. Jahrhunderts bis in die 1930er Jahre wurde das Andere in einer Reihe von Hamburger Spielstätten verhandelt, wobei die Bandbreite der Genres von Possen und Schwänken über Ausstattungsstücke bis hin zu Opern und Dramen reichte. Neben exotistischen und orientalistischen Sujets, die auch in anderen europä-

1945« von der ZEIT Stiftung gefördert (Laufzeit: 2016–2018, Bearbeiterin: Caroline Herfert). Für weitere Forschungsbeiträge vgl. Lisa Skwirblies: *Theatres of Colonialism. Theatricality, Coloniality, and Performance in the German Empire, 1884–1914*, Warwick 2017; Roswitha Flatz: *Krieg im Frieden. Das aktuelle Militärstück auf dem Theater des deutschen Kaiserreichs*, Frankfurt a. M. 1976.

5 Birthe Kundrus: *Phantasiereiche. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus*, Frankfurt a. M. 2003, S. 8.

6 Ebd., S. 7.

ischen Städten⁷ aufgegriffen wurden, zählten zu den thematisierten Stoffen und Motiven u. a. abolitionistische Schauspiele,⁸ die in den US-Südstaaten spielten, Märchenstoffe, die in »Afrika« – oder was man darunter subsumierte – situiert waren, sowie die Verhandlung von Kolonialismus als europäisches Projekt, etwa in Produktionen über deutschen Kolonialismus oder die französische Fremdenlegion.⁹

Inszenierungen von Kolonialismus als europäisches Projekt

In der Hamburger Theaterlandschaft wurde sowohl die deutsche Kolonialherrschaft als auch Kolonialismus als europäisches Projekt thematisiert. So wurden etwa anlässlich des 400. Jahrestages von Kolumbus' Ankunft in Amerika Opern und Dramen auf die Spielpläne gesetzt, die den Genuesen als europäischen »Entdecker« ehren, wie sich anhand erhaltener Theaterzettel des Altonaer Stadttheaters belegen lässt: Am 16. Oktober 1892 fand im Altonaer Stadttheater »Zur vierhundertjährigen Jubelfeier der Entdeckung Amerika's« bei »festlich erleuchtetem Hause« die Premiere des neuen Dramas »Columbus« von Emil Wolff statt.¹⁰ Es dürfte sich um einen für die Zeit typischen Gelegenheitstext gehandelt haben, der nur für kurze Zeit im Repertoire blieb und bald dauerhaft von den Spielplänen verschwand. Begleitet wurde diese Premieren-Festvorstellung von einer ebenfalls auf dem Theaterzettel angekündigten »Columbus-Ouvertüre«. Im Folgejahr ist eine weitere Produktion zu Ehren von Kolumbus dokumentiert: Im Stadt-Theater wurde am 11. Oktober 1893 die zweite Vorstellung einer Neueinrichtung der dreiaktigen Oper »Christoph Columbus« von Alberto Franchetti, deren Handlung 1492 in Spanien spielt, gegeben.¹¹

Eine andere Oper, die mit Vasco da Gama einem weiteren europäischen »Entdecker« gewidmet war, und die einen weitaus höheren Bekanntheitsgrad hatte, war zumindest bis in die 1930er Jahre fester Bestandteil der Opernrepertoires in Europa.

- 7 Vgl. Caroline Herfert: *Orient im Rampenlicht. Die Inszenierung des Anderen in Wien um 1900*, Berlin 2018; Nic Leonhardt: *Piktoral-Dramaturgie. Visuelle Kultur und Theater im 19. Jahrhundert, 1869-1899*, Bielefeld 2007; Angela Pao: *The Orient of the Boulevards. Exoticism, Empire and Nineteenth-Century French Theater*, Philadelphia 1998; Edward Ziter: *The Orient on the Victorian Stage*, Cambridge 2003.
- 8 Paul V. Wichmann: *Cora, das Kind des Pflanzers, oder: Die Sklaverei im neunzehnten Jahrhundert. Zeitbild aus den Südstaaten Nordamerikas in 5 Tableaux und einem Vorspiel: Die Quadronne; Soufflierbuch. Nach einem französischen Stoffe von P. V. Wichmann*. Berlin, 1862. Staats- und Universitätsbibliothek (SUB) Hamburg, Sondersammlungen, Theater-Bibliothek: 1334b.
- 9 Erwin Rosen: *Cafard. Ein Drama aus der Fremdenlegion in 4 Akten*. München 1913. Inspektionsbuch Thalia-Theater Hamburg. SUB Hamburg, Theatersammlung, SUB GbTh/R.
- 10 Theaterzettel »Columbus«, 16.10.1892, Altonaer Stadttheater, SUB Hamburg, Theatersammlung, Theaterzettel (= Besetzungszettel, in: *Zwischenact-Zeitung, Mikrofilme: Stadttheater. u. Altonaer Stadttheater*).
- 11 Ebd.; »Christoph Columbus«, 11.10.1893, Stadttheater, SUB Hamburg, Theatersammlung, Theaterzettel (= Besetzungszettel, in: *Zwischenact-Zeitung, Mikrofilme: Stadttheater. u. Altonaer Stadttheater*).

Sie stand auch in Hamburg regelmäßig auf dem Spielplan und soll im Folgenden eingehender beleuchtet werden.

*Giacomo Meyerbeers »Afrikanerin« in der Hamburger Staatsoper:
Exotismus als Teil des zeitgenössischen Kanons*

Heute eher weniger bekannt, war Giacomo Meyerbeer im 19. Jahrhundert einer der gefeiertsten Komponisten in Europa und seine Werke zählten auch in Deutschland zu den meistaufgeführten Opern.¹² Seine fünftaktige Oper »Die Afrikanerin«¹³ wurde 1865 posthum in Paris uraufgeführt und hielt sich jahrzehntelang in den Repertoires europäischer Theater. Und das im seinerzeit schnelllebigem Theaterbetrieb, in dem es gang und gäbe war, dass Stücke oft nach wenigen Aufführungen mangels durchschlagendem Publikumserfolg abgesetzt wurden und für immer aus den Spielplänen verschwanden. Diese äußerst erfolgreiche Oper bietet sowohl in einem gesamteuropäischen als auch lokalen Kontext Ansatzpunkte für die Untersuchung der Inszenierung des Anderen: Am Rande dieser Liebestragödie werden Sklaverei, Imperialismus und Kolonialismus im Gewand des Historischen, als geographisch und zeitlich ferne Kolonialgeschichte thematisiert.

Der Plot um ein fiktives Liebesdreieck basiert sehr lose auf der Biographie Vasco da Gamas und der »Entdeckung« des Seeweges nach Indien und bietet v. a. Raum für exotistische Vorstellungswelten eines eigentümlichen fernen Fantasielandes, das man als »hinduistischen Afrika-Orient« bezeichnen könnte.¹⁴ Der zeitgenössische Wettlauf der europäischen Mächte um die Aufteilung der Welt zur Ausbeutung von Ressourcen und Menschen zur Entstehungszeit des Werks wird dabei in das historische Setting Portugals Ende des 15. Jahrhunderts versetzt. Der Librettist Eugène Scribe legt dem Ratsherren Don Pedro die Worte in den Mund:

Seitdem Columbus einst dem Spanier, dem Rival
Entdeckt eine Welt und Schätze ohne Zahl,
Will kühnen Sinnes auch uns neues Land erwerben
Der edle Emanuel, unser König und Herr,

12 Vgl. weiterführend Sabine Henze-Döhring und Sieghart Döhring: Giacomo Meyerbeer. Der Meister der Grand Opéra, eine Biographie, München 2014.

13 Siehe das Libretto: Giacomo Meyerbeer, Eugène Scribe: Die Afrikanerin. Oper in fünf Akten.

14 Es bleibt unklar, ob das Reich »der Afrikanerin« Selika an der ostafrikanischen Küste oder in Indien liegt. Diese Uneindeutigkeit und die Vermischung von orientalistischen Topoi resultiert aus der über 20jährigen Entstehungsgeschichte des Librettos: Ursprünglich war unter dem Titel »Die Afrikanerin« ein exotistischer Plot nach einem Textentwurf Charlotte Birch-Pfeiffers geplant. Nach Meyerbeers und Scribes Auseinandersetzung mit portugiesischer Kolonialgeschichte sollte sich die Handlung unter dem Titel »Vasco da Gama« um den gleichnamigen Titelhelden drehen. Nach Meyerbeers Tod kam die Oper unter dem ursprünglich geplanten Titel in einer gekürzten und bearbeiteten Fassung (François-Joseph Fétis) zur Aufführung. Vgl. Henze-Döhring/Döhring (Anm. 12).

Das ew'gen Glanz ihm bringet.
 [...] Schon sieht der Portugiese, wagend kühn zu Schiff,
 Einen neuen Seeweg unser'm Reiche offen;
 Wo gewüthet der Sturm, darf zu herrschen er hoffen.¹⁵

Im ersten Akt wirbt der jugendliche Marine-Offizier Vasco am portugiesischen Hof für die Unterstützung seines Planes, mittels einer See-Expedition neue Länder zu entdecken, zu unterwerfen und so dem König unendliche Macht und Reichtum zu bescheren. Daraufhin präsentiert Vasco die Versklavten Selika und Nelusko, die er »in Afrika auf einem Sklavenmarkt« erworben habe und deren Wissen die Existenz bisher »unbekannter Völker« beweisen solle, so der Wortlaut des Librettos. Der Rat des Königs und der Inquisitor lehnen Vascos Plan ab und werfen ihn ins Gefängnis zusammen mit den Versklavten. Selika, die Vasco heimlich liebt, offenbart sich als eine von Sklavenhändlern verschleppte Königin und verspricht, ihm den Weg in ihre Heimat zu zeigen. In der Zwischenzeit erreicht Ines, die Vasco ebenfalls liebt, seine Rehabilitierung, sodass da Gama doch in See stechen kann, gemeinsam mit Ines, Selika und Nelusko. Nach einem Schiffbruch und Angriff durch lokale Bevölkerung, den der eifersüchtige Nelusko orchestriert hat, kann Vasco sein Leben retten und landet in Selikas Reich, das nicht eindeutig geographisch verortet wird. Weil ihm als Fremdem der Zutritt zu Selikas Reich unter Todesstrafe verboten ist, gibt die Königin Vasco schützend als ihren Ehemann aus. In einem Gespräch mit Ines, die überraschenderweise den Schiffbruch auch überlebt hat, erkennt Selika schließlich, wie sehr Ines Vasco liebt, und er sie. Im Glauben, dass Vasco mit ihr nie dauerhaft glücklich sein könne, opfert sich Selika aus Liebe und lässt das Weiße Paar vereint zurück nach Portugal segeln, während sie Selbstmord begeht, indem sie den Duft eines Manchinella baums einatmet.

Die Figur Selikas, DIE AFRIKANERIN, wird dabei auch auf der sprachlichen Ebene im Libretto explizit als Andere markiert: »Nun überzeugt euch selbst!/ Die Züge dieses Mädchens/ Und die Farbe ihres Gesichts/ Verrathen ein unbekanntes Volk.«¹⁶ Bereits der Titel dieser exotistischen Oper verweist augenfällig auf die Verquickung von *race* und *gender*. Er erzeugt bereits eine Erwartungshaltung auf luxuriöse Kostüme und ein spektakuläres Bühnenbild, welche das vorherrschende Ideal der Ausstattungspracht im Historismus bedient und die Schaulust am Fremden befriedigt, indem es sinnlich erfahrbar gemacht wird. Die Oper, die repräsentativ für die zu luxuriöser Pracht neigende historistische Ausstattungspraxis¹⁷ und einen Hang

15 Meyerbeer (Anm. 13), S. 7.

16 Ebd., S. II.

17 Vgl. dazu Vana Greisenegger-Georgila: Theater von der Stange. Wiener Ausstattungskunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Wien, Köln und Weimar 1994; dies.: »Die Bühne als lebende Historienmalerei«, in: Hermann Fillitz, Werner Telesko (Hg.): Der Traum vom Glück. Die Kunst des Historismus in Europa, Wien, München 1996, S. 275-283; Claudia Streim: Historisierende Bühnenpraxis im 19. Jahrhundert. Inszenierungen von Schillers Wal-

zu exotistischen Stoffen¹⁸ im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert steht, löste diese Erwartungshaltung auch beim zeitgenössischen Publikum ein.

Zeitnahe Verhandlungen des aktuellen Geschehens im Unterhaltungstheater

Doch nicht nur in hochkulturell kodierten Theaterformen und Genres wurde das Andere sinnlich erfahrbar gemacht. Die folgenden Fallbeispiele gehen auf Sprechtheaterproduktionen im Unterhaltungstheaterbereich ein. Sie zeigen die Bandbreite der Inszenierung des Anderen in Hamburg.

St. Pauli im »Kolonialfieber«: Die Erwerbung der deutschen Kolonien

Die koloniale Begeisterung in Deutschland schlug sich in Hamburg auch in der Aufführungspraxis nieder: Schwänke und Possen mit dem Titel »Auf nach Kamerun!« lockten 1885 die Hamburger*innen mit der Bezugnahme auf aktuelles Geschehen in die Central-Halle auf St. Pauli und das Tivoli am Schulterblatt. Wie diese Produktionen die neue Kolonie thematisierten, ob sie Kamerun und seine Bewohner*innen auf der Bühne darstellten oder die Imagination Afrikas ausschließlich auf der sprachlichen Ebene vollzogen wurde, lässt sich zum gegenwärtigen Zeitpunkt nicht klären: Die einzigen Hinweise über diese Produktionen aus dem Unterhaltungstheaterbereich stellen zwei Theaterzettel dar.¹⁹ Aus diesen raren Quellen geht hervor, dass etwa die »große Posse mit Gesang und Tanz in 4 Abteilungen«, die in der Central-Halle unter dem Titel »Auf nach Kamerun!« zu sehen war, zuvor mit Erfolg in Berlin aufgeführt wurde. Die knappe Beschreibung der Handlung und deren szenischer Umsetzung legt nahe, dass die Produktion in zweierlei Hinsicht typisch für die Inszenierungspraxis der Zeit war: erstens stellt sie eine zeitnahe Reaktion auf das tagespolitische Geschehen dar und benutzt die Aktualität als Strategie, um in Konkurrenz mit anderen Spielstätten die Aufmerksamkeit des Publikums zu gewinnen. Zweitens wurde die neue Kolonie Kamerun offensichtlich in aufwendiger Ausstattung sinnlich erfahrbar gemacht.

Das Personenverzeichnis weist neben Brit*innen und einem deutschen Fabrikanten auch mehrere Figuren als »Mohr«, »Mohrin« oder »Mohrenkinder« aus; zusätzlich sind

lenstein zwischen 1798 und 1914 (Goethe, Iffland, Brühl, die Meininger, Reinhardt), Tübingen 2018.

18 Vgl. dazu Herfert (Anm. 7); Leonhardt (Anm. 7); Hans-Peter Bayerdörfer, Bettina Dietz, Frank Heidemann und Paul Hempel (Hg.): Bilder des Fremden. Mediale Inszenierung von Alterität im 19. Jahrhundert, Berlin 2007.

19 Theaterzettel »Auf nach Kamerun!« (Schwank), 26.2.1885, Tivoli am Schulterblatt; Theaterzettel »Auf nach Kamerun!« (Ausstattungsposse), 29.4.1885, Central-Halle, SUB Hamburg, Theatersammlung, Theaterzettel (= Besetzungszettel, in: Zwischenact-Zeitung, Mikrofilme: Stadttheater. u. Altonaer Stadttheater).

in der Statisterie »Mohren und Mohrinnen, Aufseher, Käufer, Nigger« erwähnt.²⁰ Folgende Anhaltspunkte zum Inhalt und zur szenischen Umsetzung erlaubt die knappe Ankündigung auf dem Theaterzettel: Das 1. Bild »Berlin und Kamerun, oder: Hurrah, Lüderitz!«²¹ stellt Zentrum und Peripherie gegenüber und dürfte in patriotischer Euphorie die Besitznahme Kameruns gefeiert haben. Spätestens das 2. Bild mit dem Titel »Ein afrikanisches Königreich«²² muss Afrika als Schauplatz vorgeführt haben; leider gibt es keine Anhaltspunkte, wie Afrika konkret imaginiert wurde.

Über den Inhalt des 3. Bilds lässt sich nur spekulieren, der vage Titel lautet: »Der Teufel und seine Familie«,²³ Das vierte und letzte Bild bediente offensichtlich das Klischee, dass Afrikaner*innen dreckig seien und dass Deutschland in Kamerun zur »Zivilisierungsmission« antrete. Der Titel »Große chemische Mohren-Wasch- und Reinigungsanstalt«²⁴ suggeriert nicht nur pyrotechnische Effekte sowie derbe Sprach- und Körperkomik auf Kosten Schwarzer Menschen. Die Beschreibung verweist darauf, mit welcher Selbstverständlichkeit kolonialrassistische Stereotype und Überlegenheitsdenken auch und gerade im Bereich der Unterhaltung für breite Publikumsschichten in einprägsame Bilder übersetzt wurden.

[illegible]

Theaterzettel der Posse „Auf nach Kamerun!“ in der Central-Halle (St. Pauli)

- 20 Ebd.
21 Ebd.
22 Ebd.
23 Ebd.
24 Ebd.

Fünf der sechs Bilder führten an fantastische Schauplätze mit Märchenfiguren – sei es ein Elfenreich oder das Schlaraffenland. Inmitten dieser eklektizistischen Traumwelt sticht jedoch das vierte Bild heraus, das zwar einen fernen Schauplatz imaginierte, aber sich vom Setting der Märchenwelt absetzte und laut Kritiken zum Höhepunkt der Inszenierung zählte: Es führte in eine »Niggerschule«.²⁷ Über den Inhalt des Bildes ist leider nichts bekannt, aber aus dem Personenverzeichnis des Theaterzettels geht hervor, dass sich die Handlung um einen (womöglich Schwarzen) Lehrer und drei Kinder dreht, allesamt mittels *Blackfacing*²⁸ dargestellt: »Neben dem kleinen Walter Seybold, der den Titelhelden Hans und der kleinen Gertrud Seybold, die einen köstlichen vorlauten Niggerjungen spielt, sind zahlreiche erste Kräfte des Thalia-Theaters beschäftigt«, erläutert der »Hamburger Anzeiger«.²⁹

Das Publikum identifizierte im Jahr 1904 den nicht konkretisierten Schauplatz offenbar mit Deutsch-Südwestafrika, oder der Rezensent der »Hamburger Nachrichten« verwendete die Bezeichnung »Hererokind« für den Jungen namens Bumsti-Bamsti pars pro toto für Schwarze Menschen. Der derbe Humor, der in Rezensionen zwar erwähnt, aber nicht näher erläutert wird, dürfte zweifellos unverhohlen rassistisch gewesen sein und zur Erheiterung der Hamburger*innen Stereotype von dummen, ungebildeten und rückständigen Afrikaner*innen reproduziert haben. Trotz kaum zusammenhängender Handlung der aneinandergereihten Bilder wirkte das Weihnachtsmärchen laut Kritiken »hübsch und anregend« und erntete jubelnden Beifall bei Jung und Alt.

Aus heutiger Sicht verstört der unverhohlene Rassismus, der hier zutage tritt; bemerkenswert an dieser Produktion, die sich nur bruchstückhaft rekonstruieren lässt, ist die Selbstverständlichkeit, mit der die im Stück nur angedeutete deutsche Herrschaft in den afrikanischen Kolonien bis hin zur Familienunterhaltung in die Lebenswelt der Hamburger*innen integriert wurde.

Der Genozid an den Herero und Nama als Teil des kulturellen Gedächtnisses

Als weiteres Fallbeispiel für die Thematisierung des deutschen Kolonialismus im Theater wird eine Sprechtheaterproduktion aufgegriffen, die möglicherweise nur in Hamburg gespielt wurde. Durchaus typisch für den schnelllebigen Theaterbetrieb der Zeit erlebte die mäßig erfolgreiche Inszenierung nur einige Aufführungen, bevor sie abgesetzt wurde und aus dem Repertoire verschwand: Es handelt sich um das Schauspiel

²⁷ Theaterzettel (Anm. 19).

²⁸ Zur Praxis von Blackfacing, die in der historischen Aufführungspraxis des deutschsprachigen Raums bislang kaum untersucht, ist vgl. Evelyn Annuß: »Blackface and Critique«, in: Theater as Critique. Themenheft Forum Modernes Theater 29.1-2, 2019, hg. von Nikolaus Müller-Schöll und Gerald Siegmund, S. 64-72; Wendy Sutherland: Staging Blackness and Performing Whiteness in Eighteenth-Century German Drama, Farnham 2016.

²⁹ Hamburger Anzeiger, 9.12.1904, S. 3.

»Es ist eine alte Geschichte ...« von Peter Werth, welches – dargestellt vom Ensemble des Thalia-Theaters – am 27. März 1911 im Altonaer Stadttheater Premiere feierte.³⁰

Hinter dem Autorennamen verbirgt sich der Hamburger Werftbesitzer Julius Cäsar Stülcken (1867-1925), der sich unter Pseudonym als Dramatiker betätigte und vor allem plattdeutsche Lokalstücke verfasste. Der harmlose Titel lässt nicht vermuten, dass die Liebesgeschichte, die in Hamburg im gutbürgerlichen Milieu spielt, »zur Zeit des Herero-Aufstandes« handelt, wie aus dem Nebentext des erhaltenen Theatertextes hervorgeht.³¹

Dem Völkermord an den Herero und Nama kommt in der Handlung keine zentrale Rolle zu, und Namibia stellt auch keinen Schauplatz dar. Vielmehr bildet der Genozid zwischen 1904 und 1908 den Auslöser und Rahmen für die Handlung: Die Aussicht auf Karriere, gemischt mit Abenteuerlust und argumentiertem Pflichtbewusstsein lockt einen jungen Oberarzt und einen Krankenpfleger in das eben erbaute, größte Lazarett »da draußen in Süd-West«,³² ohne jemals die angesprochenen Schauplätze zu konkretisieren. Das heutige Namibia und die einheimische Bevölkerung werden nur sprachlich imaginiert – knapp und abfällig. Die entfernte Peripherie, Afrika als »schwarzer Erdteil«³³ und »Sandwüste«³⁴ sowie die »Wilden«³⁵ bilden lediglich eine Projektionsfläche für Selbstbilder des Zentrums, für Sorgen und Ängste der in Hamburg verorteten Figuren. Die Handlung konzentriert sich auf die Entscheidung der beiden Männer sowie den Abschied von Hamburg und deren zurückbleibenden Verlobten: eine wohl situierte Arzttochter und ihr Hausmädchen. Beide Frauen stehen der Abreise der Männer gemeinsam mit 6000 Soldaten nach Swakopmund skeptisch gegenüber, lehnen sie v. a. aus persönlichen Gründen ab und warten über ein Jahr bangend auf die wohlbehaltene Rückkehr der Geliebten. Somit rücken die an sich passiven weiblichen Figuren, die sich den Entscheidungen der Männer widerspruchslos fügen, in den Fokus der Handlung. Ellen und Lene, zwei Frauen aus unterschiedlichen sozialen Schichten, die im selben Haushalt leben, werden von Ellens Vater, dem Leiter einer Privatklinik, sowie der resoluten Köchin und dem Hausmeister begleitet. Diese beiden komischen Figuren nehmen kein Blatt vor den Mund über den »leidige[n] Feldzug drüben«.³⁶

Der Klinikchef, der selbst gerne dem Abenteuerdrang nachgeben würde, ermutigt seinen künftigen Schwiegersohn: »Und Sie sollen mir des Kaisers jungen Soldaten

30 Theaterzettel »Es ist eine alte Geschichte ...«, 27.3.1911, Altonaer Stadttheater, SUB Hamburg, Theatersammlung, Theaterzettel (= Besetzungszettel, in: Zwischenact-Zeitung, Mikrofilme: Stadttheater u. Altonaer Stadttheater).

31 Peter Werth: Es ist eine alte Geschichte ... Schauspiel in 4 Akten, Berlin, Leipzig 1910; Inspektionsbuch Thalia-Theater, SUB Hamburg, Handschriftensammlung, Gbth/W, Thalia-Theater 3050.

32 Ebd. I/8, S. 26.

33 Ebd. II/2, S. 41.

34 Ebd. I/5, S. 14.

35 Ebd. II/4, S. 37.

36 Ebd. I/8, S. 30.

draußen kräftig zur Seite stehen und die Wunden heilen, die ihnen der schwarze Feind geschlagen hat.«³⁷ Für das Hausmädchen erscheint Afrika hingegen vielmehr gefährlich: »Wenn sie Dich auffressen, die Kaffern oder Dir sonst was Schreckliches antun?«,³⁸ versucht sie den Lazarettgehilfen vom »Abenteuer« in der Kolonie abzuhalten, auch weil sie die einheimischen Frauen als Bedrohung wahrnimmt: »Willst Du die schwarzen Frauen immer in Ruhe lassen? – Du – Du? Die färben ab Du – -«.³⁹ Daraufhin treten die jungen Männer in Schutztruppenuniform auf und stechen auf einem Woermann-Dampfer unter den Klängen des Deutschlandlieds in See.⁴⁰

Bemerkenswert an diesem Theatertext ist nicht nur die Thematisierung des Völkermords an den Herero und Nama als Rahmengeschichte für ein Gelegenheitsstück. Spannend ist vor allem die Hamburger Perspektive, die mit einigen Jahren Abstand erzählt wird und als Indiz für die Wirkmacht der feierlichen Truppenverabschiedungen im Hamburger Baakenhafen gedeutet werden kann, die Anfang des 20. Jahrhunderts im kulturellen Gedächtnis der Stadt verankert waren.⁴¹

Das Heiligengeistfeld als Ort der Inszenierung des Anderen

Ein wichtiger Erinnerungsort für Unterhaltung ist neben den hafennahen Unterhaltungsetablissemments das Heiligengeistfeld, das immer wieder auch die Imagination des Anderen beförderte und sinnlich erlebbar machte: Auf dem Hamburger Dom stellte Mitte des 19. Jahrhunderts das Unternehmen Hagenbeck Tiere aus; 1887 wurde Hagenbecks Internationaler Zirkus eröffnet;⁴² hier wurden Panoramen fremder Weltgegenden gezeigt, etwa 1897 eine mit lebenden Tieren bevölkerte Polarlandschaft von Hagenbeck.⁴³ Hier führten Impresarios Menschenschauen vor, und es konnten exotistische Fahrgeschäfte, Themenrestaurants und -lokale wie der exotistische »Restaurantspavillon« namens Jumbo besucht werden.⁴⁴ Die nachfolgende Darstellung einer

37 Ebd. I/8, S. 30.

38 Ebd. II/4, S. 38.

39 Ebd. II/4, S. 40.

40 Vgl. Werth: Es ist eine alte Geschichte, III/2, S. 61 f.

41 Siehe dazu den Beitrag zum Baakenhafen von Jan Kawlath in diesem Band.

42 Vgl. den Artikel zu Hagenbeck von Caroline Herfert in diesem Band.

43 Vgl. Lorenz Hagenbeck: *Animals Are My Life*, London 1956, S. 28.

44 Zum 1895 installierten Pavillon »Jumbo« vgl. Carl Thinius: *Damals in St. Pauli. Lust und Freude in der Vorstadt*, Hamburg 1975, S. 122: »Neben dem Hochsee-Panorama stand anlässlich der Ausstellung »Italien in Hamburg« das Prunkstück eines nachgebildeten Elefanten mit einem Restaurant im Bauch, der Küche im Kopf und Treppen in den Beinen. Das Restaurant »Jumbo« lockte besonders nach Sonnenuntergang staunende Besuchermassen an, denn elektrisch beleuchtete Fenster am Bauch des Riesen und glühende Augen im Kopf mit allerlei Bogenlampen rundherum waren damals wahre Wunder der Technik.« Vgl. dazu ferner das Aktenkonvolut im Hamburgischen Staatsarchiv: Hamburgisches Staatsarchiv, 311-2_I-III_1511 Errichtung eines Restaurantspavillons in Gestalt eines Elefanten auf dem Heiligengeistfeld, 1894-1895. Registratur, 29.1.1894 [fol.1]: »Schaustellung eines aus Eisen gebauten mit einem wirklichen Felle überzogenen Elefanten, [...] im Innern einen kleinen Concertraum mit Re-

(geplanten) Zirkusrevue aus den 1930er Jahren mag als Fallbeispiel für die Kontinuitäten und Brüche der Inszenierung des Anderen im Kontext von Kolonialrevisionismus im Nationalsozialismus dienen.

Zirkus Buschs »AFRIKA RUFT!« (geplant 1939)

Wie bereits vor dem Erwerb deutscher Kolonien Kolonialismus und Kolonialfantasien verhandelt wurden, finden sich auch nach 1919 kolonialrevisionistische Kontinuitäten in der Hamburger Theater- und Unterhaltungslandschaft, wie anhand rarer Quellen zum Circus Busch in Hamburg nachvollzogen werden kann.

Seit 1891, noch vor der Eröffnung des späteren Stammhauses in Berlin (1895), etablierte das Familienunternehmen Busch einen festen Sitz in St. Pauli. Jahrzehntlang bespielte der Zirkus, der vor allem für seine Manegeschaustücke bekannt und populär wurde, die Hansestadt. Mit Kolonialpropaganda fiel der Zirkus bereits im Kaiserreich auf: Im September 1904 produzierte Circus Busch in Berlin als Saisonpremiere die Zirkuspantomime »Südwestafrika«, die den Völkermord an den Herero und Nama groß in Szene setzte. Das kolonialpropagandistische Manege-Stück suggerierte ein Kräftemessen militärischer Gegner, aus dem die deutschen Truppen siegreich hervorgingen.⁴⁵ Es sollte nicht das letzte kolonialpolitische Agieren vonseiten des Circus bleiben.

Ein Aktenkonvolut im Hamburger Staatsarchiv aus den Jahren 1937–38 dokumentiert Bemühungen des Unternehmens unter der Leitung von Paula Busch um finanzielle Förderung und das Bestreben, mit einer kolonialrevisionistischen Zirkusrevue sein Bestehen zu sichern. Deutlich zeigt sich auch die Protektion und wohlwollende Unterstützung des Unternehmens durch die NS-Führungsriege in Hamburg.

Im September 1937 richtete Paula Buschs Mitarbeiter Adolf Steinmann eine Denkschrift samt Anhang »Das Circus Busch-Gebäude in Hamburg als Festspielhaus und Stätte für ein Kolonial-Propaganda-Schaustück«⁴⁶ an die Stadt Hamburg, in der er die Busch-Revuen als »hervorragende Propagandamittel« anpreist, denn »im historisch getreuen kostümlisch und dekorativen Rahmen aufgezogenen Schaustücke haben [...] in den Zeiten des Niederganges geholfen, den nationalen Charakter zu pflegen und lebendig zu erhalten«, sodass »der Gedanke eines grossangelegten kolonialen Schaustückes gewachsen und aktuell geworden« sei.⁴⁷

stauration [...] auf dem Heiligengeistfelde zwischen den beiden Panoramen. Für den Sommer d. J. ... vom 1 März bis 1 October«.

⁴⁵ Vgl. Sylke Kirschnick: *Manege frei! Die Kulturgeschichte des Zirkus*, Stuttgart 2012, S. 91–93.

⁴⁶ Staatsarchiv Hamburg, 135-1 I-IV_2079: Gesuche und Maßnahmen zur Erhaltung Zirkus Busch, Denkschrift betreffend die Schaffung eines Propaganda-Schaustückes für die Rückwerbung der ehemals deutschen Kolonien [zu Dok. 5]; Anlage: Das Circus Busch-Gebäude in Hamburg als Festspielhaus und Stätte für ein Kolonial-Propaganda-Schaustück. [5 S.]

⁴⁷ Ebd.: Das Circus Busch-Gebäude in Hamburg als Festspielhaus und Stätte für ein Kolonial-Propaganda-Schaustück, S. 3.

Steinmann brüstete sich mit früheren Propagandastücken, die er in den 1920er Jahren (für Sarrazini und Busch) verfasste, und skizziert den Inhalt des geplanten Propagandastücks mit dem Titel »AFRIKA RUFT! Deutschland braucht Kolonien. Ein Erinnerungsspiel«:

Der Inhalt des Werkes, das die Rückgewinnung unserer ehemaligen Kolonien propagieren soll, muss in einer zahlreichen Bilderfolge, revueartig die Entwicklung unserer Kolonialen Geschichte, von der Erwerbung Gross-Friedrichsburgs bis zu den letzten Ringen um verlorenes deutsches Land, unter Lettow-Vorbeck veranschaulichen.⁴⁸

Plastisch pries Steinmann seine Vision der szenischen Umsetzung an, eifrig, Circus Busch in den Dienst der Propaganda zu stellen.⁴⁹ Zum Abschluss der Denkschrift präsentierte Steinmann den Prolog der Pantomime, den er dem »Kolonialhelden von Wissmann«⁵⁰ in den Mund legte:

(von Wissmann tritt unter das tumultarisch bewegte Parlament:)

Verzeiht, Ihr Herr'n, ich störe
 Ich bin kein Federheld;
 ich focht' für Deutschlands Ehre,
 Wie einer auf der Welt.
 Ich lehrte Völker sagen
 Von Deutschlands starker Hand,
 Ich half die Fahne tragen
 Weit über Meer und Land [...]
 Der Weltkrieg hat zerrissen,
 Was meine Hand gebaut;
 Die Enkel sollen's wissen,
 Und sich es fordern laut.
 Wo deutsches Blut geronnen
 Im afrikan'schen Sand,
 Das sei zurück gewonnen
 Als heil'ges deutsches Land!
 Dann soll'n die alten Fahnen
 Durch ferne Meere zieh'n
 Und wieder Karawanen
 Durch Deutschlands Kolonien!⁵¹

⁴⁸ Ebd.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Ebd. Zu Hermann von Wissmann und dem Wissmann-Denkmal siehe den Beitrag von Melanie Boieck und Reginald Kirey in diesem Band.

⁵¹ Ebd., S. 4f.

Beigefügt ist eine grobe Zusammenstellung der geplanten Bilderfolge, die u. a. Bismarcks Entschluss zum Kolonienenerwerb (1884), die Besitznahme Kameruns (1884), oder »Deutsche Reiter in Süd-West. (Der Kampf um die Wasserstelle)« – wie der Völkermord an den Herero und Nama euphemistisch umschrieben wird – und den Verlust der Kolonien im Ersten Weltkrieg darstellt. Die Darlegung beendete er mit der Forderung, dass neben der Zirkusrevue »eine grosszügige Kolonial-Ausstellung«⁵² konzipiert werden sollte. »Hamburg, als [...] Wiege des deutsch-kolonialen Gedankens überhaupt«, argumentierte Steinmann glorifizierend, »wäre in erster Linie berufen, diese Propaganda ins Werk zu setzen und weiter zu tragen.«⁵³ Der zuständige Innensenator Alfred Richter setzte sich mit Nachdruck für die Unterstützung des Zirkus ein und überzeugte auch Gauleiter Karl Kaufmann in der Angelegenheit, sodass die Auf-
führung der zirkusischen Kolonialpropaganda im Rahmenprogramm der seinerzeit in Planung befindlichen Hafen- und Schifffahrtsausstellung in Hamburg 1939 anlässlich des 750. Hafengeburtstags in Erwägung gezogen wurde.

Die Ausstellung wurde letztlich nicht realisiert, aber diese geplante Inszenierung des Anderen im Propagandastück erscheint im Kontext der geplanten Ausstellung zum 750. Hafengeburtstag als Kippformel zur offensiven Selbstinszenierung Hamburgs als »Tor zur Welt« auf dem riesigen Ausstellungsgelände am Heiligengeistfeld. Zudem zeugen die gigantomanischen Ausstellungspläne, die Hamburg und seinen Hafen ins beste Licht rücken sollten, nicht nur von der Theatralität dieser »Gesamtinszenierung«, sondern auch vom hohen Stellenwert von Theater und Unterhaltung im Rahmenprogramm der Ausstellung.

Schluss

Die Auseinandersetzung mit Inszenierungen des Anderen wirft mitunter mehr Fragen auf, als auf Grund der derzeitigen Forschungs- und der schwierigen Quellenlage im Hinblick auf theaterhistorische Zeugnisse beantwortet werden können. Insbesondere die Recherche von Bildmaterial wie Kostümskizzen oder Bühnenbildern ist eine besondere Herausforderung, um mehr über die Inszenierung kolonialer Imaginationen herauszufinden. Doch wie die Beispiele verdeutlichen, lassen sich mittels erhaltener Quellen durchaus Rückschlüsse auf die Verbreitung, Qualität und Rezeption von Produktionen ziehen, die Hamburgs, Deutschlands und Europas koloniales Erbe thematisieren und somit die koloniale Begeisterung im Kaiserreich in Verschränkung mit Exotismus dokumentieren. Eine systematische Untersuchung theatraler Verhandlungen des Kolonialen, der Inszenierung des Anderen, der Rezeption dieser Aufführungen durch das zeitgenössische Publikum und die Analyse der Verbindungslinien zwischen metaphorischer Inszenierung und Bühnenproduktionen stehen erst am Anfang. Doch

52 Ebd., S. 5.

53 Ebd.: Denkschrift betreffend die Schaffung eines Propaganda-Schaustückes für die Rückerwerbung der ehemals deutschen Kolonien, S. 2.

bereits die ersten exemplarischen Tiefenbohrungen vermögen unschätzbar wertvolle Einblicke zu geben, nicht nur in Bezug auf Auswirkungen des Kolonialismus auf den kulturellen Bereich, d.h. wie rassistische Denkmuster selbstverständlicher Teil der Unterhaltungskultur waren, sondern auch umgekehrt: wie Theater und Unterhaltung dazu beitrugen, koloniale Haltungen zu verstärken und Selbst- und Fremdbilder zu formen.

Die Stadt spielt Hafen¹

Über das koloniale Erbe der HafenCity

TANIA MANCHENO

»Today, the nervous rhythm of the city and its cultural pulse are made up of an unrepentant commercialism that combines technology, capital, and speculation.«
Achille Mbembe 2004

Im Zuge der post-fordistischen Stadtplanung gewinnt der emotionale Bezug, der sich zwischen Bewohnerinnen und Bewohnern und ihrer Stadt bildet, an wirtschaftlicher und politischer Bedeutung. Die Stadt als »Marke«² und die Stadt als »Schauplatz des Terrors«³ sind nur zwei aktuelle Presseslogans, die den emotionalen Gehalt der Stadt wiedergeben. Beide Verbundenheiten – eine romantisierende und eine angstgeführte – wurden 2017 im Rahmen des Festivals »Theater der Welt« und des G-20-Gipfels in der HafenCity mobilisiert. Die emotionalen und transnationalen Kartographierungen der Stadt, die durch die Events kreiert wurden, erfüllten eine doppelte Funktion: Die Stadt wurde in Theaterbühne und Experimentierfeld einer Politik der (Un-)Sicherheit umgewandelt.

- 1 Im Rahmen des Festivals Theater der Welt (2017) organisierte das in Gründung befindliche Hafenmuseum Hamburg auf dem Foyer der Elbphilharmonie die kitschige Installation: »Die Welt spielt Hafen«. Der Titel meines Beitrags nimmt ironischen Bezug auf diesen Slogan.
- 2 Naomi Klein problematisiert die Vermarktung des Stadtbildes bereits in ihrem Buch No Logo. Taking Aim at the Brand Bullies, London 1999. Für Beiträge in der deutschen Stadtforschung siehe: Frank Eckardt: Die Stadt als Forschungsthema, in: Stadtforschung. Gegenstand und Methoden, Wiesbaden 2014, S. 13-37; Rolf Lindner: The *Gestalt* of the urban imaginary, in: Urban Mindscapes of Europe. European Studies 23, 2006, S. 35-42; Benno Gammerl und Rainer Herrn: Gefühlsräume – Raumgefühle Perspektiven auf die Verschränkung von emotionalen Praktiken und Topografien der Moderne, in: s u b \ u r b a n. Zeitschrift für kritische Stadtforschung, Einführung 3, H. 2, 2015, S. 7-22.
- 3 Siehe die Titel verschiedener Zeitungsartikel in der Wochenzeitung »Die Zeit«, welche die Stadt als ein *Topos* des Terrors und der Ängste wiedergeben: Matthias Krupa: Brüssel »Die verwundete Stadt«, in: Die Zeit, 23. März 2016, <http://www.zeit.de/politik/ausland/2016-03/bruessel-rue-de-la-loi-maelbeek-terror-anschlaege> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021); Samer Masouh, Abdol Rahman Omaren, Muhamad Abdi und Khalid al-Aboud: Terror in Berlin. Oh nein, mein Berlin!, in: Die Zeit, 23. Dezember 2016, <http://www.zeit.de/politik/ausland/2016-03/bruessel-rue-de-la-loi-maelbeek-terror-anschlaege> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021); Sascha Zastiral: Terror in London: Der Terror wird zum Alltag, in: Die Zeit, 9. Januar 2017, <http://www.zeit.de/politik/ausland/2017-06/terror-london-moschee-anschlag> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

Die emotionale Dimension zählt zu den ältesten Formen von Siedlungsansprüchen. Sie kreiert soziale Distanzen und leidenschaftliche Bezugspunkte, mit welchen wir uns in der Stadt bewegen und orientieren. Emotionale Bezugspunkte prägen stark die Erinnerungsformen von Bewohnenden und Besuchenden.⁴ Sie funktionieren zugleich als emotionale Leuchttürme, indem sie urbane Zonen des Vertrauens und des Misstrauens schaffen.⁵ Die Leuchttürme, die eine Stadt zum Symbol und zum Slogan erheben, resultieren aus einer Überlappung des gelebten Raumes und der selektiven Übertragung der Geschichte des Ortes.

Der *emotional turn* in der Stadtforschung suggeriert, dass, wie im Fall der Sprache, auch eine Stadt gelesen wird. Die *mental maps*, die aus einer Lektüre der Stadt entstehen, sind selektiv. Sie sind nicht objektiv, sondern transsubjektiv⁶ und *emotiv*. Sie hängen auch stark davon ab, wer sie herstellt, das bedeutet, wie der Mensch im Raum gelesen wird, der jene *mental maps* beschreibt.⁷

In meinem Beitrag setze ich mich mit dem emotionalen Gehalt und der ästhetischen Gestaltung der HafenCity auseinander, um die leidenschaftlichen Bezugspunkte zu untersuchen, die das neue bürgerliche Zentrum in Hamburg ausmachen. Wie porträtiert sich Hamburg durch die HafenCity gegenüber der Welt? Welche Sprache lässt sich in der urbanen Gestaltung des Stadtteils erkennen? Die HafenCity GmbH behauptet, ein kosmopolitisches und weltoffenes Flair vermitteln zu wollen:⁸ Auf welche Symbole greifen Stadtbehörden und die Verwaltungsinstanz HafenCity GmbH zurück, um einen solchen Wiedererkennungsanspruch zu implementieren? Eine kritisch-historische Lektüre der HafenCity als neues multikulturelles, gar kosmopolitisches Zentrum der Stadt soll hierdurch vermittelt werden.

Für die Analyse des größten Hafenprojektes in Europa⁹ gehe ich auf den *emotional turn* in der Stadtforschung ein, ohne dabei eine postkoloniale Lektüre des Stadtbildes zu vernachlässigen. Dabei beleuchte ich, dass die Stadtforschung die multikulturelle

4 Walter Benjamin: Paris. Die Hauptstadt des XIX. Jahrhunderts, in: Gesammelte Schriften, hg. von Rolf Tiedemann, Bd. 5, Frankfurt a.M. 1982, S. 45-59; Eckardt (Anm. 2); Lindner (Anm. 2), S. 35-42.

5 Mike Davis: Planet der Slums, Berlin 2011; Frantz Fanon: Algeria Unveiled, in: A Dying Colonialism, hg. von dems., New York 1965, S. 35-68; Grada Kilomba: Space Politics, in: Plantation Memories. Episodes of Everyday Racism, Münster 2016, S. 64-71; Tania Mancheno: Raum und Gewalt. Eine Geo-Ethnologische Analyse über die Pariser Banlieues. Arbeitspapier No. 2, 2011, Institut für Politikwissenschaft, Universität Hamburg, <https://www.wiso.uni-hamburg.de/fachbereich-sowi/professuren/jakobeit/forschung/akuf/archiv/arbeitspapiere/ap-banlieues-mancheno-2011-2.pdf> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

6 Lindner spricht von einem kulturell kodierten Raum (Anm. 2), S. 35.

7 Vgl. Kilomba (Anm. 5); Fanon (Anm. 5), S. 52.

8 Paraphrasiert nach eigener Marktdarstellung des Überseequartiers in der HafenCity aus der Broschüre betitelt »Wem die Welt zu eng wird – Der Duft der Freiheit«. Überseequartier Beteiligungs GmbH: Beaufort – Das Überseequartier-Magazin, Juni 2010. Die Broschüre ist nicht mehr erhältlich.

9 HafenCity Hamburg GmbH: Daten und Fakten zur HafenCity Hamburg, 2021, <https://www.hafencity.com/ueberblick/daten-fakten> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

und »postsoziale« Wende im Stadtverständnis¹⁰ zu voreilig mit einer zeitlich definierten post-rassistischen oder »post-Apartheid-Metropolis«¹¹ gleichsetzt. Eine Definition der Stadt als post-modernes Gebilde, das geschichtslos und vorgeplant in der Form einer urbanen Insel zu entstehen scheint, riskiert nicht nur, die dominanten Stadtnarrative (erneut) zu romantisieren und zu reproduzieren. Auch die historischen und semantischen Kontinuitäten in Verwaltung und Gestaltung des Stadtraumes bleiben dadurch unbeachtet.

Die HafenCity als Gedenkort zu fassen, bedeutet, nicht nur einen Stadtteil, sondern auch ein gesamtes stadtplanerisches Konzept als Erinnerungsort zu behandeln. Die Deutungen der Symbolik einer Stadt sind zwar stark von den Medien und dem Markt geprägt, jedoch bieten sie zugleich immer Möglichkeiten zur historischen Dekonstruktion an. Die Stadtsymbolik eröffnet Zugänge zu einer kritischen und transnationalen Geschichtsschreibung, indem sie weltweit lokale Sinnzuschreibungen überträgt.

Für die Beschreibung der emotionalen Landschaft der HafenCity wird die Bedeutung des Hafens für die Hamburger Identität und für den Lokalpatriotismus in der Form von *mental maps* kurz vorgestellt. Der Slogan »Tor zur Welt«¹² wird aus einer postkolonialen Perspektive diskutiert, indem er mit dem Begriff der »Plantagenmentalität«¹³ konfrontiert wird. Hierdurch wird das koloniale Erbe im imaginären Bild Hamburgs herausgearbeitet. Eine Skizze der Biographie des Raumes wird zu einer Kontextualisierung der kolonialen Nostalgie in der Gestalt der HafenCity als Werbeimage dienen. Diese Interpretation des Stadtraumes wird zugleich eine Auseinandersetzung mit dem deutschen Kolonialismus ermöglichen. Im letzten Abschnitt werden die HafenCity-Architektur und ihre Vermarktung als internationales Stadtteilprojekt diskutiert.

Die HafenCity: Wir fangen in der Zukunft an!

Die Zugänge und die Ein- und Absperrungen von Stadtzonen gestalten sichere und unsichere Raumerfahrungen. Sie basieren auf subjektiven Wahrnehmungen und re-

¹⁰ Eckardt (Anm. 2), 29.

¹¹ Achille Mbembe: Aesthetics of Superfluity, in: Public Culture 16, H. 3, 2004, S. 373-405.

¹² Vgl. Lars Amenda und Sonja Grünen: »Tor zur Welt«. Hamburg-Bilder und Hamburg-Werbung im 20. Jahrhundert, München, Hamburg 2008. Vgl. Ferner den Beitrag von Jürgen Zimmerer zum »Tor zur kolonialen Welt« in diesem Band.

¹³ In Anlehnung an Grada Kilombas' Analyse vom Raum und Rassismus in »Plantation Memories« (2016) schlug ich den Begriff der »Plantagenmentalität« in der Vorlesung »Das koloniale Erbe in der HafenCity« vor, welche im Rahmen der Vorlesungsreihe »Hamburg: Deutschlands Tor zur kolonialen Welt. Über den Umgang mit einem schwierigen Erbe« (Universität Hamburg, 2016) stattfand. Meine Vorlesung dient als Grundlage dieses Beitrages. Vgl. die Aufzeichnung der Vorlesung: <https://lecture2go.uni-hamburg.de/l2go/-/get/v/19620> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

alen Kontrollen der »Gebote« und »Verbote« im Stadtraum.¹⁴ Ein konkretes Beispiel hierfür bildet der hamburgische Hafen. Die Erfahrung des gelebten Raumes generieren verschiedene, gar entgegengesetzte *mental maps* des selben Gebietes: 50 Jahre zuvor für die Hafendarbeiter*innen vom Stadtleben abgekoppelte und kontrollierte Arbeitszone¹⁵ wird heute zum Vergnügungszentrum.

Das Gedächtnis der Stadt lässt sich anhand von subjektiven *mental maps* rekonstruieren. Die unterschiedlichen Texturen oder Imaginären¹⁶ des Stadtraumes und ihr emotionaler Gehalt sind allerdings nur lesbar für die Passant*innen, die sich mit der Biographie des Raumes auskennen. *Mental maps* sind nicht nur Abbildungen romantischer Narrative, welche die Wahrnehmung der Stadt durch ein literarisches »Geschick« prägen. Sie stellen auch eine Grundlage dafür dar, um Bewegungsalgorithmen zu entwickeln, die ganze Stadtteile in Experimentierfelder für neue Technologien der sozialen Kontrolle verwandeln können.¹⁷

In diesem Zusammenhang spielen die unerforschten *mental maps* der Polizei und privater Sicherheitsfirmen eine besondere Rolle. Überwachungssysteme entstehen aus einer Verbindung zwischen gesammelten Daten über Mobilität und subjektiver Wahrnehmungen durch die Kontrollinstanzen.¹⁸ Gerade in der HafenCity kommt es zu einer neuen Verwaltungsform der Sicherheit im öffentlichen Raum: Die Firma HafenCity Hamburg GmbH hat diese Aufgabe für den Stadtteil übernommen. Neben der präventiven Kontrolle erfüllt der Einsatz privater Sicherheitsfirmen auch eine ästhetische Funktion, indem sie die HafenCity frei von Graffiti, spontaner Musik, Versammlungen und urbanem Sport halten, und sie unterbinden. Bettelnde Menschen, die Teil der urbanen Landschaft Hamburgs geworden sind, werden auch von der HafenCity ferngehalten.

Die Pluralität von Stadtwahrnehmungen findet sich in ihrer Symbolik wieder. Als Komponente von *mental maps* sind die Symbole, die mit einer Stadt in Verbindung gebracht werden, wie Roland Barthes erklärt: »Zeichen« – eine Vertrautheit, die aus der Geschichte und dem Mythos stammt.¹⁹ Aufgrund der implizierten Behandlungen und Misshandlungen der Geschichte, welche die Raumwahrnehmung prägen, spricht Barthes von einem Kampf zwischen Wissen und Wahrnehmung des Stadt(-bildes), der in einem »Simulacrum« resultiert. Der Begriff Simulacrum, der das französische

14 Für eine Analyse von *Checkpoints* als Infrastruktur der kolonialen Besatzungsmacht siehe Fanon (Anm. 5).

15 Die erwähnten Hafenwahrnehmungen sind aus der Recherchearbeit für postkoloniale Stadtrundgänge in der HafenCity entstanden. Im Rahmen dessen interviewte Azada Hassany ehemalige Hafendarbeiter, die mit LKW's Teppiche aus Afghanistan in die Speicherstadt in den 70er Jahren transportierten.

16 Lindner beschreibt die Stadtplanung als einen Akt von »imagineering« (Anm. 2), S. 36.

17 Rianne Van Melik, Irina Van Aalst und Jan Van Weesep: Fear and Fantasy in the Public Domain. The Development of Secured and Themed Urban Space, in: *Journal of Urban Design* 12, 2007, H. 1, S. 25-42.

18 Ebd., S. 26.

19 Roland Barthes: *Der Eiffelturm*, Berlin 2015, S. 23.

poststrukturalistische Denken bezüglich der Raumanalyse stark geprägt hat,²⁰ steht vor allem für eine Wende im Zeitverständnis der Raumerfahrung, indem die Kategorien des physischen Raumes und des gelebten Raumes ineinanderfließen, so dass eine genaue Trennung zwischen Empfindung und Funktion des Raumes nicht erzeugt werden kann. Somit schlägt der Simulacrumsbegriff eine analytische Brücke zwischen der Stadtplanung und der Stadtsymbolik.

Im Fall Hamburgs steht die Figur des Schiffes als Symbol sowohl für das Stadtnarrativ als auch für die Vision der Metropole. Hamburg definiert sich als eine Stadt, in der Schiffe, Träume von Ferne und Stadt einander treffen. Mit der HafenCity bleibt sie ihrem seit 300 Jahren bestehenden Image einer europäischen Hafenstadt treu.

Die HafenCity entsteht seit den letzten 20 Jahren entlang des nördlichen Elbufer.²¹ Allerdings wird sie offiziell als südliches Gebiet der Stadt beschrieben.²² Dadurch wird das gesamte südliche Elbufer aus dem Stadtnarrativ verbannt. Es wird suggeriert, dass die HafenCity eine Art Ende der Stadt und eine Art Anfang der Welt jenseits des Stadtzentrums bildet: ein Stadtteil, geplant als urbaner Übergang zwischen einer bestimmten Form des Lokalen und des Globalen: der Übergang von der Hafenstadt als Lagerkomplex zur Stadt der Multiflächennutzung. Somit markiert sie auch den Übergang von der Stadt der Ingenieure zur Stadt des Konsums.

Zwischen dem Chilehaus und dem Columbus Haus entsteht seit 2001 die HafenCity: ein komplexes Nutzungskonzept für die Gesamtfläche von 157 ha des ehemaligen Hafen- und Industrieareals.²³ Der neue Stadtteil sieht zwar, anders als die Speicherstadt, Wohnraum vor, jedoch dient das Columbus Haus genau wie das Chilehaus als Bürogebäude für Kontore, Firmen und Aktiengesellschaften. Darüber hinaus zeigen das Cruise Terminal sowie das Luxushotel, dass der Stadtteil vor allem für Touristinnen und Touristen konzipiert wurde. Sie sind diejenigen, die Wiedererkennungsmomente im »internationalen« Stadtteil erleben sollen.²⁴

20 Marc Augé: *Non-Lieux. Introduction à une anthropologie de la surmodernité*, Lonrai 1992; Jean Baudrillard: *America*, London 1989; Manuel Castells: *Networks of Outrage and Hope. Social Movements in the Internet Age*, Cambridge 2012.

21 Das Projekt HafenCity wurde 1997 von der Stadt Hamburg ausgeschrieben. Der Gewinner des Bauwettbewerbs, Kees Christiaanse/ASTOC- 2000, wurde 1999 verkündet. Die erste Bauphase folgte 2001 und setzt sich bis 2030 fort. HafenCity Hamburg GmbH (Anm. 9).

22 Die Firma Überseequartier Beteiligungs GmbH (2007) beschreibt den Stadtteil folgendermaßen: »Im Süden schließt sich der Kreis urbaner Identität, erfüllt sich das Wechselspiel von Stadt und Strom. Ein Ort für Fernweh und maritime Träume. Hier stehen die Wahrzeichen des Überseequartiers wie Leuchttürme inmitten von Besuchern und Gästen aus aller Welt: Das Cruise Terminal/Hotel empfängt hier Passagiere der großen Ozean-Dampfer im Ambiente seiner fünf Sterne[...]. Willkommen im Überseequartier, willkommen im Herzen der HafenCity.« Überseequartier Beteiligungs GmbH: Überseequartier. HafenCity – Hamburg, Frankfurt a. M. 2007, S. 24.

23 HafenCity Hamburg GmbH (Anm. 9).

24 »Das Überseequartier lebt vom Wechselspiel aus Lebensfreude, Wohn- und Büro-Kultur sowie internationaler Spitzenarchitektur. Es lebt von wechselnden architektonischen Perspektiven ebenso wie von wechselnden Ein- und Ausblicken in die Welten von Leben und Erleben,

In der HafenCity dominiert der Tourist*innenblick den Blick der Stadtbewohnerin und des -bewohners. Die Emotionen, die aus der Distanz und dem Unwissen des Tourist*innenblickes zum Tanzen gebracht werden sollen, sorgen auch für eine neue Form des Konsums der Stadt. Dieser Logik zufolge wurde die Beschriftung des sogenannten Wohnquartiers so geplant, dass sie aus der Passagier*innenperspektive im Schiff gelesen werden kann.

Mit der HafenCity präsentiert sich Hamburg als Stadtteilkonzept und als »Tor zur Welt«. Dabei wird die Textur Hamburgs in der Form einer Ware, eines Images, vermarktet, die weltweit erkannt werden kann.²⁵ Das Simulacrum, welches daraus resultiert, erlaubt es der Stadtplanung, den Stadtteil als abgekoppelt von den älteren und entfernten Stadtzonen zu präsentieren. Entfremdet von der Stadtgeschichte ist die HafenCity metaphorisch frei von Zeit und Raum.

Errichtet für die, die gekommen sind, »um zu gehen«, behauptet die HafenCity ein urbanes Projekt zu sein, wodurch die Stadt erneut imaginiert wird. Jedoch sind die hierfür zu Grunde gelegte Stadtplanung und Hafenarchitektur keineswegs einzigartig. Das Stadtbild, welches aus der Ferne des Schiffes entziffert wird, artikuliert eine Stadtplanung, die sich bereits Ende des letzten Jahrhunderts als Grundlage für die postmoderne, auch »postsozial«²⁶ genannte Stadt durchgesetzt hat. Die zukunftsorientierte HafenCity ist kein stadtplanerisches Konzept sui generis, sondern eine Marketingstrategie, die eine vertraute und zeitlich begrenzte Identifizierung des Ortes ermöglichen soll. Die Stadtplanung sowie die Namen öffentlicher Plätze und Straßen im neusten Stadtteil Hamburgs kommunizieren eine bekannte Grammatik.

Die Internationalität, welche im Stadtraum spürbar sein soll, fängt nicht in der Zukunft an. Vielmehr gibt der Stadtteil eine gewaltvolle Weltvorstellung wieder: In der HafenCity führt der Überseeboulevard zur Überseeallee hin. Letztere streckt sich als Grenze der HafenCity die Elbe entlang und verbindet dabei die zwei neuen Stadtteileuchttürme der Kunst und der Wissenschaft: die Elbphilharmonie (über den Kaiserkai) und die HafenCity Universität. Die romantisierte Beschreibung, mit der für den Stadtteil geworben wird,²⁷ erlaubt einen Vergleich zwischen der HafenCity und der Funktion der Kolonialarchitektur zu ziehen.

Bereits in der Planung des enteigneten Landes in den Kolonien kam es zu Multinutzungskonzepten, in denen neben den Plantagen das Wohnen von europäischen

Konsum und Genuss, Business und Erfolg. Von Nähe und Weite. Von Wasser und Land. Wie das Kommen und Gehen der Gezeiten entfaltet sich hier urbane Bewegung, fließen Hafen und Stadt ineinander.« Überseequartier Beteiligungs GmbH (Anm. 22), S. 23.

25 Lindner (Anm. 2), S. 36.

26 Eckardt (Anm. 2), S. 29.

27 »Der pulsierende Überseeboulevard durchzieht das Herz der HafenCity von Norden nach Süden und geleitet zur Elbe. Das Spiel der Materialien verbindet sich mit geschäftigem Treiben auf sonnenverwöhnten Plätzen im Freien zu einem harmonischen Gesamtbild, das Lust macht auf mehr. Auf noch mehr Lebensfreude, noch mehr Internationalität, noch mehr Reize für die Sinne. Das Überseequartier lässt keine Wünsche offen.« Überseequartier Beteiligungs GmbH (Anm. 22), S. 23.

Kolonialsiedler*innen sorgfältig konzipiert wurde. Die Kolonialarchitektur diente zur Segregation der Weißen von den Nicht-Weißen und Schwarzen, lokalen Bevölkerungsgruppen,²⁸ und gleichzeitig materialisierte sie die Überlegenheit der Kolonialakteure.²⁹

In dem urbanen Projekt, welches die Wahrnehmung des Stadtteils als »Tor zur Welt« zu erzeugen sucht, ist es kolonialkohärent, dass der Wohnraum »im Herzen der HafenCity« den Namen Überseequartier trägt. Die geschmacklose Wiederbelebung von kolonialen Begriffen für die Stadtplanung ist mit einer Zelebrierung der Kolonialzeit gleichzusetzen: Der Begriff »Übersee«, welcher auf die religiöse Kartographierung der Welt des Augustinus zurückgeht, teilt die Welt in ein christliches Europa (Diesseits) und einen kolonisierbaren Rest (Jenseits oder Übersee).³⁰ Diese koloniale Semantik knüpft kritiklos an den von der HafenCity



Elbphilharmonie

28 Fanon (Anm. 5), S. 50 f.; Kilomba (Anm. 5), S. 66.

29 Für eine kritische Auseinandersetzung mit deutschen Kolonialbauten in Tansania, Kamerun und Namibia siehe die Interviewreihe: #Repr/Esentationen (2018 bis 2020), die ich im Rahmen der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die frühe Globalisierung« mit lokalen Gesprächspartnerinnen und -partnern führte. Verfügbar unter: <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/category/podcast/repraesentationen/> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

30 Das *imago mundi*, welche in der HafenCity mit der Überseeallee wiedergegeben wird, ist ein fiktives und eurozentrisches Abbild der Welt. Augustinus' schematische T-Karte setzt Afrika (Ägypten), Asien (China) und Europa in ein räumliches asymmetrisches Verhältnis zueinander. Die religiösen Karten dienen vor allem dazu, »die nicht-Existenz des Nordens als lokalisierbarer Raum zu artikulieren«. Für eine Analyse der mittelalterlichen »Topographia Christiana«, die »zum Grundmodell der abendländischen Kartographie« gilt, siehe: David Fraesdorff: Der barbarische Norden. Vorstellungen und Fremdkategorien bei Rimbart, Thietmar von Merseburg, Adam von Bremen und Helmold von Bosau, Berlin 2005, S. 117.

GmbH verwendeten Werbeslogan »Wohnen für Pioniere« an und setzt sich in der Benennung von öffentlichen Plätzen nach Kolonialakteuren wie Marco Polo, Ferdinand Magellan und Amerigo Vespucci fort.³¹

»Übersee«, »Fernweh« und »Pioniere« sind traditionelle Komponenten von Hamburgs Narrativen. Diese Begriffe, die in der HafenCity als Teil einer kosmopolitischen urbanen Landschaft und gleichzeitig als Erinnerungsorte³² Verwendung finden, dienen auch als Orientierungspunkte in der Landschaft der Rassismusgeschichte. Ein deutliches Beispiel für das rassifizierte Gedächtnis der Stadt sind die asymmetrischen Erinnerungsformen, die in der weiteren Benennung suggeriert werden: So steht in der HafenCity der Würdigung von Kolonialakteuren eine geographische Erinnerung an die Orte der deutschen Kolonialpräsenz gegenüber, wie beispielsweise die kleine León-Brücke (die Hafenstadt Nicaraguas³³) und der Dar-es-Salaam-Platz (die Hafenstadt Tansanias³⁴), die ins Maritime Museum führen.

Das neue Image Hamburgs ist tief in den kolonialen Kommunikationswegen verankert, welche diese Stadt zu einer der reichsten Städte Europas machten.³⁵ Doch gerade durch die Verneinung der Gewalt in der Kolonialgeschichte wird die HafenCity als Insel kreiert. Eine Insel, die den europäischen Kolonialismus als lokales und globales Erbe romantisiert. Das Simulacrum der Stadt, wodurch der urbane Raum aus der Perspektive des Schiffes geplant und erfahren wird, ist gleichzeitig das historische Simulacrum einer kolonialen Amnesie,³⁶ die es erlaubt, die Gewalt des Kolonialismus in eine koloniale Nostalgie zu verwandeln.

31 2005 wurde auf Plakaten im öffentlichen Raum unter diesem Slogan für die Investition im Wohnquartier »Dalmannkai« beworben. Auch der Begriff »Pioniergeist« wird in einigen Meldungen der HafenCity verwendet. Überseequartier Beteiligungs GmbH (Anm. 22), S. 40. Für eine weitere Diskussion des Überseebegriffes siehe auch mein Gespräch mit Jürgen Zimmerer im Rahmen der Reihe #Stadtgespräche zur »De/Colonial Hamburg« organisiert bei der Stadtkuratorin Hamburg 2015. Verfügbar unter: https://stadtkuratorin-hamburg.de/en/documentations/stadtgespraech_3/ (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

32 Jürgen Zimmerer: Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von deMs., Frankfurt a. M. 2013, S. 9–38.

33 Für einen historischen Abriss der deutschen privilegierten Migrations- und Siedlungsgeschichte in Managua siehe: Göetz von Houwald: Los Alemanes en Nicaragua, Managua 1975.

34 Für eine Beschreibung der deutschen Nachbarschaften in Dar es Salaam vgl. mein Interview mit Oswald Masebo für die Interviewreihe#Nachwort. Verfügbar unter: <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/2016/12/08/7-nachwort-prof-dr-oswald-masebo-postcolonial-memory-a-shared-legacy-tanzania-germany/> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

35 Jürgen Zimmerer: Expansion und Herrschaft. Geschichte des europäischen und deutschen Kolonialismus, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 44–45, 2012, S. 10–16.

36 Zum Begriff der kolonialen Amnesie siehe: Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von deMs., Frankfurt a. M. 2013, S. 5–33; hier S. 5.

Die Stadt, ein Denkmal

In Zeiten der Beschleunigung gewinnen Denkmäler, und die implizierte Pause in dem Denken der Passant*innen, erneut an Bedeutung. Sie sind konstitutiv für die Analyse von emotionalen Landschaften.³⁷ Gerade aufgrund der Bedeutungsüberlappungen, die ein Denkmal ausmachen, bekommt ein Bau in der Regel erst Jahre nach seiner Fertigstellung den Denkmalstitel.

Die Speicherstadt, die für die Lagerung von Kolonialgütern vor 140 Jahren errichtet wurde, bekam 2016 den UNESCO-Weltkulturerbe-Titel. Somit wurde ein ganzer Stadtteil zum weltweiten Denkmal. Kein geringerer internationaler Ruf wird mit der HafenCity angestrebt. Als Zielsetzungen für das neue Stadtzentrum gilt, ein »neues Stück Stadt am Wasser städtebaulich-architektonisch, nutzungs- und identitätsbezogen, aber auch emotional neu zu schaffen«.³⁸ Die HafenCity verwandelt die moderne differenzierte Stadt in eine Stadt des Konsums und der Vergnügung.

Die Revitalisierung der Speicherinfrastruktur definiert die HafenCity als Ort der Epochenverschmelzung.³⁹ Der Übergang wird durch urbane »Milieugeber«⁴⁰ gestaltet, und der Eindruck von Kontinuität wird über die Ästhetik hergestellt: Die Speicherstadt ist in Farbe und Linearität in der HafenCity entzifferbar. Die fordistischen Backsteinfassaden werden durch Glasfassaden ergänzt, die in unserer Zeit die architektonische Metapher für Transparenz und Eleganz bilden. Die Überseequartier Beteiligungs GmbH (2007) beschreibt die neue Zeitlichkeit als »Spannung«. In diesem Stadtteil deutet die Poetik des Raumes seine Biographie um: »Leben am Berührungspunkt von Geschichte und Gegenwart. Ein Hauch aus vergangener Zeit weht mit dem Wind herüber. Die Rufe der Kaufleute, das Knarren der Seilwinden beim Transport der Kaffeesäcke. *Java, Pacamara, Arabica*. Der schwere Duft der frischen Bohnen. Ferne Länder, weite Meere.«⁴¹

Die HafenCity präsentiert die Spuren des europäischen Kolonialismus als touristisches Image. Nach Plantagen benannt, die aus der ganzen Welt Profit für Ham-

37 Siehe die Podcastreihe: »Was bedeutet Hamburg für Dich?«, welche von mir im Rahmen der HOOU für die o.g. Forschungsstelle 2016 konzipiert wurde. Verfügbar unter: <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/was-bedeutet-hamburg-fuer-dich/> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021). Siehe auch die akustische Kartographie: How-to-hear-the-invisible.org (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021). Beide Audioprojekte haben als Schwerpunkt die koloniale Vergangenheit und Gegenwart Hamburgs und sind durch Interviews mit lokalen Akteurinnen und Akteuren im Bereich der Dekolonialisierung des Stadtraumes entstanden.

38 HafenCity Hamburg GmbH: Das Projekt HafenCity, o.J., <https://www.hafencity.com/ueberblick/ueber-die-hafencity?set=contrast> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

39 »Die Vergangenheit des Überseequartiers ist der Ausgangspunkt für seine Zukunft. Geschichte lässt sich nicht künstlich erzeugen, doch man kann von ihr lernen. Das Überseequartier entsteht als Herzstück der HafenCity, als ein neues Stück Hamburg. Doch in seinen Merkmalen, in den Grundrissen, Formen und Materialien ist die Stimme der Historie zu vernehmen.« Überseequartier Beteiligungs GmbH (Anm. 22), S. 11.

40 HafenCity Hamburg GmbH (Anm. 38).

41 Überseequartier Beteiligungs GmbH (Anm. 2), S. 46.



Installation: »Die Welt spielt Hafen«, die vom kommenden Hafenmuseum Hamburg auf dem Foyer der Elbphilharmonie im Rahmen des Festivals »Theater der Welt« im Jahr 2017 organisierte wurde.

burg brachten, bilden die Gebäude im Herzen des Stadtteiles weitere koloniale Erinnerungslandschaften: *Java*, *Ceylon* sind nicht nur Kolonialwaren, sondern auch geographische Namen von Orten, die in Monoplantagen für Produkte des europäischen Konsums transformiert wurden.

Im Konzept und in der Benennungswahl der urbanen »horizontale[n] und vertikale[n] Nutzungsmischung«⁴² im Überseequartier ist eine Plantagenmentalität erkennbar, die eine koloniale Nostalgie artikuliert. Die HafenCity bedient sich der Kolonialgeschichte, um sie dann als internationales Orientierungsschema in der Stadt umzuschreiben. Dabei gerät außer Acht, dass die Produktion von Kolonialgütern die rassistische globale Arbeitsteilung voraussetzte. Der wirtschaftliche Profit, der aus den Plantagen für Europa erzeugt wurde, hing in erster Linie von der Institution der Versklavung ab. Jedoch

wird an die versklavten Menschen in der HafenCity nicht erinnert.

Die Umdeutung des Hafens, die von Klinkersteinen hin zu Glasfassaden erschaffen und kommuniziert wird, ist die vernakuläre Sprache des Rassismus. Der *emotional turn* in der HafenCity lässt die Kolonialamnesie erkennen, welche die eurozentrische Geschichte in postmodernen Zeiten immer noch charakterisiert.⁴³ In diesem Zusammenhang bildet die HafenCity zeitlich beschrieben den Übergang von der kolonialen zur postkolonialen Stadt. Die urbane Umdeutung wird besonders durch zwei neue Stadtsymbole repräsentiert, die nachfolgend separat diskutiert werden.

42 HafenCity Hamburg GmbH: Städtebau, o. J., <https://www.hafencity.com/stadtentwicklung/staedtebau> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

43 So beschrieb die Überseequartier Beteiligungs GmbH die geschaffene Atmosphäre wie folgt: »Im Überseequartier sind die Einflüsse des weltweiten Handels bis heute lebendig. Nicht zuletzt die Namen der Häuser verweisen auf den Umschlagplatz von Waren aus aller Welt: Zimt, Kaffee, Tee, Kakao, Tabak, Leinen, Seide, Pfeffer und viele andere Güter trafen aus Afrika, Asien, Nord- und Südamerika ein, wurden hier von den Schiffen gelöscht und eingelagert. Ebenso exotisch wie die Heimatorte der Frachter waren die Klänge und Gerüche, die Sprachen und Gebräuche, die sich an den Kais und in den Lagerhäusern zu einer unvergleichlichen Melange verbanden. Eine Atmosphäre, die das Überseequartier neu komponiert und in die Gegenwart übersetzt.« Überseequartier Beteiligungs GmbH (Anm. 8).

Das Columbus Haus, phallisches Symbol des (Post-/)Kolonialismus

Kolumbus wurde bereits 1903 in der Stadt mit der Errichtung seiner ponierten Skulptur auf dem Zollkanal, neben Vasco da Gamas, verehrt. Damals wurden beide Kolonialverbrecher als irdische heilige Beschützer des Einganges in den größten Lagerhauskomplex Europas – die Speicherstadt – platziert. Auch heute markiert die Erinnerung an die Weiße Männlichkeit Kolumbus' in der Form des Columbus Hauses den Eingang in die HafenCity.

Gebaut an der Kehrwiederspitzze, wurde das Bürogebäude 2002 von den deutschen Architekten Hofmann & Tiedemann fertiggestellt. Somit war es sichtbar, lange bevor sich die HafenCity als zentraler Stadtteil erfahren ließ. Kolumbus' phallogozentrisches Symbol wird auch Hanseatic Trade Center Tower genannt. Wie Barthes erklärt, ist »in der großen Flut der Symbole [...] der Phallus ohne Zweifel seine einfachste Figur«. ⁴⁴

Der Name Kolumbus wird in der Beschriftung des Columbus Hauses internationalisiert. Die lateinische und englische Schreibweise seines Namens mit »C« anstatt des deutschen »K« steht neben dem deutschen Begriff »Haus«. In diesem minimalen Umbenennungsakt kommt der postkoloniale Charakter der HafenCity deutlich zum Ausdruck: Die Persönlichkeit des *Colón*ialismus wird in einer postkolonialen Geschichtsschreibung wiedergegeben und als kosmopolitisches Zeichen umgedeutet. Auch in dieser neuen Erinnerungsform ist »die Ehrung einer Person« mit der »Entwürdigung von Millionen« gleichzusetzen. ⁴⁵

Von New York bis Hamburg im öffentlichen Raum erinnert und geehrt, ist Kolumbus ein noch heutiges Symbol der europäischen und Weißen Kolonialmacht. Der in Kolumbus umbenannte Cristoforo Colombo bildet das erste europäische Gesicht, da er den Beginn des europäischen Kolonialexpansionismus verkörpert. ⁴⁶ Wie an Jesus wird an Kolumbus als eine menschlich-heilige Figur erinnert, deren Leben das Zeitverständnis global beeinflusste: So wird die Geschichte in vor und nach Kolumbus eingeteilt. Jedoch steht Kolumbus gleichzeitig für gewaltvolle Umbenennung und für die Kartierung der Welt nach europäischer Desorientierung: Der Ort, wo er zu landen dachte (Indien), wurde wichtiger als der damalige Name *Abya Yala*, wo er tatsächlich ankam. Die eurozentrische Geschichtsschreibung setzt die Ankunft von Kolumbus als die Eingliederung der »Neuen Welt« in die globale Geschichte voraus. Er ist Symbol der Aberkennung der Weltgeschichte jenseits des christlichen Europas.

⁴⁴ Barthes (Anm. 19), S. 61.

⁴⁵ Ginie Bekoe: Stadtbild (post?)kolonial, in: Ein Gedächtnis der Stadt. Nach Frauen und Männern benannte Straßen, Plätze und Brücken in Hamburg, hg. von Rita Bake, Hamburg 2015, S. 144 f.

⁴⁶ Tania Mancheno: All Change, Please! Über die Un-/Möglichkeiten der Dekolonialisierung des öffentlichen Raumes in Hamburg, in: ZAG, Anti-Rassistische-Zeitschrift 70, 2015, S. 25-27.

Von Kakaobohnen zur klassischen Musik. Die Umdeutung des Hafens

Der Umbau des Hafens und der Speicherinfrastruktur hin zu einer urbanen Funktion findet sich exemplarisch im Fall der Elbphilharmonie wieder. Gebaut an der westlichen Spitze der Elbinsel Grasbrook auf dem Lagerhaus Speicher A, bildet die Elbphilharmonie den neuen Tempel der Hochkultur. Die Elbphilharmonie gibt Hamburg ein neues Image für seine weltweite Vermarktung, die aber eine Fortsetzung der emotiven Assoziation von Schiffen als das Symbol von Hamburg vorsieht.

Die Raumerfahrung in der Elbphilharmonie suggeriert ein Simulacrum vom urbanen Raum in der Form eines Schiffes. Im Simulacrum wird die Biographie des Raumes erneut erschaffen, indem die Erfahrung des Realen durch eine virtuelle Raumerfahrung ergänzt, gar ersetzt wird.⁴⁷ Wie den Weg hin zu der Spitze des Schiffes, kann die Elbphilharmonie nur durch eine Art Aufnahmerritus bestiegen werden. Hier wird die Stadt zum Spektakel.

Die Eröffnung der Elbphilharmonie wurde mit dem Satz »Zum Raum wird hier die Zeit« gefeiert. Allerdings stellten die Architekten Herzog & de Meuron den Konzertsaal zwischen Lagerhaus und »gläsernen Wellen« 2016, sieben Jahre später als geplant, fertig. Die vorausgesehenen Kosten von Planung und Bau verdreifachten sich und erreichen die beeindruckende Summe von 789 Millionen Euro.⁴⁸

Das Fundament für den Musiksaal ist nur verkürzt als Kakaobunker beschrieben. Auch Tee, Kaffee und Tabak wurden hier gelagert.⁴⁹ Die 19.000 Quadratmeter große Fläche wurde als zweitwichtigste Behausung von Kolonialgütern in der Stadt geplant. Nach seiner Fertigstellung 1963 stand er allerdings zum größten Teil leer, da die Logistik des Containers seine Funktion übernahm. Jedoch geht die Raumgeschichte noch weiter zurück: Bereits im Jahr 1875 stand auf der Spitze des Kaiserhöfts der Kaiserspeicher. Dieser wurde im Zuge des Hafenausbaus und der Errichtung der Speicherstadt gebaut und 1892 durch ein Feuer beschädigt. Der Speicherkern wurde für den Bau der Elbphilharmonie komplett entleert, um Raum für Parkplätze zu schaffen.

Alle drei Infrastrukturprojekte, der Kaiserspeicher, der Kakaobunker und die Elbphilharmonie, avancierten in ihrer jeweiligen Zeit zu Wahrzeichen Hamburgs. Heutzutage profitiert der touristische Ort von der Raumgeschichte des Lagerhauses, welche unmittelbar in der Geschichte des kolonialen Schiffes eingeschrieben ist. Die Geschichte des Lagerhauses erzählt nicht nur von der kolonialen Entstehung der Logistik, sondern hebt den historischen Zusammenhang zwischen Kultur und (post-)kolonialen (Neo-)Extraktivismus hervor. Somit dient das koloniale Stadtbildsymbol des Speichers als Grundlage für das Symbol der postkolonialen Stadt.

47 Van Melik et. al sprechen in diesem Zusammenhang von einer »Disneyfication« der Stadt (Anm. 17), S. 28.

48 Joachim Hagen: Das Konzerthaus, das nichts kosten sollte, in: NDR Info, 1.1.2017, <https://web.archive.org/web/20170217053007/http://www.ndr.de/kultur/elbphilharmonie/Elbphilharmonie-,elbphilharmonie2354.html> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

49 Vgl. den Beitrag von Florian Wagner zur »Speicherstadt« in diesem Band.

Die Elbphilharmonie ist das Symbol des Bedeutungswandels vom Freihafen hin zum Konzept der HafenCity. Wie die Biographie dieses Ortes jedoch verdeutlicht, wird dadurch die historische und analytische Verbindung zwischen postmodernen Räumen der Vergnügung und der Kolonialinstitutionen in der Form des Versklavtenschiffes und der Plantage nicht aufgehoben, sondern weiterhin verschwiegen.

Schlussbemerkungen

Eine Rekonstruktion der neuen Erinnerungslandschaften in der HafenCity erlaubt es, die Biographie des Ortes als kolonial zu charakterisieren. Das in die Zukunft gewandte Narrativ Hamburgs ist authentisch kolonial. Es evoziert nostalgisch an »sonnenverwöhnten Plätzen«, ohne die Menschen der Sonne zu würdigen. Die zahlreichen Stadtsymbole, die eine koloniale Weltwahrnehmung abbilden und wiedergeben, gehören zu einer Kartographierung der Welt und einer Aufteilung der Menschheit, die im Rassismus resultieren. Die Planung der HafenCity ist verankert in dieser Aura, Textur und Image, die Hamburg historisch als Ort und Name in der Welt positionierten und als deutsche Metropole konstituierten.

Der Kolumbusblick und die kolonialen Infrastrukturen, in deren Folge Amerika, Afrika und Asien als Plantagen und nicht als Räume des Lebens von Menschen kartographiert wurden, stellen die emotionalen Bezugspunkte für die Orientierung in der HafenCity her. In der HafenCity findet eine Vermarktung des Stadtlebens und der kolonialen Welt(-vorstellung) statt. Die neuen Stadtsymbole machen diese Textur sichtbar und erlauben, sie historisch zu hinterfragen. Anders ausgedrückt: Die Gedenkorte, welche die neuen Zeichen in der Skyline Hamburgs konstituieren, zeigen, dass für die Deutung ihrer Identität ein Bezug auf ältere Stadtsymbole und bekannte Narrative unausweichlich ist.

Im Übergang von der Kolonialstadt hin zur postkolonialen Stadt, wurde die Statue Germanias an der Kornhausbrücke durch die Statue Europas ersetzt.⁵⁰ Im Zuge dieser stadtplanerischen Transformation wird ein Gebäude zur Lagerung von Kolonialgütern in ein Haus der Hochkultur umgewidmet. Die Elbphilharmonie ist Symbol des postmodernen unkritischen Umgangs mit der Geschichte des Kolonialismus. Zusammen mit dem Columbus Haus bildet sie einen emotionalen Leuchtturm im postkolonialen Stadtbild.

Heutzutage sind in der HafenCity noch einige namenlosen Plätze verfügbar. Die kommende Taufwelle wird zeigen, ob die Kritik am tief kolonialen Imaginäre der Stadt, die bisher vermittelt wird, angekommen ist. Die jüngste Benennung des Vespucci-Platzes im Jahr der Veröffentlichung dieses Sammelbandes jedoch zeigt, dass die Stadt Hamburg trotz der Proteste seitens der Zivilgesellschaft die Plantagenmentalität in der

⁵⁰ Christian Lorenz: 125 Jahre Speicherstadt. Als der Kaiser nach Hamburg kam, in: Spiegel Online, 25.10.2013, <https://www.spiegel.de/geschichte/einweihung-der-hamburger-speicher-stadt-1888-durch-kaiser-wilhelm-ii-a-951288.html> (zuletzt aufgerufen am 22.6.2021).

HafenCity fortsetzt. In der Erschaffung von neuen öffentlichen Räumen und Plätzen, die nach europäischen und männlichen Kolonialrassen benannt sind und die »neue« Orientierungspunkte im Gedächtnis der Stadt bilden sollen, wird die Tugend der Weltoffenheit mit dem Narrativ der Weißen Überlegenheit erneut verwechselt.

V. Die Welt in Hamburg – Hamburg in der Welt

Eine afrikanische Entdeckung Hamburgs

Die interkulturellen Reisen Heinrich Barths und seiner Expeditionsdiener in Afrika und Europa

STEPHANIE ZEHNLE UND SARAH BENNEH-OBERSCHEWEN

In Hamburg erinnert heute die Heinrich-Barth-Straße an den berühmten Forschungsreisenden dieses Namens, der 1821 in der Hansestadt geboren wurde und dort aufwuchs. Die relativ kurze Gasse hinter der Universität trägt den Namen Barths seit 1899. Erst 34 Jahre nach seinem Tod und unter den Voraussetzungen des kolonialen Engagements des Deutschen Kaiserreiches wurde ihm diese Ehre zuteil, obwohl er selbst keine dezidiert kolonialen Bestrebungen gezeigt hatte und ohnehin in britischen Diensten gereist war. Nachdem Heinrich Barth Nordafrika, die Sahara und Westafrika als Teilnehmer einer Expeditionsgruppe fast sechs Jahre lang bereist hatte, lehrte der Geograph an der Universität in Berlin, wo er nach seinem Tod im Jahr 1865 auch bestattet wurde.¹ In Timbuktu (Mali) und Agadez (Niger) existieren mehr oder weniger zugängliche Museen in den Häusern, die der Forscher Mitte des 19. Jahrhunderts bewohnte. Noch unbekannter als diese Erinnerungsorte ist jedoch ein Gemälde, das 2004 im Magazin des Hamburger Museum am Rothenbaum, Kulturen und Künste der Welt (MARKK), dem ehemaligen Museum für Völkerkunde,² nur wenige hundert Meter von der Heinrich-Barth-Straße entfernt, gerade nicht den Afrikareisenden Barth zeigt, sondern seine zwei jungen Reisebegleiter aus Westafrika in seinem Hamburger Elternhaus am Hopfenmarkt. Die Jugendlichen, die hier in osmanischer Kleidung abgebildet sind, waren afrikanische Sklaven gewesen, bevor sie zur europäischen Forschungsgruppe von Barth als Diener stießen. Abbega (l.) und Dorugu (r.) begleiteten die europäischen Arbeitgeber nicht nur quer durch Sahel und Sahara, sondern reisten zusammen mit Heinrich Barth, dem einzig überlebenden Forscher der Expedition, zurück nach Europa. Dort verbrachten sie im Herbst 1855 einige Wochen bei Barths Familie in Hamburg, bei seinen akademischen Kollegen in Gotha sowie in

1 Das dortige Grab wurde von der Heinrich-Barth-Gesellschaft zu seinem 150. Todestag 2015 neugestaltet.

2 Siehe von Achim von Oppen: »The painting and the pen. Approaches to Heinrich Barth and his African heritage«, in: Heinrich Barth et l'Afrique, hg. von Mamadou Diawara, Paulo Fernando de Moraes Farias und Gerd Spittler, Köln 2006, S. 105-135; hier S. 128 (Fußnote 46). Das Museum konnte das Gemälde in seinen Beständen im Juni 2017 leider nicht lokalisieren. Laut Winckler war es zuletzt wegen Umbauarbeiten nicht zugänglich; siehe Julia Winckler: »Regards Croisés. James Henry Dorugus Bericht über seine Reise nach Europa«, in: Heinrich Barth Kurier 2, 2015, S. 11-34; hier S. 31 (Fußnote 13). Vgl. auch den Beitrag von Myriam Gröpl zum Museum für Völkerkunde Hamburg in diesem Band.



Seit 1899 erinnert in Hamburg die Heinrich-Barth-Straße an den Wissenschaftler

Berlin, wo Abbega Heinrich Barth sogar zu einer Audienz beim Preußischen König Wilhelm (späterer Kaiser Wilhelm I.) begleitete.³

Um etwas über die Geschichte dieses außergewöhnlichen Doppelporraits zu erfahren, lohnt aber nicht nur die Lektüre von Barths Schriften und Archivalien,⁴ sondern auch ein Blick in die (Auto-)Biographie Dorugus:⁵ Zwar wurden die beiden Jungen in Barths Elternhaus von einem Schneider und einem Schuhmacher neu eingekleidet, um nach Einschätzung Dorugus gegen das kalte Wetter in Deutschland gerüstet zu sein. Dennoch ließ Barth die Jungen für das zunächst nur gezeichnete Portrait, das später als Holzschnitt von Barth selbst publiziert wurde, ihre weiten Gewänder tragen, die er oder seine europäischen Reisekollegen ihnen während der Reise durch Westafrika gekauft hatten⁶ – wohl um beide im orientalistischen Stil als »Exoten« darzustellen.⁷

3 James Frederick Schön: *Magana Hausa. Native Literature or Proverbs, Tales, Fables and Historical Fragments in the Hausa Language*, London 1885, S. 108.

4 Im Hamburger Staatsarchiv werden heute auch einige seiner handschriftlichen Reisetagebücher der großen Afrikareise aufbewahrt, die mit vielen Skizzen versehen sind. Vgl. Staatsarchiv Hamburg, Heinrich Barth, 622-2-2. Ergänzende Tagebücher befinden sich heute in Paris.

5 Vgl. Schön (Anm. 3).

6 Overweg hatte Dorugu bereits in Kano mit einem Hemd ausgestattet. Vgl. James Frederick Schön: *African Proverbs, Tales and Historical Fragments*, London 1886, S. 21.

7 Von Dorugu existiert angeblich auch ein photographisches Portrait im Anzug, das in Berlin entstanden sein soll. Siehe dazu von Oppen (Anm. 2) sowie eine kritische Diskussion in



Abbega (links) und Dorugu (rechts) wurden in Barths Elternhaus im orientalistischen Stil portraitiert

Laut Dorugus Bericht wurde den beiden Portraitierten die Zeichnung nie gezeigt, und sie konnten wohl nur mutmaßen, warum und zu welchem Zweck sie gemeinsam vor einem Mann mit Stift und Papier posieren sollten. Die Zeichnung wurde erst später in dem Gemälde adaptiert, wobei sich lediglich die Kleidung der beiden Diener – vom weißen Gewand hin zur osmanischen Uniform – änderte. Die Uniformen stammten vermutlich von Barths Aufenthalt mit den beiden in Tripolis und sollten sie wohl in der Tradition Schwarzer osmanischer Sklaven abbilden.

Hier soll jedoch nicht nur der westliche Blick auf die beiden Afrikaner einer postkolonialen Kritik unterzogen werden, sondern umgekehrt ihr afrikanischer Blick auf Europa, Deutschland und besonders Hamburg im Fokus stehen. Es handelt sich folglich um ein seltenes Beispiel gegenseitiger Fremderfahrung und ihrer Reflexion, die sich anhand schriftlicher Überlieferungen erschließen lässt. Im Folgenden werden die interkulturellen Begegnungen des Hamburger Forschungsreisenden Heinrich Barth in Afrika, seiner westafrikanischen Diener in Europa bzw. Hamburg, sowie deren Reisebeschreibungen während der gemeinsamen Tour durch den Sahel, die Sahara und die Schiffsreise nach Europa einem aufschlussreichen Vergleich unterzogen. Dazu werden die Originaltexte von Heinrich Barth auf Deutsch und von Dorugu auf Hausa kritisch ausgewertet. Obwohl sich diese Begegnungen vor

Winckler (Anm. 2), zuerst auf Englisch erschienen in Julia Winckler: *Regards croisés. James Henry Dorugu's Nineteenth-Century European Travel Account*, in: *Journeys* 10, 2009, H. 2, S. 1-30.

der Kolonialisierung der bereits bestehenden Gebiete abgespielt haben, flossen sowohl Barths Kenntnisse afrikanischer Staatlichkeit als auch die Reiseerfahrung Dörugus und Abbebas direkt oder indirekt in den Aufbau afrikanischer Kolonien und in die Implementierung missionarisch-kolonialer Ausbildung in Westafrika ein. Es geht daher um Hamburg als Ort interkulturellen Austauschs und verschiedene Prozesse kulturellen Verstehens und Missverstehens.

Freund und Fremder: Heinrich Barth in Afrika

Vielleicht wird Heinrich Barth heute deshalb in Afrika und Europa so explizit für seinen respektvollen Umgang mit Afrikaner*innen und ihren Kulturen verehrt, weil er souveräne afrikanische Staaten bereiste und somit nie als Kolonialherr auftreten konnte oder musste. Obwohl er erst kurz vor seinem Tod einen angestrebten Lehrstuhl erklimmen konnte,⁸ wird er häufig als Vorbild für afrikanistische Forschende mit anti- oder postkolonialer Einstellung angeführt.⁹ Der interdisziplinäre Zugang des Universalforschers – Barth vertrat eine Geographie mit historischen, ökonomischen und quasi ethnologischen Anteilen – gilt vielen noch immer als innovativ. Man könnte diese Geschichte andererseits aber auch als Geschichte seiner großen Abhängigkeit von lokalen und regionalen Herrschern erzählen, die ihn zumindest während der Reise zu einem durchweg angepassten und kulturell verständnisvollen Verhalten zwang.¹⁰ Indes behielt er seine große Bewunderung für den Islam und die auf dem afrikanischen Kontinent vorgefundene islamische Gelehrsamkeit auch zurück in Europa weiterhin bei, wofür er gerade aus dem missionarischen Umfeld stark kritisiert wurde, wo Muslime Afrikas häufig mit grausamen Sklavenhändlern gleichgesetzt wurden.¹¹

Heinrich Barth reiste von 1849 bis 1855 im Auftrag der britischen Regierung ausgehend von Nord- über Zentral- nach Westafrika. Ziel der Expedition¹² war es, vor-

8 Barth wurde erst 1863 auf den Lehrstuhl für Geographie berufen, vgl. Heinrich Schiffrers: H. Barth und die Afrikaner, in: Heinrich Barth. Ein Forscher in Afrika, hg. von ders., Wiesbaden 1967, S. 97-107; hier S. 53. Er selbst drückte seine Erleichterung darüber in einem Brief vom 13. Juli 1864 an seinen Schwager Gustav von Schubert aus, vgl. Gustav von Schubert: Heinrich Barth – der Bahnbrecher der deutschen Afrikaforschung. Ein Lebens- und Charakterbild, auf Grund ungedruckter Quellen entworfen, Berlin 1897, S. 162.

9 Siehe etwa Anthony Kirk-Greene: Heinrich Barth: An Exercise in Empathy, in: Africa and Its Explorers, hg. von Robert Rothberg, Cambridge 1970, S. 13-38.

10 Heinrich Barth: Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika, Bd. I, Gotha 1855-1858, Vorwort, S. XIII.

11 Barth bemühte sich, Freundschaften vor allem zu Gelehrten*innen und Händlern*innen aufzubauen. Vgl. auch Gerd Spittler: Der Forscher und die Eingeborenen. Die Praxis der Feldforschung vor der Kolonialzeit, dargestellt am Beispiel der Reisen und Expeditionen ins Innere Afrikas, Freiburg 1983 (unveröffentlicht), S. 18.

12 Teilnehmer der Expedition waren außerdem der englische Missionar James Richardson und der deutsche Geologe Dr. Adolf Overweg, die jedoch beide bald darauf verstarben, sowie der Astronom Eduard Vogel.

nehmlich handelspolitische Kontakte zu knüpfen.¹³ Doch schon vor seiner Abreise machte Barth deutlich, dass es ihm als Wissenschaftler eher um eine kulturelle Erforschung Westafrikas ging.¹⁴ Der Hamburger Kaufmannssohn, promovierte Althistoriker und habilitierte Geograph war bei seinem Aufbruch 28 Jahre alt. Auf einem Kamel oder Pferd reitend sowie zu Fuß legte er in den sechs Jahren beinahe 16.000 Kilometer zurück.¹⁵ Während Barth schon in früher Jugend und später dann in Wissenschaftskreisen als eher sperrige, arrogante Person wahrgenommen wurde,¹⁶ blühte er in Afrika – fernab der Heimat – auf. Die Lektüre seines 3500 Seiten umfassenden Reiseberichtes zeigt, dass er keine Berührungsängste gegenüber Afrikaner*innen hatte, sondern sich im Gegenteil um eine größtmögliche Anpassung bemühte.¹⁷ Dank seines überdurchschnittlichen Sprachvermögens¹⁸ konnte er mit den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen Westafrikas in einen direkten Dialog treten, womit er sich deutlich von den Befragungen späterer Reisender mit Verhörcharakter und oftmals unter Zuhilfenahme mehrerer Übersetzer absetzte.¹⁹ Doch auch der für seine Anpassungsfähigkeit bekannte Barth war von rassistischen Diskursen seiner Zeit geprägt und (re-)produzierte stereotype Beschreibungen von Afrikaner*innen.²⁰ Andererseits machte er in seinem fünfbandigen Reisebericht mehrfach deutlich, wie sehr er an eine »grundsätzliche Einheit der Menschheit«²¹ glaubte.

Als afrikareisender Geograph war Heinrich Barth ein indirekter Wegbereiter der ab Ende des 19. Jahrhunderts einsetzenden Kolonialisierung der Region. Ihn in eine »direkte Kontinuitätslinie«²² zur Kolonialisierung einzureihen, wäre jedoch anachronistisch, denn seine Vision war die eines intensiven Kulturkontaktes und regen Güterauswechsels zwischen unabhängigen Staaten Europas und Afrikas und nicht die

13 Zu dem Vertrag, dem die Expedition unterlag, siehe Heinrich Schiffers: Heinrich Barths Lebensweg, in: Heinrich Barth. Ein Forscher in Afrika, hg. von dems., Wiesbaden 1967, S. 1-57; hier S. 8.

14 Vgl. Rolf Italiaander: Heinrich Barth. Er schloß uns einen Weltteil auf. Unveröffentlichte Briefe des großen Afrika-Forschers, Bad Kreuznach 1970, S. 19.

15 Vgl. Spittler (Anm. 11), S. 19. Rolf Italiaander veranschlagt den Umfang der Barth'schen Reise mit 18.000 Kilometern, siehe ders. (Anm. 14), S. 18.

16 Vgl. von Schubert (Anm. 8), S. 3f.

17 Vgl. Schiffers (Anm. 8), S. 97; vgl. auch von Schubert (Anm. 8), S. 44f.

18 Vgl. Christoph Marx: Geschichte Afrikas. Von 1800 bis zur Gegenwart, Paderborn 2004, S. 101.

19 Vgl. ders.: Völker ohne Schrift und Geschichte. Zur historischen Erfassung des vorkolonialen Schwarzafrika in der deutschen Forschung des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Stuttgart 1988, S. 22.

20 Vgl. Barth (Anm. 10), S. 420; vgl. auch ebd., Bd. 2, S. 505, und ebd., Bd. 3, S. 250.

21 Marx (Anm. 18), Anmerkung 152, S. 367; vgl. auch Barth (Anm. 10), S. 82.

22 Vgl. Matthias Fiedler: Zwischen Abenteuer, Wissenschaft und Kolonialismus. Der deutsche Afrikadiskurs im 18. und 19. Jahrhundert, Köln u. a. 2005, S. 87.

Kolonialisierung,²³ an die angesichts relativ mächtiger und stabiler islamischer Staaten im Sahel nicht konkret zu denken war.

Blicke auf das Urbane: Barth und Dorugu in Afrika und Europa

Barth wurde geprägt von den europäischen Metropolen seiner Zeit, wie Hamburg, Berlin und London. Gerade seine Heimatstadt Hamburg mit ihrem Hafen an der Elbe spielte eine zentrale Rolle für ihn: »Born on the bank of a large navigable river, in a commercial place of great energy and life, I had from my childhood a great predilection for river scenery [...],«²⁴ so Barth in der englischen Fassung seines Reiseberichtes. Die Seehafenstadt bildete als ein Knotenpunkt des internationalen Handelsverkehrs und kulturellen Austauschs²⁵ den europäischen Erfahrungshintergrund, vor dem Barth afrikanische Städte wahrnahm und beschrieb. Gerade Barths Blick auf die westafrikanische Stadt Kano, die für ihn das »afrikanische London«²⁶ war, zeigt, dass er afrikanische und europäische Urbanität für vergleichbar befand.

Kam Barth in eine Stadt, war der Markt häufig seine erste Anlaufstelle: Hier konnte er mit Einheimischen in Kontakt treten und Informationen über wichtige Personen, zentrale Orte, Handelsbeziehungen und kulturelle Praktiken zusammentragen.²⁷ Barth erkannte auch in Westafrika Städte als solche an und stellte Gemeinsamkeiten zwischen afrikanischer und europäischer Urbanität heraus. Dabei war er in der Lage, sich von vorwiegend eurozentrischen und häufig degradierenden Vorstellungen seiner Zeitgenoss*innen von afrikanischen Städten zu lösen.²⁸

Heinrich Barth war selbst ein Vermittler, der auf seinen Reisen kulturelle Eigenschaften zu übersetzen versuchte. Doch war er nicht der Einzige, der diese interkul-

23 Vgl. Heinrich Barth: *Reisen und Entdeckungen in Nord- und Centralafrika*, Bd. 4, Gotha 1855-1858, S. 456; vgl. ebd., Bd. 5, S. 454.

24 Siehe Heinrich Barth: *Travels and Discoveries in North and Central Africa 1849-1855*, Bd. 2, New York 1857, S. 167.

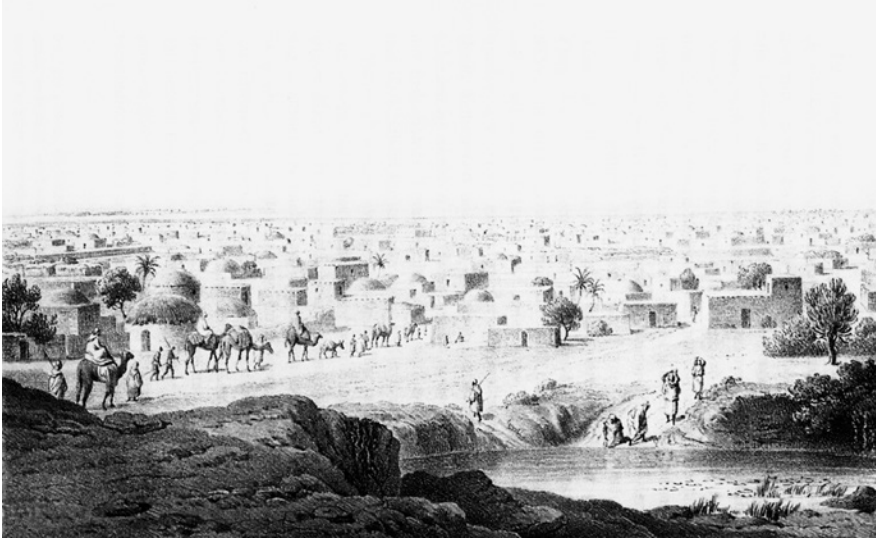
25 Vgl. hierzu den Beitrag von Dirk Schubert: Seehafenstädte als Vorreiter der Globalisierung – Pfadabhängigkeiten der Hafen- und Stadtentwicklung in Hamburg und London, in: *Städte im europäischen Raum. Verkehr, Kommunikation und Urbanität im 19. und 20. Jahrhundert*, hg. von Ralf Roth, Stuttgart 2009, S. 107-138.

26 Schiffers (Anm. 8), S. 20; Barths Bemühungen, Parallelen zwischen Kano und London aufzuzeigen, zeigen sich vor allem im zweiten Band seines Reiseberichtes, Barth (Anm. 10), S. 113-166.

27 Vgl. Heinrich Schiffers: Beiträge von H. Barth zur Geographie, in: Heinrich Barth. *Ein Forscher in Afrika*, hg. von dems., Wiesbaden 1967, S. 68-92; hier S. 81. Siehe auch Barth (Anm. 10), S. 145-162; vgl. auch Friedrich W. Sixel: Heinrich Barth als Ethnologe, in: Heinrich Barth. *Ein Forscher in Afrika*, hg. v. Heinrich Schiffers, Wiesbaden 1967, S. 361-370; hier S. 361.

28 Barths Reisebericht dient auch als Hauptquelle der in Bearbeitung liegenden Dissertation der Mitautorin Sarah Benneh-Oberschewen, die sich mit Barths Wahrnehmung vorkolonialer Städte und Urbanität auseinandersetzt und mit den Beschreibungen anderer (europäischer) Reisender kontrastiert.

turellen Begegnungen reflektierte und zu Papier brachte. Im Fall von Barth leitete die Afrikareise auch einen umgekehrten Prozess der »Entdeckung«²⁹ Europas durch Westafrikaner ein. Im zentralen Sahel stießen 1851 zwei junge Sklaven als Reisebegleiter zur Expeditionsgruppe, die in der Folge freigekauft wurden. Zusammen mit Barth reisten sie als dessen Diener in den kommenden Jahren in die Staaten Bornu und Sokoto, sowie in die Stadt Timbuktu am Niger. Am Ende dieser Reise nahm der Hamburger For-

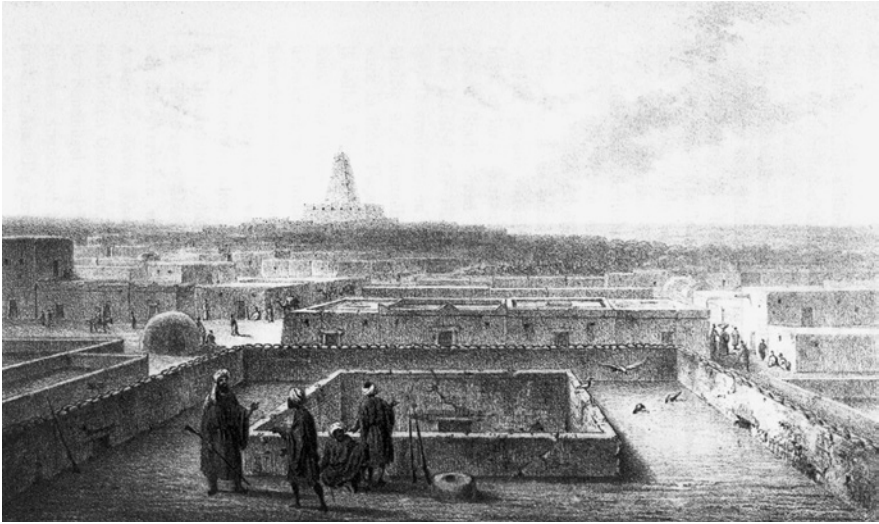


Das westafrikanische Kano (heute in Nordnigeria) war für Barth das »afrikanische London«

scher beide mit nach Europa, wo er mit ihrer Hilfe kaum bekannte westafrikanische Sprachen studieren wollte. Sein Expeditionsdiener Dorugu, der in einem ländlichen Gebiet des Sahels aufgewachsen war,³⁰ bereiste mit Barth unter anderem das genannte Kano. Gemeinsam unternahmen sie täglich einen Spaziergang durch die Stadt, die von 14 Toren umschlossen war. Auch Dorugu beschrieb die spezifisch urbane Lebensweise Kanos als kosmopolitische Stadt, geprägt von einem großen Markt, auf dem sich alles

29 Achim von Oppen nannte den Reisebericht mit einiger Berechtigung ein Zeugnis von einer »early African exploration of Central Europe«, auch wenn Dorugus »Entdeckungsliteratur« sich nicht vollends mit diesem etablierten westlichen Genre vergleichen lässt. Siehe von Oppen (Anm. 2), S. 128.

30 Dies lässt sich insbesondere aus dem ersten Teil des von ihm diktierten Reiseberichtes entnehmen. Siehe dazu die deutsche Übersetzung in Gottlob Adolf Krause: *Eines Afrikaners Leben und Reisen in Afrika und Europa*, aus der Haussa-Sprache übersetzt, *Neue Preußische Zeitung, Kreuzzeitung* vom 2., 3., 5., 6., 8., 9., 10., 12., 15., 17., 19.-24., 26.-30. Juni 1888. Für dieses Kapitel wurde auf eine Transkription von Christoph Marx zurückgegriffen, dem die Autorinnen dafür herzlich danken.



In Timbuktu erfuhr Barth als europäischer Besucher Ausgrenzung und Anfeindung

finden ließ, und als einen Ort, an dem viele Menschen unterschiedlicher Herkunft aufeinandertrafen.³¹ Barth sammelte seine ersten Eindrücke von Timbuktu von der Terrasse seiner Unterkunft aus, denn als Christ war es ihm vorerst nicht erlaubt, sich frei in der Stadt zu bewegen. Er kam zu dem Schluss, Timbuktu fehle »das rege Leben einer grossen Handelsstadt«,³² das er zuvor in Kano beobachtet hatte. Als Grund gab Barth an, die Stadt sei »keineswegs ein producirender Platz«³³ gewesen. Dass Timbuktu eher Gelehrten- als Handelsstadt war, bestätigte auch Dorugu: »Die Stadt Timbuktu ist voll von Menschen. Ihre Gebethshäuser (Moscheen) sind hoch wie die der Engländer.«³⁴ Dorugu mutmaßte, es gebe ausschließlich »Muhammedaner«³⁵ in Timbuktu, und spiegelte in seinem Bericht ferner das Spannungsverhältnis zwischen den Tuareg und den Fulbe um die regionale Vorherrschaft, welches sich für Barth zur massiven Bedrohung entwickelte.³⁶

Dorugus Reise nach Europa und sein Aufenthalt in London wie auch in Hamburg zeigen, wie detailreich der junge Afrikaner wiederum die Gepflogenheiten europäi-

31 Vgl. ebd., Abschnitt 17. Die Stadt Kano. Hier erwähnt Dorugu »Araber, Tuarek, Bornu-Leute, Nupe-Leute, Ful, Yoruba, Wadai-Leute, Adamaua-Leute und Sklaven mit verschiedenen Sprachen«.

32 Barth (Anm. 23), S. 450.

33 Ebd. (Anm. 23), S. 17.

34 Krause (Anm. 30).

35 Ebd.

36 Siehe zur »Barth-Krise« in Timbuktu Stephanie Zehnle: A Kunta, a German and a Hausa: Three Entangled Perspectives on the Hamdallahi Regime of Ahmad III. during the Barth Affair, in: *Afriques. Débats, méthodes et terrains d'histoire* 11, 2020 [angenommen].

scher Metropolen wahrnahm und diese mit seinem afrikanischen Erfahrungshintergrund kontrastierte. Bei seiner Ankunft in London fiel ihm auf, dass Fremde direkt in die Stadt kamen und nicht außerhalb auf Zutritt warteten, so wie er es aus Kano oder Timbuktu kannte. Bei den Mahlzeiten war er dann überrascht, dass Männer und Frauen in Europa gemeinsam aßen, dieses in Afrika jedoch unüblich war, auch wenn er den Grund dafür nicht kannte. Er stellte auch fest, dass europäische Frauen viel weniger als Afrikanerinnen essen würden, um dem Schönheitsideal mit schmaler Taille zu entsprechen. Durchaus selbstbewusst merkte Dorugu an, dass die kräftiger gewürzten afrikanischen Speisen »jede Art Speise in England«³⁷ übertreffen würden. Nur beiläufig ist aus Dorugus Beschreibung zu schlussfolgern, dass er bei den aufgetragenen Mahlzeiten offenbar nie mit an der Tafel saß, sondern mit den Angestellten in der Küche aß.³⁸

Von London aus reiste Dorugu mit Barth nach Hamburg zu dessen Elternhaus. Dorugu berichtet – anders als Barth in seinem Reisebericht – auch von der näheren Umgebung des Hauses: Auf dem Weg zu einer Kirche »in der Nähe des Wassers«³⁹ kommentierte er die stabile Bauweise der Häuser und den Markt. Anhand von Dorugus Erzählung zeigt sich, dass er zwar Einblick in das familiäre Umfeld von Barth erhielt, aber nur zeitweise Zutritt zum inneren Kreis bekam. Dorugus Äußerung, er und Abbega hätten »außerhalb der Zimmertür«⁴⁰ gegessen und getrunken, belegt seine Stellung als Außenseiter. Während Barth in Afrika sehr tolerant aufgenommen wurde, stand Dorugu in Europa konstant unter Beobachtung und dem Druck, sich anpassen zu müssen, da er sonst als »ungezogener junger Mann« gemäßregelt wurde.⁴¹ Dorugu widmete viele Beschreibungen den sozialen Verhaltensregeln des europäischen Bürgertums, da er in der Position eines Dieners wohl häufig für unangemessenes Verhalten getadelt wurde. Um Erlaubnis zu fragen, bevor er die Stimme erhob, oder nicht über Missgeschicke der bürgerlichen Familienmitglieder zu lachen, gehörte zum sozialen Repertoire, das er erlernte.

Barth wurde in Afrika häufig die Partizipation am gesellschaftlichen Leben ermöglicht, während Dorugu der ehemalige Sklave blieb, der nie in einen Dialog auf Augenhöhe eingebunden wurde. Dabei hätte Barth mit seiner Kenntnis der Sprache Hausa leicht als Dolmetscher fungieren können, um die vorliegende Sprachbarriere zu umgehen. Doch war dieses zu keinem Zeitpunkt vorgesehen. Das belegt Dorugus Bericht über seine Zeit in Europa: Er eröffnet uns nicht nur einen Einblick in die Londoner und Hamburger Gesellschaft aus Sicht eines Afrikaners, sondern lässt auch einen Blick auf Heinrich Barth, gerade wieder integriert in seine Heimatgesellschaft, zu. Barth fügte sich offenbar wieder in die klassenspezifischen Gepflogenheiten Europas ein, wenn er (vermeintlich überlegen) über Dorugus Rolle am gesellschaftlichen

37 Krause (Anm. 30), Abschnitt 19. Aufenthalt in England. Über englische Sitten.

38 Vgl. ebd.

39 Ebd., Abschnitt 20. Aufenthalt in Deutschland.

40 Ebd.

41 Ebd., Abschnitt 19. Aufenthalt in England. Über englische Sitten: »Rude young man«.

Leben entschied.⁴² Im Bericht des etwa 17jährigen Dorugu wird deutlich, dass Barth seine Diener als exotische ›Souvenirs‹ der Reise in Gelehrtenkreisen präsentierte und sie ansonsten gern dem Dienstpersonal oder Verwandten überließ.

Sklave, Diener, Neger: Die sozialen Rollen von Abbega und Dorugu

In seinem Reisewerk ließ Barth zwar ein Portrait der beiden Diener mitabdrucken und widmete ihnen einen Abschnitt, ansonsten finden seine Reisebegleiter jedoch kaum je Erwähnung. Der gemeinsame Besuch Hamburgs kommt gar nicht vor, er merkte lediglich an, dass er sie auf seiner »Heimkehr nach Europa mitbrachte« und dass sie »besonders in Gotha recht bekannt geworden sind«.⁴³ Dass sich Barth hier so kurzfasste, hängt einerseits mit seinem Wissenschaftsverständnis zusammen, dementsprechend die afrikanischen Gelehrten als Gesprächspartner detailliert beschrieben, seine Diener im Reisealltag jedoch nicht als (potenziell) bedeutende Informanten betrachtet wurden. Andererseits verhielt sich Barth auch wie der bildungsbürgerliche Aufsteiger, der er war: Seine Eltern, beide aus dem »Handwerker-Milieu«⁴⁴ stammend, zogen Barth und seine drei Geschwister in Hamburg, »im Kirchspiel St. Nicolai Nr. 43, Am Hopfenmarkt, ›Im alten Schranken‹«⁴⁵, auf. Als Metzgermeister hatte der Vater kaum Schulbildung erhalten, aber durch seinen ökonomischen Aufstieg als Kaufmann im Überseehandel konnte er dem Sohn Heinrich den Besuch der Johanneum-Privatschule und das anschließende Studium samt Forschungsreisen finanzieren.⁴⁶ Auch wenn Barth also gut situiert in der Hansestadt aufgewachsen war, musste er sich und anderen seine Zugehörigkeit zur Bildungselite beweisen und im Reisealltag praktizieren, wie Barths Distinktionspraxis mit seinen Dienern zeigt.

Viel anekdotischer und umschweifender als Heinrich Barth schrieb hingegen der sächsische Offizier und Schriftsteller Gustav von Schubert (1824-1907) über Dorugu und Abbega. Schubert kam durch seine Ehe mit Barths Schwester Mathilde in Kontakt mit dem Afrikareisenden⁴⁷ und bemühte sich auch nach dessen Tod um eine wis-

42 Mit Blick auf Dorugus Stellung in der europäischen Gesellschaft schreibt Winckler: »Als junger Afrikaner, der von Barth nach Europa gebracht wurde, erlebt er dort die Fortführung seiner Kolonisierung [...]«. Siehe Winckler (Anm. 2), S. 17.

43 Barth (Anm. 23), S. 10.

44 Beide kamen nicht ursprünglich aus Hamburg: Barths Vater kam aus dem Thüringer Wald, seine Mutter aus Hannover. Vgl. Schiffers (Anm. 13), S. 1.

45 Ebd.

46 Ebd., S. 1-3. Diese Schule existiert noch heute und führt Barth mittlerweile als bekannten Alumni; vgl. <http://www.johanneum-hamburg.de/index.php/schola-nostra/schule-mit-geschichte/beruehmte-alumni/52-heinrich-barth> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Wie sehr Barth auf seinen Vater als (finanziellen) Unterstützer zählte, zeigen Barths Briefe an ihn, vgl. Italiaander (Anm. 14).

47 Gunter Janoschke: Schubert, Georg Gustav Wilhelm (seit 1878 von), in: Sächsische Biografie, hg. von Institut für Sächsische Geschichte und Volkskunde e. V., Online-Ausgabe: [https://saebi.isgv.de/biografie/Gustav_von_Schubert_\(1824-1907\)](https://saebi.isgv.de/biografie/Gustav_von_Schubert_(1824-1907)) (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

senschaftliche Würdigung des Schwagers von »wortkarge[m] und abgeschlossene[m] Charakter«,⁴⁸ die akademisch weitgehend ausblieb. Als Verwandter verbrachte er einige Zeit mit Abbega und Dorugu, mit denen Heinrich Barth nach kurzem Aufenthalt in London am 1. Oktober 1855 im Hamburger Hafen eintraf, wo ihn seine Familie – inklusive Schwester und Schwager – bereits erwartete. Die Stadt Hamburg ernannte ihn zum Ehrenbürger und empfing ihn mit einem Fackelzug auf dem Hopfenmarkt, wo unweit des Rathauses sein Elternhaus gelegen war.⁴⁹ Mittendrin befanden sich auch Abbega und Dorugu, die für eine gewisse Zeit zu Gästen der Familie Barth und zu Touristen in der Hansestadt wurden. Schubert beschrieb Abbega als etwa 21-jährigen »vom Stamme der heidnischen Marghineger«, als »kohlschwarze[n], kräftige[n] und gutmütige[n], aber geistig nicht besonders veranlagte[n] Mann.«⁵⁰ Dorugu hingegen sei von hellerem Teint gewesen, ein »hellbrauner mohammedanischer Haussaneger von siebzehn Jahren, klein, schlank, gewandt und von nicht gewöhnlicher Intelligenz.«⁵¹ Folglich wurde Dorugu als Hausa gleichsam als mit hellerer Haut, muslimisch und gebildeter beschrieben. Solche Rassismen in Heinrich Barths Umfeld entstanden nicht ausschließlich in einem europäischen Diskurs, sondern gerade auch auf der Afrikareise, während welcher seine muslimischen Gesprächspartner Barths Wahrnehmung des nicht-muslimischen Afrikas entscheidend vorstrukturierten.⁵² Durch Aussagen und Schriften von Barth wurden entsprechende Vorurteile wiederum auf seinen Schwager übertragen.

Hamburg aus afrikanischer Sicht: Die wundersame Stadt Abd el Kerims

Obwohl Barth ursprünglich mit Hilfe von Abbega und Dorugu seine eigenen linguistischen Forschungen vorantreiben wollte, profitierte schließlich der Missionar Johann Friedrich Schön vom Europabesuch der Westafrikaner. Dieses »Abwerben« führte zu einer anhaltenden Feindschaft zwischen den beiden deutschen Gelehrten.⁵³ Während Abbega am 25. November 1857 mit einem Postdampfer zurück nach Yoruba gebracht wurde, blieb »Dyrregu« noch sieben Jahre bei Schön für weitere Übersetzungen.⁵⁴ Barth drückte sich über diese Ereignisse sehr diplomatisch aus, wohingegen sein Schwager den »Skandal« um Barths angebliche Sklaven in England detailreicher beschreibt:

48 Gustav von Schubert: *Lebenserinnerungen*. Aus seinem Nachlaß herausgegeben von Hans von Schubert, Stuttgart, Leipzig 1909, S. 149.

49 Ebd., S. 151 f.

50 Ebd., S. 152.

51 Ebd.

52 Siehe zum westafrikanischen Rassismus Bruce Hall: *A History of Race in Muslim West Africa, 1600-1960*, Cambridge 2011. Sowie Stephanie Zehnle: *A Geography of Jihad. Sokoto Jihadism and the Islamic Frontier in West Africa*, Berlin 2020.

53 Winckler (Anm. 2), S. 20.

54 Barth (Anm. 23), S. 10.

Eine pietistische Clique, die Anti-Slavery-Society, machte ihm den Vorwurf, durch Erwerb und Besitz Sklavenhandel getrieben zu haben. Schließlich brachte er sie, um allen Mißdeutungen ein Ende zu machen, auf ein zur Reise nach Afrika bereitliegendes Schiff, von dem sie aber von unbefugter Seite heimlich noch vor der Abfahrt von Southampton wieder entführt wurden, um in der Missionsanstalt von Chatham zu Christen erzogen zu werden.⁵⁵

Laut Schön, der die beiden getauft hatte, habe Dorugu ihn hingegen selbst darum gebeten, bei ihm in England zu bleiben. In seinem Lebensbericht verpackte Dorugu dann immer wieder Erinnerungen in unterhaltsame Episoden, die davon zeugen, dass er den Bericht Schön über verschiedene Treffen hinweg abschnittsweise diktierete. Seinen Zuhörer sprach er wiederholt direkt an: »Ist deine Hand nicht müde vom Schreiben? Ich gehe schlafen. Wenn ich die ganze Nacht erzählen würde, würdest du die ganze Nacht lang weiterschreiben.«⁵⁶ Dabei zeigt sich auch, wie er die europäische Fremde humorvoll exotisierte: So spottete Dorugu etwa darüber, dass in England tierische Produkte wie Eier und Fleisch fast roh serviert würden.⁵⁷ Auch die Körper der Europäer*innen beschrieb er so akribisch als Faszinosum, wie umgekehrt westliche Anthropologen auf Schwarze Körper blickten. Von England aus schrieb Dorugu folgende Zeilen in einem Brief an Abbega, nachdem er bei einer Abschiedsfeier für eine Missionarin einige Gäste hatte weinen sehen:

Du weißt, dass der Körper eines Engländers rot wird, wenn du ihn berührst, auf die gleiche Weise wird das ganze Gesicht [beim Weinen] wie Blut. [Und das Gesicht der Missionarin Anne] ist normalerweise weiß wie Papier und wurde wie Blut, und ihre Augen, die eigentlich blau sind, sahen wie Feuer aus.⁵⁸

Gleichzeitig äußerte sich Dorugu in seinen Briefen – besonders in jenen an Abbega – sehr positiv über die Freunde und Bekannten in Chatham, während er in seinem Reisebericht über Hamburg kaum innige Verbundenheit mit Heinrich Barth zeigt. In seiner Lebensbeschreibung über seine Zeit als Diener von Barths deutschem Reisegefährten Overweg – von Dorugu stets »Tabib« (Arabisch »Arzt«) genannt – drückte er ebenfalls immer wieder Sympathien für diesen aus. Überhaupt beschrieb Dorugu die Reiseeindrücke aus dem Sahel viel wortreicher als seine Beobachtungen über Europa. Dies ist sicherlich auch darauf zurückzuführen, dass die Adressaten seiner Autobiographie Missionar*innen waren, die mehr an anekdotischen Afrikabeschreibungen interessiert waren als an der Perspektive eines Westafrikaners auf ihre eigene Kultur. Da-

55 Von Schubert (Anm. 48), S. 152. Siehe zu diesem Konflikt auch Richard Kuba: Heinrich Barth, une vie de chercheur, in: Heinrich Barth et l'Afrique, hg. von Mamadou Diawara, Paulo Fernando de Moraes Farias und Gerd Spittler, Köln 2006, S. 39–53; hier S. 49.

56 Schön (Anm. 3), S. 101.

57 Ebd., S. 58.

58 Ebd., S. 10f. Übersetzungen in diesem Kapitel von Stephanie Zehnle.

bei sind gerade Bezüge zwischen den verschiedenen Reiseeindrücken aufschlussreich, denn als jungem, aber erfahrenem Reisenden standen Dorugu viele Möglichkeiten des Vergleichs offen. So beschrieb er etwa die Moschee von Timbuktu als ebenso hoch wie die Kirchen Europas.⁵⁹ Oder er kreierte durch die Übersetzung von Begriffen ganz neue Ausdrücke, wenn er beispielsweise nach dem ersten Kontakt mit der Eisenbahn in Europa diese auf Hausa als »Pferd aus Feuer« (*dokin wuta*) beschrieb.⁶⁰

Nach einem Aufenthalt in London reiste Barth mit seinen Dienern schließlich nach Hamburg, der »Stadt von Abd el Kerims [Reisename Barths] Vater«, ⁶¹ wie Dorugu sie nannte. In Hamburg lebten Barths Eltern zu dieser Zeit mit der Großmutter und ihrem Dienstpersonal zusammen. Einerseits beschreibt Dorugu den Empfang durch die Familie im Elternhaus am Hopfenmarkt als feierlich – Gäste trafen dort zum Tee ein –, andererseits entging es ihm nicht, dass der Einzelgänger Heinrich Barth sich schnell allein in ein Zimmer zurückzog. Dorugu und Abbega wurde in einem separaten Raum (vermutlich jenem der Dienstangestellten) Tee gereicht. Dieses Ritual des Teetrinkens war ihnen aus London schon bekannt, aber Dorugu mochte in Hamburg »das schwarze Brot nicht, es ist trocken und hart.« ⁶² An einem Abend wurde Dorugu dann zur Familie gerufen und sollte die Feiernden mit einem Hausa-Lied unterhalten. Er sang »Der Sohn von Dauda« ⁶³ und wunderte sich über den Applaus, der ihm später von Barth als Form des Dankes erklärt wurde. Heinrich Barth setzte Dorugu hier als Unterhalter ein, um sich selbst eine Pause zu gönnen: »Als [Barth] zurückkam, sagte er zu mir, dass es genug sei, und ich ging hinaus.« ⁶⁴ Die soziale Kategorisierung der afrikanischen Gäste glich häufig dem deutschen Dienstpersonal. Dies traf sowohl im Hause Barth als auch bei einer Reise nach Gotha zu, während welcher sich lediglich das Hauspersonal der Pension mit den Westafrikanern beschäftigte.⁶⁵

Barths Schwager Schubert zeigte ihnen allerdings »die Schönheiten der alten Hansestadt, unter denen die sich drehenden wohlfrisierten Damenwachsköpfe in den Schaufenstern der Haarkünstler von ihnen als das unbegreiflichste aller Wunder angestaunt wurden.« ⁶⁶ Ob die beiden Reisenden diese Schaufensterdekoration tatsächlich unbegreiflich fanden oder viel mehr Ähnliches aus London kannten, und ob sie diese Läden überhaupt als Friseure erkannten oder eventuell sogar Vergleiche zu afrikanischen Friseuren zogen, erfahren wir leider nicht. Denn aus dieser Beschreibung spricht eher die Erwartung von Schubert an die jungen Männer und deren angebliche Kenntnis bzw. Unkenntnis über die Welt. Auch mit Barths Vater erkundeten sie das umliegende Stadtzentrum, wobei sie Kirchen und Läden besichtigten, ohne dass ihnen

59 Ebd., S. 62.

60 Ebd., S. 11.

61 Ebd., S. 103.

62 Ebd., S. 104.

63 In der englischen Übersetzung fehlt dieser Liedtext. Siehe Schön (Anm. 3), S. 66.

64 Schön (Anm. 3), S. 104.

65 Ebd., S. 106 f.

66 Von Schubert (Anm. 48), S. 152.

aufgrund eines fehlenden Übersetzers Genauerer erklärt werden konnte. Sie explorierten Hamburg daher vor allem visuell: »Direkt am Wasser gingen wir an schönen Häusern und Läden vorbei«,⁶⁷ so beschreibt Dorugu in seiner (Auto-)Biographie. Anders als Heinrich Barth wollte dessen Vater den außergewöhnlichen Gästen wohl auch Unterhaltung bieten. Er nahm sie beispielsweise in einen Zirkus mit, wo sie eine kleinwüchsige Reiterin auf einem Pferd und einen Affen, der auf einem Hund in die Manege ritt und dann mit einer Pistole vermeintlich einen Clown erschoss, sahen: »Heute haben wir wundersame Dinge gesehen«,⁶⁸ kommentierte Dorugu, »in dieser Nacht waren wir sehr glücklich, weil wir Wunder gesehen hatten wie nie zuvor.«⁶⁹ Es bleibt unklar, ob Barth senior den Gästen ein Programm bot, das er auch für europäische Gäste vorsah, oder ob er ihnen vorrangig fremde Tiere und Menschen zeigen wollte, da er ihnen letztlich eine ähnliche Rolle zuschrieb. Der Hamburger Zoo und Hagenbecks Tierschauen⁷⁰ wurden erst acht Jahre später eröffnet, und so war der Besuch des Zirkus vielleicht eine für ihn naheliegende »exotische« Abendgestaltung.⁷¹ Was auch immer Barths Vater im Sinn hatte, Dorugu empfand die Vorführung ebenso wie das Hamburger Publikum als kulturell fremd (und nicht etwa vertraut), aber durchaus unterhaltsam.

Etwas mehr erfuhr Dorugu, wenn Heinrich Barth selbst mit ihm in Hamburg unterwegs war. Weil der während der gemeinsamen Afrikareise verstorbene Adolf Overweg ebenfalls aus Hamburg stammte, besuchte Heinrich Barth zusammen mit Dorugu dessen Vater Heinrich Overweg vor Ort. Der junge Overweg hatte Dorugu in Westafrika von einem Sklavenbesitzer »freigekauft« (bzw. diesem abgekauft), und erst nach seinem Tod übernahm ihn Barth als Diener. Daher erklärte Barth Dorugu, als sie bei Heinrich Overweg zu Gast waren: »Das ist der Mann, dessen Sohn dich befreit hat.«⁷² Mit einer Kutsche besuchten sie auch den Bauernhof von Barths jüngerem Bruder Ludwig und das gerade eröffnete neue Werk- und Armenhaus an der Oberaltenallee (Uhlenhorst). Hier versuchte Heinrich Barth wohl zwischen den Kulturen zu vermitteln: »Dies ist ein Geschenk an die Armen, das schöner ist als das vom König von Sokoto für mich.«⁷³ Er spielte wohl darauf an, dass ihm vom Sultan Sokotos nur ein kleines Gästehaus zugewiesen worden war. In den Erinnerungen Dorugus scheint es, als habe Barth eher doziert als wirkliche Gespräche mit seinen Dienern geführt. Zudem machte sich Barth auch über das fehlende Wissen Dorugus über Europa lustig, etwa als Barth ihm erklärte, der Schnee auf Deutschlands Straßen und Dächern

67 Schön (Anm. 3), S. 110.

68 Ebd., S. 111.

69 Ebd.

70 Vgl. den Beitrag von Caroline Herfert zu Hagenbeck in diesem Band.

71 Der Name des Zirkus wird von Dorugu nicht erwähnt, aber 1855 fanden regelmäßig Vorführungen des Circus Renz im Circus Gymnasticus (späteres Operettenhaus) am Spielbudenplatz statt. Vgl. Staatsarchiv Hamburg, 411-2_II C 8734.

72 Schön (Anm. 3), S. 109.

73 Ebd., S. 106.

sei Zucker: »Als [Abbega] ihn probierte, sagte er, oh, es ist nur Wasser. Ich lachte und sagte, Abd el Kerim hat uns wieder veralbert.«⁷⁴ Mit einiger Selbstironie beschrieb Dorugu sich selbst beziehungsweise Abbega, denen die Eingewöhnung in Deutschland oft schwerfiel. Dorugu erinnerte auch den Vorfall, als Abbega ein verglastes Fenster in einem Eisenbahnwaggon versehentlich durchbrach, da er das Glas nicht gesehen hatte, als heitere Anekdote eigener Fremderfahrung.⁷⁵

Dorugu zeigt sich in seinem Reisebericht über Hamburg durchweg fasziniert von der Architektur der Stadt, nahm die Aufmerksamkeit ihm als Afrikaner gegenüber aber als äußerst unangenehm war: Wie »ein Schwarm Bienen« hätten sich die Menschen auf dem Hof von Barths Bruder versammelt und Kinder hätten vor dem Elternhaus von Barth ausgeharrt, um die Schwarzen Diener zu sehen: »Ich war wütend, ging hinunter, nahm einem Jungen seinen Stock weg und schlug sie damit. Abbega kam dazu, nahm den Stock von mir und gab ihn dem Jungen zurück.«⁷⁶ Dass ihr Hamburger Wohnort von Schaulustigen belagert wurde, störte Dorugu; ähnliche Erfahrungen berichtete er aus der Metropole London jedenfalls nicht. Natürlich provozierte umgekehrt das Auftreten Heinrich Barths auch Neugier und Spott bei manchen Afrikaner*innen: In Massina gaben ihm muslimische Bekannte den Beinamen »Vater der drei«,⁷⁷ weil er »zuweilen ausser Strümpfen dünne Schuhe und darüber starke Überschuhe trug«,⁷⁸ während die Menschen um ihn herum in der Regel barfuß gingen. Insbesondere wenn Sklaven es wagten, über sein Äußeres zu spotten, reagierte Barth verärgert.⁷⁹ Dennoch schien er seine Gäste nicht vor diesen unangenehmen Begegnungen zu schützen.

Umgekehrte Exotisierung: Ein europäisches Museum in Afrika

Dorugu, der als Jugendlicher in Hamburg als exotisches Faszinosum in der Öffentlichkeit belagert und bedrängt wurde, führte später Europa quasi ethnographisch vor, als er wieder in Westafrika lebte. Nachdem er einige Jahre im englischen Chatham innerhalb der Church Missionary Society gelebt hatte, reiste er 1864 nach Westafrika, um im Auftrag dieser Missionsgesellschaft in Lokoja (Nigeria) als Übersetzer zu arbeiten. Daneben wurde er immer wieder von europäischen Expeditionen als Reiseführer eingestellt, so etwa durch den deutschen Forschungsreisenden Gerhard Rohlfs, den er 1867 auf einer Expedition begleitete, für ihn dolmetschte und wohl auch diplomatisch zwischen lokalen Nupe-Herrschern und dem oft ungeduldigen und kulturell ignoranten Reisenden vermittelte.⁸⁰ Ab 1908 arbeitete er dann im gerade gegründeten

74 Ebd., S. 109.

75 Ebd.

76 Ebd., S. 105f.

77 Beinamen siehe Barth (Anm. 10), S. 375.

78 Ebd.

79 Vgl. ebd.

80 »Zwei beim Gouvernement angestellte Dolmetscher wurden mir beigegeben, einer für Nyfe und einer für die Joruba-Länder. Ersterer war der aus Barth's Reisen bekannte Negerknabe

britischen Kolonialterritorium Nordnigeria mit dem schweizerisch-britischen Missionar Hanns Vischer in der kolonialen Nassarawa School in Kano, wo er aufgrund seiner Sprachkompetenzen westliche Literatur lehrte und gemeinsam mit seiner Frau bis zu seinem Tod am 29. November 1912 lebte.⁸¹

In seinem Haus in Kano musealisierte er seine Europa-Reisen und -Kontakte sorgfältig im Stil westlich-anthropologischer Sammlungen, die er sicherlich durch seine Arbeitgeber kannte und nun kulturell verkehrte. Anstatt der üblichen afrikanischen Masken und kunsthandwerklichen Objekte sammelte und präsentierte Dorugu verschiedene Kleidungsstücke mit den Initialen seiner europäischen Arbeitgeber, Münzen in unterschiedlicher Währung sowie Konservendosen mit Keksen, Kakao und Konfitüre als »Ethnographika«. Eine Lesebrille habe er zudem stets als exotisches Schmuckstück auf der Stirn getragen.⁸² Einige der Objekte, wie etwa Münzgeld, wurden ihm während seines Aufenthalts in Deutschland als Geschenke überreicht. August Heinrich Petermann, der bekannte Begründer von »Petermanns Geographische Mitteilungen«, überreichte ihm in Gotha persönlich einen Weltatlas inklusive persönlicher Widmung:⁸³ »aboki Petermann ga abokinsa Dorugu«⁸⁴ (»Vom Freund Petermann für seinen Freund Dorugu«). Dorugu ist also einerseits auf einem Gemälde zum potenziellen Ausstellungsstück in einem ethnologischen Museum geworden, und er hat andererseits selbst ein eigenes »Europa-Museum« als Erinnerungsort in Westafrika geschaffen.

Weil Heinrich Barth schon am 25. November 1865 verstarb, konnte er diesen Weggang Dorugus geschweige denn die britische Kolonisierung Nordnigerias nicht mehr verfolgen. Laut Schubert konnte sich Abbega zunächst »als wohlhabender und angesehener Mann«⁸⁵ in der Missionsstation Lokoja niederlassen, bevor er nach der Gründung der Kolonie Nordnigeria als re-konvertierter Muslim als *chief* eingesetzt wurde.⁸⁶ Dorugu habe hingegen »in den Haussaländern ein unstetes Leben« geführt.⁸⁷

Dorugu (Dyrregu schreibt Barth), der sich inzwischen, durch Rev. Schön in England erzogen, zum tüchtigen Manne gebildet hat.« Gerhard Rohlfs: *Quer durch Afrika. Reise vom Mittelmeer nach dem Tschad-See und zum Golf von Guinea*, Bd. 2, Leipzig 1875, S. 236, 246.

81 Anthony Kirk-Greene und Paul Newman (Hg.): *West African Travels and Adventures. Two Autobiographical Narratives from Northern Nigeria*, New Haven 1971, S. 12 f. Vom deutschen Afrikareisenden Eduard Robert Flegel wurde 1880 fälschlicherweise behauptet, dass Dorugu im gleichen Jahr im Emirat Adamawa (Ngaundere) verstorben war. Vgl. Eduard Robert Flegel: *Bericht des Reisenden (18.10.1880)*, *Mittheilungen der Afrikanischen Gesellschaft in Deutschland* 2, 1881, S. 183-193; hier S. 192.

82 Isabel Vischer: *Croquis et souvenirs de la Nigérie du Nord. Avec une carte et des illustrations dans le texte et hors texte*, Paris 1914, S. 42-45.

83 Schön (Anm. 3), S. 106 f.

84 Ebd., S. 108.

85 Von Schubert (Anm. 48), S. 152.

86 Von Oppen (Anm. 2), S. 130. Siehe auch Olive Macleod: *Chiefs and Cities of Central Africa. Across Lake Chad by Way of British, French, and German Territories*, Edinburgh, London 1912, S. 10.

87 Von Schubert (Anm. 48), S. 152.

Unstet waren die Lebensläufe der beiden Diener jedoch primär aufgrund ihrer sozialen Position: Weder als Sklaven noch als Diener oder Missionare konnten sie frei über ihre Reisen verfügen. Im Gegensatz dazu waren Barths Reisen geplante Abenteuer. Noch 1859 erhielt Barth einen Brief von Abbega an das Konsulat, in dem er auf gebrochenem Englisch über sein neues Leben zurück in Westafrika informierte:⁸⁸ »I hope [Dr. Barth is] quite well and I think I shall send masseges [to him] after this letter. [...] please remember me to Dr. Barth.«⁸⁹ Er berichtete in seinem Brief über »the news« bzw. aktuelle Forschungsreisen von Barths Kollegen vor Ort. Doch Barth schien keinen regelmäßigen Kontakt mehr mit seinen ehemaligen Dienern zu wünschen. Mehr noch als ein Wiedersehen mit Barth, so Abbega, wünschte er sich aber eine Zusammenarbeit mit seinem Freund »Drugu« (Dorugu): Er habe ihn leider in England zurücklassen müssen, aber »I hope he will come to me here and do missionary bu[si]ness of God.«⁹⁰ Zuletzt schließt er den Brief aber mit jener Statusbezeichnung, die ihm Barth sowohl in Afrika als auch in Europa zugewiesen hatte: »your Beloved servant«.⁹¹

Fazit

Der vorkoloniale Afrikareisende Heinrich Barth bewunderte afrikanische Gelehrte, Kulturen und Städte insbesondere dann, wenn er in ihnen islamische Einflüsse wahrnahm. Er ging von einer grundsätzlichen Vergleichbarkeit europäischer und westafrikanischer Metropolen aus, und seine afrikanischen Diener Abbega und Dorugu »entdeckten« Hamburg ebenfalls vor diesem Erfahrungshintergrund bereister afrikanischer Städte. Ihre sozialen Rollen während dieser Reisen waren jedoch viel stärker durch diskriminierende Kategorien wie »Sklave«, »Diener« oder »Neger« festgelegt, wohingegen Barth sich afrikanischen »Gelehrten« und »Handelsreisenden« anpassen konnte. Trotz dieser Einschränkungen berichtete Dorugu durchaus auch ironisch und spottend über die europäischen Gesellschaften Mitte des 19. Jahrhunderts. Er verkehrte die koloniale Exotisierung Afrikas durch Europäer*innen schließlich, indem er europäische Kleidung und Waren zurück in Nigeria musealisierte. Heinrich Barth ist durch eine nach ihm benannte Forschungsgesellschaft und eine Hamburger Straße in der Erinnerungskultur zwar marginal, aber präsent. Das Gemälde von Abbega und Dorugu ist derzeit jedoch nicht einmal zugänglich und eine kritische Auseinandersetzung der breiteren Öffentlichkeit mit ihren Erfahrungen leider nicht direkt möglich.

88 Siehe Rolf Italiaander: Einige unbekannte Briefe des deutschen Afrika-Forschers Heinrich Barth, Hamburg 1973, S. 15 f.; sowie in Italiaander (Anm. 14), S. 174 f.

89 Brief Abbegas an Barth, 15. April 1859, Staatsbibliothek Hamburg, NHB 13: 1-2.

90 Ebd., f. 2.

91 Ebd., f. 3.

Das Hamburger Komitee

Das Gründungstreffen des International Trade Union Committee of Negro Workers in Hamburg 1930

GISELA EWE

Einleitung

Mit den öffentlichkeitsstarken Aktionen von Gruppen wie »Lampedusa in Hamburg«¹ haben in den vergangenen Jahren die Themen Rassismus und Bleiberecht ebenso wie der Kampf Schwarzer² Menschen für ihre Rechte eine neue Sichtbarkeit erreicht. Rassismus, ökonomische Ausbeutung und Entrechtung von Schwarzen Menschen stehen in einem historischen Zusammenhang, und ebenso alt wie die Unterdrückung von Schwarzen Menschen ist fraglos auch ihr Widerstand dagegen. Zu den bekannteren Widerstandsbewegungen gehören die Bürgerrechtsbewegung in den USA und die Befreiungsbewegungen in Afrika und Asien, doch auch in Deutschland und der Stadt Hamburg hat anti-kolonialer und anti-rassistischer Widerstand von Schwarzen Menschen eine Geschichte.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg, als Deutschland noch Kolonialbesitz hatte, kamen Delegationen aus Kamerun nach Deutschland, um gegen die Zustände in den Kolonien Protest einzulegen.³ In Hamburg und darüber hinaus erregte 1905 der Prozess von Mpondo Akwa Aufsehen, der sich vor dem Landgericht Altona gegen Be-

- 1 Die Gruppe besteht aus etwa 300 Menschen, die vor dem Bürgerkrieg in Libyen nach Europa geflohen und über Italien nach Hamburg gekommen sind. Die Stadt reagierte auf die Forderung eines Bleiberechts ablehnend, verweigerte die Unterbringung und kriminalisierte Protestaktionen. Gleichzeitig solidarisierten sich viele Bürger*innen der Stadt mit den Geflüchteten. Bis heute verweigert der Hamburger Senat der Gruppe das Recht, zu bleiben; siehe etwa Evelyn Finger: Letzte Zuflucht, ZEIT ONLINE, 18. Juli 2013, <https://www.zeit.de/2013/30/fluechtlinge-libyen-st-pauli> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); Rainer Leurs und Hendrik Ternieden: Wir leben von den täglichen Wundern, SPIEGEL ONLINE, 22.8.2013, <https://www.spiegel.de/panorama/gesellschaft/hamburg-lampedusa-fluechtlinge-leben-in-st-pauli-kirche-a-917767.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); Jan Kahlcke: Festung Hamburg steht, taz, 18.10.2013, <https://taz.de/Lampedusa-Fluechtlinge/!5056804/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).
- 2 Ich verwende die Begriffe »Weiß« und »Schwarz« nicht als Beschreibungen von »Hautfarben«, sondern als politische und damit strategische Begriffe, die Machtstrukturen und soziale Positionen innerhalb einer rassifizierten Gesellschaft beschreibbar machen sollen. Es handelt sich um Konstruktionen, die jedoch in der sozialen Realität wirkmächtig sind, was durch die Großschreibung deutlich gemacht werden soll.
- 3 Vgl. dazu Stefan Gerbing: Afrodeutscher Aktivismus. Interventionen von Kolonisierten am Wendepunkt der Dekolonisierung Deutschlands 1919, Zivilisationen & Geschichte 6, Frankfurt a. M. 2010; Robbie Aitken und Eve Rosenhaft: Black Germany. The making and unmaking of a diaspora community, 1884-1960, Cambridge 2013.

trugsvorwürfe zur Wehr setzte.⁴ 1918 wurde in Hamburg der Afrikanische Hilfsverein e. V. gegründet, ein Zusammenschluss von in Deutschland lebenden Schwarzen.⁵ Ab 1922 befand sich mit dem liberianischen Generalkonsulat die erste diplomatische Vertretung eines unabhängigen afrikanischen Staates in Europa in der Stadt Hamburg und wurde zu einem neuen Treffpunkt nicht nur für Schwarze in der Hansestadt, sondern auch für internationale Persönlichkeiten aus aller Welt.⁶ Ein Jahr nachdem Konsul Momolu Massaquoi zurück nach Liberia berufen wurde, war Hamburg erneut Schauplatz eines internationalen Treffens Schwarzer Aktivist*innen. Dabei handelte es sich um die von der Komintern⁷ geplante »First International Conference of Negro Workers«,⁸ an der knapp 20 Delegierte aus Afrika, der Karibik, Europa und den USA teilnahmen. Auf dieser Konferenz wurde das »International Trade Union Committee of Negro Workers« (ITUCNW) gegründet, welches Ende der 1920er und Anfang der 1930er Jahre den Versuch unternahm, die Aktivitäten der Befreiungsbewegungen in afrikanischen Ländern, der Afro-Amerikaner*innen und Schwarzer Menschen in Europa zusammenzubringen und zu radikalisieren. Von Hamburg aus wurde der antikoloniale Aktivismus global koordiniert, hier wurden Flugblätter, Broschüren und die Zeitschrift »The Negro Worker« gedruckt und auf heimlichem Wege über den Hafen in aller Welt verteilt. 1933 wurde es von den Nationalsozialisten zerschlagen und musste ins Ausland verlegt werden.⁹

4 Vgl. den Beitrag von Stefanie Michels zu Mpondo Akwa in diesem Band.

5 Afrikanischer Hilfsverein, Mitgliederliste, 1918, StaHH 331-3, SA 2819.

6 Die Geschichte des Konsulats ist in Deutschland durch die Autobiografie von Hans-Jürgen Massaquoi, dem Enkel des Konsuls, sowie durch deren Verfilmung mit Veronica Ferres einem breiten Publikum bekannt geworden: Hans-Jürgen Massaquoi: *Destined to Witness. Growing up black in Nazi Germany*, New York 1999; der Film hat bedauerlicherweise den rassistischen Titel der deutschen Buchübersetzung beibehalten: »Neger Neger Schornsteinfeger«, ZDF 2006.

7 Kommunistische Internationale, der internationale Zusammenschluss kommunistischer Parteien weltweit. Formal war der Weltkongress die oberste Instanz, faktische Machtzentrale war hingegen das Exekutivkomitee in Moskau (EKKI).

8 Das N-Wort taucht in den Akten und Publikationen des hier dargestellten Themas als Standard- und Selbstbezeichnung für und von Schwarzen auf. Da die Verkehrssprache der Schwarzen Aktivist*innen Englisch war, wird in diesem Text nach Möglichkeit der englische Begriff »Negro« wiedergegeben. Grundsätzlich bleibt die Problematik allerdings bestehen, dass das N-Wort untrennbar mit Formen von Unterdrückung und Ausbeutung, Rassismus, Sklaverei und Kolonialismus verbunden ist und stets eine pejorative Bedeutung behält. Ausführlicher zu Geschichte und Kritik des N-Wortes siehe: Susan Arndt: »Neger_in«, in: *Wie Rassismus aus Wörtern spricht: (K)Erben des Kolonialismus im Wissensarchiv deutsche Sprache. Ein kritisches Nachschlagewerk*, hg. von Susan Arndt und Nadja Ofuately-Alazard, 1. Aufl., Münster 2011, S. 653-657.

9 Im Russischen Staatlichen Archiv der sozial-politischen Geschichte (RGASPI) liegen eine ganze Reihe von Akten, die das Komitee betreffen. Neben Peter Martin haben bisher vor allem Hakim Adi und Holger Weiss den Bestand zum ITUCNW in Moskau ausgewertet. Der Bestand weist allerdings auch Lücken auf. Auch in Hamburg selbst sind nur wenige Unterlagen überliefert, das meiste ist im Krieg zerstört worden.

Komintern, Profintern und die Befreiung der Schwarzen Arbeiter*innen

Schon seit Beginn der Oktoberrevolution wurde die Frage des Kolonialismus in Russland diskutiert, und nachdem bereits temporäre Arbeitsgruppen unter dem Namen »Negro (sub-)commission«¹⁰ tätig waren, verstetigte sich die Arbeit in Bezug auf die Unterdrückung der Schwarzen Arbeiter*innen auf dem 6. Weltkongress der Komintern im Jahre 1928.¹¹ Im gleichen Jahr fand ebenfalls in Moskau der Weltkongress der Profintern¹² statt, an dem James W. Ford¹³, ein junger afro-amerikanischer Kommunist, als Delegierter teilnahm.

Auf dem 2. Kongress der Liga gegen Imperialismus¹⁴ 1929 in Frankfurt am Main wurde das provisorische »International Trade Union Committee of Negro Workers« gegründet und mit der Aufgabe, eine (Gründungs-)Konferenz zu organisieren, Fords Leitung unterstellt.¹⁵ Am 28. Januar 1929 traf Ford in Berlin mit den Spitzen der KPD zusammen und erhielt eine Unterstützungszusage. Bereits am folgenden Tag nahm er in Hamburg an der »Lenin-Liebkecht Celebration« teil. Vor 800 Seeleuten aus verschiedenen Ländern hielt er eine Rede, in der er u. a. über das ITUCNW informierte. In Fords Bericht war bereits mehrfach die Rede davon, dass es sich lohnen würde, »to have a Negro comrade assigned for work in the Port Bureau in Hamburg«,¹⁶ um sich um die Kontakte zu Schwarzen Seeleuten zu kümmern.

10 Die Verkehrssprache innerhalb dieser Organisationen war Englisch, weshalb auch die verschiedenen Sektionen englische Bezeichnungen trugen, die dann in die jeweiligen Nationalsprachen (i. d. R. Russisch, Deutsch und Französisch) übersetzt wurden. Die überwiegende Mehrheit der Organisationen, die sich mit der Unterdrückung der Schwarzen beschäftigen, trägt den Begriff »Negro« im Namen.

11 Unter dem Begriff »Negro Work« bzw. »Negro Question« wurden allerdings ganz verschiedene Arbeitsfelder mit unterschiedlichen Voraussetzungen verstanden: Es ging einerseits um die Situation der Afro-Amerikaner*innen in den USA, wo bereits eine kommunistische Partei und kommunistische Gewerkschaften existierten. Diese sollten auch unter der Schwarzen Bevölkerung agitieren und diese für Partei und Gewerkschaften rekrutieren. Daneben ging es um die Situation in afrikanischen und karibischen Ländern, in denen in der Regel zunächst Partei und Gewerkschaften gegründet werden sollten, um so eine kommunistische Politisierung der unterdrückten Bevölkerungen herbeizuführen. Zunehmend geriet der Umstand in den Blick, dass auch in europäischen Ländern Schwarze Menschen lebten, die aus Sicht der Komintern auf Seiten der Arbeiter*innen in den Klassenkampf eintreten sollten.

12 »Profintern« von russisch Красный интернационал профсоюзов (Krasnyi Internatsional Profsoyuzov), auf Deutsch auch Rote Gewerkschaftsinternationale, RGI.

13 Ford, geboren 1893 in Alabama, hatte als Bahnarbeiter gearbeitet, war seit Anfang der 1920er Jahre in verschiedenen kommunistischen Organisationen der USA aktiv und seit 1926 Mitglied der CPUSA.

14 Politiker*innen, Künstler*innen und Intellektuelle aus Afrika, Asien, Europa und Amerika bauten mit der 1928 in Brüssel gegründeten Liga gegen Imperialismus ein internationales Netzwerk auf, das auch über ihre Auflösung 1937 hinaus Bestand hatte.

15 Report by Ford, Recommendations to Negro Bureau, RGASPI 495/155/70, Bl. 62-68.

16 Ebd.

Ford ging vorübergehend wieder in den USA, um die Konferenz von dort aus vorzubereiten, und George Padmore übernahm seinen Posten in Moskau.¹⁷ Im Frühjahr 1930, kurz bevor die Konferenz stattfinden sollte – nach mehreren Ortsänderungen hatte man sich letztlich auf London geeinigt –, stand die Planung immer noch auf wackligen Beinen, wie Patterson¹⁸ berichtet: »No one has a conception of what to do or how to do it«.¹⁹ Um ein Scheitern der Konferenz zu verhindern, brachen Ford, Padmore sowie Otto Huiswoud sogar selbst nach Westafrika, in die USA und die Karibik auf, um vor Ort Delegationen zusammenzustellen.²⁰

Die Gründungskonferenz des Hamburger Komitees 1930

Das ITUCNW hatte zunächst nur am Rande mit der Stadt Hamburg zu tun. Wie es dazu kam, dass Hamburg Sitz des ITUCNW wurde, welches entsprechend häufig auch als »Hamburger Komitee« bezeichnet wurde, und welche Bezüge zwischen dem ITUCNW und der Stadt Hamburg bestanden, soll im Folgenden erläutert werden.

Während Ford, Padmore und Huiswoud noch unterwegs waren, wurde die geplante Konferenz von der britischen Labour-Regierung verboten. Padmore reiste daher kurzerhand mit der westafrikanischen Delegation am 24. Juni 1930 weiter nach Berlin, wo er kaum Unterstützung fand, bis nach einer Woche schließlich die Liga gegen Imperialismus die Aktivist*innen mit dem Nötigsten versorgte.²¹ Max Ziese,

17 Padmore war 1900 unter dem Namen Malcolm Ivan Meredith Nurse in Trinidad geboren worden und ging Mitte der 1920er für ein Studium in die USA. Er wurde in kommunistischen Kreisen aktiv und machte dort schnell Karriere. Er gilt heute als ein Vordenker des Panafrikanismus und ist später ein weltweit bekannter Aktivist geworden.

18 William L. Patterson war ein weiterer afro-amerikanischer Kommunist aus den USA. 1891 in San Francisco geboren, befand er sich in den 1920ern wie Ford und Padmore in New York und arbeitete als Jurist. Nachdem er der Workers' Party beigetreten war, wurde er 1927 für ein Studium an der Universität der Ostarbeiter (KUTV) in Moskau ausgewählt, wo er bis 1931 blieb.

19 Letter from Patterson to Negro Bureau Profintern, 18.4.1930, RGASPI 534/4/330, Bl. 5-6.

20 Neben Ford, der ja schon seit Ende 1929 in New York war, um die US-amerikanische Delegation vorzubereiten, brach Otto Huiswoud im Februar 1930 zusammen mit seiner Frau Hermina Dumont Huiswoud von den USA in die Karibik auf, um sicherzustellen, dass auch von dort Teilnehmer zur Konferenz kommen würden. Huiswoud, geboren 1893 in Surinam, war bereits 1919 bei der Gründung der Communist Party of Amerika (CPA) beteiligt gewesen. Er wurde 1924 für ein Jahr aus der Partei ausgeschlossen, weil er lautstark den Weißen Rassismus innerhalb der Partei kritisiert hatte. Er übernahm die Leitung des ITUCNW nach 1933. (Huiswoud to Padmore, Port of Spain, 14.4.1930, RGASPI 534/4/330, Bl. 24-25). George Padmore, der um die Jahreswende 1929/1930 aus den USA nach Moskau gekommen war und die Arbeit unter Ford aufgenommen hatte, reiste zusammen mit Patterson durch Europa und dann allein weiter nach Westafrika (RGASPI 534/4/330, Bl. 5).

21 Padmore schreibt in einem Brief an die Zentrale der Profintern am 30. Juni 1930: »Comrades, it is now one week since I have had these Negro workers in Berlin during which period I have not been able to provide them with a penny for food«. Padmore to Dear Comrades, 30.6.1930, RGASPI 534/3/546, Bl. 61.

Leiter des Büros der Profintern in Berlin, sandte einen Brief nach Hamburg, vermutlich an Albert Walter, mit dem Auftrag, die Veranstaltung der Konferenz dort vorzubereiten.²²

Am 7. Juli 1930 wurde die Konferenz schließlich in Hamburg in den Räumen der »Internationale der Seeleute und Hafenarbeiter« (ISH) eröffnet. Trotz aller Widrigkeiten war es zum ersten Mal gelungen, Aktivist*innen aus aller Welt zusammenzubringen, die sich auf eine gemeinsame Agenda einigten und die Basis für ein globales Netzwerk schufen. Der im Nachhinein veröffentlichte Konferenzbericht »A Report of Proceedings and Decisions of the First International Conference of Negro Workers« zeigt ein Foto der anwesenden Delegierten und einige der dort gehaltenen Reden. Insgesamt waren wahrscheinlich 17 Teilnehmer*innen angereist und drei »Bruderdelegierte«²³ aus Deutschland:²⁴ E. F. Small aus Gambia, E. A. Richards aus Sierra Leone, Frank Macaulay aus Nigeria, T. S. Morton und J. A. Akrong aus der Goldküste. Außerdem der *Weisse* Emil Solomon Sachs alias Al-

bert Green aus Südafrika und der Deutsch-Kameruner Joseph Bilé, der die deutsche Sektion der »Ligue de la Défense de la Race Nègre« (LDRN) vertrat. Aus den USA kamen Harold Williams, J. A. Roberts, Isaac Hawkins, Walter Lewis und Comrade Murphy. Auch Ford und Patterson wurden als US-amerikanische Vertreter gezählt. Es gab in den folgenden Jahren zwar zahlreiche Begegnungen des hier gegründeten



Sonderausgabe des »The Negro Worker« zur Konferenz in Hamburg

22 Paul (Max Ziese) to Herr Simon, 17.6.1930, RGASPI 534/8/139, Bl. 81.

23 Viendranath Chattopadhyaya, Sekretär der Liga gegen Imperialismus, und Willi Budich, Vertreter der Internationalen Roten Hilfe, waren aus Berlin angereist und wurden ebenso wie ein Repräsentant des Seemannsklubs, dessen Identität unklar ist, als »Bruderdelegierte« betrachtet.

24 Über die genaue Anzahl an Teilnehmer*innen existieren verschiedene Angaben. Im offiziellen Konferenzbericht, dem Report of Proceedings and Decisions of the First International Conference of Negro Workers, werden 17 Delegierte sowie drei *Bruderdelegierte* angegeben.

Netzwerks, doch ein derart großes und internationales Zusammentreffen konnte nicht wiederholt werden.

James W. Ford gab als Vorsitzender des Komitees einen einführenden Bericht, in dem er einen Bogen der Kämpfe der Schwarzen Arbeiter*innen vom transatlantischen Menschenhandel und der Sklaverei über die Arbeitsbedingungen der Afro-Amerikaner*innen zu den Kämpfen von Schwarzen Arbeiter*innen in der Karibik und Afrika spannte.²⁵ Die Kämpfe der Schwarzen waren für ihn Arbeiter*innenkämpfe:

We are meeting at a time of acute crisis of capitalism that has reached throughout the world most seriously affecting colonial lands. We have before us very big tasks. We must face the serious business of getting down to the problems that face the Negro workers and the Negro race under capitalist exploitation and oppression in the various parts of world.²⁶

Weitere Delegierte hielten Reden, in denen sie von der Situation der Arbeiter*innen und Bäuer*innen in ihren Ländern berichteten und die Arbeitsverhältnisse unter kapitalistischen Bedingungen anprangerten. Für den Abend war ein Treffen mit Seeleuten und Hamburger Kommunist*innen im Seemannsklub arrangiert worden. Detaillierte Beschreibungen, wie die Begegnung zwischen Schwarzen Aktivist*innen und Hamburger Kommunist*innen sich gestaltete, existieren nicht, nur von »Verbrüderungsreden« ist die Rede, die allerdings auch reine Formsache gewesen sein können. Für die Hamburger linke Leserschaft waren Artikel in der »Hamburger Volkszeitung« zu finden, die von der Konferenz berichteten.²⁷ Am Folgetag wurden im Eilverfahren die zuvor in Moskau vorbereiteten Resolutionen verabschiedet, offenbar ohne überhaupt Zeit zu haben, diese zu diskutieren.²⁸ Die meisten Delegierten fuhren per Boot weiter nach Leningrad zum 5. Kongress der Profintern.²⁹ Die Durchführung der Konferenz

25 Schwarze Intellektuelle, darunter auch W.E.B. DuBois, bezeichnete er gemäß der kommunistischen Doktrin als Verräter der Schwarzen Arbeiter*innen. Report of Chairman, Proceedings, S. II.

26 Report of Chairman, Proceedings, S. 5.

27 Hamburger Volkszeitung, 8. Juli 1930.

28 So berichtet etwa E. S. Sachs gegenüber dem Exekutivbureau der Profintern in Moskau, 5.8.1930, RGASPI 534/3/490, Bl. 25-26.

29 Da es kein Protokoll gibt, ist der Ablauf der Konferenz nur anhand des im Nachgang veröffentlichten Konferenzberichts, eines Berichts von Ford, einiger Zeitungsartikel, der Korrespondenz der Organisatoren sowie eines Berichtes des Teilnehmers Budich zu rekonstruieren. Budich, der als Vertreter der Internationalen Roten Hilfe (IRH) an der Konferenz teilnahm, äußerte deutliche Kritik an der Konferenz. Er beschreibt die schlechte Vorbereitung und Durchführung der Konferenz, also Kritikpunkte, die auch von den Organisatoren selbst zugehäuf geäußert worden waren. Während in Budichs Bericht unbestimmt bleibt, wen er dafür für verantwortlich hält, wird aus den Briefen von Ford, Padmore und Patterson deutlich, dass ihnen die notwendige Unterstützung von lokalen Akteuren – sei es in London, Berlin oder Hamburg – weitgehend verwehrt blieb und die Konferenz nur durch ihr eigenes unablässiges Engagement überhaupt realisiert werden konnte. Budich beschreibt weiterhin, dass weder

bleibt gleichwohl ein historisches Ereignis als erste Konferenz von Arbeiter*innen, Gewerkschaftsaktivist*innen und Kommunist*innen aus Afrika und der Diaspora: »The conference presaged the important role that workers would play in the anti-colonial struggles that subsequently broke out in Africa and the Caribbean.«³⁰

Sitz in Hamburg 1930-1933

Das »Port Bureau« oder »Hafenbüro« der ISH³¹ befand sich in der Rothesoodstraße 8 in Hamburg, ebenso wie der »Interklub«.³² Seeleute galten als besonders kommunistisch, militant und streikfreudig. Ein Grund dafür waren die katastrophalen Arbeitsbedingungen, welche die Seeleute radikalisierten und unter ihnen internationale Solidarität hervorriefen.³³ Vorsitzender der Hamburger ISH war der Hamburger Kommunist Albert Walter.³⁴ Er war federführend am Aufbau des Netzes der Internationalen Hafenbüros beteiligt. Zusammen mit dem Sekretär der ISH, dem chinesischen Kommunisten Liao Chengzi, pflegten diese Organisationen Kontakte zu linken Seeleuten, verfassten Flugblätter in verschiedenen Sprachen und organisierten politi-

die Hamburger Partei, noch die Parteizeitung oder andere Organisatoren von der Konferenz unterrichtet worden waren. Vgl. RGASPI 534/3/527, Bl. 14. Dieser Eindruck der fehlenden Zusammenarbeit und Kommunikation zwischen KPD, ISH und der Profintern deckt sich mit den Darstellungen von Ford, Padmore und Patterson.

30 Hakim Adi: Pan-Africanism and Communism. The Communist International. Africa and the diaspora, 1919-1939, Trenton, NJ 2013, S. 21.

31 Die deutsche Sektion der ISH nannte sich Einheitsverband der Seeleute, Hafenarbeiter und Binnenschiffer.

32 Seit 1921 hatte die Profintern begonnen, weltweit Internationale Seemannsclubs, genannt Interklub, einzurichten. Auch in Hamburg existierte solch ein Interklub, mit etwa 100 Besuchern täglich war er einer der größten der Welt. Pro Jahr strömten also um die 30 000 Seeleute in die Rothesoodstraße 8, wo der Interklub gelegen war. Neben dem Ziel, die Seeleute politisch und gewerkschaftlich zu organisieren, sollten sie auch eine Anlaufstelle für jegliche Fragen bieten, vgl. Der Internationale Transportarbeiter, Herausgegeben vom Internationalen Propaganda-Komitee der revolutionären Transportarbeiter, Nr. 7, 1929; vgl. Dieter Nelles: Jan Valtins »Tagebuch der Hölle« – Legende und Wirklichkeit eines Schlüsselromans der Totalitarismustheorie, Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts 9, Nr. 1, 1994, S. 11-45; hier S. 17.

33 Vgl. Dieter Nelles: Widerstand und internationale Solidarität. Die internationale Transportarbeiter-Föderation (ITF) im Widerstand gegen den Nationalsozialismus, Essen 2001, S. 116.

34 Walter, selbst Binnenschiffer und Quartiermeister, war seit 1919 USPD- und seit 1921 KPD-Mitglied, hatte 1922 die Gewerkschaft »Deutscher Schiffahrtsbund« in die Profintern eingegliedert und saß von 1924-1933 für die KPD in der Hamburger Bürgerschaft. Walter wurde 1933 von den Nationalsozialisten verhaftet und kam für ein Jahr in das KZ Fuhlsbüttel. Während dieser Zeit vollzog er eine Wandlung zum Nationalsozialismus. Nach 1945 war er weiter in national-konservativen Organisationen aktiv.

sche Aktionen.³⁵ Auf dieses Netzwerk radikaler Seeleute sollten die Aktivist*innen des Hamburger Komitees später zurückgreifen können.

Im Herbst 1930 entschied das Exekutivkomitee der Komintern, den Sitz des ITUCNW nach Hamburg zu legen.³⁶ Offiziell unabhängig, unterstand es streng hierarchisch dem »Negro Bureau« der Profintern.³⁷ James W. Ford übernahm die Leitung des Hamburger Büros, während George Padmore in Moskau blieb und den Vorsitz des »Negro Bureaus« der Profintern erhielt. Der Konferenzbericht wurde in 5000facher Ausfertigung weltweit verteilt, als Kuriere dienten die Seeleute. In fast allen Ausgaben des »Negro Workers« erschien von nun an ein kurzer Text, der erklärte, was das ITUCNW ist:

What is the International Trade Union Committee of Negro Workers?

The Negro Workers Committee was formed in July 1930 at an international conference of Negro toilers held in Hamburg, Germany. The Committee is not a race, but a class organization, organizing and leading the fight in the interests of Negro workers in Africa, the West Indies and other colonies.

The aims of the Committee are as follows:

1. Abolition of Forced Labour, Peonage and Slavery.
2. Equal Pay for Equal Work — Irrespective of Race, Colour or Sex.
3. Eight Hour Day.
4. Government Relief for Unemployed, — free rent, no taxes.
5. Freedom to organize trade unions, unemployed councils and peasant committees, — right to strike.
6. Against racial barriers in trade unions and colour bar in industry.
7. Against capitalist terror — lynching, police and soldier terrorism, arrest and deportation of foreign workers.
8. Against confiscation of peasant and communal lands, against taxation of the Negro workers and peasants.
9. To promote and develop the spirit of international solidarity between the workers of all colours and nationalities.
10. To agitate and organize the Negro workers against the imperialist war in China and the intervention in Soviet Russia, in which the white capitalist exploiters intend to use black workers as cannon-fodder as they did in the last war.

35 Vgl. Lars Amenda: Die Welt an der Wasserkante. Chinesische Seeleute und Migranten in Hamburg und Bremerhaven 1890-1970, Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Nr. 81, 2009, S. 121-141; hier S. 131.

36 Vgl. Holger Weiss: Framing a Radical African Atlantic. African American Agency, West African Intellectuals and the International Trade Union Committee of Negro Workers, Leiden 2013, S. 287.

37 RGASPI 495/155/87, Bl. 432.

11. To defend the independence of Liberia, Haiti and other Negro States and to fight for the full independence of the Negro toilers in Africa and the West Indies, and their right of self-determination in the Black Belt of USA
12. The Committee also fights against white chauvinism, (race prejudice) social-reformism and the reformist programmes of the Negro capitalist misleaders, and the missionaries, preachers and other agents of imperialism.

These misleaders, instead of organizing the Negro masses to fight for their freedom are the very ones who help the capitalists by preaching obedience, and loyalty to imperialist rule:

Negro Workers, organize the fight against imperialism!

Support the Revolutionary Trade Union Movement!

Fight for the Freedom of the Working Class!³⁸

Auch wenn eingangs betont wird, das Komitee sei eine *class*-, und keine *race*-Organisation, wird in den weiteren Forderungen deutlich, dass viele Formen der Unterdrückung von Schwarzen spezifisch rassistisch sind, wie Lynchmorde, der »colour bar in industry« oder *Weißer* Chauvinismus. Es erscheint angesichts dessen absurd, dass die Relevanz der Kategorie *race* in diesen anti-kolonialen Kreisen immer wieder geleugnet wurde. Möglicherweise ist diese vordergründige Linientreue gegenüber der Ideologie der Komintern aber auch als formales Zugeständnis zu verstehen, hinter dem dann die Stärkung der Schwarzen Aktivist*innen und Gewerkschaften stattfinden konnte. Den Protagonist*innen des Hamburger Komitees, so machen oben genannte Beispiele deutlich, ging es bei ihrem Anliegen offensichtlich nicht nur um die Klassengesellschaft, sondern auch um rassistische Verhältnisse.

Ford begann von Hamburg aus das internationale Netzwerk weiter auszubauen, neue Kontakte zu Seeleuten zu knüpfen und diese für die Arbeit des Hamburger Komitees zu gewinnen. Dafür suchte er geeignete Schiffe auf, gab Schulungen und verteilte Propaganda-Material. Viele Schwarze Seeleute hielten sich während ihres Aufenthaltes in Hamburg in der »Africa Bar« auf St. Pauli auf, die für Ford ein weiteres Agitationsfeld bot.³⁹ Sein Ziel war es, die Seeleute in den Interklub zu lotsen, wo er das Programm des Klubs thematisch mit einer Wandzeitung und weiterem Infomaterial über den antikolonialen Kampf ergänzte.⁴⁰ Die Schwierigkeit bestand allerdings nicht nur darin, die Schwarzen Seeleute in den Interklub zu kriegen, sondern auch, die Vorurteile der *Weißer* Genoss*innen abzubauen:

But after a while I found definite expressions of unfriendliness on the part of some of the comrades to the Negro seamen who came to the Club and tendencies that were not only driving the Negroes away but as well as not wanting them at the

38 Siehe etwa The Negro Worker No.4, April 1932, Vol. 2.

39 Ford an Padmore, RGASPI 534/3/668, Bl. 84-91.

40 Ford to Padmore, 7.2.1931, RGASPI 534/3/668, Bl. 41.

Club. To this attitude I immediately became very sharp with some of the comrades, especially leading comrades in the Club.⁴¹

Der Mangel an Unterstützung durch die kommunistischen Genossen, der bereits die Organisation der Gründungskonferenz des ITUCNW prägte, setzte sich nun also auch im Hafenbüro fort. Aus Moskau wies Padmore die Genossen im Hamburger Hafenbüro an, Ford Unterstützung zukommen zu lassen.⁴² Trotz aller Anstrengungen war der Erfolg mäßig, Ford konnte nur wenige nützliche Kontakte in Afrika ausfindig machen. Repressionen durch die britische Regierung und fehlende Unterstützung durch Kommunist*innen in den Kolonialmächten England und Frankreich erschweren die Arbeit zusätzlich.

Als Padmore im Herbst 1931 nach Hamburg wechselte und die Leitung übernahm, betraf eine seiner Umstrukturierungsmaßnahmen daher die Ausbildung Schwarzer Kader. Die Aufgaben des Hamburger Komitees wurden konkretisiert, es sollte nun seinen Arbeitsschwerpunkt auf Afrika und die Karibik legen. Padmore gelang es, einige neue Kontakte zu Gewerkschaften aufzubauen und auch die Distribution des »Negro Worker« zu erweitern. Gegenüber der Profintern in Moskau machte er deutlich, dass er weitere Mitarbeiter, einen größeren Etat und mehr Unterstützung durch die ISH und die Profintern-Ableger in anderen Städten benötigte.⁴³ Diese Unterstützung blieb aus, und Übergriffe durch die deutsche Polizei erschweren die Arbeit zusätzlich. Nach der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde das Hafenbüro am 5. März 1933 von der SA gestürmt, zwei Wochen später wurden das Büro der ISH und der Interklub geschlossen. Albert Walter war schon vorher verhaftet worden, George Padmore wurde ins Gestapo-Gefängnis Fuhlsbüttel gebracht und schließlich nach England deportiert, wo er allerdings nur einen Tag blieb, bevor er nach Paris ging. In der Frühjahrsausgabe des »Negro Workers«, die in Kopenhagen oder Paris produziert wurde, steht:

Shortly after the infamous Captain Goering, the right hand man of Hitler and dictator of Prussia assumed office, he ordered his men to round up all Negroes and deport them from Germany. [...] Today Negroes [...] are daily victims of fascist terrorism. Students are not only thrown out of the universities by fascists but are often beaten up if they attend class.⁴⁴

Während die ISH und andere kommunistische Organisationen nach Kopenhagen flohen, versuchte Padmore unter großen Schwierigkeiten, von Paris aus weiterzuarbeiten.⁴⁵ Nachdem er zunehmend Kritik an der Komintern äußerte und sich weigerte,

41 RGASPI 534/3/668, Bl. 88.

42 Padmore an Walter, RGASPI 534/3/668 21.7.1931, Bl. 79.

43 Diskussion des ITUCNW, 23.-26. Mai 1932, RGASPI 534/3/753.

44 The Negro Worker No. 4-5, April-May 1933, Vol.3.

45 Weiss (Anm. 36), S. 600.

den Direktiven aus Moskau Folge zu leisten, wurde er suspendiert. Huiswoud übernahm die Leitung des nun illegalen ITUCNW von Antwerpen und Amsterdam aus, was vor allem die weitere Produktion und Verteilung des »Negro Workers« bedeutete. 1938 wurde das ITUCNW vom EKKI der Komintern aufgelöst und Huiswoud zurück in die USA geschickt.

Ausblick: Postkolonialer Erinnerungsort?

Das Hamburger Komitee ist ein frühes Beispiel für anti-kolonialen Aktivismus Schwarzer Menschen in Hamburg. Seine Gründung ist nur im Kontext der Komintern zu verstehen, und seine Erfolge halten sich in Grenzen. Doch das Netzwerk, welches mit Hilfe des Hamburger Komitees geschaffen wurde, hielt jahrzehntelang. Die Protagonisten James W. Ford und George Padmore machten später in den USA weiter Karriere.⁴⁶ Die panafrikanistische Abkehr von der Fokussierung auf die radikale gewerkschaftliche Organisation von Arbeiter*innen, sowie die ideologische Verengung auf die Klassenfrage brachten dem Hamburger Komitee besonders im Nachhinein Kritik ein.⁴⁷

Die Geschichte dieser anti-rassistischen und anti-kolonialen Kämpfe in der Weimarer Republik macht deutlich, dass soziale Ungerechtigkeit und rassistische Diskriminierung, ein unsicherer Aufenthaltsstatus in Europa sowie ökonomische Ausbeutung, Entrechtung und politische Unterdrückung von afrikanischen Gesellschaften Verhältnisse sind, die seit Generationen für viele Menschen reale Probleme sind. Protestbewegungen von Geflüchteten wie »Lampedusa in Hamburg« zeigen auf, dass diese leider nach wie vor aktuell sind.

46 James W. Ford war schon 1932 von der CPUSA als Kandidat für die Vize-Präsidentschaft der USA aufgestellt worden, und Padmore erlangte weltweite Bekanntheit als Vordenker des Panafrikanismus.

47 Im Zuge erstarkender pan-afrikanistischer Strömungen, die gerade den Aspekt von Race/Rasse und Rassismus in den Fokus stellten und die Befreiung vom »Joch der Weissen« (so im Untertitel der deutschen Übersetzung des 1936 von George Padmore veröffentlichten Buches: George Padmore: Afrika unter dem Joch der Weissen, Erlenbach-Zürich 1936) anstrebten, erschien die alleinige Fokussierung auf die Klassenfrage verkürzt, »colorblind« und rassistisch.

Mpondo Akwa aus Kamerun in der (Hamburger) Öffentlichkeit¹

STEFANIE MICHELS

Unter der Rubrik »Staatsbesuche« findet sich im Staatsarchiv Hamburg eine großformatige und auf Pappe abgezogene Fotografie. Sie zeigt vier Personen in einer Kutsche, die von einer Reihe von Personen, darunter auch Frauen und Kinder, betrachtet werden. Die Bildunterschrift gibt an, es handele sich um »Prinz Akwa und King Deido aus Kamerun zu Besuch in Hamburg 1902«.²



Die Fotografie steht in diesem Artikel stellvertretend für das Spannungsfeld zwischen der Anwesenheit von Menschen aus den deutschen Kolonialgebieten in Deutschland und ihrer Sichtbarkeit für eine deutsche Öffentlichkeit. Konkret wird der Kameruner Mpondo Akwa und seine Zeit in Hamburg und Altona (1902-1911) vorgestellt. Er trat in dieser Zeit mehrfach ganz bewusst an die deutsche Öffentlichkeit heran – am

- 1 Dieser Artikel hat vom Austausch mit mehreren Personen profitiert – besonders Robbie Aitken und Richard Tsogang Fossi. Für Anmerkungen danke ich Julian zur Lage und Kim Todzi.
- 2 Das Wort »Prinz« scheint über ein getilgtes Wort geschrieben. Ich gehe davon aus, dass dort im Original »König« gestanden hat. Da der Fotografie ein Zeitungsartikel über »Prinz Akwa« aus dem Jahr 1906 beigelegt ist, liegt eine Verwechslung nahe.

vehementesten als er 1906 eine Verleumdungsklage einreichte, die er 1908 vor dem Hamburger Schöffengericht gewann.

Zunächst wird der Hintergrund Mpondo Akwas kurz vorgestellt, dann erläutert, aus welchen Gründen er sich in Hamburg und Altona aufhielt, in welche Netzwerke er eingebunden war, sowie wo und wie er öffentlich auftrat. Dabei werden zwei Vorgänge zusammen untersucht, die zeigen, wie nah im Falle Mpondo Akwas das Lokale und das Globale waren. Zum einen wird der Anteil von Mpondo Akwa an der Absetzung des Gouverneurs von Kamerun, Jesko von Puttkamer, diskutiert, zum anderen wird die Gegenreaktion, die rassistische Diffamierungskampagne gegen ihn und seine zumindest in erster Instanz erfolgreiche Verleumdungsklage in Hamburg dargestellt. Die weiteren Versuche Mpondo Akwas, mittels einer Strategie des Wohlstands den rassistischen Ausschluss von ihm und den Leuten aus Douala zu unterlaufen, werden von Hamburg über Douala bis in den Norden Kameruns verfolgt.³ Seine Worte und Taten, die in den Archiven umfänglich belegt sind, machen ihn zu einem wichtigen afrikanischen Intellektuellen.⁴

3 Es liegen bereits einige biographische Skizzen zu Mpondo Akwa vor; mit dem historischen Material direkt haben gearbeitet: Andreas Eckert: »Der beleidigte Negerprinz«. Mpundu Akwa und die Deutschen, in: *Etudes Germano-Africaines* 9, 1991, S. 32–38; Adolf Rüger: Die Duala und die Kolonialmacht 1884–1914. Eine Studie über die historischen Ursprünge des afrikanischen Antikolonialismus, in: *Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft*, Bd. 2, hg. von Helmuth Stoecker, Berlin/O. 1968; Ralph A. Austen: Duala versus Germans in Cameroon: Dimensions of a Political Conflict, in: *Outre-Mer. Revue d'histoire* 237, 1977, S. 477–497; Elisa von Joeden-Forgey: Defending Mpundu: Dr. Moses Levi of Altona and the Prince from Cameroon, in: *Mpundu Akwa. The Case of the Prince from Cameroon. The newly discovered Speech for the Defense by Dr. M. Levi*, hg. von ders. und Leonhard Harding, Hamburg, Münster 2002, S. 105–132; Elisa von Joeden-Forgey: *Nobody's People: Colonial Subjects, Race Power and the German State, 1884–1945*, Dissertation, University of Pennsylvania 2004; Peter Martin und Christine Alonzo: *Im Netz der Moderne. Afrikaner und Deutschlands gebrochener Aufstieg zur Macht*, Hamburg 2012; Robbie Aitken und Eve Rosenhaft: *Black Germany. The Making and Unmaking of a Diaspora Community 1884–1960*, Cambridge 2013. Einen nach wie vor überzeugenden Artikel für die Verbindung zwischen der kleinen und der großen Politik durch die Anwesenheit von Kameruner*innen in Deutschland: Ralph Austen: *Cameroon and Cameroonians in Wilhelmian Innenpolitik. Grande Histoire and Petite Histoire*, in: *L'Afrique et l'Allemagne de la Colonisation à la Coopération 1884–1986. Le Cas du Cameroun*, hg. von Kum'a Ndumbe, Yaoundé 1986. Vgl. auch: Marianne Bechhaus-Gerst: Dika Mpundu Niasam Akwa (Mpundu Akwa), Ludwig Paul Heinrich (1879–1914), in: *Encyclopedia of Blacks in European History and Culture*, hg. von Eric Martone, Oxford 2008, S. 362–364; Albert Gouafo: *Wissens- und Kulturtransfer im kolonialen Kontext. Das Beispiel Kamerun – Deutschland (1884–1919)*, Würzburg 2007, S. 68–70; und jüngst Christian Bommarius: *Der gute Deutsche. Die Ermordung Manga Bells in Kamerun 1914*, Berlin 2015.

4 Vgl. hierzu allgemein: Arno Sonderegger: Antirassismus und Antikolonialismus unter afrikanischen Intellektuellen 1850 bis 1970. Ideengeschichtliche Anmerkungen, in: *Stichproben. Wiener Zeitschrift für kritische Afrikastudien* 25, 2013, 13, S. 53–74; Andreas Eckert: Afrikanische Intellektuelle und Aktivisten in Europa und die Dekolonisation Afrikas, in: *Geschichte und Gesellschaft* 37, 2011, S. 244–274 (auch explizit zu Mpondo Akwa).

Wer war Mpondo Akwa?

Mpondo⁵ wurde 1879 in Douala, Kamerun geboren. Seine Mutter war eine einflussreiche Frau namens Bekenne.⁶ Sein Vater war Dika Mpondo, damals von den Europäern als »King Akwa« bezeichnet. Er war zusammen mit »King Bell« im 19. Jahrhundert der einflussreichste und wohlhabendste Mann in Douala (damals Kamerun genannt). Er handelte mit den europäischen Handelshäusern und gehörte zu einer kosmopolitischen atlantischen Elite, die sich während des jahrhundertelangen Handels etabliert hatte.⁷ 1884 waren »King Akwa« und »King Bell« die wichtigsten Unterzeichner eines Vertrags mit deutschen Handelsfirmen, der diesen Hoheitsrechte übertrug und den Beginn deutscher Kolonialpolitik in Kamerun markierte.⁸ Wie viele Kinder einflussreicher Familien wurde Mpondo kurz nach der Unterzeichnung des Vertrags von 1884 von seiner Familie zur Ausbildung nach Deutschland geschickt. Von 1888 bis 1893 besuchte er verschiedene Schulen in Deutschland und kehrte mit 14 Jahren nach Douala zurück.⁹ In Deutschland lernte er nicht nur exzellent Deutsch sprechen, lesen und schreiben, sondern baute auch nachhaltige Beziehungen zu verschiedenen Adligen auf, beispielsweise Baron Engelbert von Landsberg zu Steinfurth bei Münster. In Douala arbeitete er kurzzeitig beim Gouvernement als Übersetzer und Schreiber, quittierte den Dienst jedoch bereits nach kurzer Zeit.¹⁰ Er heiratete die Tochter des Schwarzen

- 5 In der Duala-Nomenklatur hat jede Person einen Geburtsnamen. Der Name des Vaters wird diesem hintangestellt. Die Bezeichnung »Akwa« als Gemeinde und »King Akwa« als deren Oberhaupt war durch den Kontakt mit den Europäern entstanden und wurde – vor allem, aber nicht nur – Europäern gegenüber verwendet. Bei den Duala ist Mpondo auch als Mpondo Dika (also Mpondo Sohn des Dika bekannt). Er nannte sich auch Niazam Akwa (die Duala-Entsprechung für »Prinz Akwa«) und »Mpondo I.«. Phasenweise führte er auch seinen christlichen Vornamen Ludwig. Die Deutschen schrieben seinen Namen meist »Mpundu«, in Duala jedoch »Mpondo«. Der Einfachheit halber verwende ich in diesem Artikel seinen Geburtsnamen: »Mpondo«. Douala verwende ich für die Stadt (heutige Schreibweise), Duala für die Menschen und die Sprache.
- 6 Bekenne war die wichtigste Frau Dika Mpondos – eine Tochter King Bells, vgl. Shirley Ardener: *Eye-Witnesses to the Annexation of Cameroon 1883-1887*, Buea 1968; dies.: *Kingdom on Mount Cameroon. Studies in the History of the Cameroon Coast 1500-1970*, Providence 1996.
- 7 Vgl. hierzu Stefanie Michels: *Imperial, atlantisch, europäisch, kosmopolitisch? Globales Bewusstsein in Duala im frühen 19. Jahrhundert*, in: *Bessere Welten. Kosmopolitismus in den Geschichtswissenschaften*, hg. von Bernhard Gißibl und Isabella Löhr, Frankfurt a. M. 2017, S. 281-314.
- 8 Für eine Liste aller Unterzeichner, deren Duala-Namen und deren Wohnviertel siehe Adalbert Owona: *La Naissance du Cameroun 1884-1914*, Paris 1996, S. 198.
- 9 Vgl. Robbie Aitken: *Selling the Mission: The German Catholic Elite and the Educational Migration of African Youngsters to Europe*, in: *German History* 33, 2015, No. 1, S. 30-51; Stefanie Michels: *West African Families Sending Children Abroad. Duala and Oesterle (1891-1896)*, in: *Genesis, Rivista della Società Italiana delle Storie* 1 (Themenheft: *Connected Histories of Family and Gender. Rethinking the Family in Globalizing Contexts*), 2015, S. 85-116.
- 10 Einige dieser Details sind der Propagandaschrift Heinrich Liersemanns zu entnehmen, der die ersten Zeugenaussagen teilweise wörtlich wiedergibt, vgl. Heinrich Liersemann: »S.K.J.

Baptistenpfarrers Wilson aus Victoria; die Trauung wurde vom Baptistenpfarrer Bebe Bell in Douala vollzogen. 1902, nunmehr 23 Jahre alt, begleitete er seinen Vater auf eine Delegationsreise nach Deutschland. Sowohl die Akwa als auch die Bell schickten Delegationen nach Berlin, um sich über die Anordnungen und das Verhalten der deutschen Kolonialbehörden in Douala zu beschweren.

Auf der Fotografie ist Mpondo sehr wahrscheinlich der junge Mann mit schwarzem Hut und heller Jacke, der gerade schwungvoll gegenüber seinem Vater »King Akwa« Platz nimmt. Das eigentliche Reiseziel der Gruppe war Berlin. In Hamburg tätigten sie jedoch wichtige Geschäfte. Mpondo blieb 1902 in Deutschland und ließ sich in Hamburg nieder.

Was machte Mpondo in Hamburg und Altona?

Als Mpondo 1902 in Deutschland blieb, gab es bereits eine größere Gruppe von Menschen aus den Kolonien in Deutschland. Die meisten von ihnen kamen aus Kamerun und hier wiederum die meisten aus Douala. Hamburg und Berlin waren die deutschen Städte mit dem größten Anteil an Afrikaner*innen.¹¹ Mpondo hatte zwei Ziele in Deutschland: ein diplomatisches – als Vertreter der Akwa in Deutschland – und ein ökonomisches: den Aufbau eigener wirtschaftlicher Kontakte und eines eigenen Handelsunternehmens. Dass Mpondo sich in Hamburg und nicht in Berlin niederließ, ist auch ein Verweis auf die Gewichtung der beiden Projekte. Gemeinsam mit dem Vater hatte er 1902 einen Vertrag mit der Hamburger Firma J. Braun abgeschlossen.¹² Sie sollte in Douala eine Niederlassung errichten.

Sein Vater hatte ihn mit einem Startkapital von 1.300 Mark ausgestattet. Er erhob in Douala innerhalb seines Einflussgebietes eine Steuer für den Unterhalt von Mpondo in Deutschland.¹³ Deswegen konnte es sich Mpondo auch leisten, in seiner ersten Zeit in Deutschland unbezahlte Praktika zu absolvieren, beispielsweise in Kiel. Hier pflegte er, wie bereits in Westfalen, Kontakte in adlige Kreise, wurde zu Bällen eingeladen und spielte Tennis.¹⁴

Prinz« Ludwig Paul Heinrich M’Pundu Niasam Akwa. Ein Beitrag zur Rassenfrage, Berlin 1907.

11 Vgl. für diese Zahl Heiko Möhle: Einwanderung in eine koloniale Metropole. Afrikanerinnen und Afrikaner in Hamburg bis 1945, in: Hamburg – Sansibar, Sansibar – Hamburg. Hamburgs Verbindungen zu Ostafrika, hg. von Landeszentrale für politische Bildung, Hamburg 2009, S. 85–113; hier S. 91. Westermann spricht von 40 bis 50 Afrikaner*innen, die im 19. Jahrhundert in Hamburg gelebt hätten: Verena Westermann: Eine fast vergessene Einwanderung. AfrikanerInnen in Hamburg 1884–1945, in: Branntwein, Bibel, und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche in Hamburg, hg. von Heiko Möhle, Hamburg 1999, S. 87–92. Für ganz Deutschland schwankt die Gesamtzahl zwischen 500 bis 3.000, bzw. insgesamt 1.500 Personen, vgl. Eckert 2011 (Anm. 4), S. 33; Aitken und Rosenhaft (Anm. 3).

12 Vgl. Joeden-Forgey: Defending Mpundu (Anm. 3), S. 110.

13 Vgl. ebd.

14 Vgl. Lierseemann (Anm. 10).

1902 wollte er eine bezahlte Stelle bei der Firma Bochner & Co in Hamburg annehmen. Dafür ließ er sich als Einwohner Hamburgs registrieren. Die Stelle konnte er jedoch nicht antreten, da die Hamburger Behörden ihn auswiesen.¹⁵ Er nahm in der Folge in Altona seinen Wohnsitz, das damals zur preußischen Provinz Schleswig-Holstein gehörte und erst 1937 zu Hamburg kam. In beiden Orten lebte eine gut vernetzte kamerunische Gemeinschaft.¹⁶ Besonders wichtig war Mandenga Diek, der seit 1896 die hamburgische Staatsangehörigkeit besaß. Sein Schwiegervater war Polizist, und Diek half vielen Bekannten aus Kamerun im Umgang mit den Behörden.¹⁷ Auch Mpondo hielt den Kontakt zu verschiedenen Menschen in Kamerun, die ihn mit teilweise substantiellen finanziellen Mitteln unterstützten – jedoch, was Mpondo stets wichtig war, als Darlehen.¹⁸

Mpondo knüpfte jedoch auch wichtige Kontakte mit Einwohner*innen Hamburgs und Altonas, allen voran dem Rechtsanwalt Dr. Moses Levi. Seiner Tochter erzählte Levi, er habe Mpondo in Hamburg auf der Straße kennengelernt, als dieser von einem Passanten beleidigt wurde, woraufhin er sich eingemischt und Mpondo seine Rechts-hilfe angeboten habe, falls er einmal in Schwierigkeiten geraten würde.¹⁹

Dieser Fall trat 1904 ein, als Mpondo in Altona inhaftiert wurde. Levi vertrat ihn pro bono. Der Prozess wurde am 27. Juni 1905 vor dem Landgericht Altona geführt; die Anklage lautete auf Betrug und betrügerischen Gebrauch von Adelstiteln in acht Fällen. In allen Fällen ging es darum, dass Mpondo von den nun zu Klägern gewordenen Personen Geld, Waren oder Dienstleistungen erhalten hatte.²⁰

Mpondo und Levi gewannen den Prozess – Mpondo wurde freigesprochen. Aufgrund von umfangreichem Beweismaterial – unter anderem auch Briefen des Vaters aus Kamerun – gelang es Dr. Levi, glaubhaft darzulegen, dass Mpondo nur deswegen gezwungen war, Schulden zu machen, da die Geldsendungen aus Kamerun sich verzögert hatten. Er hätte stets die Absicht gehabt, seine Zusagen einzuhalten und die Beträge zu begleichen. Somit war der Vorwurf des Betrugs entkräftet, denn dieser hätte bedeutet, dass Mpondo bewusst mit der Absicht gehandelt hätte, sich die Waren und Dienstleistungen ohne Gegenleistungen zu erschleichen. Auch der Gebrauch von Adelstiteln wurde vom Gericht nicht als betrügerisch angesehen. Hier waren die Aus-

15 Vgl. Joeden-Forgey: *Defending Mpundu* (Anm. 3), S. 129.

16 Vgl. hierzu ausführlich Aitken und Rosenhaft (Anm. 3).

17 Vgl. Susanne Heyn: *Zwischen Einbürgerung und Abschiebung. Der Kampf ums Bleiberecht*, in: *AfrikanerInnen im kolonialen Hamburg*, hg. von ders., Heiko Möhle und Susann Lewerenz, Hamburg 2006, S. 22-27; Aitken und Rosenhaft (Anm. 3), S. 63; Katharina Oguntoye, May Opitz und Dagmar Schultz: *Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte*, Berlin 1986, S. 65-84.

18 Vgl. BArch R 175-IV/454.

19 Herta Grove: *Prologue*, in: *Mpundu Akwa. The Case of the Prince from Cameroon. The newly discovered Speech for the Defense by Dr. M. Levi*, hg. von Elisa Joeden-Forgey und Leonhard Harding, Hamburg, Münster 2002, S. 3.

20 Die Darstellung stützt sich im Folgenden auf Joeden-Forgey: *Defending Mpundu* (Anm. 3) und dies.: *Nobody's People* (Anm. 3).

sagen von den adligen Bekannten Mpondos entscheidend, die bezeugten, er fühle sich aristokratisch und führe in vollem historischem Bewusstsein den Titel »Prinz«. Auch dieser Argumentation schloss sich das Gericht an.²¹

Mpondo gelang es, das Geld – insgesamt schätzte er seine Schulden auf 3.500 Mark – zurückzuzahlen, da die Kolonialbehörden in Douala aufgrund des Gerichtsurteils nun die Geldsammlungen offiziell zulassen mussten, die sie vorher verhindert hatten. Für den damaligen Gouverneur von Kamerun, Jesko von Puttkamer, war der Sieg Mpondos vor dem Gericht in Altona eine Niederlage. Er wurde von der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes direkt angewiesen, Geldsammlungen zuzulassen und das Geld an Levi nach Hamburg zu senden. Puttkamer bat daraufhin schriftlich um die Deportation Mpondos nach Kamerun. Auch die konservative Presse berichtete in extrem rassistischer Weise über den Prozess und äußerte Bedenken dagegen, dass Männer aus den Kolonien, wie Mpondo, überhaupt in Deutschland anwesend seien.

Für Mpondo hingegen war das Urteil ein großer Erfolg – es brachte ihn aus der finanziellen Krise und zeigte ihm, dass das Landgericht ihn als gleichberechtigtes Rechtssubjekt ansah. Sein Anwalt Moses Levi hatte dabei die Aktivitäten der kolonialen Behörden als Strategie des finanziellen Ruins entlarvt. Es gelang in diesem Prozess auch, die Kategorie der »Rasse«²² nicht aufzurufen. Hierfür war auch das persönliche Auftreten Mpondos entscheidend, der sich weltgewandt und eloquent präsentierte und zudem von den adligen Bekannten – von denen sich nicht wenige auch unter den Zuhörern befanden – gut beleumundet wurde. Die Verteidigung erklärte Mpondos Verhalten mit aristokratischem Dünkel. Die Gegenseite wiederum hatte ihn als exzentrisch bezeichnet.

Parallel zum Prozess in Altona spitzten sich die Verhältnisse in Kamerun und besonders für die Fraktion der Akwa zu.²³ Anstatt der erhofften Verbesserung nach der persönlichen Vorsprache im Auswärtigen Amt 1902 verhielten sich die Kolonialbehörden immer autoritärer und aggressiver gegenüber den Akwa. Die Fraktion der Bell wurde bewusst bevorzugt, die Akwa mit der vollen Härte der Willkür behördlicher Anordnungen konfrontiert. Bereits 1904 hatte Mpondo vorgeschlagen, den Reichstag einzuschalten. Die Inhaftierung seines Vaters in Kamerun im Februar 1905 war ausschlaggebend für die Entscheidung, eine Eingabe an den Reichstag zu verfassen.

21 Vgl. für eine ähnliche Haltung beim Hochadligen Adolf Friedrich zu Mecklenburg: Jan Diebold: *Hochadel und Kolonialismus im 20. Jahrhundert. Die imperiale Biographie des »Afrika-Herzogs« Adolf Friedrich von Mecklenburg*, Göttingen 2019.

22 Der Begriff ist in Anführungszeichen gesetzt, um anzuzeigen, dass es sich um ein Konstrukt handelt.

23 Die Ereignisse in Douala können hier nur verkürzt wiedergegeben werden, vgl. ausführlich: Rüger (Anm. 3); Andreas Eckert: *Die Duala und die Kolonialmächte. Eine Untersuchung zu Widerstand, Protest und Pronationalismus in Kamerun vor dem Zweiten Weltkrieg*, Hamburg, Münster 1991; ders.: *Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel. Douala 1880 bis 1960*, Stuttgart 1999; Ralph Austen und Jonathan Derrick: *Middlemen of the Cameroons Rivers. The Duala and their Hinterland c. 1600-c. 1960*, Cambridge 1999; sowie Bommaris (Anm. 3), S. 69–85.

Die Inhaftierung des Vaters war durch den Bezirksamtmann von Brauchitsch auf eine Anzeige des Kaufmanns Max Esser veranlasst worden. Sie ist als reiner Akt der Willkür anzusehen.

Die Haftentlassung Dika Mpondos lag nahezu parallel mit dem oben beschriebenen Prozess Mpondos in Altona. Die Reichstageingabe wurde in Douala ausgearbeitet und verfasst – zunächst auf Duala, dann auf Deutsch übersetzt und vervielfältigt, sowie von 28 Personen unterschrieben. Drei Exemplare wurden an Mpondo nach Hamburg gesandt, der jeweils eins an den Reichskanzler und den Reichstag sandte sowie eine Kopie behielt.²⁴ Die Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes lancierte daraufhin eine gezielte Pressekampagne gegen die Akwa. Als Gouverneur von Puttkamer in Kamerun eine Abschrift der Beschwerdeschrift aus Berlin erhielt, reagierte er mit aller Härte, ließ die Beschwerdeführer in Douala sämtlich inhaftieren und wegen Hochverrats, öffentlicher Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Obrigkeit, öffentlichen Angriffs gegen Staatseinrichtungen und verleumderischer Beleidigung anklagen.

Mpondo wurde daraufhin aktiv und verfasste eine Vielzahl von Eingaben und Briefen an behördliche Stellen in Deutschland. Er verlangte die Freilassung der Angeklagten und wies auf die Gefahr einer Volkserhebung hin. Tatsächlich wiesen die Berliner Behörden den Gouverneur von Puttkamer telegrafisch an, das Verfahren in Douala einzustellen, bis der Fall in Berlin verhandelt sei. Diesmal ignorierte von Puttkamer die Anweisung. In einem weiteren Akt juristischer Willkür wurden die Verfasser zu Gefängnis mit Zwangsarbeit zwischen drei Monaten und neun Jahren verurteilt. Die höchste Strafe erhielt Dika Mpondo. Außerdem stellte der Gouverneur einen Haftbefehl gegen Mpondo aus, der in Abwesenheit verurteilt worden war, und verlangte die Auslieferung nach Kamerun. Tatsächlich suchte die Polizei seine Wohnung in Altona auf, wo sie ihn aber nicht antraf.

Es war wahrscheinlich Mpondos Strategie, das Urteil gegen seinen Vater und die anderen öffentlich bekannt zu machen: Linke und liberale Zeitungen berichteten über den Fall, was zu einer starken Irritation in breiten Bevölkerungskreisen in Deutschland führte. Die verantwortlichen Stellen in Berlin sahen sich durch den öffentlichen Druck gezwungen, zu reagieren.

Triumphator Akwa – die Causa Puttkamer

Am 29. März 1906 bereits waren Mpondo und sein Rechtsanwalt Moses Levi gemeinsam nach Berlin gereist, wo sie ein zweistündiges Gespräch mit dem Legationsrat und späteren Gouverneur von Kamerun, Otto Gleim, über die Probleme in Douala führten. Levi fragte, ob es juristisch möglich sei, dass Mpondo von einem Gericht in Kamerun verurteilt werden würde, obwohl er in Altona gemeldet sei. Dann – so argumentierte Levi – könne jeder Deutsche, der sich für die Sache der Akwa einsetze, beispielsweise die Journalisten, welche die Beschwerdeschrift im Wortlaut veröffent-

24 Vgl. hierfür ausführlich: Rüger (Anm. 3).

lichten, ebenfalls in Kamerun verurteilt werden. Mpondo und Levi schlugen vor, dass die Angeklagten aus Douala nach Hamburg gebracht würden, um sie dort vor ein Gericht zu stellen. Gleim zeigte Einsicht in der Sache und versprach, dass der Prozess in Kamerun neu aufgerollt werden würde, außerdem würde er den Hamburger Senat bitten, die Ausweisung Mpondos zurückzunehmen. Das Gespräch scheint großes Vertrauen in Otto Gleim auf Seiten Mpondos aufgebaut zu haben.

Die Budgetkommission des Reichstags verfasste Anfang März 1906 Empfehlungen zur Vorlage im Reichstag, unter anderem sollte es mehr Rechtsgarantien für Kolonisierte geben, keine Züchtigung, Zwangsarbeit oder Kettenhaft. Außerdem sollte der Fall der Akwa-Beschwerdeführer durch unabhängige Beamte erneut untersucht werden. Nach Auffassung des Reichstags verstieß das Vorgehen der Behörden in Kamerun gegen eine ganze Reihe fundamentaler Rechtsprinzipien: So hatten die Angeklagten keinen Anwalt, nicht genügend Zeit, sich auf den Prozess vorzubereiten, die Strafen waren schon formal zu hoch.

Die unabhängige Überprüfung begann im August 1906 und wurde im Oktober abgeschlossen. Vorher waren die von den Akwa beschuldigten deutschen Beamten, besonders prominent der Gouverneur von Puttkamer und der Bezirksamtmann von Brauchitsch, vernommen worden, ebenso die beteiligten Akwa in Douala. Mpondo Akwa konnte wegen des Haftbefehls gegen ihn nicht nach Kamerun reisen. Wahrscheinlich wurde er durch den Kameruner Martin Dibobe aus Berlin vertreten – in völliger Unkenntnis der deutschen Behörden.

Puttkamer wurde nach seiner Vernehmung in Berlin seines Amtes enthoben, formal wegen Passvergehens im Fall seiner Lebensgefährtin, politisch gesehen aber aufgrund der Anklagen gegen ihn, die alle der Wahrheit entsprachen. Mpondo war es sehr wichtig, die Absetzung Puttkamers als seinen persönlichen Erfolg zu sehen. In Briefen an seinen Vater und die Menschen in Douala betonte er diesen Erfolg als Beweis für seine politischen Möglichkeiten in Deutschland. Er warb damit für weitere Unterstützung – auch finanzieller Art.

Das Volk soll ja nicht müde werden, denn wisset, daß Ausdauer allein zum Ziele bringt. Wenn ich hier nichts ausrichten (tue), wie das Gouv[ernement, SM] sagt, wer hat es denn dahin gebracht, daß Puttkamer aus dem Dienst entlassen ist? Sehet ihr daran nicht, wie alles, was sie dort sagen, Lügen ist.²⁵

Für Puttkamer war die Abberufung eine Demütigung – noch aus seinen 1912 erschienen Memoiren spricht die Verbitterung gegenüber den Duala. 1917, im Alter von 62 Jahren, beging er Selbstmord durch Erschießen in seiner Wohnung in Berlin.²⁶ Neben

25 Mpondo Akwa an die Bonambela, Altona, den 5.6.1907, abgefangen und übersetzt 1911, in BAArch R 175-IV/454.

26 Puttkamer war nicht der einzige Kolonialbeamte und auch nicht der einzige deutsche Gouverneur, der sich auch im hohen Alter noch das Leben nahm. Eindeutig belegt ist dies mitt-

dem persönlichen Aspekt des Konfliktes ging es aber um allgemeinere Fragen der deutschen Kolonialpolitik und der imperialen Verfasstheit Deutschlands. Puttkamer selbst hatte die Beschwerde der Akwa an den Reichstag mit den Kriegen in Deutsch-Südwestafrika (dem heutigen Namibia) und Deutsch-Ostafrika (dem heutigen Tansania) verbunden. Seine Urteile waren auch deshalb so hart ausgefallen, da er jegliche Mitsprache der Kolonisierten ausschließen wollte. Gerade im Fall der Duala wollte er 1905 die Differenz zwischen imperialem Zentrum und den Kolonien unüberwindbar machen. Die Politik der Differenz, die rassistisch artikuliert wurde, wurde zur zentralen imperialen Herrschaftstechnik. Sie sollte Hierarchien begründen und als naturgemäß darstellen. Die Vorschläge Mpondos und Moses Levis, die Akwa vor ein Gericht in Hamburg zu stellen, bedeuteten das genaue Gegenteil.

Der Reichstag verhandelte den Fall, Zeitungen, wie der »Vorwärts« und die »Frankfurter Zeitung« berichteten. Einer breiteren deutschen Öffentlichkeit fielen so die Widersprüche zwischen beiden Positionen auf. Die »Hamburger Nachrichten« zitierten Mpondo: »Wir schwarzen Deutschen sind stolz auf unsere deutsche Zugehörigkeit, aber wir verlangen, dass uns die Möglichkeit gegeben wird, kulturell weiter zu kommen«.²⁷

Der untersuchende unabhängige Beamte in Douala, Kammergerichtsrat Strahler, kam in Bezug auf die Haltung der Akwa zu dem Ergebnis, dass auch sie niemals von ihrem Anspruch auf Gleichberechtigung mit den Weißen abrücken und sich nur »der Macht fügen«²⁸ würden.

Indem sie die Widersprüche der deutschen Kolonialpolitik aufdeckten, forderten sie sie im Kern heraus. Der Nachfolger Puttkamers als Gouverneur, Theodor Seitz, schrieb 1929 in seinen Memoiren, er sei der Meinung gewesen, es hätte ein Gremium in Douala geschaffen werden müssen, in dem auch die Duala ein Mitspracherecht hätten haben müssen.²⁹ Diese Alternative wurde 1906 aber nicht von der deutschen Verwaltung gewählt. Das Gegenteil war der Fall: Der radikale Ausschluss durch die Differenzkategorie der »Rasse«.³⁰

Einer der größten Erfolge während des Prozesses gegen Mpondo in Altona 1905 war gewesen, diese Kategorie trotz rassistischer Angriffe gegen Mpondo nicht aufzurufen. In der Revision des Urteils gegen die Beschwerdeführer aus Akwa 1906 passierte nun

lerweile für Hermann von Wissmann. Vgl. Stefanie Michels: Kein Jagdunfall – Fragment II, in: (Dis-)Locating Hermann von Wissmann, hg. von ders., Düsseldorf 2018, S. 58 f.

27 Hamburger Nachrichten, Nr. 401, 11.6.1906; zit. nach: Martin und Alonzo (Anm. 3), S. 191.

28 Strahler; zit. nach: Rüger (Anm. 3), S. 213.

29 Vgl. Theodor Seitz: Vom Aufstieg und Niederbruch deutscher Kolonialmacht. Bd. 2: Die Gouverneursjahre in Kamerun, Karlsruhe 1929, S. 41-45.

30 In einer vergleichenden Studie zu Imperien haben Jane Burbank und Frederick Cooper herausgestellt, dass Differenz und Hierarchie in imperialen Verbänden stets verhandelt wurden. Die modernen westlichen Imperien, welche die Kategorie »Rasse« als Machttechnik erfanden, biologisierten die Differenz und machten sie damit im Prinzip unüberwindbar: Jane Burbank und Frederick Cooper: Imperien der Weltgeschichte. Das Repertoire von Macht vom alten Rom und China bis heute, Frankfurt a. M. 2012, besonders S. 408.

das Gegenteil: Die erneute Verurteilung wurde ausschließlich durch die Kategorie der »Rasse« begründet. Den Akwa wurde in der Sache zugestimmt, ja es musste aufgrund der Aussagen der beschuldigten deutschen Kolonialbeamten zugestimmt werden. Und genau das wurde nun ihr Vergehen: Nicht die Taten der Deutschen, sondern die Tatsache, dass die Akwa diese Taten aufgedeckt hatten, wurde ihnen vorgeworfen. Das wurde als »verleumderische Beleidigung« strafbar. Die rein rassistische Begründung lautete, dass sich »der Neger (sic!) aus seiner untergeordneten Stellung heraus ... unter Missachtung jedes Subordinationsgefühls zum Richter über deren [der Weißen] Tun und Treiben macht«.³¹ Jegliche Kritik an den deutschen Kolonialbeamten und deren Politik wurde damit für die kolonialisierte Bevölkerung strafbar. In diesem Fall wurden Haftstrafen zwischen vier und 18 Monaten verhängt. Dika Mpondo wurde seines Amtes enthoben. Das Urteil wurde vom neuen Kolonialstaatssekretär Bernhard Dernburg bestätigt und zwar erst, nachdem die Untersuchung vor Ort gezeigt hatte, dass die Akwa ihren Anspruch auf Gleichbehandlung nicht aufgeben würden.³² Es ist damit als eine reine Demonstration von Macht zu sehen und gleichzeitig als die Anwendung der Kategorie »Rasse« im kolonialen Rechtssystem und der Errichtung einer »rassifizierten Hierarchie«.³³ In Deutschland wurde parallel dazu eine entlang der gleichen Linien laufende rassistische Propagandakampagne gegen Mpondo geführt.

Rassismus als Verleumdung (1908)

Ein persönlicher Bekannter Jesko von Puttkamers, der in den Kolonien zuvor aktive Kapitänleutnant Heinrich Lierseemann, veröffentlichte 1907 eine Propagandaschrift gegen Mpondo, die den Untertitel »Ein Beitrag zur Rassenfrage« trug. Bereits 1906 hatte Lierseemann in konservativen Zeitungen Mpondo persönlich diskreditiert. Mpondo strengte 1906 vor dem Hamburger Gericht einen Prozess wegen Verleumdung gegen ihn an. Lierseemann hatte behauptet, Mpondo sei mehrfach wegen schweren Diebstahls im Gefängnis gewesen, außerdem habe er ein Bordell betrieben.³⁴ Nachdem erste Zeugen vernommen worden waren, verzögerte sich der Prozessbeginn, da einige Zeugen sich in Afrika befanden. Die Zeit hatte Lierseemann genutzt, um ein

31 Zit. nach: Rüger 1968 (Anm. 3), S. 214; vgl. auch Eckert 1991 (Anm. 3), S. 35; Original des Urteils in: Drucksachen des Deutschen Reichstages, XII. LP., I. Session 1907, Bd. IV, Nr. 323, S. 46.

32 Damit wird einmal mehr deutlich, warum es irreführend ist, für die Kolonialpolitik nach 1907 von einer »Reformära« zu sprechen, vgl. ähnlich: Ulrike Hamann: Prekäre koloniale Ordnung. Rassistische Konjunkturen im Widerspruch. Deutsches Kolonialregime 1884-1914, Bielefeld 2016; Felix Axster: Koloniales Spektakel in 9 x 14. Bildpostkarten im Deutschen Kaiserreich, Bielefeld 2014.

33 Paul Gilroy: Der Black Atlantic, in: Transkulturalität. Basistexte, hg. von Andreas Langenoh, Ralph Poole und Manfred Weinberg, Bielefeld 2015, S. 61-75, hier S. 67.

34 Vgl. Eckert 1991 (Anm. 3), S. 36, der sich auf einen Artikel im »Hamburger Echo« bezieht, und Joeden-Forgey: Defending Mpundu (Anm. 3), S. 121.

Dossier gegen Mpondo als gezielte Propagandamaßnahme zusammenzustellen und zu verbreiten.³⁵

Der Fall wurde vor einem Hamburger Schöffengericht am 9. Januar 1908 verhandelt.³⁶ Wie im ersten Prozess wurde Mpondo wieder von Dr. Levi vertreten. Wie im ersten Prozess trat Mpondo wieder persönlich auf. Das öffentliche Interesse war so groß, dass der Prozess in einen größeren Gerichtssaal verlegt werden musste – auch einige Afrikaner,³⁷ vermutlich Kameruner, nahmen teil.³⁸ Wie im ersten Fall gewann Mpondo den Prozess. Lierseemann wurde zu einer Geldstrafe verurteilt. Der Richter begründete, dass vor Gericht kein Unterschied zwischen Weiß und Schwarz gemacht werde.³⁹

Wie in Douala wurde von Lierseemann nun auch im Gerichtssaal in Hamburg die Kategorie »Rasse« mit Machtfragen verbunden. Die Partei Lierseemanns vertrat diese Agenda offen und für jeden sichtbar.⁴⁰ Von daher war der juristische Sieg Mpondos ein Fanal für prokoloniale Kreise in Deutschland. Lierseemann ging in Berufung und wurde 1909 in höherer Instanz, vor dem Hamburger Landgericht, freigesprochen – unter Anhörung der gleichen Zeugen. Levi und Mpondo legten wiederum Revision beim Oberlandesgericht Hamburg ein, diese wurde aber verworfen.⁴¹

»Rasse« wurde zur Begründung dafür, dass die liberalen Werte der politischen und juristischen Gleichheit nicht auf Menschen wie Mpondo anwendbar wären. Damit hatte Mpondo den grundlegenden Widerspruch der kolonialen Ordnung offengelegt. Die linke und liberale Presse kritisierte das Urteil des Berufungsgerichtes scharf. Mpondo nutzte dies wenig, denn sein guter Name hatte stark gelitten und seine finanzielle Situation verschlechterte sich.

Die Strategie des finanziellen Wohlstands

Lange vor der offen rassistischen Diffamierung und extralegalen Machtpolitik hatten die kolonialen Behörden bereits gezielt die Strategie des finanziellen Ruins gegen

35 Lierseemann (Anm. 10). Allein die Zusammenstellung des langen Titels mit der Kategorie »Rasse« im Titel deutet auf die Strategie der Groteske, die Lierseemann hier wählt, vgl. zu der Funktionsweise der Groteske in rassistischen Verhältnissen Astrid Kusser: Körper in Schieflage. Tanzen im Strudel des Black Atlantic um 1900, Bielefeld 2013; Axster (Anm. 32).

36 Vgl. hierzu Eckert 1991 (Anm. 3).

37 Es scheint sich um ausschließlich männliche Personen gehandelt zu haben.

38 Vgl. Lierseemann (Anm. 10).

39 Ausführlich berichtete der »Vorwärts« über den Prozess. Dieser kritisierte auch die geringe Geldstrafe von 30 Mark gegen Lierseemann. Das Gericht begründete das milde Urteil damit, dass Lierseemann in gutem Glauben, als Patriot, gehandelt hätte. Zu den genauen Details v. a. Eckert 1991 (Anm. 3), S. 36; Joeden-Forgey: Defending Mpundu (Anm. 3), S. 123; dies.: Nobody's People (Anm. 3), S. 300–305.

40 Vgl. hierzu explizit: Joeden-Forgey: Defending Mpundu (Anm. 3), S. 123.

41 Die Gründe hierfür scheinen nicht ganz klar zu sein, vgl. ebd., S. 124; Eckert 1991 (Anm. 3), S. 36.

Mpondo angewandt. Im ersten Prozess von 1905 hatte Moses Levi diese Strategie entlarvt und auch Mpondo war sich darüber im Klaren, womit er es zu tun hatte. Mit den finanziellen Mitteln stand und fiel sein Aufenthalt in Deutschland und damit auch seine wirtschaftlichen und politischen Ziele. Das von den kolonialen Behörden vor Ort verhängte Verbot der Geldsammlungen unter den Akwa war gleichbedeutend mit dem finanziellen Ruin Mpondos. Er schrieb am 5.8.1907 von Altona aus nach Kamerun:

Denn wie ich euch immer schreibe, kann hier ohne Geld niemand etwas ausrichten. Das Gouv[ernement, SM] weiß das wohl; es weiß auch, daß ich ein Mensch bin, der gern sehr hinter ihm her ist (hinter die Culissen schauen). Deshalb haben sie (das Gouv[ernement, SM]) diese List ersonnen u[nd] dieses Verbot erlassen, um mir hier für immer die Hände zu binden, daß ich in der Sache nichts tun kann (bzw. sie nicht fördern kann). Aber sind sie selbst Zauberkünstler, wir sind es auch (Sinn: tun sie alles im Geheimen, wir machen es auch so).⁴²

Schon 1902 war es sein Ziel gewesen, ein Handelsunternehmen aufzubauen. Dieses Ziel verfolgte Mpondo ab 1906 in aller Entschiedenheit. Aus den Überwachungsprotokollen und Bespitzelungen in Douala und den später beschlagnahmten Dokumenten lässt sich die Idee dieses Handelsunternehmens recht klar entnehmen. Mpondo nannte es das »Kaufhaus Bonambela«. An ihm konnten Interessierte Anteilsscheine erwerben, die Geschäfte wurden von einem Aufsichtsrat begleitet. Ausgeführt werden sollte Tropenholz aus dem Gebiet des Wuri und Sanaga. Eingeführt werden sollten europäische Waren, darunter auch Gewehre. In Berlin gab es einen Kontaktmann, Oskar Oeltzner, an den 1911 tatsächlich Geld geschickt wurde.⁴³

1908 wurde in Hamburg die Zeitschrift »Elolombe ya Kamerun« gegründet. Sie wurde durch Geldsammlungen unter den Akwa finanziert und wahrscheinlich von einem Kollektiv mehrerer Duala herausgegeben – offiziell waren Herausgeber und Redakteure Deutsche. Die Zeitschrift sollte dem gegenseitigen Informationsfluss dienen und enthielt beispielsweise Berichte über den deutschen Kaiser auf Duala und Briefe aus Kamerun auf Deutsch. Die Zeitschrift ist als ein Versuch zu sehen, eine gemeinsame Öffentlichkeit in Deutschland und Kamerun herzustellen. Trotz Fürsprechern und Abonnenten aus kolonialen Kreisen war den kolonialen Behörden die Zeitung

42 Der Brief wurde 1911 in Douala beschlagnahmt und von Duala auf Deutsch übersetzt. Dabei übersetzten die Übersetzer auch die Metaphern für ihre deutschen Vorgesetzten (es handelt sich also um ein transkulturelles Dokument und nicht um den genauen Wortlaut der Briefe Mpondo Akwas). Vgl. BArch R 175-IV/454.

43 Vgl. hierzu die verschiedenen abgefangenen und übergebenen Dokumente in BArch R 175-IV/454.

suspekt, und sie verhinderten das regelmäßige Erscheinen durch die Strategie des finanziellen Ruins – es blieb bei zwei Ausgaben.⁴⁴

Das Geld aus Akwa floss nicht in dem Umfang, wie Mpondo es erwartet hatte, obwohl sein Vater und weitere Hauptangeklagte 1907 aus der Haft entlassen worden waren. Mpondo wandte sich in der Folge an die jüngere Generation der Akwa und Bonambela, die er über Briefe zu motivieren versuchte. Als ihm dies nicht gelang, beschloss er, nach Douala zu fahren. 1910 formulierte er in einem Brief an seinen Vater eine glasklare politische Analyse: Die Weißen bemächtigten sich des Landes der Bonambela, ihr Ziel sei die politische und wirtschaftliche Bedeutungslosigkeit der Bonambela. Er rief die Duala dazu auf, sich zusammenzutun und gegen die Weißen vorzugehen.⁴⁵ Sich selbst sah er dabei als die geeignete Führungspersönlichkeit. Er schrieb in seinen Briefen mehrfach, er habe keine Angst – auch nicht vor dem Tod.

1911 hielt Mpondo seine Rückkehr für günstig, da nun der bereits erwähnte Otto Gleim den Gouverneursposten antrat. Am 14.6.1911 kam Mpondo in Douala an. Die Kolonialbehörden fürchteten ihn. Bereits für die Willkommensfeiern machten die Behörden strenge Auflagen, während Mpondo sich damit revanchierte, dass es für die Deutschen in Douala keine Eier mehr zu kaufen gab.

Jenseits deutscher Öffentlichkeit

In Douala angekommen gelang es Mpondo in der Tat, viele Menschen von seinen Visionen zu überzeugen – nicht nur in Akwa, auch weiter im Inland. Die Behörden setzten Spitzel gegen ihn ein und verschafften sich auch selbst einen Überblick. Was sie sahen, zeigte eindeutig, dass Mpondo sowohl politisch als auch wirtschaftlich, sozial und kulturell eine Strategie verfolgte, die eine Unterordnung niemals akzeptieren würde.⁴⁶ Mpondo wurde im September 1911 von den kolonialen Behörden inhaftiert: Er habe illegal Geld gesammelt und Kontakt zu Männern aus Abo und Yaoundé aufgenommen.⁴⁷ Die Verhältnisse in Douala hatten sich weiter verschärft, da nun auch die lange mit den Behörden kooperierenden Bell-Leute unter Rudolf Duala Manga Bell im Konflikt mit diesen standen. Die Kolonialbehörden fürchteten eine politische Massenbewegung.⁴⁸

Mpondo wurde wegen der Verbreitung von Gerüchten über die Enteignungen der Duala zu zehn Monaten und drei Wochen Gefängnis mit Zwangsarbeit verurteilt.⁴⁹

44 Für diesen Hinweis danke ich Kim Sebastian Todzi, der auch auf die digitalisierten Versionen hinwies: <http://tudigit.ulb.tu-darmstadt.de/show/Zb-1333> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

45 BArch R 175-IV/454.

46 Polizeimeister Herzog an Palaverbüro Douala, 28.11.1911, in: BArch R 175-IV/454, B. 18.

47 Vgl. Rüger (Anm. 3), S. 218; BArch R 175-IV/454.

48 Vgl. Rüger (Anm. 3), S. 218; Katharina Oguntoye: Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afro-Deutschen in Deutschland von 1884-1950, Berlin 1997, S. 92.

49 Vgl. ebd.; Rüger (Anm. 3), S. 218.

Die deutsche Öffentlichkeit bekam davon nichts mit. Die Kolonialbehörden verfolgten den Plan, Mpondo nun dauerhaft auszuschalten – dabei bewegten sie sich nun im rechtsfreien Raum. Noch bevor die Haftstrafe von Mpondo beendet war, fragten die lokalen Behörden in Berlin an, ob sie ihn ein weiteres Jahr verbannen dürften, und es war paradoxerweise Gleim, auf den Mpondo seine Hoffnung gesetzt hatte, der diesem Ansinnen, das sich eindeutig außerhalb der Legalität befand, zustimmte. Gleim ging sogar noch darüber hinaus und empfahl die Verbannung für längere Zeit.⁵⁰

Mpondo wurde wahrscheinlich 1914 von den Deutschen erschossen – eine Anklage gegen ihn ist bis jetzt nicht in den Archiven aufgetaucht.⁵¹ Er kehrte nie nach Douala zurück, obwohl die Duala lange glaubten, er würde noch leben.

Fazit

Mpondo gehörte zu einer Gruppe von Personen aus der deutschen Kolonie Kamerun, die mit dem Selbstverständnis der Gleichberechtigung und aus freien Stücken in das Deutsche Reich eingetreten waren und darin ein Mitspracherecht einforderten.⁵² Er forderte die Widersprüche innerhalb der imperialen Ordnung Deutschlands heraus – dass er dafür mit seinem Leben bezahlen würde, nahm er sehr wahrscheinlich ganz bewusst in Kauf. Dieses Ende war jedoch zu keinem Zeitpunkt alternativlos.

Wie Mpondo ganz klar erkannte, hing alles von den finanziellen Mitteln und der Herstellung einer imperialen Öffentlichkeit ab. Verfügt die Akwa über genug Geld, konnten sie vieles eigeninitiativ erreichen: Rechtsanwälte anstellen, Reisen unternehmen, eigene Zeitungen und damit eine neue Öffentlichkeit herstellen. Wenn der Druck der Öffentlichkeit groß genug wurde, konnten auch Kolonialbeamte bestraft und abgesetzt werden.⁵³ Besonders in der Arbeiterklasse war der Widerstand gegen die deutsche Kolonialpolitik groß – trotz einer imperialen Propagandamaschine und kommerzieller kolonialer Massenvergnügungskultur.⁵⁴ Sichtbarkeit in der deutschen

50 Dieser Teil folgt der Darstellung bei Leonhard Harding: *The Colonial Situation*, in: Mpundu Akwa. *The Case of the Prince from Cameroon. The newly discovered Speech of the Defense by Dr. M. Levi*, hg. von Elisa von Joeden-Forgey und Leonhard Harding, Hamburg, Münster 2002, S. 81-104; Oguntoye (Anm. 48) und besonders Rüger (Anm. 3).

51 Diese Information geht zurück auf Emmanuel Ghomsu: *Résistance africaine à l'impérialisme Européen. Le cas des Douala du Cameroun*, in: Afrika Zamani. *An Annual Journal of African History*, Dakar (4) 1975, S. 156-202, der sich auf eine Publikation aus Akwa aus dem Jahr 1974 bezieht, herausgegeben von Betote Dika Akwa, einem Halbbruder Mpondos, dem Nachfolger Dika Mpondos.

52 Vgl. für diese Lesart Stefanie Michels: 1884 – Afrikanische Initiative und deutsche Besitzergründung, in: *Deutschland. Globalgeschichte einer Nation*, hg. von Andreas Fahrmeir, München 2020, S. 415-419.

53 Vgl. Oguntoye (Anm. 48), S. 91, in diese Richtung.

54 Vgl. John Phillip Short: *Magic Lantern Empire. Colonialism and Society in Germany*, Ithaca 2012; Richard J. Evans: *Kneipengespräche im Kaiserreich. Stimmungsberichte der Hamburger Politischen Polizei 1892-1914*, Reinbek bei Hamburg 1989, besonders S. 341-403.

Öffentlichkeit war eine wichtige Ressource und zugleich ein großes Risiko – denn sie konnte auch gegen ihn manipuliert werden. Dem Wahlkampf von 1907 kommt dabei die unrühmliche Rolle zu, die Kategorie »Rasse« milieuübergreifend verankert zu haben. Paradoxerweise war der Reichstag gerade wegen der Kritik an der deutschen Kolonialpolitik durch SPD und Zentrum aufgelöst worden. Die genozidale Kriegführung in der Kolonie Deutsch-Südwestafrika war damals durch Missionare in Deutschland bekannt gemacht worden und tagespolitisch aktuell. Im Wahlkampf dominierten koloniale Themen und wurden auch in die Arbeiterschaft getragen – mit dem Effekt, dass die rassistische Ideologie in Deutschland viel weitere Kreise erreichte – und hierin möglicherweise eine stärkere national-*weiße* Einheit schuf als vorher.⁵⁵

Intellektuelle Auseinandersetzungen mit den verschiedenen Öffentlichkeiten und die folgende Auseinandersetzung damit in Kamerun können aber auch als indirekte Vorbereitung für die Dekolonisation gesehen werden.⁵⁶ Peter Makembe und andere gründeten 1918 in Hamburg den »Afrikanischen Hilfsverein«. Die Petition, die Martin Dibobe und viele weitere Personen aus den Kolonien 1919 an die Weimarer Nationalversammlung richteten, gilt als ein wichtiger Meilenstein afrikanischer Selbstorganisation und politischer Intervention von Menschen aus den Kolonien in Deutschland, mit den Kernforderungen nach »Gleichberechtigung und Selbstständigkeit«.⁵⁷ Nach diesen Prämissen hatte auch Mpondo stets gehandelt.

55 Vgl. Short (Anm. 54), S. 158 f.

56 Vgl. für einen breiteren Personenkreis Eckert 2011 (Anm. 4), der Mpondo Akwa explizit in dieses Projekt miteinschließt. Ähnlich für das britische Empire: Priyamvada Gopal: *Insurgent Empire. Anticolonial Resistance and British Dissent*, London 2019, und für Asien Pankaj Mishra: *Aus den Ruinen des Empire. Die Revolte gegen den Westen und der Wiederaufstieg Asiens*, Frankfurt a. M. 2018.

57 So lautet der Text auf der Stele hierzu in der Wilhelmstraße 62 in Berlin, dem Sitz des ehemaligen Reichskolonialamtes; vgl. im Detail Stefan Gerbing: *Afrodeutscher Aktivismus. Interventionen von Kolonisierten am Wendepunkt der Dekolonisierung Deutschlands 1919*, Frankfurt a. M. 2010.

Afrodeutsche Perspektiven auf Hamburg im Nationalsozialismus

Hans J. Massaquoi

SUSANN LEWERENZ

Die Geschichte Schwarzer Menschen im Nationalsozialismus war der deutschen Öffentlichkeit lange unbekannt. Als Grundstein afrodeutscher Historiografie gilt heute das Buch »Farbe bekennen« von 1986, das aus dem Austausch afrodeutscher Frauen mit der afroamerikanischen Dichterin und Aktivistin Audre Lorde hervorging und anonymisierte Berichte der Schwestern Doris und Erika Diek über ihr Leben in der NS-Zeit enthielt.¹ In Deutschland erlangte das Buch erst über den Umweg seiner Rezeption in den USA breitere Aufmerksamkeit.² Anders war dies in der – sich damals erstmals wieder etablierenden – afrodeutschen Community.³ Der 2019 verstorbene Theodor Wonja Michael, 1925 in Berlin als Sohn eines Kameruners und einer Weißen Deutschen geboren,⁴ konstatierte 2018:

One cannot overestimate this beginning! I remember well how deeply impressed I was by the enthusiasm of the editors and the way they dealt with our history. My generation would have never found the courage to write something like that. In the first edition [of »Farbe bekennen«, S. L.], the Diek sisters [...] still used pseudonyms to tell their story because they were afraid of making themselves vulnerable.⁵

- 1 Katharina Oguntoye, May Opitz [= May Ayim] und Dagmar Schultz (Hg.): Farbe bekennen. Afro-deutsche Frauen auf den Spuren ihrer Geschichte, Berlin 1986.
- 2 Siehe z. B. Karin Obermeier: Afro-German Women: Recording their Own History, in: New German Critique 46, 1989, S. 172–180; Carol Aisha Blackshire-Belay (Hg.): The African-German Experience. Critical Essays, Westport, CT/London 1996. Siehe auch die englische Übersetzung des Buchs: Katharina Oguntoye, May Opitz [= May Ayim] und Dagmar Schultz (Hg.): Showing Our Colors: Afro-German Women Speak Out, Cambridge, MA 1992.
- 3 Siehe z. B. Aija Poikâne-Daumke: African Diasporas: Afro-German Literature in the Context of the African American Experience, Berlin, Münster 2006, S. 3, 96 und 103 f.; Alexandra E. Lindhout: The Routes of African Diaspora Life Writing in Germany and the United States of America: A Comparative Analysis, Baden-Baden 2011, S. 83–85.
- 4 Theodor Michael: Deutsch sein und schwarz dazu. Erinnerungen eines Afro-Deutschen, München 2013.
- 5 Theodor Michael, zit. nach: Susann Lewerenz, konzipiert zus. mit Holger Droessler und Silke Hackenesch, redaktionell bearbeitet zus. mit Nicola Lauré al-Samarai, übersetzt von Nicola Lauré al-Samarai: Contested Terrains, Contentious Access: Black German History, Memory and Historiographical Writing. A Conversation with Theodor Wonja Michael and Nicola Lauré al-Samarai, in: The Black Diaspora and Germany | Deutschland und die Schwarze Diaspora, hg. von Black Diaspora and Germany Network, Münster 2018, S. 50–66, hier S. 63.

Die erste Autobiografie eines Schwarzen über dessen Leben im Nationalsozialismus war die von Hans J. Massaquoi. 1999 erschien »Destined to Witness« in den USA und im gleichen Jahr unter dem Titel »N****, N****, Schornsteinfeger!« auf Deutsch.⁶ Michael beschrieb den Einfluss dieser und weiterer Autobiografien von Afrodeutschen seiner Generation wie folgt:

It was [...] very encouraging when the memoirs of Hans-Jürgen Massaquoi were published [...], and that they were followed by the autobiographies of two of my contemporaries, namely Marie Nejar and Gert Schramm.⁷

Neben Massaquois Buch liegen weitere (Auto-)Biografien vor, die Schwarze Perspektiven auf Hamburg in der NS-Zeit eröffnen: Die 1930 als Tochter einer Afrodeutschen und eines ghanaischen Seemanns geborene Marie Nejar, die seit 1933 im Hamburger Hafen- und Vergnügungsviertel St. Pauli bei ihrer Großmutter lebte, veröffentlichte ihre Lebenserinnerungen 2007;⁸ und 2004 erschien eine Biografie über Fasia Jansen, die 1929 als Kind einer Weißen Deutschen und des liberianischen Generalkonsuls – Massaquois Großvaters – in Hamburg geboren und im Arbeiterviertel Rothenburgsort aufgewachsen war.⁹

Im Folgenden beleuchte ich, inwieweit Massaquois Schilderungen seines Lebens im Nationalsozialismus als exemplarisch für Afrodeutsche seiner Generation gelten können, und frage danach, inwiefern seine wie auch Nejars und Jansens Erzählungen neue Perspektiven auf Hamburg in der NS-Zeit eröffnen und als »Erinnerungsorte« der afrodeutschen Community verstanden werden können.¹⁰

Von Harvestehude nach Barmbek: die frühen Lebensjahre

Hans J. Massaquoi kam unter dem Namen Hans-Jürgen am 19. Januar 1926 in Hamburg zur Welt. Seine Mutter Berta Baetz war eine deutsche Krankenschwester, sein Vater, der Liberianer Al-Haj Massaquoi, studierte damals in Dublin.¹¹ Al-Haj

6 Hans J. Massaquoi: *Destined to Witness: Growing up Black in Nazi Germany*, New York 1999; ders.: »N****, N****, Schornsteinfeger!« *Meine Kindheit in Deutschland*, München 1999. Ein zweiter Teil befasst sich mit Massaquois Leben in den USA. Ders.: *Hänschen klein, ging allein ... Mein Weg in die Neue Welt*, Frankfurt a. M. 2004.

7 Theodor Michael, zit. nach: Lewerenz: *Contested Terrains* (Anm. 5), S. 62 f. Siehe auch Nicola Lauré al-Samarai, zit. nach: Ebd., S. 63. Michael verweist auf Marie Nejar: *Mach nicht so traurige Augen, weil du ein N****lein bist. Meine Jugend im Dritten Reich*, Reinbek bei Hamburg 2007; Gert Schramm: *Wer hat Angst vorm schwarzen Mann. Mein Leben in Deutschland*, Berlin 2011.

8 Nejar (Anm. 7). Das Buch ist streng genommen keine Autobiografie, sondern die überarbeitete Verschriftlichung eines Interviews mit Nejar.

9 Marina Achenbach: *Fasia – Geliebte Rebellin*, Oberhausen 2004.

10 Vgl. Pierre Nora und Étienne François: *Erinnerungsorte Frankreichs*, München 2005.

11 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 23 und 26.

Massaquoi war der älteste Sohn des liberianischen Generalkonsuls Momolu Massaquoi, der als erster afrikanischer Diplomat in Deutschland seinen Sitz seit 1922 in Hamburg hatte.¹² Seine frühe Kindheit verbrachte der kleine Hans-Jürgen mit seiner Mutter in der Konsulatsvilla im noblen Harvestehude.¹³ Als Angehörige der liberianischen Elite und des diplomatischen Korps pflegten die Massaquois einen gehobenen Lebensstil. Massaquoi berichtet von Spaziergängen mit dem elegant gekleideten Großvater und von Besuchen vornehmer Cafés, bei denen die Kellner diesen mit »Eure Exzellenz« ansprachen.¹⁴ Anders als andere Afrodeutsche verbrachte Massaquoi seine ersten Lebensjahre also in privilegierter Stellung und wuchs mit dem Gefühl auf, »etwas ganz Besonderes« zu sein. Die Unterschiede zwischen Schwarzen und Weißen habe er zwar bemerkt, doch da Momolu Massaquoi »die alles beherrschende Figur« in seinem »Universum« gewesen sei, habe er seine »dunkle Haut und krauses Haar als Kennzeichen von Überlegenheit« wahrgenommen.¹⁵

Als »postkolonialer Staat in einer noch kolonialen Welt«¹⁶ bildete die Weimarer Republik einen Knotenpunkt innerhalb der transnationalen afrodiasporischen Netzwerke, die sich nach dem Ersten Weltkrieg in Europa herausbildeten. Vor allem das



Ehemalige liberianische Konsulatsvilla
in der Johnsballei, 2007

- 12 Raymond J. Smyke: *The First African Diplomat: Momolu Massaquoi (1870-1938)*, Bloomington, IN 2005.
- 13 Siehe dazu auch Fatima Massaquoi: *The Autobiography of an African Princess*, New York 2013, S. 134 f.
- 14 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 28-30, hier S. 30.
- 15 Ebd., S. 28 f. Siehe auch Linda Koiran: »Mischling« mit Haut und Wort: Zu den Autobiographien von Hans J. Massaquoi, Ika Hügel-Marshall und Abini Zöllnerin, in: *Kosmopolitische »Germanophonie«: postnationale Perspektiven in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, hg. von Christine Meyer, Würzburg 2012, S. 339-368, hier S. 347.
- 16 Marcia Klotz: *The Weimar Republic: A Postcolonial State in a Still-Colonial World*, in: *Germany's Colonial Pasts*, hg. von Eric Ames, ders. und Lora Wildenthal, Lincoln, London 2005, S. 135-147.

selbsternannte ›Tor zur Welt‹ Hamburg¹⁷ spielte darin eine zentrale Rolle. Erstens trafen Menschen aus verschiedenen Weltregionen im Hamburger Hafen ein; zweitens fanden in der Stadt transnationale antikoloniale Aktivitäten statt; und drittens wurde antikoloniale Propaganda von dort aus per Schiff in Kolonialgebiete geschmuggelt.¹⁸

Auch die Massaquois pflegten in ihrer Hamburger Zeit Kontakte zu afrodiasporischen Intellektuellen, Bürgerrechtler*innen, Politiker*innen und Künstler*innen, die bei ihren Deutschlandreisen in der Konsulatsvilla ein und aus gingen – darunter der kenianische Nationalist Jomo Kenyatta, der afroamerikanische Lyriker Langston Hughes und Mitarbeiter des jamaikanischen Panafrikanisten Marcus Garvey.¹⁹ Massaquoi schildert, dass er manches Mal zu später Stunde aus dem Bett geholt wurde, um vor den Gästen seines Großvaters deutsche Kinderlieder vorzutragen.²⁰

Inwieweit die Schilderungen seiner frühen Kindheit auf eigenen Erinnerungen oder auf Erzählungen seiner Mutter bzw. seiner Tante Fatima Massaquoi beruhen, muss offen bleiben. Jedenfalls war er erst drei Jahre alt, als die Massaquois Ende 1929 aufgrund der politisch unruhigen Lage in Liberia dorthin zurückkehrten.²¹ Nur Fatima Massaquoi blieb bis 1935 in Hamburg, studierte an der Universität, arbeitete am dortigen Seminar für Afrikanische Sprachen und besuchte eine private Handelsschule, bevor sie angesichts des sich ab 1933 verschärfenden Rassismus über die Schweiz in die USA ging.²²

Nachdem die Massaquois Deutschland verlassen hatten, zog die nunmehr alleinerziehende Berta Baetz mit ihrem Sohn in eine kleine Wohnung im Arbeiterviertel Barmbek. Der Umzug bedeutete einen erheblichen sozialen Abstieg und markierte einen Bruch in Massaquois Biografie. Nun arbeitete Berta Baetz im Krankenhaus St. Georg, um sich und ihren Sohn durchzubringen. Und Massaquoi war als Schwarzer in seiner neuen Umgebung isoliert und rassistischen Anfeindungen ausgesetzt.²³ Eindrücklich

17 Heiko Möhle (Hg.): *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika – eine Spurensuche in Hamburg*, Hamburg 1999.

18 Siehe zu letzteren Punkten Hakim Adi: *Pan-Africanism and Communism. The Communist International, Africa and the Diaspora, 1919-1939*, Trenton, NJ, u. a. 2013; Holger Weiss: *Framing a Radical African Atlantic. African American Agency, West African Intellectuals and the International Trade Union Committee of Negro Workers*, Leiden u. a. 2014.

19 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 24 f.; Massaquoi: *Autobiography* (Anm. 13), S. 145 f. und S. 159-161.

20 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 31.

21 Ebd., S. 31-33.

22 Iris Groschek und Rainer Hering: *Fatima und Richard: Ein Paar zwischen Deutschland und Afrika (1929-1943)*, Sulzbach, Taunus 2017, S. 140, 142-147 und 149 f.; Massaquoi: *Autobiography* (Anm. 13), S. 209-216; Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 82-87.

23 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 35. Siehe auch Koiran (Anm. 15), S. 347 f. Zwar betrieb eine Schwarze Frau namens Anumu, die möglicherweise mit dem in den 1920er Jahren in Hamburg lebenden Ernst Anumu aus Togo verwandt war, in der NS-Zeit einen Trödelladen am Barmbeker Markt, doch scheint Massaquoi sie nicht gekannt zu haben. Dieter Thiele und Reinhard Saloch: *Auf den Spuren der Bertinis: ein literarischer Spaziergang durch Hamburg-Barmbek*, Hamburg 2003, S. 101.

wird seine Erfahrung, als ›Fremder‹ zu gelten, in der Schilderung des Besuchs einer ›Völkerschau‹ im Tierpark Hagenbeck in Stellingen, bei dem Besucher*innen wie Angehörige der ›Völkerschau‹-Truppe ihn als ›Afrikaner‹ identifizierten.²⁴

Gleichwohl gelang es Massaquoi bald, in Barmbek Freundschaften mit Nachbarkindern zu schließen.²⁵ Auch konnte sich die Familie rasch auf nachbarschaftliche Hilfe verlassen. Eine Nachbarin übernahm die Betreuung des Jungen, wenn seine Mutter zur Arbeit ging, und nach kurzer Zeit wurde ihre Familie zu seiner ›Ersatzfamilie‹.²⁶ Diesbezüglich ähneln Massaquois Schilderungen denen von Jansen und Nejar, die auch in Hamburger Arbeitervierteln aufwuchsen und, neben rassistischen Anfeindungen, ebenfalls von Solidarität innerhalb der proletarischen Nachbarschaft berichten.²⁷ In Massaquois Fall erstreckte sich dieser lokale Zusammenhalt in der NS-Zeit sogar auf den »Blockwart«, mit dessen Sohn er befreundet war,²⁸ sowie auf einen älteren Polizisten, der ihn seit seiner frühen Kindheit kannte.²⁹

Aufwachsen im nationalsozialistischen Hamburg

Als die NSDAP Anfang 1933 an die Macht kam, ging Massaquoi in die erste Klasse der Käthnerkampschule. Seine Klassenlehrerin, die ihn bereits zuvor vor rassistischen Beleidigungen durch Weiße Mitschüler*innen in Schutz genommen hatte,³⁰ wurde – wie andere als ›politisch‹ und ›rassisch unzuverlässig‹ eingestufte Lehrkräfte – kurz nach der Etablierung des NS-Regimes entlassen. An ihre Stelle trat das NSDAP-Mitglied Friedrich Grimmelshäuser.³¹ Vor allem Grimmelshäuser, sein Nachfolger Schürmann, der »Volkskundelehrer« Martin Duttge und der im Juli 1933 eingesetzte Schulleiter Hinrich Wriede, alles Nationalsozialisten, schikanierten den Jungen in den Folgejahren systematisch – ein Schicksal, das er mit anderen Schwarzen Kindern teilte.³²

Auch außerhalb der Schule hatte die Etablierung des NS-Regimes schwerwiegende Folgen für die Familie. Berta Baetz wurde aufgrund ihres Schwarzen Kindes entlassen und schlug sich als Reinigungskraft durch.³³ Und Massaquoi war zunehmend mit

24 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 44-47. Siehe auch Koiran (Anm. 15), S. 348-350, sowie den Beitrag von Caroline Herfert zu Hagenbeck in diesem Band.

25 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 35.

26 Ebd., S. 34 und 48-51.

27 Achenbach (Anm. 9), S. 13-15; Nejar (Anm. 7), S. 29-32 und 45.

28 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 134-136.

29 Ebd., S. 201f. Auch Nejar wurde von örtlichen Polizisten geschützt. Nejar (Anm. 7), S. 44.

30 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 58-61.

31 Ebd., S. 74-76.

32 Ebd., S. 90-96, 128-134 und 137f. Siehe zu den genannten Lehrern Hans-Peter de Lorent: Täterprofile. Die Verantwortlichen im Hamburger Bildungswesen unterm Hakenkreuz, Bd. 1, Hamburg 2016, S. 676-700. Siehe zur Situation Schwarzer Schüler*innen in der NS-Zeit auch Schramm (Anm. 7), S. 19-21; Robbie Aitken und Eve Rosenhaft: Black Germany: The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884-1960, Cambridge u. a. 2013, S. 260.

33 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 76-78.

rassistischen Ausschlüssen konfrontiert.³⁴ Besonders schmerzlich für ihn war, dass er als Afrodeutscher nicht der »Hitlerjugend« beitreten konnte und damit von seinen zusehends nach Parteilinie ausgerichteten Altersgenoss*innen isoliert war. Anschaulich wird dies in einer Passage, in der Lehrer Schürmann seine Klasse dazu drängt, geschlossen dem »Jungvolk« beizutreten, dieses Ziel als erreicht erachtet, als alle Kinder außer Hans-Jürgen Mitglieder sind, und dessen Ausgrenzung dadurch besiegelt, dass er das einzig leere Quadrat auf der Schultafel, das für Massaquoi steht, mit dem Schwamm wegwischt.³⁵ Der Wunsch nach Zugehörigkeit, der Massaquoi dazu brachte, an HJ-Uniformen erinnernde Kleidung zu tragen,³⁶ bewegte auch andere afrodeutsche Kinder.³⁷

Angesichts rassistischer Anfeindungen haderte Massaquoi – wie andere Afrodeutsche auch – mit seinem Äußeren. Während er sich erfolglos darum bemühte, sein Haar zu glätten,³⁸ wollte Jansen unbedingt wie die anderen Mädchen eine Schleife im Haar tragen, auch wenn diese aufgrund ihres krausen Haares weit über ihrem Kopf thronte,³⁹ und Nejar versuchte sich gar »weißzuwaschen«, nachdem andere Kinder ihr aufgrund ihrer Hautfarbe unterstellt hatten, »schmutzig« zu sein.⁴⁰

Massaquoi berichtet indes nicht allein von Rassismus und dessen Folgen, er betont auch, dass er von seiner Mutter und weiteren Personen in seinem Umfeld unterstützt und ermutigt wurde.⁴¹ Auch hatte er – trotz seiner Isolation als Afrodeutscher – Schwarze Vorbilder.⁴² Während der Olympischen Spiele von 1936 wurde der Afroamerikaner und mehrfache Goldmedaillengewinner Jesse Owens⁴³ zu seinem Idol.⁴⁴

34 Ebd., S. 72 f. Siehe auch Aitken und Rosenhaft (Anm. 32), S. 259.

35 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 128–134. Siehe auch Lindhout (Anm. 3), S. 114.

36 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 66, 95 und 116. Siehe auch Koiran (Anm. 15), S. 350 f.

37 Nejar (Anm. 7), S. 82–84; Michael (Anm. 4), S. 40; Aitken und Rosenhaft (Anm. 32), S. 262 f. Während Nejar und Michael ebenfalls aus den NS-Jugendorganisationen ausgeschlossen wurden, konnte Hans Hauck, Sohn einer Weißen Deutschen und eines Algeriers, 1933 der HJ beitreten. Möglicherweise spielte eine Rolle, dass der Vater eines Freundes von Hauck der lokale HJ-Ortsgruppenleiter war. Er war damit zu einem gewissen Grad vor rassistischer Ausgrenzung geschützt, nicht jedoch vor der Zwangssterilisation 1937. Tina Campt: *Other Germans. Black Germans and the Politics of Race, Gender, and Memory in the Third Reich*, Ann Arbor 2004, S. 96–99, 105–107 und 213–217.

38 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 118–121. Siehe auch Lindhout (Anm. 3), S. 115 f.

39 Achenbach (Anm. 9), S. 13.

40 Nejar (Anm. 7), S. 29 f.

41 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 97–100, 154 f., 182 f. und 262. In Jansens und Nejars Leben waren es vor allem die Großmütter, bei Jansen zusätzlich der Pflegevater, die in dieser Hinsicht eine zentrale Rolle spielten. Achenbach (Anm. 9), S. 14 f. und 21 f.; Nejar (Anm. 7), S. 32–37.

42 Jansen orientierte sich in ihrem Wunsch, Tänzerin zu werden, an Josephine Baker, einem Idol ihres Pflegevaters. Achenbach (Anm. 9), S. 24. Nejar gibt dagegen an, als Kind keine Schwarzen Vorbilder gehabt zu haben. Nejar (Anm. 7), S. 56.

43 Vgl. zu Owens Teilnahme an den Olympischen Spielen 1936 Jeremy Schaap: *Triumph: The Untold Story of Jesse Owens and Hitler's Olympics*, Boston 2008.

44 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 144–146.

Und als die Welt 1936 einem Boxkampf zwischen dem Deutschen Max Schmeling und dem Afroamerikaner Joe Louis entgegenfieberte,⁴⁵ drückte er Letzterem die Daumen. Obwohl Louis den Kampf verlor, verschafften die Leistungen Schwarzer Sportler Massaquoi Respekt.⁴⁶ Später begann er selbst zu boxen. Das Boxen habe sein Selbstbewusstsein gestärkt und er habe im Sportverein Zusammenhalt und Anerkennung erlebt – wenngleich er aus rassistischen Motiven von der Teilnahme an der Landesmeisterschaft ausgeschlossen wurde und die Boxhandschuhe daher zeitweilig »an den Nagel häng[te]«,⁴⁷

Trotz guter Noten wurde Massaquoi der Besuch einer weiterführenden Schule verwehrt⁴⁸ – ein Schicksal, das er mit anderen Afrodeutschen teilte. Einen allgemeinen Ausschluss Schwarzer Schüler*innen von öffentlichen Schulen erließ das NS-Regime für die ›Ostmark‹ 1939 und für das gesamte Reichsgebiet 1941; in einigen Fällen wurden Schwarze Kinder bereits früher vom Schulbesuch ausgeschlossen,⁴⁹ während Nejar und Jansen noch bis 1944 zur Schule gehen konnten.⁵⁰

Erwachsen werden im Zweiten Weltkrieg

Anfang 1940 musste Massaquoi zur Berufsberatung bei einem SS-Mann gehen. Bemerkenswerterweise verhalfen ihm dessen kolonialrevisionistische Vorstellungen zu einer Lehre als Bauschlosser. Der Berufsberater habe ihm erklärt, er könne »für Deutschland eines Tages von großem Nutzen sein«, und prophezeit, »dass Deutschland [...] in gar nicht so ferner Zukunft [...] seine Kolonien in Ost- und Südwestafrika zurückgewinnen werde, und dann [...] würden gute Handwerker gebraucht, die nach Afrika gingen, um afrikanische Arbeitskräfte auszubilden.«⁵¹ Der Zeitpunkt der Berufsberatung könnte eine Rolle für diese Einschätzung gespielt haben. In Deutschland und allen voran in Hamburg wurden die Pläne für die Wiedererrichtung deutscher Kolonialherrschaft in Afrika im Krieg verschärft vorangetrieben,⁵² wobei die Hansische Universität und das Hamburger Tropeninstitut eine zentrale Rolle spielten.⁵³

45 Vgl. zur globalen Aufmerksamkeit für diesen Boxkampf David Margolick: *Beyond Glory: Joe Louis vs. Max Schmeling, and a World on the Brink*, London 2005.

46 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 138–144.

47 Ebd., S. 157–165, 181 f., hier S. 181. Vgl. Lindhout (Anm. 3), S. 128.

48 Ebd., S. 174 f.

49 Aitken und Rosenhaft (Anm. 32), S. 261.

50 Nejar (Anm. 7), S. 149; Achenbach (Anm. 9), S. 24.

51 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 176 f.

52 Karsten Linne: *Deutschland jenseits des Äquators? Die NS-Kolonialplanungen für Afrika*, Berlin 2008, S. 70–77 und 81–138. Siehe allgemein Alexandre Kum'a N'dumbe III.: *Was wollte Hitler in Afrika? NS-Planungen für eine faschistische Neugestaltung Afrikas*, Frankfurt a. M. 1993; Karsten Linne: »Weiße Arbeitsführer« im »Kolonialen Ergänzungsraum«. *Afrika als Ziel sozial- und wirtschaftspolitischer Planungen in der NS-Zeit*, Münster 2002.

53 Linne: *Deutschland* (Anm. 52), S. 50–56 und 133–138.

Massaquoi erging es hinsichtlich seines beruflichen Werdeganges noch vergleichsweise gut: Andere Afrodeutsche fanden aus rassistischen Gründen gar keinen Ausbildungsplatz⁵⁴ und nicht wenige wurden im Krieg zur Arbeit in der Rüstungswirtschaft gezwungen⁵⁵ oder gar in Konzentrationslager eingewiesen.⁵⁶ Jansen beispielsweise sollte als 15jährige in einer Rüstungsfabrik arbeiten, die so weit von ihrem Wohnort entfernt lag, dass sie nicht in ihrem Elternhaus hätte übernachten können. Nur mit Mühe gelang es ihren Eltern durchzusetzen, dass sie stattdessen in einer Großküche in Rothenburgsort arbeiten und weiter zu Hause wohnen konnte. Diese Arbeit brachte indes andere Härten mit sich: In der Küche wurden Mahlzeiten für weibliche Häftlinge aus Außenlagern des KZ Neuengamme zubereitet, die im zerbombten Hamburg Aufräumarbeiten leisten mussten. Jansen wurde nicht nur Zeugin von Misshandlungen der entkräfteten Frauen durch Wachleute; infolge der miserablen Arbeitsbedingungen litt sie auch lebenslang unter Gesundheitsproblemen.⁵⁷

Im Kriegsverlauf wurden immer mehr junge Männer in Massaquois Alter zum Militär eingezogen. Als Afrodeutscher war er jedoch vom Wehrdienst ausgeschlossen.⁵⁸ Als junger und dazu Schwarzer Zivilist war er einmal mehr Anfeindungen ausgesetzt.⁵⁹ Neben dem Boxen boten ihm heimliche Liebschaften,⁶⁰ vor allem aber die verbotene Swing-Musik die Möglichkeit, sich gegenüber dem NS-Regime zu behaupten. Die Barmbeker Swing-Jugend,⁶¹ der er sich anschloss, traf sich im »Café König«. ⁶² Immer wieder machten HJ-Streifen dort Jagd auf »Swingboys«, um ihnen die langen Haare zu

54 Aitken und Rosenhaft (Anm. 32), S. 261 f.

55 Siehe z. B. Manuela Bauche: Im Zirkus gibt es keine Hautfarbe – nur gute und schlechte Artisten. Die Geschichte der Familie Burkett-Dükeloh, in: Afrika erinnern. Hauptseminar mündliche Geschichte. Lebensgeschichten afrodeutscher und afrikanischer BerlinerInnen, hg. von Heike Schmidt, Berlin 2000, S. 3-109, hier S. 25; Michael (Anm. 4), S. 74-90; auch Marie Nejar sollte als 14jährige in einer Munitionsfabrik arbeiten, wurde aber, da der Firmenleiter dies wegen ihres Alters ablehnte, letztlich zur Arbeit in einer Keksfabrik verpflichtet. Nejar (Anm. 7), S. 149 f.

56 Siehe Schramm (Anm. 7), S. 51-126.

57 Achenbach (Anm. 9), S. 24 und 28-33.

58 Ähnlich erging es Michael. Michael (Anm. 4), S. 74. Hans Hauck dagegen wurde, nachdem er erst vom Militärdienst ausgeschlossen worden war, 1942 schließlich doch Soldat. Campt (Anm. 37), S. 114-118, 121 f., 218-220.

59 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 219-225.

60 Ebd., S. 225-230.

61 Siehe zur Hamburger Swing-Jugend z. B. Otto Bender: Swing unterm Hakenkreuz in Hamburg: 1933-1943, Hamburg 1993; Werner Hinze und Gordon Uhlmann: »Wo kommst du her, wat sin dat für Lüd ...«. Jugendliche Swingkultur in Hamburg während der NS-Zeit, in: Getanzte Freiheit: Swing-Kultur zwischen NS-Diktatur und Gegenwart, hg. von Alenka Barber-Kersovan und Gordon Uhlmann, München 2002, S. 51-63; Susanne Heitker: Die Verfolgung der »Swing-Jugend« in Hamburg, in: Getanzte Freiheit: Swing-Kultur zwischen NS-Diktatur und Gegenwart, hg. von Alenka Barber-Kersovan und Gordon Uhlmann, Hamburg, München 2002, S. 79-91.

62 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 184-189 und 284.

scheren. Massaquoi ließen sie jedoch laufen, mit der Begründung, dass es keine Rolle spiele, was er als »Nichtarier« für eine Frisur trage.⁶³



Das »Café König«, Treffpunkt der Barmbeker Swing-Jugend, hier 1960

Im Kriegsverlauf erließ das NS-Regime öffentliche Tanzverbote, worauf sich die Barmbeker Swing-Jugend in der örtlichen Tanzschule traf.⁶⁴ Nun geriet Massaquoi doch in eine gefährliche Situation, als ihn eine HJ-Streife bei der Suche nach »Swing-boys« dort entdeckte. Bevor die HJler auf ihn losgehen konnten, schritt jedoch der Tanzlehrer ein, wies sich als NSDAP-Mitglied und ehemaliger Frontkämpfer aus und stellte Massaquoi als Sohn eines »Askari« vor, der im Ersten Weltkrieg in »Deutsch-Ostafrika« auf deutscher Seite gekämpft habe. Dass die HJler darauf von Massaquoi abließen,⁶⁵ verdeutlicht – wie die Aussage des Berufsberaters – die fortgesetzte Wirkungsmacht kolonialrevisionistischer Mythen im Nationalsozialismus.⁶⁶ In Hamburg

63 Ebd., S. 184–189, hier v. a. 189.

64 Hinze und Uhlmann (Anm. 61), S. 59.

65 Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 206–211.

66 Siehe zum Mythos von den »treuen Askari« z. B. Stefanie Michels: Askari – treu bis in den Tod? Vom Umgang der Deutschen mit ihren schwarzen Soldaten, in: AfrikanerInnen in Deutschland und schwarze Deutsche. Geschichte und Gegenwart, hg. von Marianne Bechhaus-Gerst und Reinhard Klein-Arendt, Münster u. a. 2004, S. 171–186; Susann Lewerenz: »Loyal Askari« and »Black Rapist« – Two Images in the German Discourse on National Identity and their Impact on the Lives of Black People in Germany (1918–1945), in: German Colonialism and National Identity, hg. von Michael Perraudin und Jürgen Zimmerer, New York, London 2011, S. 173–183.

waren solche Narrative möglicherweise besonders verbreitet – zumindest war das Wissmann-Denkmal vor dem ehemaligen Hamburger Kolonialinstitut, das seit 1919 Sitz der Universität war, auch in der NS-Zeit ein beliebter Treffpunkt kolonialrevisionistischer Kreise.⁶⁷



Hans-Jürgen Massaquois Wohnviertel Barmbek nach der ›Operation Gomorrha‹ im Sommer 1943. Zu sehen ist der Blick von der Pestalozzi-straße auf eine Ruine an der Bramfelder Straße.

Im Zuge der Luftangriffe auf Hamburg geriet Massaquoi mehrfach in lebensbedrohliche Situationen.⁶⁸ Im Herbst 1944, nach einem US-amerikanischen Fliegerangriff auf das Arbeiter- und Industrieviertel Harburg, in dem Massaquoi nach der Zerstörung Barmbeks 1943 in einer Gummifabrik tätig war, hielten ihn Anwohner*innen für einen abgeschossenen afroamerikanischen Piloten. Erst im letzten Moment habe ihn ein Polizist davor bewahrt, ›gelyncht‹ zu werden.⁶⁹ Später wurde Massaquoi und

⁶⁷ Siehe z. B. Möhle (Anm. 17).

⁶⁸ Zu Luftangriffen auf Hamburg und vor allem zur ›Operation Gomorrha‹ siehe z. B. Förderkreis Mahnmal St. Nikolai (Hg.): Gomorrha 1943: die Zerstörung Hamburgs im Luftkrieg, Hamburg 2013.

⁶⁹ Massaquoi: Kindheit (Anm. 6), S. 268-272. Auch Michael wurde im Krieg für einen abgeschossenen afroamerikanischen Piloten gehalten. Michael (Anm. 4), S. 83-85. Vgl. zu ›Lynchmorden‹ an afroamerikanischen Soldaten z. B. Robert W. Kesting: Forgotten Victims: Blacks

einige italienische Kriegsgefangene, mit denen er in einer Harburger Autowerkstatt arbeitete, der Zutritt zum Luftschutzbunker verweigert, sodass sie ungeschützt einem Luftangriff ausgesetzt waren.⁷⁰ Ähnlich erging es Jansen im letzten Kriegsjahr. Der Luftschutzwart habe seine Weigerung, ihr Zutritt zum Bunker zu gewähren, damit begründet, dass es Schwarze Piloten seien, die Bomben über Hamburg abwarfen. Ihr Pflegevater baute darauf einen Unterstand, in dem sie bei Luftangriffen behelfsmäßig Schutz suchte.⁷¹

Nach 1945: von Hamburg über Liberia in die USA

Nach Kriegsende wuchs in Massaquoi der Wunsch, in die USA auszuwandern. Bestärkt wurde er durch Begegnungen mit Afroamerikanern⁷² und die in der Besatzungszeit gemachte Erfahrung, als Schwarzer erneut als ›Fremder‹ zu gelten, aber auch gewisse Vorteile gegenüber Weißen Hamburger*innen zu haben.⁷³ Selbst afroamerikanische Berichte über den US-amerikanischen Rassismus schreckten ihn nicht ab.⁷⁴

Bevor Massaquoi jedoch in das Land seiner Träume aufbrach, lebte er kurz bei seiner Familie in Liberia sowie in Nigeria.⁷⁵ In den USA angekommen, ging er zum Militär, bevor er Journalist und schließlich Chefredakteur der afroamerikanischen Zeitschriften »Jet« und »Ebony« wurde. Seine journalistische Arbeit und sein politisches Engagement in der afroamerikanischen Bürgerrechtsbewegung bildeten wichtige Voraussetzungen für das Verfassen seiner Autobiografie.⁷⁶

Verflochtene Geschichten rund um den ›Schwarzen Atlantik‹

Massaquois Autobiografie wie auch ihre Rezeption sind von vielfältigen transnationalen Verflechtungsprozessen geprägt. Einen zentralen Bezugspunkt bildet – neben Nigeria, Liberia und den USA – die Stadt Hamburg: 376 der 499 Seiten widmen sich seinem dortigen Leben. Massaquoi schrieb das Buch jedoch nicht in Hamburg, sondern es entstand – anders als die Autobiografien anderer Afrodeutscher seiner Generation – vor dem Hintergrund seiner politischen und journalistischen Aktivitäten in der afroamerikanischen Community der USA.⁷⁷ Das Buch verknüpft damit gleichsam

in the Holocaust, in: *The Journal of Negro History* 77, 1992, 1, S. 30-36; Georg Hoffmann: Fliegerlynchjustiz. Gewalt gegen abgeschossene alliierte Flugzeugbesatzungen 1943-1945, Paderborn 2015, S. 292-297.

70 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 277 f.

71 Achenbach (Anm. 9), S. 24.

72 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 312 f. und 360-362.

73 Ebd., S. 323 f., 331 und 335-347 f. Vgl. hierzu Lindhout (Anm. 3), S. 98.

74 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 335-346 und 364 f. Vgl. hierzu Lindhout (Anm. 3), S. 129.

75 Massaquoi: *Kindheit* (Anm. 6), S. 376-452.

76 Siehe zu Massaquois Leben in den USA ebd., S. 452-476, sowie ders.: Hänschen (Anm. 6). Siehe auch Lindhout (Anm. 3), S. 85 f.

77 Lindhout (Anm. 3), S. 88, 100 f. und 112 f.

verschiedene Orte und Geschichten der Schwarzen Diaspora rund um den ›Schwarzen Atlantik‹.⁷⁸



Buchcover der deutschen Taschenbuchausgabe von Massaquois Autobiografie

Die Erinnerungen von Massaquoi wie auch von Nejar und Jansen eröffnen damit zugleich Zugänge zu einer Erinnerung an die Geschichte des Nationalsozialismus,⁷⁹ die auch dessen vielfältige Verflechtungen zum Kolonialismus freilegt. Als selbsternanntes ›Tor zur Welt‹ war Hamburg über die Zeit der formalen Kolonialherrschaft sowie die Grenzen des deutschen Kolonialreichs hinaus eine Drehscheibe für den Handel mit ›Kolonialwaren‹.⁸⁰ An seine Ufer trafen aber auch Unterströmungen, die sich rund um den ›Schwarzen Atlantik‹ bildeten. Es war sicher kein Zufall, dass Hamburg zum Sitz des ersten afrikanischen Diplomaten wurde; die Stadt bildete einen Knotenpunkt der transnationalen afro-diasporischen Netzwerke, die sich nach dem Ersten Weltkrieg in Europa etablierten; und sie war Ankunftsort für Migrant*innen wie Nejars Vater, der als ghanaischer Seemann im Hamburger Hafen von Bord ging.⁸¹ Das NS-Regime zerschlug

diese vielfältigen Verbindungen.⁸² Und doch verweisen Massaquois, Nejars und Jansens Geschichten und Lebenswege gleichsam als ›Spuren‹ darauf zurück – und bieten Ansatzpunkte, um diese vergessenen gemachten Verflechtungen wieder freizulegen.

Auf diese Weise eröffnen diese Narrative bislang marginalisierte Perspektiven auf die Geschichte Hamburgs in der NS-Zeit. Sie geben Einblicke in die Dynamiken rassistischer Ein- und Ausschlüsse Schwarzer Menschen und deren Handlungsstrategien vor dem Hintergrund der lokalen Gegebenheiten und sie erlauben Aufschlüsse über Täter*innen, Mitläufer*innen, Zuschauer*innen und Helfer*innen. Damit eröffnen sie differenzierende Perspektiven darauf, welche Bedeutung historische Ereignisse wie der Kriegsbeginn, die Verfolgung der Hamburger Swing-Jugend oder die Bombardie-

78 Vgl. Paul Gilroy: *The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness*, Cambridge, MA, u. a. 1993.

79 Vgl. Koiran (Anm. 15), S. 367.

80 Möhle (Anm. 17).

81 Nejar (Anm. 7), S. 19.

82 Siehe zur Zerschlagung des in St. Pauli ansässigen »International Trade Union Committee of Negro Workers« und der Abschiebung von dessen Leiter George Padmore nach Großbritannien 1933 z. B. Weiss (Anm. 18), S. 575-577; Paulette Reed-Anderson: *Rewriting the Footnotes. Berlin und die afrikanische Diaspora – Berlin and the African Diaspora*, Berlin 2000, S. 60-63.

rung der Stadt für Schwarze Einwohner*innen Hamburgs hatten und von welchen Zäsuren Schwarze deutsche Geschichte(n) geprägt ist bzw. sind.

Massaquois Biografie als ›Erinnerungsort‹ Schwarzer deutscher Geschichte

Vor diesem Hintergrund lässt sich Massaquois Autobiografie schließlich als ein wichtiger ›Erinnerungsort‹ der Schwarzen Community in Deutschland bzw. afrodeutscher Geschichte bezeichnen. Die Historikerin und Kulturwissenschaftlerin Nicola Lauré al-Samarai beschreibt die Bedeutung Schwarzer Selbstzeugnisse sowie des intergenerationalen Austauschs für die Etablierung afrodeutscher Gegen-Geschichte(n) und Prozesse der Identitätsstiftung und Selbstverständigung innerhalb der Schwarzen Community in Deutschland wie folgt:

[T]he question of [the] archive is of pivotal importance for Black and other marginalized communities. Such archives serve as facilities to preserve a tangible counter-memory and therefore need to be grounded in an intergenerational individual and communal dialogue. Yet they are also part of a ›technology of memory‹ that, in Tina Campt's words, ›produce[s] and inscribe[s] meaning in society‹. This approach has made it possible to theorize experiential knowledge and to develop analytical frameworks applicable to the *specifics* of the Black diaspora in Germany.⁸³

Bereits in seinem Vorhaben, seine Erinnerungen aufzuschreiben, wurde Massaquoi von Mitgliedern der »Initiative Schwarze Menschen in Deutschland« bestärkt, die er 1997 bei einem Deutschlandbesuch traf.⁸⁴ Das Erscheinen von Massaquois Autobiografie im Jahre 1999 dürfte wiederum weitere Schwarze Deutsche seiner Generation – wie Theodor Michael – dazu ermuntert haben, ihre Erlebnisse im Nationalsozialismus ebenfalls zu veröffentlichen. Die Berichte von Massaquoi, Nejar, Jansen, Michael und anderen wiederum inspirierten – und inspirieren bis heute – jüngere Wissenschaftler*innen und Aktivist*innen dazu, sich mit der bzw. den Geschichte(n) Schwarzer Menschen in Deutschland zu befassen.⁸⁵ Ähnlich wie »Farbe bekennen«

83 Nicola Lauré al-Samarai, zit. nach: Lewerenz: *Contested Terrains* (Anm. 5), S. 64. Sie zitiert aus Campt (Anm. 37), S. 12-13.

84 Lindhout (Anm. 3), S. 100 f.

85 Siehe für einige Bücher zu afrodeutscher Geschichte neben den bereits genannten Katharina Oguntoye: *Eine afro-deutsche Geschichte. Zur Lebenssituation von Afrikanern und Afrodeutschen in Deutschland 1884 bis 1950*, Berlin 1997; Reed-Anderson (Anm. 82); Fatima El-Tayeb: *Schwarze Deutsche: der Diskurs um »Rasse« und nationale Identität 1890-1933*, Frankfurt a.M., New York 2001; Clarence Lusane: *Hitler's Black Victims. The Historical Experiences of Afro-Germans, European Blacks, Africans, and African Americans in the Nazi Era*, New York, London 2002; Elisa von Joeden-Forsey: *Nobody's People. Colonial Subjects, Race Power, and the German State, 1884-1945*, Ph.D. Dissertation, University of Pennsylvania 2004; Campt (Anm. 37); Peter Martin und Christine Alonzo (Hg.): *Zwischen Charleston und*

wurde Massaquois Autobiografie damit zu einem ›Erinnerungsort‹ afrodeutscher Geschichte: einem zentralen Ausgangs- und Bezugspunkt in der Etablierung einer Schwarzen deutschen Geschichtsschreibung, die nicht zuletzt auf den autobiografischen Erzählungen von Angehörigen der Generation beruht, die die NS-Zeit als Kinder und Jugendliche erlebt hatte und deren Familiengeschichten Verbindungen in die Kolonialzeit bzw. die postkoloniale Weimarer Zeit und, darüber hinaus, zu zentralen Orten der Schwarzen Diaspora rund um den ›Schwarzen Atlantik‹ aufweisen.

Stechschritt. Schwarze im Nationalsozialismus, Hamburg, München 2004; Susann Lewerenz: Die Deutsche Afrika-Schau (1935-1940). Rassismus, Kolonialrevisionismus und postkoloniale Auseinandersetzungen im nationalsozialistischen Deutschland, Frankfurt a.M. u.a. 2006; Heiko Möhle, Susanne Heyn und Susann Lewerenz: Zwischen Völkerschau und Kolonialinstitut. AfrikanerInnen im kolonialen Hamburg, Hamburg 2006; Marianne Bechhaus-Gerst: Treu bis in den Tod. Von Deutsch-Ostafrika nach Sachsenhausen – Eine Lebensgeschichte, Berlin 2007; Rea Brändle: Nayo Bruce. Geschichte einer afrikanischen Familie in Europa, Zürich 2007; Ulrich van der Heyden (Hg.): Unbekannte Biographien. Afrikaner im deutschsprachigen Europa vom 18. Jahrhundert bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges, Werder/Havel 2008; Monika Firla: Der kameruner Artist Hermann Kessern. Ein schwarzer Crailsheimer, Crailsheim 2010.

»Chinesenviertel«

Migration, Imagination und Erinnerung

LARS AMENDA

Wer heute ein kühles Bier der Marke »Tsingtao« in Hamburg trinkt, der kann damit seinen Durst löschen oder auch einer kolonialen Spur nachgehen. Im Rahmen der Kolonialpolitik okkupierte das Deutsche Kaiserreich 1897 die Hafenstadt Qingdao in der nordchinesischen Provinz Shandong, um hier einen Marinestützpunkt zu errichten. Offiziell pachtete die deutsche Regierung für 99 Jahre das Gebiet und nannte es »Generalgouvernement Kiautschou«. Neben der militärischen Intention sollte auf chinesischem Boden laut Admiral Tirpitz ein deutsches Vorzeigeprojekt, ein »deutsches Hongkong« entstehen.¹ Die wirtschaftlichen Pläne blieben ein fernes Ziel, und lediglich die Germania-Brauerei, aus der später die Tsingtao-Brauerei werden sollte, war als einzige wirtschaftliche Unternehmung überhaupt nach kurzer Zeit lukrativ.

In Hamburg existieren viele Stätten und Erinnerungsorte, die auf die koloniale Geschichte der Stadt und Deutschlands verweisen und die mehr oder minder erklärt werden müssen.² Denn koloniale Verhältnisse und postkoloniale Kämpfe manifestierten sich auf sehr unterschiedliche Weise. Ein gutes Beispiel dafür ist das Mitte der 1920er Jahre entstehende »Chinesenviertel« in Hamburg-St. Pauli.³ In diesem Beitrag nehme ich das »Chinesenviertel« als Ausgangspunkt, um einen postkolonialen Erinnerungsort zu untersuchen.⁴ Vor dem Hintergrund kolonial anmutender Arbeitsverhältnisse entstanden in den USA und auch in Europa Chinatowns, die als farbige Symbole globaler Migration gleichzeitig befremdeten und faszinierten. »Chinesenviertel«, diese Lokalgeschichten der Globalisierung, existierten seit dem späten 19. Jahrhundert in europäischen Hafen- und Großstädten, auch in Hamburg. In der Unterhaltungskul-

1 Siehe Klaus Mühlhahn: *Herrschaft und Widerstand in der »Musterkolonie« Kiautschou. Interaktionen zwischen China und Deutschland 1897-1914*, München 2000; Mechthild Leutner: »Musterkolonie Kiautschou«. *Die Expansion des Deutschen Reiches in China*, bearb. von Klaus Mühlhahn, Berlin 1997. Um von England unabhängig zu sein, habe Deutschland ein eigenes Hongkong benötigt, behauptete der ehemalige Staatssekretär im Reichsmarineamt: Alfred Tirpitz: *Erinnerungen*, neue verb. Aufl., Leipzig 1920, S. 61.

2 Für eine Spurensuche und als erste Pionierstudie siehe Heiko Möhle: *Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche*, Neuauf., Berlin u. a. 2011 (Erstauf. 1999).

3 Siehe dazu Lars Amenda: *Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897-1972*, München, Hamburg 2006. Hier finden sich auch detailliertere Belege für das Folgende.

4 Jürgen Zimmerer: *Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, in: *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte*, hg. von ders., Frankfurt a. M., New York 2013, S. 9-37.

tur machten chinesische Schreckensfiguren Karriere und färbten auf die Wahrnehmung der Migration ab.

Im ersten Teil werde ich die maritimen Arbeitsverhältnisse skizzieren, um im zweiten Teil den fließenden Übergang zu maritim geprägter Migration aufzuzeigen. Drittens soll das »Chinesenviertel« als Imaginationsraum für die einheimische Bevölkerung und die Behörden untersucht werden. Im letzten Teil werde ich die lange ausbleibende Erinnerung an den Ort des »Chinesenviertels« beleuchten.

Maritime Arbeit

Seit Jahrhunderten ist die Seeschifffahrt international geprägt, auch in der Zusammensetzung der Seeleute. In der Mitte des 19. Jahrhunderts veränderte das Dampfschiff die Welt und befeuerte die frühe Globalisierung, Kolonialismus, Handel und Migration. War auf einem Segelschiff ein eingespieltes Team unabdingbar, so entstand mit Heizern⁵ und Kohlenziehern ein Industrieproletariat auf See, auf welches traditionsbewusste Seefahrer hinabblickten. Die Arbeit des Heizers direkt vor den Kesseln zehrte körperlich aus und führte zu zahlreichen Hitzschlägen. Seit den frühen 1890er Jahren heuerten deutsche Reedereien wie die HAPAG und der Norddeutsche Lloyd »farbige Seeleute« als Heizer auf ihren Dampfschiffen an.⁶ Chinesen aus der südlichen Provinz Guandong stellten die größte Gruppe, gefolgt von »Indern« und wenigen »Westafrikanern«, wie sie zeitgenössisch pauschalisierend genannt wurden. Diese Seeleute erhielten deutlich niedrigere Heuern, und die Unternehmen sparten zudem die Sozialversicherungsbeiträge. Bei rund 50.000 um 1900 in der deutschen Handelschifffahrt Beschäftigten arbeiteten 3.000 chinesische Männer als Heizer, Kohlenzieher oder teilweise auch als Wäscher auf deutschen Schiffen.

Manche Mediziner wie Arnold Kurrer (1867-1922) stellten die Beschäftigungsverhältnisse als »Forderung der Humanität« hin, andere Autoritäten wie Bernhard Nocht (1857-1945) widersprachen dieser These.⁷ Die chinesischen Seeleute wurden zumeist in Hongkong angemustert, wo um 1900 ein großer Pool von über 100.000 Arbeitern bereitstand und eine befristete Arbeit auf einem europäischen Dampfschiff annehmen wollte. Zu Beginn setzten die Reedereien die Seeleute nur auf Passagen zwischen Eu-

5 Die Reedereien beschäftigten nur Männer, weshalb im Folgenden die männliche Form verwendet wird.

6 Sibylle Küttner: *Farbige Seeleute im Kaiserreich. Asiaten und Afrikaner im Dienst der deutschen Handelsmarine*, Erfurt 2000; Hartmut Rübner: *Lebens-, Arbeits- und gewerkschaftliche Organisationsbedingungen chinesischer Seeleute in der deutschen Handelsflotte. Der maritime Aspekt der Ausländerbeschäftigung vom Kaiserreich bis in den NS-Staat*, in: *IWK* 33, 1997, S. 1-41.

7 Arnold Kurrer: *Über Temperaturerhöhungen von Heizern*, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für öffentliche Gesundheitspflege. Organ des Deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege* 24, 1892, S. 291-306; hier S. 291; P. Köhler: *Farbige Seeleute auf deutschen Schiffen*, in: *Hansa. Deutsche Schifffahrtszeitschrift* 62, 1925, S. 605-608; hier S. 606; zur Debatte siehe auch Rübner (Anm. 6), S. 24 f.

ropa und Ostasien ein, seit der Jahrhundertwende dann auch in der transatlantischen Fahrt. Auf den deutschen und anderen europäischen Dampfschiffen gelangten chinesische Seeleute in den Hamburger Hafen und hielten sich anschließend bis zu zwei Wochen auf, da die Löscharbeiten seinerzeit langwierig waren. Auf Landgang fielen die chinesischen Seeleute sehr auf; »ganze Rudel von Chinesen« seien in St. Pauli anzutreffen, wie das sozialdemokratische »Hamburger Echo« 1901 notierte.⁸



Chinesische Seeleute in Hamburg vor der Polizeikamera um 1912: polizeiliche Überwachung und antirassistischer Protest in einem Bild

Sozialdemokratische und gewerkschaftliche Vertreter*innen attackierten die Beschäftigung chinesischer Seeleute auf deutschen Handelsschiffen vehement. Der Vorsitzende des 1897 gegründeten deutschen Seemannsverbandes, Paul Müller aus Hamburg, behauptete in der Agitationsschrift »Seid Männer statt Memmen!« von 1909, dass es wegen des »Massenimports farbiger Kulis« auf deutschen Dampfschiffen »eine ständige Gefahr für die Sicherheit« gebe, welche das Leben deutscher Seeleute direkt gefährde.⁹ Der »Kuli« stieg innerhalb sozialdemokratischer Kreise zu einem Kampfbegriff auf und symbolisierte einen unterwürfigen, kolonialen Arbeiter – und damit genau das Gegenteil des Wunschbildes eines klassenbewussten Sozialdemokraten.¹⁰

8 Wochenplauderei, in: Hamburger Echo vom 1.9.1901.

9 Paul Müller: Seid Männer, statt Memmen! Ein Mahnwort an die Unorganisierten, Lauen, Trägen und Wankelmütigen, Hamburg 1909, S. 4.

10 Gustav Eckstein: Zur Kulifrage, in: Die Neue Zeit 43, 1906/1907, S. 548–555.

Seit der Choleraepidemie 1892 herrschte in Hamburg ein Hygiene-Diskurs, der ein hafenpolizeiliches koloniales Hafenregime bewirkte. Jüdische Auswander*innen und außereuropäische Seeleute galten als sanitäre Gefahr für die Stadt und wurden dementsprechend von den neuen Institutionen des Hafenarztes (seit 1892) und des Hafenkrankenhauses (seit 1900) streng überwacht. Die Polizeibehörde lehnte vor dem Ersten Weltkrieg eigene Unterkünfte für chinesische Seeleute kategorisch ab. Bernhard Nocht, der erste Hamburger Hafenarzt, warnte daraufhin vor dem Entstehen von »Winkelherbergen« für chinesische Seeleute, die »sehr viel schwieriger« als eine einzelne Unterkunft zu überwachen seien.¹¹ Die polizeiliche Maxime lautete: »Die chinesischen Seeleute ebenso wie andere Farbige (Laskaren, Neger, Araber) können und sollen während ihres regelmäßig nur kurzen Aufenthaltes hierselbst an Bord ihrer Schiffe logieren.«¹² Eine chinesische Einwanderung, wie sie im Londoner Hafenviertel Limehouse Ende des 19. Jahrhunderts einsetzte, wollte die Hamburger Polizei unbedingt vermeiden. Bis auf wenige chinesische Kontaktpersonen wie den Dolmetscher Kock Kwan Sow sollten chinesische Seeleute möglichst wenig im Hamburger Stadtbild auftreten.

Neben Seeleuten kamen auch einige andere Chinesen nach Hamburg. Als 1911/12 die chinesische Monarchie unterging, flüchteten viele Staatsdiener*innen in das deutsch verwaltete Tsingtau. Unter ihnen befand sich Schang Yen Liu. Durch die Vermittlung der dortigen deutsch-chinesischen Hochschule erhielt er im Juni 1912 am Seminar für die Sprache und Kultur Chinas des Hamburger Kolonialinstituts die Stelle eines Lektors für die chinesische Sprache.¹³ Der Lehrstuhlinhaber Otto Franke (1863-1946) schätzte sich glücklich, einen chinesischen Muttersprachler als Mitarbeiter zu haben, und bereute sehr, dass Schang nach vier Jahren, noch während des Krieges, nach China zurückkehrte.

Der Beginn des Ersten Weltkrieges hatte direkte Auswirkungen auf Hamburg. Viele deutsche und ausländische Seeleute saßen wegen der britischen Blockade im Hamburger Hafen fest, darunter auch über 800 »farbige Seeleute« (340 Inder, 283 Chinesen und 187 Araber). Der Hamburger Hafenarzt widmete ihnen in den folgenden Monaten »besondere Aufmerksamkeit«.¹⁴ Einige Reedereien wie die HAPAG behielten chinesische Heizer, um im Hafen liegende Schiffe regelmäßig zu befeuern und damit die Kessel vor Schäden zu bewahren. Dies betraf auch den HAPAG-Dampfer »Imperator«, der 1913 von Wilhelm II. persönlich eingeweiht worden war und als ziviles Aushängeschild die deutsche Seegeltung und Weltpolitik auf den Meeren reprä-

11 Staatsarchiv Hamburg, 352-3, II F 8, Bd. 2, Bl. 151, Schreiben des Seemannsamts Hamburg an die Polizeibehörde Hamburg, Gewerbepolizei (Abschrift), 15.8.1912.

12 Ebd.

13 Staatsarchiv Hamburg, 361-6, IV 1708 Schang, Yen Liu. Zum Kolonialinstitut siehe den Artikel von Rainer Nicolaysen in diesem Band.

14 Staatsarchiv Hamburg, 352-3, I K 13, Bl. 136-148, hier Bl. 147, Jahresbericht über den Dienst des Hafenarztes (Sannemann) vom 1.1. bis 31.12.1914, 20.4.1915. Die Kategorie »Araber« beinhaltete Nordafrikaner, vermutlich aber auch Seeleute aus Ostafrika.

sentieren sollte. Rund 100 chinesische Seeleute waren hier, in einer Situation zwischen Internierung und Arbeitsverhältnis, untergebracht und warteten das riesige Schiff.¹⁵

Globale Migration

Die chinesische Einwanderung in die USA seit der Mitte des 19. Jahrhunderts wurde auch in Deutschland aufmerksam registriert. Der bekannte Geograph Friedrich Ratzel (1844-1904) veröffentlichte 1876 ein Buch darüber.¹⁶ Aufgrund der tausenden Seeleute in der europäischen Handelsschifffahrt entstanden auch in Europa kleine »Chinesenviertel«, wie in Liverpool und in Limehouse im Osten Londons. Im Vergleich zu Deutschland und Hamburg fiel die britische Migrationspolitik vor Ort sehr liberal aus.¹⁷

»Seit 1919«, beklagte die Hamburger Polizeibehörde, »ziehen Chinesen niederen Standes hier in ständig wachsender Zahl zu.«¹⁸ Chinesische Seeleute aus Liverpool und London eröffneten in St. Pauli Geschäfte und Lokale, die sich zumeist an chinesische Seeleute richteten. In der Amüsiermeile Große Freiheit entstanden mit dem »Café und Ballhaus Cheong Shing« und dem »Neu-China« zwei Orte, die Gastronomie und Tanz kombinierten und auch überregional bekannt wurden. Chinesische Migrant*innen betrieben zudem Wäschereien, die über das Stadtgebiet verteilt lagen. In den USA konnten Chines*innen mit den Wäschereien eine eigene Domäne etablieren, die wiederum maßgeblich zu ihrer sozialen Isolation und gesellschaftlichen Diskriminierung beitrug.¹⁹ Denn der Beruf des Wäschers galt als unmännlich, weshalb in der Handelsschifffahrt außer Chinesen niemand diese Tätigkeit ausüben wollte.

Zum Zentrum der »chinesischen Kolonie«, wie sie teilweise auch genannt wurde, entwickelte sich die Schmuckstraße mit mehreren chinesischen Gaststätten, Unterkünften, einem Heuerbüro und Tabakladen. Die Schmuckstraße wurde bald zur ersten Anlaufstelle für chinesische Seeleute und chinesische Straßenhändler auf Durchreise. Hier konnten sie kantonesische Gerichte mit ihren typischen Zutaten wie Fisch und Meeresfrüchten essen, mit Landsleuten Mahjong spielen oder auch, wer mochte, Opium rauchen. Verstärkt durch die vielen temporär im Hafen befindlichen chinesi-

15 Staatsarchiv Hamburg, 132-1 I, 3820, Bl. 1, Schreiben des Generalkonsulats der Chinesischen Republik an die Senatskommission für die Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten vom 17.1.1917.

16 Friedrich Ratzel: Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie, Breslau 1876.

17 Christiane Reinecke: Grenzen der Freizügigkeit. Migrationskontrolle in Großbritannien und Deutschland 1880-1930, München 2010.

18 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, R 85831, Schreiben des Hamburger Polizeipräsidenten an die Senatskommission für die Reichs- und auswärtigen Angelegenheiten (Abschrift) vom 19.7.1922.

19 Paul C. P. Siu: The Chinese Laundryman. A Study of Social Isolation, hg. von John Kuo Wie Tchen, New York, London 1989.

schen Seeleute entstand eine Art Miniatur-Chinatown mit einer eigenen Infrastruktur und mehreren hundert Migrant*innen und Seeleuten.

Die Entstehung des »Chinesenviertels«, wie es seit Mitte der 1920er Jahre in Hamburg hieß, wurde durch zwei Entwicklungen begünstigt: 1. Aufgrund der in Deutschland herrschenden, 1923 explodierenden Inflation waren Ausländer*innen im Besitz von Devisen vergleichsweise vermögend. Unter chinesischen Seeleuten in England sprach sich die wirtschaftliche Chance herum und sorgte dafür, dass Migrant*innen entlang familiärer und persönlicher Netzwerke nach Hamburg-St. Pauli gingen; 2. die Chinesische Republik und das Deutsche Reich unterzeichneten 1921 einen Staatsvertrag, in dem sie sich gegenseitig den Frieden und die freie wirtschaftliche Betätigung zusicherten.²⁰ Berlin dachte an die vielen und für den Außenhandel nicht unwichtigen deutschen Kaufleute in Shanghai und Hongkong, nicht an die Existenz eines »Chinesenviertels« in einer deutschen Großstadt, welches Senat und Polizei in Hamburg angesichts der veränderten politischen Rahmenbedingungen nun nicht mehr verhindern konnten.

Die chinesischen Migrant*innen in Hamburg waren zu dieser Zeit fast ausnahmslos männlich. Dies unterstreicht den temporären Charakter der Migration, die spontan und flüchtig war. Wer als Gastwirt oder Geschäftsinhaber aber mehrere Jahre in der Stadt blieb, fand zumeist eine deutsche Freundin. Treffpunkte existierten mit den Lokalen in der Großen Freiheit und mit Orten wie dem »Tanzlehr-Institut-Bärthel« in der Talstraße, wo chinesische Männer und deutsche Frauen Tanzschritte lernten und sich auf diese Weise teilweise näherkamen.

Neben den Partnerschaften deutet einiges darauf hin, dass das »Chinesenviertel« der Ausgangspunkt einer längerfristigen Einwanderung war. 1929 gründete sich der Chinesische Verein in Hamburg und erwarb ein Grabfeld auf dem Ohlsdorfer Friedhof. Neben der örtlichen Community sollten dort gestrandete, mittellose Seeleute begraben werden können. Der Gedenkstein ist heute eines der wenigen baulichen Zeugnisse der Geschichte der chinesischen Migration in Hamburg.

Viele chinesische Migranten in Europa waren national eingestellt, wobei der chinesische Nationalismus eine deutlich antikoloniale Stoßrichtung beinhaltete. Deutschland war nach dem Verlust von Tsingtau, das von Japaner*innen übernommen wurde, in der damaligen chinesischen Perspektive vom kolonialen Makel befreit. Der koloniale Revisionismus in Deutschland sorgte aber dennoch für Spannungen. Als etwa die Hamburger Kolonialwoche im Sommer 1926 näherrückte, mit der explizit für die Zurückgewinnung der ehemaligen deutschen Kolonien geworben werden sollte, protestierten chinesische Studenten aus Berlin lautstark dagegen, dass ein »Chinawa-

20 Gesetz, betreffend die deutsch-chinesischen Vereinbarungen über die Wiederherstellung des Friedenszustandes vom 5.7.1921, in: Reichsgesetzblatt 1921, S. 829-838. Unterlagen zu den Vereinbarungen finden sich auch im Staatsarchiv Hamburg, 132-1 II, 832, 855.



Straßenszene in der Schmuckstraße, um 1929

gen« die ehemalige deutsche Kolonie repräsentieren sollte. Auf Druck des Auswärtigen Amtes rollte dieser Wagen schließlich nicht im Festumzug mit.²¹

Auch der Aufstieg der Kommunistischen Partei Chinas hinterließ Spuren in Hamburg. Der chinesische Kommunist Liao Chengzhi (1908-1983) hielt sich im Auftrag der Internationale der Seeleute und Hafentarbeiter zwischen 1928 und 1932 in Rotterdam, Antwerpen und Hamburg auf, um vor Ort die chinesischen Seeleute für die kommunistische Sache zu gewinnen. Im Internationalen Seemannsclub in der Hamburger Rothesoodstraße 8 wurden Streikaktionen geplant und Flugschriften produziert, welche auf Schiffen mit chinesischer Besatzung verteilt wurden.²² 1932 wurde Liao Chengzhi aus Deutschland ausgewiesen, woraufhin er über die Sowjetunion nach China zurückkehrte und in der späteren Volksrepublik China als Mitglied des Politbüros Karriere machte.

21 Hans Zache: *Imperialismus und Kolonialpolitik!*, hg. von der Deutschen Kolonialgesellschaft, 1927, S. 1.

22 Eine 1931 in Hamburg hergestellte chinesischsprachige kommunistische Flugschrift befindet sich im Politischen Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, R 85735. Zu Liao siehe Wolfgang Bartke: Liao Chengzhi, in: *Die großen Chinesen der Gegenwart. Ein Lexikon 100 bedeutender Persönlichkeiten Chinas im 20. Jahrhundert*, hg. von dems., Frankfurt a. M. 1985, S. 137-139. Zum Seemannsclub siehe den Beitrag von Gisela Ewe in diesem Band.

Lokale Imagination

Das »Chinesenviertel« beschäftigte die Hamburger Behörden und die einheimische Bevölkerung auf unterschiedliche Weise. Die Hamburger Polizei lehnte die chinesische Einwanderung vehement ab und vermutete notorische Kriminalität in den chinesischen Kreisen. Ein Polizeibericht aus dem Jahr 1925 führte aus: »Gleich nach ihrer Ankunft in Hamburg befanden sich die Chinesen im Besitze eines Ausrüstungs- und Grünwarengeschäftes, einer Speisewirtschaft, eines Cafés u. s.w., in denen sich die hier wohnenden Chinesen versammeln, unsaubere Geschäfte betreiben und sich dem Opiumgenusse hingeben.«²³ Die Polizei versuchte mit Ausweisungen die unliebsame Einwanderung einzudämmen, wurde dabei aber vom Auswärtigen Amt in Berlin zu einem defensiveren und leiseren Vorgehen genötigt. Außenpolitische Verstimmungen sollten tunlichst vermieden werden, und die chinesische Botschaft in Berlin reagierte schnell und konsequent bei dem Verdacht der Diskriminierung chinesischer Staatsangehöriger.²⁴

Die Hamburger Bevölkerung zeigte gegenüber dem »Chinesenviertel« einiges an Fantasie. So kursierte das spektakuläre Gerücht, die Chines*innen hätten ein geheimes Tunnelsystem gegraben, um unerkannt ihre Schmuggelgeschäfte betreiben zu können. Die Presse entlarvte jedoch die beliebte »Schauerballade« als ein Hirngespinnst.²⁵ Die vermeintliche chinesische Unterwelt blieb als Thema aber beliebt, und die Kellerwohnungen charakterisierten einige vielsagend als »Rattenkeller«.²⁶ Chinesische Migrant*innen wohnten tatsächlich oftmals in Kellern, was aber daran lag, dass diese günstiger und für Ausländer*innen leichter zu mieten waren.

Beobachter*innen des »Chinesenviertels« betonten regelmäßig den fremdartigen und geheimnisvollen Charakter. Der Hamburger Heimatdichter Ludwig Jürgens (1893-1966) schrieb diesbezüglich: »Haus bei Haus in der Schmuckstraße ist von der gelben Rasse bewohnt, jedes Kellerloch hat über oder neben dem Eingang seine seltsamen Schriftzeichen. Die Fenster sind dicht verhängt, über schmale Lichtritzen huschen Schatten, kein Laut dringt nach außen. Alles trägt den Schleier eines großen Geheimnisses.«²⁷ Zwischen den Zeilen schwingt die Zuschreibung von Kriminalität und Drogenkonsum mit, die damals eng mit Chines*innen verbunden wurde. Das »Chinesenviertel« stellte für viele, auch für die Polizei, eine Bedrohung der öffentlichen Ordnung dar.

Die Kinder St. Paulis eigneten sich das »Chinesenviertel« und seine »Fremdheit« auf ganz eigene Weise an. Weil viele Eltern ihren Eleven ausdrücklich verboten, zu den

23 Staatsarchiv Hamburg, 331-I I, 991, Vermerk der Hamburger Polizei, Inspektion 2 (Möller) (Abschrift) vom 1.10.1925.

24 Politisches Archiv des Auswärtigen Amtes, Berlin, R 85831.

25 Chinesisches aus Hamburg, in: Hamburger Nachrichten vom 15.1.1925.

26 Hans Morgenstern: Im Hamburg-Altonaer Chinesenviertel, in: Altonaer Nachrichten vom 1.10.1928.

27 Ludwig Jürgens: Sankt Pauli. Bilder aus einer fröhlichen Welt, Hamburg 1930, S. 17.

»Schinesen« zu gehen, erschien diese verbotene Frucht umso reizvoller. Als kindliche Mutprobe wanderten sie durch die Schmuckstraße entlang der »Chinesenkeller« und Lokale, um danach stolz von den Eindrücken zu berichten.

Neben aller Ablehnung und Befremdung faszinierte die Schmuckstraße auch Hamburgerinnen und Hamburger. Einige wie »Chinesen-Else« goutierten bereits in den 1920er Jahren die chinesische Küche und erachteten die neuen kulinarischen Genüsse als sehr reizvoll. Kunststudent*innen und Künstler*innen wie Elfriede Lohse-Wächtler (1899-1940) inspirierte die internationale Atmosphäre St. Paulis, und sie machten dies zum Sujet ihrer künstlerischen Arbeiten. Lohse-Wächtler malte 1930 das Aquarell »Chinesen im Viertel«, das in all seiner Verschwommenheit den dargestellten chinesischen Mann einmal nicht exotisierte, sondern seine universellen menschlichen Züge freilegte.²⁸

Die nordamerikanischen Chinatowns entfalteten sofort einen touristischen Reiz, wirkten sie doch wie eine Repräsentation Chinas inmitten einer amerikanischen Stadt. Ähnliches passierte auch im »Chinesenviertel« in St. Pauli. Hans Harbeck (1887-1968) betonte in seinem Hamburgführer von 1930 aus der Reihe »Was nicht im Baedeker steht« die »lächelnde Schweigsamkeit« der Chinesen in der Großen Freiheit und in der Schmuckstraße, welche der Gegend »einen Stich ins Unheimliche« gebe.²⁹ Andere Hamburgführer wie der des Journalisten Erich Lüth ermahnten die Schaulustigen, welche chinesische Lokale »in großen lärmenden Gruppen« aufsuchten, sich nicht wie in einem Zoo zu verhalten, da die chinesischen Gäste ansonsten flüchteten. »Man setze sich daher ruhig an den Tisch, schlürfe seinen Tee und lasse Lorgnon und Opernglas, für die die schmucklosen Räume viel zu klein sind, im Hause.«³⁰

Die verzerrte Wahrnehmung chinesischer Migrant*innen speiste sich aus populären Vorstellungen und insbesondere auch aus der Unterhaltungskultur. Im frühen 20. Jahrhundert tauchten moralisch zweifelhafte, zumeist kriminelle chinesische Figuren in Romanen und in Filmen auf. Das bekannteste Beispiel erschuf der britische Journalist und Schriftsteller Sax Rohmer 1912 mit der Schreckensfigur »Fu Manchu«. Die Bücher avancierten zu Bestsellern und wurden neben vielen anderen Sprachen ins Deutsche übersetzt.³¹ Rohmers Fu Manchu hatte auch deutsche Nachahmer*innen. Alfons Zech veröffentlichte 1936 den Kriminalroman »Begegnung auf der Landstraße«, in dem die junge Ausreißerin Veronika in St. Pauli strandet und von einem freundlichen Chinesen, Liu Chu Chow, unterstützt wird.³² In Wahrheit

28 Winfried Reichert und Rita E. Täuber: Wider die Erwartung. Elfriede Lohse-Wächtler 1899-1940, Rohenbuch bei Aschaffenburg o. J., S. 34.

29 Hans Harbeck: Das Buch von Hamburg, München 1930 (Was nicht im Baedeker steht, Bd. 8), S. 86.

30 Erich Lüth: Kleiner Führer durch Hamburg, Nauen, Berlin o. J. (1932), S. 19 f.

31 Zu Fu Manchu siehe Ruth Mayer: Serial Fu Manchu. The Chinese Supervillain and the Spread of Yellow Peril Ideology, Philadelphia 2014.

32 Alfons Zech: Begegnung auf der Landstraße. Ein Hamburger Roman aus dem Jahre 1928-29, Berlin 1936; Lars Amenda: Migration und Kriminalisierung. Das »Chinesenviertel« in St. Pauli/Altona und der Unterhaltungsroman »Begegnung auf der Landstraße« (1936) von

benutzt Liu die junge Deutsche als Drogenkurier und beabsichtigt schließlich, sie als Sexsklavin nach China zu verschleppen und zu verkaufen. Der Roman verbreitet die NS-Rassenpolitik auf dem Feld der Unterhaltung und kriminalisiert das Hamburger »Chinesenviertel« massiv.

Zur gleichen Zeit gerieten Chines*innen im nationalsozialistischen Hamburg zunehmend ins Visier staatlicher Organe. Um für die Aufrüstung dringend benötigte Rohstoffe zu erwerben, verschärfte das NS-Regime die Devisenbestimmungen mit dem zweiten Vierjahresplan. Zollfahndung und Kriminalpolizei überwachten chinesische Seeleute und Gastwirt*innen nun noch schärfer und störten sich ebenfalls an den deutsch-chinesischen Partnerschaften. Regelmäßig fanden Razzien statt, die zumeist nur kleine Mengen Devisen zu Tage brachten. In der Presse erschienen im Gegensatz dazu gelegentlich Artikel, welche die »Chinesenkeller« als harmlos charakterisierten und diese »unerlässliche internationale Note« St. Paulis sogar unterstützten.³³ Hamburg sollte als eine von fünf »Führerstädten« als Schaufenster für die Welt wirken. St. Pauli, das zum »Vergnügungszentrum der Welt« emporsteigen sollte, habe dabei unbedingt seinen internationalen Charakter zu behalten; mehr noch, 1939 wurden Pläne in der Presse vorgestellt, nach denen noch weitere ausländische Lokale wie japanische Restaurants und türkische Mokkastuben angesiedelt werden sollten.³⁴

Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges verschwanden solche Planspiele in den Schubladen. Die Situation der Chines*innen in Hamburg verschärfte sich, da die Chinesische Republik Deutschland 1941 den Krieg erklärte und damit der zuvor so wichtige diplomatische Schutz der chinesischen Staatsangehörigen wegfiel. In den Morgenstunden des 13. Mai 1944 führte die Gestapo schließlich die »Chinesenaktion« durch und verhaftete 129 chinesische Männer in den chinesischen Lokalen und Wohnungen in St. Pauli.³⁵ Unter Leitung von Erich Hanisch ging die Gestapo äußerst brutal vor und misshandelte die Gefangenen auf dem Weg zur Davidwache und weiter zum Gestapogefängnis Fuhlsbüttel. Erich Hanisch war 1943 nach Hamburg zurückgekehrt und hatte von 1941 bis 1943 im besetzten Polen Deportationen der jüdischen Bevölkerung in die Vernichtungslager organisiert. Als Täter des Holocaust hatte sich Hanisch weiter radikalisiert und wählte sich auch in der Hansestadt weiterhin im »Rassekrieg«.

Im Herbst 1944 überstellte die Gestapo eine Gruppe von 60 bis 80 chinesischen Männern ins »Arbeitserziehungslager Wilhelmsburg«, wo sie schwer misshandelt wurden und unter katastrophalen Bedingungen schwere Zwangsarbeit in umliegenden Betrieben und bei der Trümmerbeseitigung verrichten mussten. Mindestens 17 Männer

Alfons Zech, in: Informationen zur Schleswig-Holsteinischen Zeitgeschichte 46, 2005, S. 92-119.

33 Ferner Osten im Schatten des »Michel«: Kennen Sie St. Paulis Chinesenkeller?, in: Hamburger Neuste Zeitung vom 10.6.1939.

34 »... auf der Reeperbahn, nachts um halb eins!«, in: Hamburger Fremdenblatt vom 18.7.1939; siehe dazu auch Materialien in Staatsarchiv Hamburg, 135-I I-IV, 207.

35 Lars Amenda: »Chinesenaktion«. Zur Rassenpolitik und Verfolgung im nationalsozialistischen Hamburg, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 91, 2005, S. 103-132.

starben an den Folgen des Terrors, der Zwangsarbeit und mangelhaften Ernährung, wie eine britische Untersuchung in der frühen Nachkriegszeit feststellte.³⁶ Das »Chinesenviertel« in St. Pauli war damit gewaltsam ausgelöscht worden.

Verschüttete Erinnerung

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs blieben 30 chinesische Männer in Hamburg. Sie litten unter der Verfolgungserfahrung und waren vom nationalsozialistischen Terror traumatisiert. Chong Tin Lam, der seit 1938 eine Gaststätte im heutigen Hamburger Berg betrieb, verweigerte für Jahre die deutsche Sprache, die Sprache seiner Verfolger*innen. Der Betreiber des »Ho Ping« in der Davidstraße erinnerte mit dem Namen des Lokals (Frieden) an seine Befreiung und sein Überleben. Das Amt für Wiedergutmachung lehnte eine Entschädigung für die chinesischen Verfolgten aber grundsätzlich ab und sprach von einem normalen polizeilichen Vorgehen. Das verhöhnzte die Opfer und sorgte bis in die frühen 1960er für Gerichtsverfahren, die dies immer wieder bestätigten.

Mit der wirtschaftlichen Genesung in der frühen Bundesrepublik setzte ein Boom »ausländischer Spezialitätenrestaurants« ein. In Hamburg standen chinesische Gastronom*innen an der Spitze dieser Entwicklung, denn die »Fremdheit« der Chines*innen wandelte sich nun zum kulturellen Kapital.³⁷ An das »Chinesenviertel« und die nationalsozialistische Verfolgung wollte niemand erinnern oder erinnert werden.

So dauerte es viele Jahre, bis sich jemand des Themas annahm. Anfang der 1980er Jahre plante der Hamburger Regisseur Gyula Trebitsch (1914-2005) einen Film über den chinesischen Kommunisten Liao Chengzhi. Das historische Hamburg sollte in Shanghai nachgestellt werden, wohin Trebitsch mit Bundeskanzler Helmut Schmidt (1918-2015) gereist war. Den Filmemacher faszinierte die Symbolik von Liaos revolutionärem Wirken in Hamburg, inmitten des »Abendlandes«. Aufgrund der schwierigen politischen Beziehungen während des Kalten Krieges konnte das Filmprojekt aber letztlich nicht realisiert werden, obwohl die chinesische Seite den Film co-produzieren wollte.³⁸

Erste journalistische Artikel wurden über die Geschichte des »Chinesenviertels« veröffentlicht, die aber kaum auf Quellenarbeit beruhten und dementsprechend

36 Amenda (Anm. 3), S. 280.

37 Lars Amenda: Die Küche der »Anderen«. Chinesische Gastronomie und Ethnizität in Westeuropa 1950-1980, in: Kulinarische »Heimat« und »Fremde«. Migration und Ernährung in Europa im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von dems. und Ernst Langthaler, Wien 2014, S. 151-165; allgemein Maren Möhring: Fremdes Essen. Die Geschichte der ausländischen Gastronomie in der Bundesrepublik Deutschland, München 2012.

38 Gespräch mit Prof. Gyula Trebitsch am 6.8.1999; Michael Töteberg und Volker Reißmann: Gyula Trebitsch, Hamburg 2014.



Cover des Dokumentarfilms von 2020

wenig erhellend waren.³⁹ Die Schüler Daniel Drewer und Ingmar Herr machten sich verdient, als sie 1989 einen Text für den Geschichtswettbewerb des Bundespräsidenten einreichten und dafür auch Interviews mit Zeitzeug*innen führten.⁴⁰ Der Theatermacher Michael Batz (*1951) ließ in einer Gedenkveranstaltung Deutsche und Chines*innen in der Schmuckstraße Fußball spielen und schrieb das Stück »Morgen und Abend der Chinesen. Über das Schicksal der chinesischen Kolonie in Hamburg in den Jahren 1933-1944«, das am 27. Januar 2004 im Hamburger Rathaus vorgetragen wurde. 2006 durfte der Verfasser seine als Buch veröffentlichte Dissertation ebenfalls im Rathaus vorstellen.⁴¹ Ich erinnere mich noch an projizierte Bilder chinesischer Seeleute vor Gemälden honoriger Hamburger Senatoren.

Das St. Pauli-Archiv sorgte schließlich dafür, dass 2012 eine kleine Gedenktafel an der Schmuckstraße errichtet wurde und damit am ehemaligen Ort seitdem ein Zeichen der Erinnerung zu sehen ist.

Zuletzt erinnerten die Künstlerin Dagmar Rauwald (*1965) und der Künstler Liu Ding (*1976) im Mai 2016 in einer Performance unter dem Titel »Social Bookmarking Hamburg« an die Verfolgung. Gemeinsam mit anderen vergruben sie Kartoffeln und 1-Euro-Münzen auf dem Gelände des früheren »Arbeitserziehungslagers Wilhelmsburg«. Aber auch die Unterhaltungskultur entdeckt neuerdings die Geschichte des »Chinesenviertels«. Im Frühjahr 2017 fanden Dreharbeiten zu dem Film »Tian. Das Geheimnis der Schmuckstraße« statt. Darin entdeckt eine Familie in ihrer neuen Wohnung in St. Pauli chinesische Spuren, die auf die Geschichte und Verfolgung der Chines*innen verweisen. Der Film ist im Herbst 2018 ausgestrahlt worden.⁴² Anfang

39 Renate Hücking und Ekkehard Launer: Chinatown – keine große Freiheit, in: Tuten & Blasen. Hamburger Hafenrundfahrten durch acht Jahrhunderte, hg. von dens., Hamburg 1989, S. 67-72.

40 Daniel Drewer und Ingmar Herr: Chinesen in Hamburg, o. O. o. J., 1989, unveröffentlichtes Manuskript.

41 Amenda (Anm. 3).

42 »Tian. Das Geheimnis der Schmuckstraße«, NDR-»Nordlicht«-Reihe, 2017, Regie: Damian Schipporeit, Produzent: Stefan Gieren.

2020 folgte der Dokumentarfilm »Bis die Gestapo kam ... Das ›Chinesenviertel‹ in St. Pauli«, in dem Kinder deutsch-chinesischer Paare von ihren Erinnerungen erzählen.⁴³

So gelangte die Erinnerung an das »Chinesenviertel« und die »Chinesenaktion« mehr und mehr in das Gedächtnis der Stadt. In den letzten 10 bis 15 Jahren nahm die Bedeutung Chinas, vor dem Hintergrund seiner steigenden wirtschaftlichen Bedeutung, für die Hamburger Politik spürbar zu. Eine Chinatown wäre in Hamburg mittlerweile vermutlich von offizieller Seite sehr willkommen, da sie allgemein als Zeichen einer »Weltstadt« angesehen wird und ein touristisches Potential besitzt.

Zusammenfassung

Der Hamburger Hafen führte als »Tor zu Welt« nicht nur Hamburger Schiffe und Kaufleute in die Ferne, auch in die andere Richtung wirkte die frühe Globalisierung. So gelangten chinesische Seeleute auf europäischen Handelsschiffen in die Hansestadt. Mitte der 1920er Jahre entstand ein kleines »Chinesenviertel« in St. Pauli, das als Treffpunkt chinesischer Seeleute und Migrant*innen diente, für die Hamburger Behörden hingegen einen unliebsamen Fremdkörper darstellte. In der Wahrnehmung vermischten sich Klischees der Fremdheit und Kriminalität mit phantastischen Verzerrungen aus der Unterhaltungskultur. Im »Dritten Reich« verfolgte die Gestapo während des Zweiten Weltkrieges schließlich die Chines*innen und eliminierte das maritim geprägte »Chinesenviertel«. Erst seit den 1980er Jahren erinnerte sich die Hamburger Bevölkerung allmählich wieder an das Kapitel der Stadtgeschichte, das so eng mit dem Hafen verknüpft ist.

Das »Chinesenviertel« verweist als postkolonialer Erinnerungsort darauf, wie asymmetrisch die Beziehungen gegenüber China und Chines*innen im frühen 20. Jahrhundert waren. Hatte die Hamburger Polizei während des Kaiserreiches ein koloniales Hafenregime errichtet, so provozierte das »Chinesenviertel« nach dem Ersten Weltkrieg die weiterhin mental existierende koloniale Ordnung. In der Perspektive der Migrant*innen als historische Akteure wird ersichtlich, wie sie nach Alternativen zur kräftezehrenden Beschäftigung als Heizer und wirtschaftliche Chancen suchten und diese im »Chinesenviertel« St. Paulis fanden. Die Konzentration im urbanen Raum erhöhte die Aufmerksamkeit, umso mehr, da Chinatowns als starke Symbole einer Einwanderungsgesellschaft angesehen wurden. Die Bandbreite der Reaktionen reichte von strikter Ablehnung bis zur Faszination gegenüber einer unbekannten Kultur. Trotz aller wirkmächtiger Stereotypen und kolonialer Traditionen konnte jede*r entscheiden, wie er oder sie der chinesischen Welt im »Tor zur Welt« begegnen wollte.

43 »Bis die Gestapo kam ... Das ›Chinesenviertel‹ in St. Pauli«, 2020, Produktion: Bertram Rothermund und Rudolf Simon.

Hamburg extra muros

Die Hanse-Metropole und deren geheime Spuren in Togo

ADJAÏ PAULIN OLOUKPONA-YINNON

Ausgangsdokumente

Aktenstück 1 [Quelle: Nationalarchiv Togo: ANT-FA3/185, S. 291]

»BÖDECKER & MEYER

Hamburg

Lome, Anecho, Palime,

Atakpame, Quittah.

TELEGR. ADR. FÜR HAMBURG: LOME

=====

ABC CODE, 5TH EDITION

Hamburg, den 9. März 1914

An das

Kaiserliche Bezirksamt, Lome-Stadt,

LOME

J. Nr. 2448/13.

Ich konnte feststellen, dass der Kaufmann Durchbach vor vielen Jahren in Altona gestorben ist. Ferner habe ich festgestellt, dass laut Adressenbuch weder im Hamburger noch im Altonaer Bezirk der Name Durchbach existiert. Ich werde versuchen, eine diesbezügliche Bescheinigung von der Altonaer Polizeibehörde zu erhalten, um sie dem Kaiserlichen Bezirksamt Lome-Stadt mit der nächsten Post einzusenden.

Hochachtungsvoll

P. Fette«

Aktenstück 2 [Quelle: Nationalarchiv Togo: ANT-FA3/185, S. 293]

»BÖDECKER & MEYER

Hamburg

Lome, Anecho, Palime,

Atakpame, Quittah.

TELEGR. ADR. FÜR HAMBURG: LOME

=====

ABC CODE, 5TH EDITION

Hamburg, den 24. April 1914

An das

Kaiserliche Bezirksamt, Lome-Stadt,

LOME

Betr. Namensänderung des Mulatten Durchbach.

Im weiteren Verfolg dieser Angelegenheit muss ich dem Kaiserlichen Bezirksamt zu meinem Bedauern mitteilen, dass es mir nicht gelungen ist, eine Bescheinigung von der hiesigen Polizeibehörde zu erlangen, woraus hervorgeht, dass sich im Hamburg/Altonaer Polizeigebiet keine Personen mit dem Namen Durchbach aufhalten.

Hochachtungsvoll

P. Fette«

Bruchstücke von Lebensgeschichten

Die beiden vorangestellten Schriftstücke sind Teile einer exklusiven Dokumentation¹ über die so genannten »métis allemands« (»deutschen Mischlinge«)² unter der deutschen Kolonialverwaltung in Togo. Sie betreffen Fritz Durchbach, dessen Schicksal im Mittelpunkt dieses Beitrags steht. Im Folgenden soll anhand des »Falls Fritz Durchbach« sowie eines weiteren Kindes togoisch-deutscher Eltern namens Henri Achille Eccarius paradigmatisch dargestellt werden, wie im Hinblick auf das Leben der togoischen »Mischlinge« im Allgemeinen – der Kinder deutscher Kolonialbeamter und Kaufleute im Besonderen – Geschichte und Gedächtnis zueinander stehen, wie die Erinnerung an die deutschen Väter dieser Kinder heute ambivalent geworden ist. Es wird versucht aufzuzeigen, wie problematisch die Erinnerung an die Kolonialzeit geworden ist, nachdem Togo von 1884 bis 1958 drei Kolonialmächte erlebt hatte, die eine unterschiedliche Auffassung der »Mischlings-Frage« hatten. Bedenkt man, dass der erste Präsident der unabhängigen Republik Togo, Sylvanus Olympio (1902-1963), einen portugiesischen Vater hatte und dass sein Nachfolger, Nicolas Grunitzky (1913-1969), Sohn eines Deutschen war (beide Präsidenten sind unter der deutschen Kolonialverwaltung in Togo geboren), so wird klar, wie brisant das Thema »Mischlinge in Togo« war und wie aktuell es heute noch ist. Mit dem Schicksal dieser Kinder sind Identitätsfragen verbunden. Es handelt sich aber nicht nur um individuelle Lebensgeschichten wie bei Fritz Durchbach und Henri Achille Eccarius, sondern in erster Linie um das kollektive Gedächtnis der Togoer*innen und die nationale Erinnerungskultur. An den beiden ausgewählten Beispielen wird deutlich, dass die Geschichte der so genannten »deutschen Mischlinge« eine typische Illustration dessen ist, was Aleida Assmann »de[n] lange[n] Schatten der Vergangenheit« nennt.³

Welches ist nun der Bezug dieses Beitrags zum Rahmenthema »Hamburg«?

Die obigen Schriftstücke über Fritz Durchbach stammen von der Hamburger Firma Bödecker & Meyer bzw. deren Faktorei in Togo. Sie dokumentieren die vergeblichen Recherchen über einen Hamburger namens Durchbach, den Vater von

1 Essosimna Tomfei Marie-Josée Adili: Documentation sur le statut des métis de pères allemands au Togo entre 1905 et 1914. Présentation de documents allemands avec traductions ou résumés en français, Université de Lomé (Togo) 2012, S. 101.

2 Als »deutscher Mischling« wird in Togo eine Person bezeichnet, deren Mutter eine Schwarze und deren Vater ein Deutscher ist, egal ob sie aus einer Ehe oder nur aus einer Beziehung stammt. In der deutschen Kolonialzeit nannte man solche Kinder nicht »deutsche Mischlinge«, sondern »Mulatten«. Außerdem galt überall in den Kolonien das, was Hans Georg von Döring in einem Schreiben an die Kolonialverwaltung in Berlin am 10.9.1910 für Togo sagte: »Die Mischlinge werden hier ausnahmslos zur Eingeborenenbevölkerung gerechnet und genießen keinerlei Vorteile vor der übrigen Eingeborenenbevölkerung.« (Vgl. Bundesarchiv Berlin-Lichterfelde: RKA Nr. 5427, S. 7.) Als »uneheliche Kinder« durften die »deutschen Mischlinge« den Namen ihres jeweiligen Vaters prinzipiell nicht führen.

3 Aleida Assmann: Der lange Schatten der Vergangenheit. Erinnerungskultur und Geschichtspolitik, München 2006.

Friedrich Kuaovi Durchbach. Auch Heinrich Friedrich Achille Eccarius, der Vater von Henri Achille Eccarius, war der Vertreter einer Hamburger Firma in Little-Popo (Anecho, Togo). Die Quellen bezüglich der beiden Hamburger sind recht spärlich, weil die deutschen Väter in der Regel nur kurze Zeit in der Kolonie waren. Meistens erzählten sie ihrer jeweiligen afrikanischen Partnerin wenig bzw. gar nichts über sich selbst und ihre wahre Herkunft. So war es schwierig, genauere Auskünfte über sie zu bekommen. Diese beiden Hamburger Väter stehen hier für das, was ich als »Hamburg *extra muros*« bezeichne. In Togo gab es von 1884 bis 1921 eine Hamburger-Straße, die mit Erinnerungen verbunden ist,⁴ doch lassen sich die Spuren der Hamburger Väter bis in die heutige Gesellschaft Togos nachverfolgen und sind deshalb historisch wichtiger als Straßennamen: Sie wecken ganz andere Erinnerungen. In dieser Hinsicht ist Hamburg nicht nur *intra muros*, sondern auch *extra muros* ein bemerkenswerter Erinnerungsort der Begegnung von Menschen aus allen Ecken der Welt. Als »Deutschlands Tor zur Welt« war die Hansemetropole schon vor der Kolonialzeit eine wichtige Brücke nach Übersee und vor allem zum afrikanischen Kontinent. Im 19. Jahrhundert wurde sie zum Ausgangspunkt deutscher Kolonialexpansion und später zu einem wichtigen Ort der Entscheidung über Kolonialfragen.⁵ Das Kolonialabenteuer des Deutschen Reiches ist ohne die Hanseaten im Allgemeinen – die Hamburger im Besonderen – nicht denkbar. Dem Hamburger Großkaufmann Adolph Woermann verdankt das Reich die Erwerbung der Kolonie Kamerun. Der Protektorsvertrag vom 5. Juli 1884 in Togo wäre ohne Heinrich Randad, den Vertreter der Hamburger Firma Wölber und Brohm in Little-Popo (Anecho) nicht zustande gekommen. Randad war deshalb der erste Konsul, der 1884 die Verwaltung der Kolonie Togo kommissarisch übernahm.

Als Kaufleute und Weltbürger waren die meisten hamburgischen Initiatoren der deutschen Kolonialpolitik nicht primär an territorialer Eroberung, sondern an freier wirtschaftlicher Expansion interessiert. Die Idee der territorialen Herrschaft war ihnen zwar nicht ganz fremd, aber sie sahen sie in der freien Handelsexpansion, wie sie im deutschen Zollverein praktiziert und von der in Hamburg gegründeten Zeitung »Deutscher Freihafen« propagiert wurde. In gewisser Hinsicht waren die ersten Hamburger, die sich an der Westküste Afrikas niedergelassen hatten, viel »liberaler« als etwa ihre Bremer Landsleute, die von der pietistischen Norddeutschen Missionsgesellschaft

4 In dieser Straße war auch der Sitz der Woermann-Linie. Sie heißt heute »Rue du Commerce« (Handels-Straße, was sie auch schon zu deutscher Zeit war).

5 1908 entstand das Hamburgische Kolonialinstitut als erste deutsche »Kolonialuniversität«. Vgl. Johanna Elisabeth Becker: Die Gründung des Deutschen Kolonialinstituts in Hamburg. Zur Vorgeschichte der Hamburgischen Universität. Wissenschaftliche Hausarbeit zur Erlangung des akademischen Grades eines Magister Artium der Universität Hamburg, 2005, http://webopac.hwwa.de/publication/Becker_Kolonialinstitut.pdf (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Vgl. ferner Jens Ruppenthal: Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«. Das Hamburgische Kolonialinstitut 1908 bis 1919, Stuttgart 2007; sowie den Beitrag von Rainer Nicolaysen zum Kolonialinstitut in diesem Band.

geprägt waren.⁶ Die ersten als »deutsche Mischlinge« Bezeichneten in Togo waren die Kinder von Hamburger Handelsagenten und einheimischen Frauen. Die deutschen Väter sahen jedoch ihre jeweilige Schwarze Partnerin nicht als Ehefrau an und ließen sie und ihre gemeinsamen Kinder oftmals im Stich. Die Kolonialverwaltung versuchte eine gesetzliche Regelung nach rassenpolitischen Gesichtspunkten zu erreichen, jedoch ohne Erfolg. Am Beispiel der beiden Lebensgeschichten von Fritz Durchbach und Henri Achille Eccarius soll daher exemplarisch dargestellt werden, wie sich das Problem der »deutschen Mischlinge« von der individuellen Identitätsfrage zum kollektiven Schicksal entwickelte. Mit diesem Beitrag verbinden sich auch die Fragen,

- ob und inwiefern koloniale Erinnerungskultur das Thema der »métis alle-mands« einbeziehen soll,
- wie Erinnerungskultur in Togo allgemein gepflegt wird, besonders mit Bezug auf die Frage der Nachfahren deutscher Väter und togoischer Mütter,
- wie sich im heutigen Togo diese Nachfahr*innen ihre Identität konstruieren und die Erinnerung an ihre deutschen Vorfahren pflegen.

Fritz Durchbach, der Sohn des Hamburger Kaufmanns Friedrich Durchbach

Die heutige Republik Togo ist ein Teil des deutschen Togolands von 1884 bis 1914. Zahlreiche »deutsche Mischlinge«⁷ aus dieser Zeit erinnern an deutsch-togoische Begegnungen jeglicher Arten:⁸ Familiennamen wie Armerding, Brohm, von Döring, Durchbach, Eccarius, Gruner, Henkel, Herzog, Hundt, Krüger, Preuss, Rolberg, Rosenhagen, Seefried u. s. w. prägen heute noch den Alltag der Togoer*innen genauso

- 6 Togo gilt heute noch als die »Bremer-Kolonie« Deutschlands, weil die Bremer Mission und die Bremer Firma J. K. Vietor das Land und das Volk Togos stark geprägt hatten. Die pietistisch ausgerichtete »Norddeutsche Missionsgesellschaft« (in Togo heute noch »Bremer Mission« genannt) hatte schon vor der eigentlichen Kolonialzeit die Ewe-Völker christianisiert und sozialisiert. Der Bremer Missionar Bernhard Schlegel hatte 1859 die Ewe-Sprache verschriftlicht und somit die Ewe-Kultur nach Deutschland vermittelt. Die Bremer Firma Johann Karl Vietor, die eng mit der Mission zusammenarbeitete, war eine der mächtigsten und einflussreichsten Säulen der Kolonialwirtschaft Togos.
- 7 1934 zählten sie offiziell 153 (Jürgen Petschull und Thomas Höpker: *Der Wahn vom Weltreich. Die Geschichte der deutschen Kolonien*, Hamburg 1984, S. 120); es gab sicher viel mehr davon, als 1914 die Deutschen die Kolonie verließen. Heute sind es – mit Kindern, Enkel-, Urenkel- und Ururenkelkindern – sicherlich das Zehnfache.
- 8 Petschull nennt sie »die braunen Kinder der weißen Herren« (Petschull und Höpker (Anm. 7), S. 113.) und erinnert an die Umstände ihrer jeweiligen Geburt: »Die Frage der geschlechtlichen Beziehungen der Weißen zu den Schwarzen gehört zu den vitalsten der gesamten Kolonialpolitik, weil sie sich vor allem auf das körperliche wie seelische Wohl des Weißen Kolonisten – das des Schwarzen zählt ja nicht – bezieht.« (Ebd., S. 132.) Von Ehen konnte sowieso nicht die Rede sein. Zu dieser Problematik vgl. auch: Frank Becker (Hg.): *Rassenmischehen – Mischlinge – Rassentrennung. Zur Politik der Rasse im deutschen Kolonialreich*, Stuttgart 2004. Carina E. Ray: *Crossing the Color Line: Race, Sex, and the Contested Politics of Colonialism in Ghana*, Athens 2015.

wie portugiesische Namen aus der Zeit des Sklavenhandels (Olympio, de Souza, d'Almeida⁹). Hinter jedem dieser Namen steckt jedoch eine individuelle Lebensgeschichte. Im Gegensatz zu den Portugies*innen waren die Kolonialdeutschen von Anfang an gegen sogenannte »Mischehen«, die sie als Unsitte betrachteten, obwohl sie sich für ihre sexuellen Begierden Schwarze Frauen nahmen. Als Fritz irgendwann zwischen 1885 und 1888 als Sohn des Hamburger Kaufmanns Friedrich Durchbach¹⁰ und einer einheimischen Frau aus der Familie Gaba in Anecho geboren wurde, hatte er schon einen anderen Status als etwa ein Kind mit portugiesischem Vater namens d'Almeida: Sein deutscher Vater durfte ihn gesetzlich nicht als Kind anerkennen. Damals galt: »Das Zusammenleben eines Europäers mit einer Farbigen kann auch dann nicht als Ehe im deutschrechtlichen Sinne angesehen werden, wenn die für den Abschluss der Ehen von Farbigen nach Stammesrecht üblichen Gebräuche und Formalitäten beobachtet worden sind«.¹¹ Ob der deutsche Vater »Fritz Durchbach« mit der afrikanischen Mutter seines Kindes nach Landesbrauch¹² verheiratet war oder nicht, spielte keine Rolle. Ob er das Kind und die Mutter im Stich gelassen hatte, lässt sich aus den Akten im Nationalarchiv in Togo nicht feststellen. Nach afrikanischer Tradition galt jedoch die Ehe als vollzogen, sobald ein Kind daraus entstand. Jedermann in Anecho hat daher »Fritz Durchbach« als Sohn eines Deutschen anerkannt.¹³ Er wuchs in der Familie seiner Mutter auf, lebte über zwei Jahrzehnte unbeschwert und verdiente sein Leben als Buchhalter in der Faktorei Bödecker & Meyer in Lomé.

In den Jahren 1908 bis 1912 kam in Deutschland eine Debatte auf über den »bedenklichen« Zuwachs an »Mischlingen« in den deutschen Kolonien. In Togo wurde der Jurist Rudolf Asmis, Bezirksamtmann von Lome-Stadt, damit beauftragt, Vorschläge zu unterbreiten, um dieser Entwicklung entgegenzuwirken. Dies tat er in einem Bericht an den Gouverneur am 30. Oktober 1909. Darin heißt es u. a.:

9 »Mischlinge« waren vor der deutschen Kolonialzeit in Togo keine Seltenheit. Die meisten waren Kinder mit portugiesischen oder dänischen Vätern: Christian Jacob Protten (1715-1769), Sohn eines dänischen Soldaten und einer Schwarzen Frau aus der Königsfamilie in Anecho, missionierte 1737 in dieser Stadt. Ebenfalls bereiste der Missionar Thomas Birch, Sohn eines Afrikaners und einer Engländerin die Westküste Afrikas von Lagos bis Anecho im Auftrag der englischen Wesley Mission. Der deutsche Kaufmann Christian Rottmann, Geschäftsführer der »Bremer Faktorei« in Little-Popo seit 1874, heiratete Katharina Anstrup, eine Afrikanerin mit holländischem Vater. Es war also kein Problem, als Heinrich Friedrich Achille Eccarius eine Afrikanerin heiratete, die ihm zwei Söhne gebar. Für die afrikanische Gesellschaft war das durchaus normal, nicht jedoch aus deutscher Sicht.

10 Eine Geburtsurkunde für das Kind gab es nicht.

11 Verordnung vom 19.7.1911 betreffend »Konkubinat zwischen Weissen und farbigen Frauen«, Nationalarchiv Togo, Lome: Aktensignatur FA1/487, S. 19.

12 Kolanüsse, Schnaps und Geld als symbolische Mitgift gehörten zu den Geschenken für die Eltern der Braut.

13 Übrigens gab es noch weitere Kinder mit demselben Familiennamen: Frieda und Rachel (?) Durchbach (ANT: FA3/185, S. 258). Ob sie dieselbe Mutter wie Fritz hatten, lässt sich aus den Akten nicht feststellen, sicherlich aber hatten sie denselben deutschen Vater.

Anlässlich der vom Bezirksamt auszuübenden vormundschaftlichen Tätigkeit habe ich beobachten können, dass den Mulattenkindern häufig die Namen ihrer ausser-ehelichen Väter beigelegt werden. Ich halte diesen Brauch vom rassenpolitischen Standpunkt für bedenklich. Meines Erachtens ist es erwünscht, dass die Scheidung, die in der gesamten Rechtsstellung der beiden Bevölkerungsteile zwischen den Weissen und den Farbigen gemacht wird und die den Grundzug der Rassenpolitik des Gouvernements bildet, auch in der Namengebung zum Ausdruck kommt. Diese Vermischung der Namen wird, wenn es einmal notwendig werden wird, gesetzlich festzulegen, bis zu welchem Grade der Blutvermischung der Mischling noch als Farbiger anzusehen ist, die Durchführung einer derartigen Massnahme äusserst erschweren, wenn nicht unmöglich machen. Sie wird weiter zur Folge haben, dass sich der Mischling mit überwiegend europäischem Blut dank seines Namens als Europäer fühlen wird und sich als solcher behandelt wünscht. Komplikationen sind alsdann unausbleiblich. Sie lassen sich vermeiden, wenn auch für das Schutzgebiet betreffend der Eingeborenen der Grundsatz des deutschen Rechts (vgl. BGB § 1706)¹⁹ anerkannt und durchgeführt wird, dass das uneheliche Kind den Familiennamen der Mutter erhält. Auch in späteren Generationen wird sich alsdann aus dem Namen die Abstammung ergeben. Führen die Mütter keine Familiennamen, so wären den Mulatten-Kindern seitens des Gouverneurs Namen beizulegen, die ja in Anlehnung an die bei der Namenverleihung an die in Preussen und Österreich in Bezeichnungen der Stammessprache aus dem Tier-, Pflanzen- und Steinreich bestehen könnten. Treten einmal aus der Verpflichtung zu dieser Namensführung besondere Härten hervor, so liessen sich diese dadurch beseitigen, dass ein Namenwechsel mit Genehmigung des Gouverneurs als zulässig erachtet wird. Wenn auch die Zahl der Mulatten nach den letzten Statistiken von 93 im Jahre 1908 auf 156 im Jahre 1909 angewachsen ist, so wird sich trotzdem z. Z. eine entsprechende Massnahme noch unschwer durchführen lassen. Andererseits weist diese Zunahme der Mulatten um 59,6% in einem Jahr – mag auch ein Bruchteil dieser Zunahme auf die genauere Zählung zurückzuführen sein – mit zwingender Überzeugungskraft auf die Notwendigkeit einer alsbaldigen gesetzlichen Regelung hin. Die gesetzliche Unterlage ist in der Kaiserlichen Verordnung vom 3. Juni 1908 gegeben. Ich stelle daher gehorsamst zur Erwägung, die Frage auf dem nächsten Bezirkstag zur Erörterung zu stellen und alsdann möglichst bald den Erlass einer entsprechenden Verordnung herbeizuführen. Den Entwurf einer solchen beehre ich mich beizufügen.¹⁴

(Vorschlag folgt).

Asmis' Vorschläge wurden sehr lange diskutiert. Am 18. Oktober 1913 erließ der Gouverneur schließlich eine »Verordnung betreffend die Namengebung und -führung seitens Eingeborener«. Sie besagt:

14 ANT: FA3/185, S. 143-146.

- § 1: Eingeborene dürfen ohne Genehmigung des Gouverneurs einen deutschen Namen als Familiennamen sich oder ihren Angehörigen nicht beilegen oder führen.
- § 2: Zuwiderhandlungen werden mit Geldstrafe bis zu 150 Mark bestraft, an deren Stelle, falls sie nicht begetrieben werden kann, Gefängnisstrafe mit Zwangsarbeit bis zum Höchstbeträge von 6 Wochen tritt.¹⁵

Diese Verordnung bezog sich auf die damalige deutsche Nationalgesetzgebung (BGB 1706 und 1708) über den Schutz von deutschen ehelichen Kindern vor Rechtsansprüchen von unehelichen Kindern. Sie traf Fritz Durchbach besonders hart, weil er schon immer den Namen seines deutschen Vaters problemlos geführt hatte, ohne irgendeinen weiteren Anspruch zu erheben. Er nahm sich also vor, wie es ihm die Verordnung implizit erlaubte, eine Eingabe an den Gouverneur zu richten, mit der Bitte, seinen deutschen Namen weiterhin führen zu dürfen. Er ging zunächst zum Bezirksamtman von Anecho, Assessor Clausnitzer, um ihm seine Absicht zu unterbreiten. Clausnitzer gehörte zu jenen Kolonialbeamten, die sich für eine schnelle und strenge Anwendung der Verordnung vom 18. Oktober 1913 eingesetzt hatten. Er hatte diesbezüglich am 16. Dezember 1913 ein Schreiben an den Gouverneur gerichtet, in dem er sich explizit auf den »Fall Fritz Durchbach« bezog.¹⁶ Er versuchte daher »Fritz Durchbach« von der Sinnlosigkeit seiner Eingabe zu überzeugen und schlug ihm vor, den Familiennamen seiner Mutter – Gaba – als Vaternamen zu wählen. Die in der damaligen britischen Nachbarkolonie »Goldküste« erscheinende Zeitung »Gold Coast Leader« reagierte ironisch auf diesen Vorschlag mit einem Artikel unter dem Titel »Natives with European names«. Darin heißt es u. a.:

Our Government [in Togo] must have some say in the matter and so it ordered that all half breeds of the colony should assume their maternal and not their paternal names in order to save their white fathers from the charge of bigamy. What are we coming to? Can a white man be called Kuasi or Kuajo? It will sound very ridiculous[.]¹⁷

Fritz Durchbach lehnte das Ansinnen rigoros ab. Darauf leitete Clausnitzer die Eingabe an den Gouverneur *ad interim*, Hans-Georg von Döring, weiter. Dieser zeigte sich zunächst entgegenkommend, indem er dem Bittsteller vorschlug, den Namen »Durchbach« einfach in »Durbach« zu ändern (also mit zwei Buchstaben weniger), um somit einer rechtlichen Strafe zu entgehen. Fritz Durchbach lehnte jedoch auch diesen Vorschlag strikt ab, und so wurde er im Januar 1914 im Rahmen einer Anklage gegen mehrere Mitglieder der Familie Gaba verhaftet und ins Gefängnis gebracht.

15 Amtsblatt für das Schutzgebiet Togo 59, 1913, S. 313 f. Auch in »Deutsches Kolonialblatt« 1913, S. 1056 veröffentlicht.

16 ANT: FA3/185, S. 260-273.

17 Gold Coast Leader: The Germans in Togoland: Natives with European names, Cape Coast 7.3.1914.

Über seine Verhaftung berichtete sogar die »Gold Coast Leader«.¹⁸ Die erste Sitzung des Prozesses gegen Fritz Durchbach fand am 26. Februar 1914 statt und endete damit, dass der Angeklagte zu einer Geldstrafe verurteilt, aber freigelassen wurde.¹⁹ Danach teilte er seinem Arbeitgeber, Kaufmann P. Fette, Hauptagent der Faktorei Bödecker & Meyer in Anecho, mit, er wolle lieber nach Nigeria auswandern, als auf den Namen Durchbach zu verzichten. Um eine Eskalation der Angelegenheit zu vermeiden, schaltete sich Fette ein und suchte Assessor Clausnitzer auf. Aus den Verhandlungen mit diesem ergab sich der Kompromiss, jegliche Maßnahmen gegen Fritz Durchbach zu suspendieren, bis Fette während einer geplanten Geschäftsreise nachforschen könne, ob Fritz Durchbachs Vater oder irgendein*e deutsche*r Nachfahr*in von ihm noch lebte und eventuell Einspruch gegen die Führung des Familiennamens erheben könnte. Aufgrund dieser Vereinbarung reiste Fette nach Hamburg und fand bald heraus, dass in der Tat keine Nachfahr*in von Durchbach mehr lebte. Die Hamburger Polizei weigerte sich jedoch, ihm das schriftlich zu bescheinigen, was die beiden oben vorangestellten Briefe aus Hamburg dokumentieren.

Fette kehrte also mit leeren Händen nach Lomé zurück. Die endgültige Entscheidung lautete also: Fritz durfte den Namen Durchbach nicht mehr führen. Dies wurde ihm dann offiziell mitgeteilt, und damit galt der Fall offiziell als abgeschlossen. Fritz Durchbach wurde zwar freigelassen, stand jedoch weiterhin unter strenger Beobachtung.²⁰

Dennoch gab es ein versöhnliches Ende für Fritz Durchbach: Anfang August 1914 brach in Europa der Krieg aus, und die Kolonie Togo wurde von französischen und britischen Truppen besetzt. Die beiden neuen Kolonialmächte gaben später bekannt, dass alle Kinder deutscher Väter den Namen ihres jeweiligen Vaters führen dürfen. Für Fritz Durchbach war dieser Beschluss die Erlösung: Er konnte wieder wie ein normaler Mensch leben.

Bis heute leben in Togo Nachfahr*innen von Fritz mit dem Familiennamen Durchbach, der auch im Telefonbuch verzeichnet ist. Aus einem Interview aus dem Jahre 2000 geht hervor, welche Erinnerungen die einzelnen Familienmitglieder mit diesem Namen verbinden. Manche wollen nicht mehr an die Kolonialgeschichte erinnert werden, und viele wissen gar nichts von der Geschichte ihres Vorfahren. Manche behaupten, sie hätten von ihren Eltern etwas davon gehört, und halten ihren Großvater Fritz

18 Gold Coast Leader: The Germans in Togoland, Vol. XII, No 595, Cape Coast 3.1.1914, S. 6: »[...] Mr. Friedrich Kuaovi Durchbach, bookkeeper for Boedecker & Meyer, was also arrested in Lome. Some of these clerks were released but those that the Government have in their bad-books are still detained, because they have a long-standing grievance which might led to publishing articles in the papers.«

19 Gold Coast Leader: The Germans in Togoland, Cape Coast 28.3.1914: »[...] Mr. Fritz Durchbach, a half breed, who was remotely connected with the case, was also fined 50 marks with 5 marks cost.«

20 Gold Coast Leader, 4.4.1914: »Augustinho de Souza and Mama Creppy were not molested together with Fritz Durchbach of Boedecker and Meyer although they were still under suspicion and their movements were watched.«

Durchbach in erster Linie für ein Opfer deutscher Kolonialbürokratie. Sie empfinden zwar einen gewissen Stolz, aber nicht auf den deutschen Namen, sondern darauf, dass Fritz Durchbach den Deutschen damals getrotzt hatte und – »dank der Franzosen« – erfolgreich war. Den deutschen Namen seines Vaters, so sagen sie, hat er sich damals hart erkämpft, doch sie selbst möchten heute auf keinen Fall Deutsche werden. Dies sei nicht der Mühe wert. Andere, die besser unterrichtet zu sein scheinen, bringen Fritz Durchbachs Geschichte in Verbindung mit dem Schicksal der Familie Gaba unter der deutschen Kolonialherrschaft.²¹ Sie meinen deshalb, der wahre heroische Kampf, den Fritz geführt und gewonnen hat, sei der Kampf um die Meinungsfreiheit der Afrikaner*innen unter deutscher Kolonialherrschaft gewesen.

Henri Achille Eccarius, der Sohn des Heinrich Friedrich Achille Eccarius

Im Gegensatz zu Friedrich Kuaovi Durchbach scheint Henri Achille Eccarius keine besonders schlimmen Erfahrungen gemacht zu haben, obwohl die oben erwähnten Maßnahmen alle »métis allemands« betrafen. Anfang der 1880er Jahre – noch vor dem deutschen Protektoratsvertrag von 1884 – kam sein Vater, der deutsche Jude Heinrich Friedrich Achille Eccarius, an die Westküste Afrikas als Handelsagent der »Hansa-Faktorei (Max Grumbach)« in Little-Popo (Anecho). Er unterschrieb – im Verbund mit weiteren deutschen Handelsagenten – eine Reihe von Verträgen mit den lokalen afrikanischen Machthabern, u. a. den Vertrag vom 10. Februar 1882 über die zu zahlenden Steuern²² und den Vertrag vom 1. Februar 1884 zum Schutz deutscher Interessen in Anecho.²³ Letztere Unterzeichnung erfolgte in Anwesenheit von Korvettenkapitän Wilhelm Stubenrauch, Kommandant des deutschen Kriegsschiffes SMS »Sophie«.²⁴ Kurz darauf erschien Anfang Juli 1884 das deutsche Kanonenboot »Möwe« mit Gustav Nachtigal, dem Kaiserlichen Generalkonsul für Westafrika, der am 5. Juli 1884 die Togoküste unter den »Schutz« des Deutschen Reiches stellte. In Eccarius' Hansa-Faktorei fanden Anfang Juli 1884 die Vorgespräche zur Erklärung der deutschen Schutzherrschaft über Togo statt. Gustav Nachtigal übernachtete in Eccarius' Wohnhaus in Anecho. Das Familienarchiv der Lawsons – »Grand Livre de Lolamè«²⁵ genannt – enthält mehrere Hinweise auf Eccarius. Darin wird das Treffen von King Lawson III. und Gustav Nachtigal am 3. Juli 1884 bei H.F. A. Eccarius dokumen-

21 Fritz' Mutter war eine geborene Gaba. Ein Mitglied der Familie Gaba gehörte der Gruppe der Oppositionellen an, die damals im Exil in der britischen Goldküste lebten und in der Zeitung »Gold Coast Leader« kritische Artikel gegen die Deutschen in Togo schrieben.

22 Fio Agbanon II: Histoire de Petit-Popo et du Royaume guin, Lomé 1934, S. 181 f.

23 Ebd., S. 187.

24 Ebd., S. 232; hierzu vgl. auch: Woulamatou Gbadamassi und A. Paulin Oloukpona-Yinnon (Hg.): Stubenrauchs Berichte aus Westafrika (Januar bis Februar 1884). Dokumente zur Geschichte Togos, Edition bilingue français-allemand. Deutsch-französische Ausgabe, Lomé 2012, S. 81 f.

25 Veröffentlicht unter dem Titel: Adam Jones und Peter Sebald (Hg.): An African Family Archive. The Lawsons of Little Popo/Anecho (Togo) 1806-1973, London 2005.



Aus zeitgenössischer Darstellung: »Ein Europäer mit seiner eingebornen Frau«



Henri Achille Ecarius, zweiter Sohn von Heinrich Friedrich Achille Eccarius. Die Vornamen des deutschen Ahnen wurden inzwischen ins Französische übertragen.

tiert.²⁶ Dieser Mann, dessen Namen von deutschen Behörden selten erwähnt wird, hatte also in der Erwerbung Togos eine nicht geringe Rolle gespielt. Als enger Freund und Verbündeter mehrerer afrikanischer *Chiefs* hatte er die historischen Ereignisse von 1884 an der Westküste Afrikas entscheidend mitbestimmt. Als Schwiegersohn des Königs von Agbanakin, dem Königreich am Mono-Fluss, hatte er schnell das Vertrauen der einheimischen Bevölkerung gewonnen. Er hatte nämlich Founikè Kéchtéché, die älteste Tochter des Königs von Agbanakin, nach landesüblicher Art geheiratet. Hugo Zöller, der erste deutsche Journalist, der 1884 über die Erwerbung der Kolonie Togo berichtete, zeigt in seinem Buch »Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. Das Togoland und die Sklavenküste« (1885) ein Bild, das offensichtlich Heinrich Friedrich Achille Eccarius mit seiner afrikanischen Frau darstellt, jedoch ohne dessen Namen explizit zu erwähnen. Zwei Söhne gingen aus dieser Ehe hervor: Der älteste Sohn namens Wingoln Achille Eccarius (1880-1912) heiratete eine Frau aus Dahomey (heute Benin), von der er 1912 eine Tochter bekam, die jedoch kinderlos starb. Der zweite Sohn hieß Henri Achille Eccarius (1883-1957), besuchte die Regierungsschule in Anecho, wurde 1899 daselbst Lehrer, emigrierte 1901 nach Kamerun und arbeitete dort viele Jahrzehnte. Erst nach seiner Pensionierung kam er nach Togo zurück, wo er

26 Ebd., S. 205.

1957 starb. Die Emigration nach Kamerun scheint Henri Achille Eccarius die traurigen Demütigungen bezüglich seines deutschen Namens erspart zu haben.

Henri Achille Eccarius' Nachkommen, inzwischen eine weitverzweigte afrikanische Familie im besten Sinne des Wortes, sind heute in vielen Ländern Afrikas, Amerikas und Europas – darunter auch in Deutschland – anzutreffen. Aus einem Interview mit Mitgliedern der Familie in Lomé geht hervor, dass der Stammbaum der Familie heute bis zur sechsten Generation aufgezeichnet werden kann. Die Geschichte von Heinrich Friedrich Achille Eccarius in Togo ist offensichtlich ein Musterbeispiel deutsch-afrikanischer Begegnung, vielleicht sogar eine romantische Liebesgeschichte zwischen Schwarz und Weiß. Doch kann eine solche Geschichte nicht von ihrem kolonialen Kontext voller Rassismus und Vorurteile getrennt werden. Hugo Zöller berichtet diesbezüglich von einem Gespräch mit einem deutschen Kaufmann, der mit einer Schwarzen Frau lebte:

Als ich einmal einen Kaufmann, der sogar eifersüchtig, sehr eifersüchtig auf seine schwarze Gefährtin war, fragte, wie er denn mit einem Wesen leben könne, das an Geistes- und Herzensbildung so tief unter ihm stehe, erwiderte er: »Bringt es nicht die Gewohnheit mit sich, dass man einen treuen, anhänglichen Hund zu lieben beginnt?«²⁷

Wie ein Hund! So beleidigend fiel der Vergleich aus. Diese Worte verraten wohl die wahre Meinung des Weißen Herrn über seine Schwarze Lebensgefährtin. Und das bedeutet wohl auch: Kinder deutscher Väter und einheimischer Mütter in den Kolonien waren kaum höher als Tiere einzustufen für die deutschen Kolonialbeamten.

Kolonialismus und Erinnerungskultur: »mythification collective«

Das Schicksal der »métis allemands« ist eines der heikelsten Probleme der Kolonialgeschichte Togos und wurde besonders brisant, als 1897 der Gouverneur selbst, August Köhler, der noch nicht einmal zwei Jahre in der Kolonie war, einen »Mischlingssohn« bekam und das Kind heimlich versorgen lassen musste.²⁸ Köhler galt als »energischer Verfechter deutscher Sitte und Moral«.²⁹ Er konnte also nicht zugeben, dass er eine Schwarze Geliebte hatte. Sein Sohn, Josef Komla, der am 17. März 1897 geboren wurde,

27 Hugo Zöller: Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste. Das Togoland und die Sklavenküste. Leben und Sitten der Eingeborenen, Natur, Klima und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel und die deutschen Faktoreien auf Grund eigener Anschauungen und Studien geschildert, Berlin, Stuttgart 1885, S. 245 f.

28 Köhler hatte mit dem Zollbeamten Jacobi eine geheime Vereinbarung erzielt, wonach dieser sich um die Mutter Duaha und das Kind Josef Komla kümmern soll. Jacobi selber bekam von Duaha einen Sohn namens Paul Quakuvi. Zehn Jahre lang wurde über den Gouverneurssohn und dessen Mutter nichts verraten.

29 Petschull und Höpker (Anm. 7), S. 124.

gestand später vor deutschen Journalisten, die ihn 1984 in Lomé interviewten, er habe keine Erinnerungen an seinen Vater. Der letzte Gouverneur Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, und der stellvertretende Gouverneur Hans Georg von Döring hatten ebenfalls Kinder, die sie jahrelang verheimlichten. Hans Gruner, der Bezirksamtmann von Misahöhe, hatte zwei Söhne. Der zweite hieß Hans wie sein Vater und erzählte, dass er seinen Vater nur auf einem Bild gesehen habe.³⁰ Solche Geständnisse galten für viele Kinder deutscher Väter und einheimischer Mütter in Togo.

Erst nachdem die französische Kolonialverwaltung ab 1922 jedem »Mischling« das Recht zuerkannt hatte, den Namen seines Vaters zu führen, hatte sich die Situation allmählich soweit entspannt, dass 1934 ein »Club der deutschen Mischlinge«³¹ in Lomé gegründet wurde. Er diente hauptsächlich dazu, die »Mischlinge« als eine Sonderkategorie der afrikanischen Gesellschaft zu profilieren. Die dunkelsten Seiten der Problematik dieser Kategorie wurden jedoch immer totgeschwiegen. Durch private, selbst gebastelte Familiengeschichten versuchte man, sich eine Identität zu konstruieren, aber die historische Wahrheit wurde dabei absichtlich ignoriert bzw. subjektiv rekonstruiert. So konnten »die braunen Kinder der weißen Herren«³² das Bild ihres jeweiligen deutschen Vaters erklären, obwohl sie ihn möglicherweise nie gesehen hatten und seinen Namen nicht hatten führen dürfen. Auf diese Weise konnten sie sich auch mit ihrer eigenen traurigen Vergangenheit symbolisch versöhnen und ihren Kindern und Enkelkindern ein positives Bild ihrer Kindheit vermitteln.

Das Bild der »métis allemands« in der heutigen togoischen Gesellschaft hat sich tatsächlich ins Positive gewandelt, was nur dadurch möglich wurde, dass das ganze koloniale Kapitel deutsch-togoischer Geschichte auf beiden Seiten verklärt wurde. Marguerat spricht deshalb von einem »Kollektiven Mythos« (»mythification collective«).³³ Die deutsche Vergangenheit in Togo wird meistens verklärt, weil sie noch immer viel zu wenig bekannt ist. Eine sachliche Auseinandersetzung mit diesem dunklen Kapitel der Geschichte hat bis heute noch nicht stattgefunden. Die Frage der »Mischlinge« ist nur ein Aspekt des Mythos.

Auch auf deutscher Seite ist gegenwärtig die Beschäftigung mit diesem Mythos immer noch ein Problem. An diese historische Realität der Kolonialvergangenheit will man nicht erinnert werden. Verschweigen und verdrängen, ja vergessen: So kann die Erinnerung an die »deutschen Mischlinge« aus der Kolonialzeit in Afrika kurz zusammengefasst werden. Die vorangegangenen Untersuchungen zeigen uns jedoch, wie lebendig die Vergangenheit ist. Es ist und bleibt eine der schwierigsten Fragen der Erinnerungskultur.

30 Ebd., S. 119.

31 »In Lomé haben sie bereits 1934 nach gutem deutschen Brauch einen Verein gegründet, den »Club der deutschen Mischlinge« (ebd., S. 120).

32 Ebd., S. 133.

33 Y. Marguerat: *La guerre d'août 1914*, Lomé 2004 (Patrimoines, Bd. 14), S. 118.

VI. Denkmäler

Bismarck in Hamburg

Deutschlands höchstes Kolonialdenkmal

KIM SEBASTIAN TODZI UND JÜRGEN ZIMMERER

Deutschlands höchstes Kolonialdenkmal steht am Hamburger Hafen. Es ist zugleich eines der umstrittensten. Kontrovers zum einen, weil es von vielen nicht als Kolonialdenkmal erkannt wird, zum anderen, weil es mit der erinnerten Person ins Zentrum des nationalen Kerns der deutschen Geschichte führt. Die Rede ist vom 34 Meter hohen Bismarck-Standbild im Alten Elbpark.

1906 als Zeichen der Dankbarkeit Hamburger Kaufleute für den Reichsgründer errichtet, ehrt es zugleich auch den Gründer des deutschen Kolonialreichs. Der Standort am Hafen, mit Blick elbabwärts in Richtung Meer, ist steinerne Bestätigung des Selbstbildes Hamburgs als ›Tor zur Welt‹ und damit zugleich auch von dessen Rolle als Kolonialmetropole: Von der Elbmündung kamen auch die Schiffe aus ›Übersee‹ oder entschwanden dorthin.

Lange Jahre im Dornröschenschlaf, weithin versteckt und wenig beachtet, wurde das Denkmal während des Beust/Schill-Senats zu Beginn des Jahrtausends feierlich beleuchtet und so wieder etwas ins öffentliche Bewusstsein gerückt. 2015 fiel dann die Entscheidung zur aufwendigen Restaurierung, ohne dass dies zu öffentlichen Debatten über Sinn und Zweck der Wiederherstellung oder gar über gedächtnispolitische Konsequenzen geführt hätte.

Ein erstaunlicher Befund, da fast zeitgleich vom Senat der Hansestadt, also ihrer Regierung, auch der Beschluss zur Aufarbeitung des kolonialen Erbes fiel. Noch der Beginn der Restaurierungsarbeiten Anfang 2020 erfolgte weitgehend geräuschlos. Ein Kennzeichen kolonialer Amnesie auch das. Als jedoch mit der Ermordung von George Floyd die Black-Lives-Matter-Bewegung international an Aufmerksamkeit gewann und in Europa Kolonialdenkmäler in die Kritik gerieten, begann auch eine breitere öffentliche Debatte um Bismarck.

Führten Kritiker*innen des Denkmals die unbestreitbare Rolle Otto von Bismarcks bei der Kolonialreichsgründung und der Aufteilung Afrikas unter die europäischen Kolonialmächte auf der Berliner ›Afrika-Konferenz‹ an, wiesen dessen Verteidiger*innen auf die vermeintlich kolonialkritische Haltung des Reichskanzlers hin. Forderten die einen den Abriss des Denkmals oder zumindest einen sofortigen Restaurierungsstopp,¹ wollten die anderen es bei einer Kontextualisierung durch einen Informationsbereich

1 Vgl. etwa den Aufruf der Initiativen ›Intervention Bismarck-Denkmal‹ und ›Decolonize Bismarck‹ zur Kundgebung ›Bismarck stoppen!‹ am 28.6.2020: <https://www.keine-stimme-den-nazis.org/7212-aufruf-der-intervention-bismarck-denkmal-decolonize-hamburg> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

belassen. Die Forderung nach einer (radikalen) »Entheroisierung«² (Zimmerer), einer Brechung der Sehgewohnheiten, wurde zügig von der Politik übernommen und von Kultursenator Carsten Brosda in den schönen Begriff der notwendigen Erzeugung eines »Störgefühls«³ gegossen.

Wie dieses Störgefühl umgesetzt werden soll und kann, wie das Bismarck-Denkmal in die (post-)koloniale Erinnerungs- und Gedächtnislandschaft Hamburgs einbezogen werden wird, darüber herrscht (noch) kein Konsens. Dass das Thema weit über Hamburg hinaus auf Aufmerksamkeit stößt und Bedeutung hat, zeigen jedoch schon die Anfänge der Debatte im Jahr 2020 und auch das überregionale Medieninteresse daran.⁴

Letzteres liegt auch an der Bedeutung der Person, um die es geht. Mögen die Namenspatronen der meisten kolonialen Straßennamen und Denkmäler mittlerweile aus dem öffentlichen Bewusstsein entschwunden sein, Otto von Bismarck ist noch immer präsent. Das mag im Einzelnen nicht mit allzu großer historischer Kenntnis der realen Person und ihres Wirkens unterfüttert sein. Dem Mythos »Bismarck« tut dies keinen Abbruch, sondern befördert im Gegenteil die Verklärung. Weggetuschiert sind auch die globalen Aspekte seines Handelns. In sich selbst ein Beleg für das Fortbestehen einer kolonialen Amnesie, lenkt dies den Blick dennoch zurück auf die historische Figur Bismarcks und die Geschichte des ihm gewidmeten Denkmals.

Errichtung des Denkmals

Die Vorbereitungen zur Errichtung eines Bismarck-Denkmals begannen in Hamburg direkt nach dem Tod Otto von Bismarcks am 30. Juli 1898. Der Hamburger Kaufmann und Präses der Handelskammer, Rudolph Crasemann, und der Direktor der Norddeutschen Bank, Max Schinckel, vereinbarten noch am Sonntag den 31. Juli die Gründung eines Komitees zur Planung und Finanzierung eines Bismarck-Denkmals in Hamburg.⁵ Am Montagmorgen organisierte der Kaufmann Ludwig Lippert mit den beiden ein erstes Treffen in den Räumen der Hamburger Handelskammer.⁶ Ei-

2 Vgl. etwa Jürgen Zimmerer: Wir müssen die Denkmäler entheroisieren, in: Hamburger Abendblatt, 13.8.2020, <https://www.abendblatt.de/meinung/article230158774/Wir-muessen-die-Denkmaeler-entheroisieren.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

3 Vgl. das Interview mit Carsten Brosda: »Brosda: »Wir brauchen ein Störgefühl«, NDR 90,3, 29.6.2020, <https://www.ndr.de/nachrichten/hamburg/Brosda-Bismarck-Denkmal-braucht-kritische-Betrachtung-bismarckdenkmal212.html> (zuletzt eingesehen am 10.6.2021).

4 Vgl. etwa: Stefan Trinks: Anti-Anti-Mal, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 14.7.2020; Streit um Bismarck-Denkmal in Hamburg, 3sat Kulturzeit vom 16.2.2021, <https://www.3sat.de/kultur/kulturzeit/streit-um-bismarck-denkmal-in-hamburg-100.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

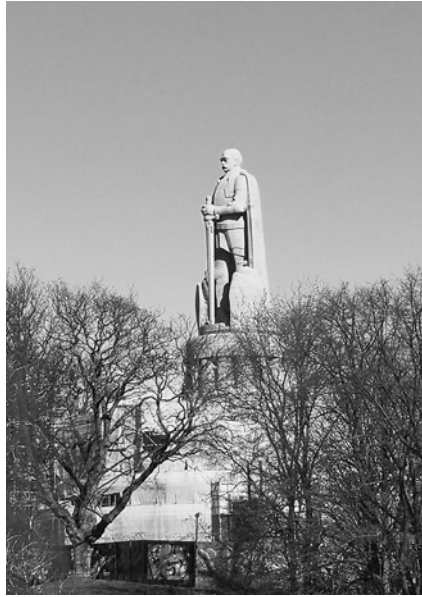
5 Max von Schinckel: Lebenserinnerungen, Hamburg 1929, S. 448.

6 Lippert konzentrierte sich mit seinem Bruder Eduard Lippert auf Geschäfte in Südafrika. Vgl.: Ekkehard Böhm: Hamburger Großkaufleute in Südafrika zu Ende des 19. Jahrhunderts, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 59, 1973, S. 37–53. Zu Lippert als Stif-

nen Tag später wählten die Mitglieder des Komitees einen ausführenden Ausschuss mit dem amtierenden Bürgermeister Johannes Versmann als Vorsitzendem.⁷

Schon die Namen der Mitglieder des Ausschusses geben einen Einblick in die Bedeutung, die die Kolonialwirtschaft in Hamburg hatte. Neben dem kolonialpolitisch umtriebigen nationalliberalen Reichstagsabgeordneten Johannes Semler gehörten dem Ausschuss mit Adolph Woermann, William Henry O'Swald und Ludwig Lippert Inhaber bedeutender Hamburger Handelsfirmen an, die im Kolonialhandel in Afrika tätig waren. Max Schinckel selbst war ein enger Vertrauter Woermanns und mit der Norddeutschen Bank u. a. an der Finanzierung der Deutsch Ost-Afrika-Linie, der Kamerun Land- und Plantagensgesellschaft und der Gesellschaft Süd Kamerun beteiligt.⁸

Am 7. August veröffentlichten Hamburger Zeitungen einen »Aufruf zur Errichtung eines Bismarck-Denkmal in Hamburg«,⁹ das »Zeugnis dafür ablegen [sollte], daß Hamburg der unsterblichen Verdienste des Kanzlers um unser deutsches Vaterland treu gedenkt«. Es sollte eine Erinnerung an die Zeiten sein, »da Fürst Bismarck uns in siegesfrohem Kampfe zur Einheit führte und die Bahnen hoffnungsvoller Entwicklung wies.«¹⁰ Diese »hoffnungsvolle Entwicklung« war aus Sicht der Förder*innen nationaler wie internationaler Art. Oberlandesgerichtspräsident Ernst



Bismarck-Denkmal im Alten Elbpark

ter vgl. Henning Albrecht: *Diamanten, Dynamit und Diplomatie. Die Lipperts: Hamburger Kaufleute in imperialer Zeit*, Hamburg 2018; Jürgen Zimmerer: *Geld, Geist und Wissenschaft. Die kolonialen Fundamente der Hamburger Universität*, in: *100 Jahre Universität. Allgemeine Aspekte und Entwicklungen*, hg. von Rainer Nicolaysen, Eckart Krause und Gunnar B. Zimmermann, Göttingen 2020, S. 33–55.

⁷ Ein Bismarck-Denkmal für Hamburg, in: *Hamburgische Börsen-Halle*, 3.8.1898.

⁸ Zur Verbindung von Adolph Woermann und Max Schinckel vgl. Kim Sebastian Todzi: *Der Woermann-Konzern und der deutsche Kolonialismus, 1837–1916*, (unveröffentlichte Dissertation, Universität Hamburg 2021).

⁹ Aufruf zur Errichtung eines Bismarck-Denkmal in Hamburg, in: *Hamburger Nachrichten*, 9.8.1898.

¹⁰ Ebd.

Friedrich Sieveking plädierte etwa dafür, im Denkmal Bismarcks Bedeutung für die »Ausbreitung des Deutschthums durch Erwerb von Kolonien« zu berücksichtigen.¹¹

Auch das Geld für den Bau des Bismarck-Denkmals stammte – zumindest zum Teil – unmittelbar aus kolonialen Kontexten. So sandte etwa der »Bismarck-Denkmal-Ausschuss für Transvaal« eine Spende von 1.227 Mark.¹² Max Schinckel, Edmund Siemers und Eduard Lippert spendeten jeweils 5.000 Mark und Eduard Lipperts Bruder Ludwig 3.000 Mark. Auch Adolph Woermann gehörte mit einem Betrag von 2.000 Mark zu den Großspender*innen. Bis zum 9. Februar 1899 kamen so insgesamt 441.951,50 Mark zusammen.¹³

Drei Jahre nach dem Aufruf zur Errichtung des Bismarck-Denkmals wurde 1901 ein öffentlicher Wettbewerb ausgelobt, der abgesehen von einer Kostenobergrenze von 400.000 Mark »für die Gestaltung des Denkmals und seiner Umgebung keinerlei Schranken« vorsah.¹⁴ Allerdings war bereits die Standortwahl Ausdruck des Wunsches nach einem nationalistischen Denkmal: Auf der Elbhöhe sollte das Bismarck-Denkmal als »Wacht nach dem Weltmeer« wirken,¹⁵ da diese Lage für ein »mächtig ragendes Standbild unseres großen modernen Rolands« prädestiniert schien.¹⁶

Insgesamt wurden 219 Entwürfe eingesandt, eine bis dahin unerreichte Zahl an Modellen und Zeichnungen in einem Denkmals-Wettbewerb.¹⁷ Die Preisrichter entschieden sich für den gemeinsamen Entwurf des Bildhauers Hugo Lederer und des Architekten Johann Emil Schaudt, die eine modernisierte Interpretation einer Roland-Statue vorlegten, welche eine Idealisierung und symbolhafte Aufladung Bismarcks vorsah.

Als am 2. Juni 1906 das Bismarck-Denkmal feierlich enthüllt wurde, versammelten sich mehrere Tausend Gäste auf extra für die Enthüllungsfeier aufgebauten Tribünen und im Oval des Denkmalplateaus.¹⁸ Der damalige Vorsitzende des Denkmal-Komitees, Bürgermeister Johann Georg Mönckeberg, erläuterte die Absicht, mit dem Denkmal keine figürliche Darstellung geschaffen zu haben, sondern ein »Idealbild«, welches »das

11 Aufruf zur Errichtung eines Bismarck-Denkmals in Hamburg, in: *Hamburgischer Correspondent*, 11.8.1898; Staatsarchiv Hamburg (StaHH), 614-3/8 A3 Bd. 1, Protokoll des Ausführungscomités für Errichtung eines Bismarck-Denkmals, Hamburg 1.10.1898.

12 Jörg Schilling: »Distanz halten«. Das Hamburger Bismarckdenkmal und die Monumentalität der Moderne, Göttingen 2006, S. 41.

13 StaHH 614-318, A1 Bd. 2, Hamburger Filiale der Deutschen Bank: Abrechnung. Gesamteingänge bis 9. Februar 1899, Hamburg, 14.2.1899.

14 Preisausschreiben für das Bismarck-Denkmal in Hamburg, in: *Hamburger Nachrichten*, 16.6.1901.

15 Schilling (Anm. 12), S. 73.

16 Ebd.

17 Jörg Schilling: »Ein Bismarck und kein Popanz«. Das Hamburger Bismarckdenkmal 1898-1998, in: *Das Bismarckdenkmal in Hamburg 1906-2006. Beiträge zum Symposium »Distanz halten. 100 Jahre Hamburger Bismarckdenkmal«*, Heide 2008, S. 30-45, hier S. 34.

18 *Das Bismarck-Denkmal in Hamburg. Die Enthüllungsfeier*, in: *Hamburgischer Correspondent*, 2.6.1906.



Enthüllungsfeier des Bismarck-Denkmal am 2. Juni 1906

innerste Wesen der ganzen Persönlichkeit« Bismarcks verkörpern sollte. Die Standortwahl sollte gleichzeitig die »in die Ferne hinausziehenden Brüder« ermahnen, ihr »Deutschtum« im Ausland zu bewahren, und den »aus der Ferne zurückkehrenden [sic]«, die »Macht und Größe« des geeinigten Deutschen Reichs in Erinnerung rufen.¹⁹ Nach Mönckebergs Ansprache wurde das Denkmal enthüllt, wobei ein »Ruf des Staunens und Beifalls [...] durch die Massen« ging, als nach Hülle, Schwert und Brustpanzer schließlich der Kopf Bismarcks sichtbar wurde.²⁰ Anschließend spielte die Regimentsmusik »Heil dir im Siegerkranz« und »Deutschland, Deutschland über alles«.²¹

Das Denkmal: Zwischen Kunst und Propaganda

Das Denkmal wurde von zeitgenössischen Kunstkritiker*innen und Expert*innen »mehr oder weniger euphorisch« begrüßt.²² Aby M. Warburg sah in der Gestaltung

¹⁹ Ebd.

²⁰ Ebd.

²¹ Ebd.

²² Jörg Schilling: Einleitung, in: Das Bismarckdenkmal in Hamburg 1906-2006. Beiträge zum Symposium »Distanz halten. 100 Jahre Hamburger Bismarckdenkmal«, Heide 2008, S. 9-10, hier S. 9.

des Denkmals einen »Wendepunkt in der Denkmalskunst«.²³ Begeistert notierte er am Tag der Einweihung in seinem Tagebuch: »einfach grandios, plastisch u. doch visionär überragend!«²⁴ Und Albert Hofmann schrieb in seiner 1906 erschienenen Studie über Denkmalsgeschichte, dass Lederer und Schaudt ein »Werk von überragender Größe am Strande einer Völkerstraße« geschaffen hätten.²⁵

Der langjährige Direktor der Hamburger Kunsthalle, Alfred Lichtwark, der auch an der Vorbereitung des Wettbewerbs beteiligt gewesen war, lehnte dagegen die Gestaltung ab und bezeichnete das Denkmal als »Puppe in Riesendimensionen«;²⁶ der Kunstkritiker Karl Scheffler nannte es gar eine »Propagandaskulptur«.²⁷

Kunsthistoriker*innen bewerten die Statue inzwischen als ein wichtiges Zeugnis der architektonischen und bildhauerischen Moderne. So deutet der ehemalige Leiter der Hamburger Kulturbehörde, Volker Plagemann, die Errichtung des als Roland-Bild idealisierten Überkanzlers mit Blick elbabwärts als einen Versuch der Stadt Hamburg, sich der deutschen Öffentlichkeit als »Tor zur Welt« des Kaiserreichs zu präsentieren.²⁸ Und für den Kunsthistoriker Jörg Schilling ist das Bismarck-Denkmal ein »Schlüsselwerk für die Entwicklung von Plastik und Architektur der Moderne in Deutschland«.²⁹

Allerdings war das Bismarck-Denkmal von Beginn an umstritten. Waren Standortwahl und monumentale und idealisierte Gestaltung Punkte der Kontroverse zwischen den an der Denkmalserrichtung beteiligten bürgerlichen Kreisen, so wurde das Denkmal »in weiten Teilen der Hamburger Arbeiterschaft [...] grundsätzlich abgelehnt, da sie Bismarck negativ einschätzten und der Auffassung waren, das Geld hätte statt für ein Monument für die Förderung öffentlicher Einrichtungen verwendet werden sollen.«³⁰ Tatsächlich war die Errichtung des Denkmals mit Blick auf den Hafen, das Kernstück der Hamburger Ökonomie und Arbeitsplatz eines großen Teils der Arbeiterschaft, ein – nach innen wie nach außen – bewusstes Zeichen des Bürgertums, dass die in Hamburg besonders starke Sozialdemokratie, die Bismarck als »Ratten im Lande« bezeichnet hatte, die »vertilgt werden« müssten,³¹ unter Kontrolle sei. Es ist daher auch kein Wunder, dass in einem Kneipengespräch, das von der Politischen Polizei protokolliert wurde, ein Arbeiter kommentierte: »Das Denkmal würde sich aber ganz entschieden noch viel schöner machen, wenn man neben ihm zwei Hen-

23 Ebd.

24 Schilling (Anm. 12), S. 193.

25 Albert Hofmann: Geschichte des Denkmals, Stuttgart 1906, S. 247 f.

26 Schilling: Einleitung (Anm. 22), hier S. 9.

27 Schilling (Anm. 12), S. 116.

28 Volker Plagemann: »Vaterstadt, Vaterland, schütz Dich Gott mit starker Hand«. Denkmäler in Hamburg, Hamburg 1986, S. 106.

29 Schilling: Einleitung (Anm. 22), hier S. 9.

30 Rainer Hering: Bismarck-Denkmal, in: Hamburg-Lexikon, hg. von Franklin Kopitzsch und Daniel Tilgner, Hamburg 2005, S. 71 f.; ders.: Kutscher und Kanzler. Der Bau des Hamburger Bismarck-Denkmals im Spiegel der Vigilanzberichte der Politischen Polizei, in: Hamburgische Geschichts- und Heimatblätter 13, 1993, S. 38–48.

31 Lothar Gall: Bismarck. Der weiße Revolutionär, Berlin 1995, S. 715.

kersknechte aufbaute [...]. Sobald das Denkmal hergestellt sei, würde dasselbe auch zu allen möglichen Zeiten namentlich für die Jugend eine feine Zielscheibe bilden, Steinwerfen usw.«³²

Während es für Linke eine Provokation blieb, wurde es der völkischen Bewegung, für Nationalist*innen und Nationalkonservative gerade nach dem verlorenen Ersten Weltkrieges zur Pilgerstätte. So organisierte die Jugendorganisation der Deutschnationalen Volkspartei, die ›Bismarckjugend‹, 1925 eine Gedenkfeier am Bismarck-Denkmal in Hamburg.³³ Auch im Folgejahr kamen Zehntausende Besucher*innen am 31. März 1926 zum Fackelzug Richtung Denkmal. Diesmal trafen sie jedoch auf die Gegenwehr von »zahlreichen kommunistischen Krakehlern«, die sie am Millerntor mit einem »Steinbombardement« empfingen, Gruppen abdrängten und Fahnen des Zuges zerrissen, während am Zeughausmarkt Tausende Gegendemonstrant*innen die Internationale anstimmten.³⁴

Während der Zeit des Nationalsozialismus verlor der Bismarck-Kult und damit auch das Hamburger Bismarck-Denkmal allmählich an Strahlungskraft.³⁵ Mit Beginn des Zweiten Weltkrieges wurden die Katakomben unterhalb des Bismarck-Denkmal zu Luftschutzräumen ausgebaut und später die Wände mit Bismarckzitaten und völkischen Motiven bemalt.³⁶

Einen souveränen Umgang mit dem Denkmal fand die Stadt jedoch auch nach dem Zweiten Weltkrieg nicht. So sollte es etwa durch die Anpflanzung von Bäumen versteckt werden. Als es 1960 unter Denkmalschutz gestellt wurde, war der Streit um den Erhalt des Denkmals entschieden. Die Gemüter erregte es jedoch weiterhin: So nannte Rolf Liebermann, der ehemalige Intendant der Hamburger Staatsoper, das Denkmal 1991 eine »Scheußlichkeit« und eine »Schande sondergleichen«, die man am besten »absprengen« sollte.³⁷

Zu einem bemerkenswerten Schulterschluss zur Reinszenierung und positiven Neubesetzung des Hamburger Bismarck-Denkmal kam es 2003 während der Regierung der CDU mit FDP und Schill-Partei. Der Senat ließ Schneisen schlagen, um Sichtachsen auf das Denkmal freizulegen. Der konservative ›Verein für Denkmal-Erhaltung‹ organisierte und finanzierte die nächtliche Beleuchtung des Denkmals mit 35.000 Euro. Als der Verein zusammen mit dem langjährigen Organisator des ›Hafen-geburtstages‹, Carlheinz Hollmann, am 21. Mai 2003 zur Auftaktveranstaltung lud, sorgte bereits im Vorfeld für Kritik, dass an der Veranstaltung auch die rechtsextreme

32 Hering: Kutscher und Kanzler (Anm. 30), S. 45.

33 Schilling (Anm. 12), S. 326.

34 Ebd., S. 327; Bismarck-Gedenkfeier in Hamburg-Altona, in: Altonaer Nachrichten, 1.4.1926.

35 Volker Ullrich: Der Mythos Bismarck und die Deutschen, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 65, 2015, 13, S. 15–22.

36 Vgl. den virtuellen Rundgang durch die Katakomben unter: https://www.unter-hamburg.de/fileadmin/images/redaktion/unter_hamburg/bilder/geschichte/bismarck/pano/Bismarck-Denkmal.html (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

37 Zit. nach Hering: Kutscher und Kanzler (Anm. 30), S. 38.

Hamburger Burschenschaft ›Germania‹ beteiligt sein sollte. Auf Nachfrage der »Hamburger Morgenpost« sagte Hollmann süffisant, die Burschenschafter würden auf der Veranstaltung »nach dem Rechten sehen«.³⁸ Später stellte sich heraus, dass Mitglieder der ›Germania‹ tatsächlich als Ordner auf der Veranstaltung tätig waren.³⁹ Für weitere Aufmerksamkeit sorgte zudem die Anwesenheit des Leiters des Bezirksamts Mitte, Markus Schreiber (SPD), der ein Grußwort sprach und seine Unterstützung der Illumination damit begründete, dass Bismarck nicht nur »eine historische Persönlichkeit und Ehrenbürger Hamburgs« sei, sondern dass die nächtliche Beleuchtung auch »für mehr Sicherheit im Alten Elbpark« sorgen solle, indem »nächtliche Vergewaltigungen in der sehr dunklen Umgebung der hohen Granitfigur [...] durch mehr Helligkeit verhindert« würden.⁴⁰ Um 22 Uhr schaltete Fürst Ferdinand von Bismarck zusammen mit dem Immobilien-Unternehmer Willi Bartels die Beleuchtung an, während etwa 250 Demonstrant*innen von Wasserwerfern am Betreten des Elbparks gehindert wurden.⁴¹

Im Januar 2015 beschloss die Bürgerschaft der Stadt Hamburg schließlich, das Bismarck-Denkmal mitsamt dem umliegenden Alten Elbpark für insgesamt 13 Millionen Euro zu sanieren. Je die Hälfte der Kosten sollten vom Bund und der Stadt getragen werden.⁴² Schon länger gab es aufgrund des Ausbaus der Katakomben zu einem Luftschutzbunker statische Probleme. Etwa 2.200 Tonnen Beton seien bei den Umbauten in den Sockel gegossen worden, der den Sockel auseinanderdrücke und die statische Sicherheit des Denkmals gefährde.⁴³ In manchen Medien hieß es, das Denkmal neige sich gefährlich zur Seite.⁴⁴

Eine kritische Debatte darüber, ob das Denkmal überhaupt für mehrere Millionen Euro saniert werden sollte, blieb zu diesem Zeitpunkt jedoch weitgehend aus, wenngleich Stimmen aus der Zivilgesellschaft bereits darauf hinwiesen, dass es im Rahmen der ebenfalls 2014 beschlossenen »städtischen Aufarbeitung des kolonialen Erbes [...]

38 Burschen ehren Bismarck, in: Hamburger Morgenpost, 19.5.2003, S. 11.

39 Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg: Drucksache 17/2800. Schriftliche Kleine Anfrage der Abgeordneten Luisa Fiedler (SPD) vom 23.5.2003 und Antwort des Senats. Betr.: Veranstaltung am 21. Mai 2003 am Bismarck-Denkmal, Hamburg, 3.6.2003.

40 Bismarck geht ein Licht auf, in: Hamburger Abendblatt, 22.5.2003, S. 11; 3000 Watt für Bismarck, in: Hamburger Morgenpost, 20.5.2003, S. 11.

41 Leuchtender Kanzler. Illustre Gästeschar lässt das Bismarck-Denkmal im Alten Elbpark in neuem Licht erscheinen, in: taz Hamburg, 23.5.2003, S. 22.

42 Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg: Drucksache 20/13930. Antrag der SPD-Fraktion zum Haushaltsplan 2014. Einzelplan 1.2. Betr.: Hamburg 2020: Hamburg sichert die Kofinanzierung für den Erhalt des Ensembles Bismarck-Denkmal – Alter Elbpark, Hamburg, 5.12.2014.

43 Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg: Drucksache 20/14134. Bericht des Kulturausschusses über die Drucksache 20/12048: Bismarckdenkmal erhalten – Verfall der Hamburger Denkmäler stoppen, Hamburg, 5.1.2015.

44 Friederike Ulrich: Bismarck neigt sich bereits gen Osten, in: DIE WELT Hamburg, 19.6.2013, S. 26.

nahe [liege], sich mit Bismarcks Rolle beim Ausbau des Deutschen Reiches zur Kolonialmacht zu beschäftigen.«⁴⁵ Auf die Frage eines Anwohners im Beteiligungsverfahren, ob denn nicht auch ein Abriss des Denkmals eine Möglichkeit sei, da es fragwürdig sei für eine »umstrittene Person wie Bismarck« so hohe Summen auszugeben, antwortete der Vertreter des Denkmalschutzamtes: »Es ist nie über diese Option geredet worden, da die große historische Bedeutung des Denkmals im Vordergrund steht. Er sehe die Figur ebenso als identitätsstiftendes Merkmal der Stadt Hamburg.«⁴⁶

Eine intensivere Diskussion über einen angemessenen Umgang mit dem Bismarck-Denkmal entstand erst im Sommer 2020, als durch die Black-Lives-Matter-Proteste zunehmend koloniale Denkmäler in die Kritik gerieten. Mehrfach wurde das weitaus kleinere, bereits 1898 eingeweihte Bismarck-Denkmal in der Königstraße in Hamburg-Altona mit roter Farbe beschmiert. Wissenschaftler*innen, zu denen auch die beiden Autoren dieses Artikels gehören, wiesen auf die kolonialen Dimensionen des Hamburger Bismarck-Denkmals hin.⁴⁷ Zivilgesellschaftliche Initiativen wie ›Decolonize Bismarck‹, ›Bismarck's Critical Neighbours‹ und ›Intervention Bismarck-Denkmal Hamburg‹ forderten in einer gemeinsamen Stellungnahme den sofortigen Stopp der Sanierung.⁴⁸ Die für die Sanierung verantwortliche Behörde für Kultur und Medien



Mit roter Farbe beschmiertes
Bismarck-Denkmal in
Hamburg Altona, 2020

45 Decolonizing Hamburg: (K)ein Bock auf Bismarck, <https://hhpostkolonial.wordpress.com/2015/06/07/kein-bock-auf-bismarck/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

46 Bezirksamt Hamburg-Mitte: Protokoll 1. Informationsabend: Bürgerbeteiligung Alter Elbpark/Sanierung Bismarck Denkmal, Hamburg, 26.2.2015, http://www.grossneumarkt-fleetinsel.de/wp-content/uploads/2015/03/150226_Protokoll-Alter-Elbpark.pdf (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

47 »Denkmalstürmer«, ARD Morgenmagazin, 12.6.2021, <https://web.archive.org/web/20200618130019/https://www.daserste.de/information/politik-weltgeschehen/morgenmagazin/videos/Denkmalstuermer-100.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); »Wir müssen uns damit befassen, wen wir ehren wollen«, Interview von Annika Lasarzik mit Kim Sebastian Todzi, ZEIT Online, <https://www.zeit.de/hamburg/2020-06/koloniale-denkmaler-denkmalsturz-restauration-kolonialismuskritik> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021), Zimmerer: Denkmäler (Anm. 2); Jürgen Zimmerer: Kein Denkmal ist für die Ewigkeit, in: ZEIT Online, 4.9.2020, <https://www.zeit.de/politik/2020-09/kolonialismus-theo-sommer-rassismus-debatten-denkmaler> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

48 Decolonize Bismarck, Bismarck's Critical Neighbours und Intervention Bismarck-Denkmal Hamburg: Bismarck-Denkmal: Zivilgesellschaftliche Beteiligung bleibt Farce, solange Baustopp keine Option ist. Gemeinsame Stellungnahme der Initiativen Decolonize Bismarck,

bereitete aufgrund der Kritik eine neue Kontextualisierung des Denkmals durch einen Wettbewerb vor.⁴⁹ Auch Hamburgs Kultursenator Carsten Brosda sprach, wie bereits erwähnt, davon, dass es bei der Rekontextualisierung darum gehen müsse, ein »notwendiges Störgefühl« zu erzeugen.⁵⁰

Garant des Freihafens und Reichseiniger

Bismarck war ein umstrittener Politiker, zeit seines Lebens. Schon seinen Aufstieg in die erste Reihe preußischer Politik verdankte er seiner Bereitschaft, der Macht und dem Machterhalt alles andere, auch rechtliche Bedenken, unterzuordnen. Der preußische Verfassungskonflikt, in dem er von 1862 bis 1866 gegen die oder gar im offenen Bruch mit der preußischen Verfassung und im Konflikt mit dem Abgeordnetenhaus regierte, machte ihn zu einer in weiten Teilen des Bürgertums verhassten Gallionsfigur extrem konservativer Politik. Sein Gegensatz zu Österreich und dessen Verbündeten im katholischen Süden, wie er sich im »Bruderkrieg« von 1866 letztendlich in der kleindeutschen Reichsgründung manifestierte, stieß viele vor den Kopf.⁵¹ Der »Kulturkampf« gegen Katholik*innen und die »Sozialistengesetze« gegen die Sozialdemokratie und Arbeiter*innenbewegung machten ihn zur starken Reizfigur auch in diesen Lagern. Auch wenn er mit einer ostentativen Umarmung der Nationalbewegung und seiner Sozialgesetzgebung hier entgegenwirken wollte, Kritik blieb bestehen.

Als Otto von Bismarck am 20. März 1890 vom jungen Kaiser Wilhelm II. entlassen worden war, nahm dies die deutsche Öffentlichkeit mit erstaunlicher Gelassenheit zur Kenntnis.⁵² Das berühmte Bild des Lotsen, der von Bord geht, war internationaler Berichterstattung geschuldet. Die epochale Zäsur, die mit diesem Bild ausgedrückt werden sollte, wurde in Deutschland erst später, und unter anhaltender Mitwirkung Bismarcks, erkannt. In Deutschland war man seiner schlicht etwas überdrüssig.⁵³

Mit seinem Abschied verlagerte sich der Fokus des Lichts, in dem er betrachtet wurde, von der Innen- auf die Außenpolitik, in der er sich wohltuend von seinen Nachfolgern abzuheben schien. Das brachte ihm erneute Popularität.

Bismarck's Critical Neighbours, Intervention Bismarck-Denkmal Hamburg zum digitalen Podiumsgespräch der Kulturbehörde über das Bismarck-Denkmal im Alten Elbpark am 19. November 2020, 28.11.2020, <https://bismarck.blackblogs.org/2020/11/28/bismarck-denkmal-zivilgesellschaftliche-beteiligung-bleibt-farce-solange-baustopp-keine-option-ist/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

49 Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg: Drucksache 22/1543. Schriftliche Kleine Anfrage des Abgeordneten Norbert Hackbusch (DIE LINKE) vom 24.9.2020 und Antwort des Senats. Betr.: Wie weiter mit dem Bismarck-Denkmal?, Hamburg, 2.10.2020.

50 Interview mit Carsten Brosda (Anm. 3).

51 Siehe dazu Christoph Jahr: Blut und Eisen. Wie Preußen Deutschland erzwang, München 2020.

52 Robert Gerwarth: Der Bismarck-Mythos. Die Deutschen und der Eiserne Kanzler, München 2007, S. 21.

53 Siehe dazu ebd., S. 21-42.

Zu Bismarcks 80. Geburtstag wurde die Wandlung des Bismarckbildes offenbar, als ihm über 450 Städte die Ehrenbürgerwürde antrugen und das kleine Postamt von Friedrichsruh, vor den Toren Hamburgs, wo Bismarck nun lebte, 23 Arbeitskräfte einstellen musste, um die 9.875 Telegramme und die 450.000 Briefe und Postkarten zu bewältigen, die anlässlich des Geburtstages eintrafen.⁵⁴ Immer stärker wurde Bismarck als der geniale Staatenlenker, der Reichsgründer, gefeiert und – jeder Kritik entrückt – in mythische Höhen erhoben.⁵⁵ Hatte sich dieses Genie nicht schon bei der Reichsgründung gezeigt? Unter Ausblendung jeglicher Alternativen der Schaffung eines deutschen Nationalstaates, die es realiter durchaus gegeben hatte,⁵⁶ wurde Bismarck zum fast metaphysisch überhöhten Vollender deutscher Nationalgeschichte. In gewisser Weise »war die Wandlung Bismarcks zum ›deutschen National-Mythos‹ die Reaktion großer Teile des deutschen Bürgertums auf das manifeste Bedürfnis nach nationaler Integration. Insofern definierte der Bismarck-Mythos, was deutsch zu sein bedeuten sollte und was als ›undeutsch‹ abzulehnen war.«⁵⁷

Die Errichtung eines Bismarck-Denkmal als Rolandsfigur, die städtische Freiheit und Marktrecht symbolisiert, verwies explizit auf die Erfolgsgeschichte der Integration Hamburgs in das Deutsche Reich und sollte dabei ›Reichstreue‹ mit hanseatischer Eigenständigkeit verbinden. Es war eine taktische Entscheidung des Hamburger Bürgertums: ein Symbol dafür, dass Hamburg die nationalstaatliche Grenzen transzendierende, globale wirtschaftliche Vernetzung mit der nach Innen gerichteten nationalen Integrationsbewegung im Deutschen Reich versöhnen würde. Die Denkmalserrichtung muss daher als bewusstes Zeichen des Hamburger Bürgertums gelesen werden, sich aktiv in die Geschichte der nationalen Integration unter Preußens Führung einzuschreiben.

Es bestätigte die Gleichzeitigkeit von globaler Ausdehnung der wirtschaftlichen Aktivitäten und der immer tieferen nationalen Integration. Hamburg wurde 1871 Teil des neu gegründeten Deutschen Reichs, blieb jedoch zu dieser Zeit noch Zollausland. Eine Mehrheit der Hamburger Kaufleute und Reeder lehnte einen Zollanschluss ab, profitierten sie doch vom transnationalen Transithandel.⁵⁸ Im Zuge der zunehmend protektionistischen Wirtschaftspolitik ab Ende der 1870er Jahre spitzte sich der Konflikt zwischen der Stadt und dem Deutschen Reich zu.⁵⁹ Nach zähen Verhandlungen

54 Ebd., S. 24. Vgl. auch den Beitrag von Ulf Morgenstern zu Friedrichsruh in diesem Band.

55 Gerwarth (Anm. 52), S. 24.

56 Siehe dazu etwa Christoph Nonn: Bismarck. Ein Preuße und sein Jahrhundert, München 2015, S. 194–207, und Dieter Langewiesche: Vom vielstaatlichen Reich zum föderativen Bundesstaat. Eine andere deutsche Geschichte, Stuttgart 2020.

57 Gerwarth (Anm. 52), S. 18.

58 Hans-Konrad Stein: Interessenkonflikte zwischen Großkaufleuten, Handelskammer und Senat in der Frage des Zollanschlusses Hamburgs an das Reich 1866–1881, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 64, 1978, S. 55–89.

59 Vgl. zur protektionistischen Wende der deutschen Wirtschaftspolitik in der frühen Globalisierung: Cornelius Torp: Die Herausforderung der Globalisierung. Wirtschaft und Politik in Deutschland 1860–1914, Göttingen 2005, S. 147–178. Zur Gründung des Freihafens sie-

einigte man sich 1881 schließlich auf einen Kompromiss in Form eines beschränkten Freihafengebiets als Zolldesert. Im Jahr 1888 legte der gerade gekrönte Kaiser Wilhelm II. feierlich den Schlussstein des Freihafens und damit den Grundstein für einen weiteren wirtschaftlichen Aufstieg Hamburgs.

Bismarck und der Kolonialismus

Ist es angesichts der Vielzahl der Themen und Entwicklungen, für die Otto von Bismarck steht oder mit denen er historisch assoziiert, für die er gepriesen, mythisch überhöht oder verdammt wurde, angemessen, vom Bismarck-Denkmal als kolonialem Erinnerungsort, als Kolonialdenkmal, zu sprechen? Ja, wenn auch nicht in der gleichen Eindeutigkeit erkennbar wie etwa an den Askari-Reliefs oder dem Wissmann-Denkmal, wo die koloniale Ikonographie zudem dem Denkmal selbst eingeschrieben ist.

Was als kolonialer Erinnerungsort, als koloniales Denkmal zu gelten hat, hängt von der Perspektive ab, und zwar sowohl jener der Zeitgenoss*innen als auch der heutigen, von der Perspektive der Denkmalsetzenden, aber auch die der Rezipient*innen.

Zu den von Zeitgenoss*innen gefeierten Errungenschaften der Reichskanzlerschaft Otto von Bismarcks gehörte auch die Gründung des Deutschen Kolonialreichs. ›Seine‹ Absicherung deutschen Kolonialbesitzes durch die und auf der von ihm einberufenen ›Afrika-Konferenz‹ fügte sich nahtlos in das Bild seiner angeblich so ›virtuosen‹ Außenpolitik. Für Zeitgenoss*innen war dies nicht zu trennen. Auch der Standort des Denkmals bezieht sich darauf.

Dass in der Gegenwart die koloniale Dimension Bismarcks weitgehend in den Hintergrund getreten ist, ist auch Konsequenz einer allgemeinen kolonialen Amnesie. Sie betrifft aber nicht die gesamte Gesellschaft gleichermaßen. Insbesondere für Nachkommen Kolonisierter und für von (kolonialem) Rassismus unmittelbar Betroffene ist Bismarck immer auch ein kolonialer Erinnerungsort gewesen. Zudem ist gerade in einer sich selbst als international und als ›Tor zur Welt‹ zelebrierenden Stadt wie Hamburg auch die globale Dimension von Erinnerung bedeutsam. Gerade in afrikanischen Staaten verbindet sich mit dem Namen Bismarck nicht deutsche Einheit, sondern afrikanische Teilung. Die Priorisierung der einen Erinnerung über die andere, die lokale bzw. nationale über die globale, die der einen über die der anderen, der hegemonialen ›Weißen‹ deutschen Mehrheitsgesellschaft über die derjenigen mit einem auch biographisch anderen Bezug zu Kolonialismus und Rassismus, ist selbst Zeugnis historischer Prozesse; epistemisch begründbar ist sie nicht. Eine moderne, globale Betrachtung macht diese Ambivalenzen sichtbar.

he: Peter Borowsky: Hamburg und der Freihafen. Wirtschaft und Gesellschaft 1888-1914, in: Schlaglichter historischer Forschung. Studien zur deutschen Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. von dems. Hamburg 2005, S. 109-137.

In der Reichskanzlerschaft Otto von Bismarcks wurde das Deutsche Reich Kolonialreich. Er gab, wenn nicht den Anschlag, dann zumindest die Einwilligung dazu, wobei das koloniale Reich ohne die nationalstaatliche Einigung nicht realisierbar gewesen wäre. Schon das stellt eine weltgeschichtliche Verbindung zwischen Bismarck und dem deutschen Kolonialreich her. Bismarck schrieb sich zudem nicht nur durch seine Zustimmung zum unilateralen Akt der ›Schutzgebietserklärung‹ in die koloniale Weltgeschichte ein. Um den neu beanspruchten Besitz international abzusichern und zugleich die koloniale Frage als Instrument eines erhofften Ausgleichs mit Frankreich zu nutzen, berief Bismarck im Herbst 1884 die Berliner ›Afrika-Konferenz‹ ein, auf der die europäischen Kolonialmächte de facto die Aufteilung des afrikanischen Kontinents unter sich beschlossen, mit weitreichenden Folgen bis heute.⁶⁰

Bismarck war vielleicht kein Kolonialenthusiast, aber er beförderte den deutschen Kolonialismus. Er glaubte nicht an den von der Kolonialbewegung beschworenen Nutzen für Politik und Volkswirtschaft, zumindest nicht in dieser Pauschalität, und sah die Gefahren eines kolonialen Engagements deutlich, was ihn jedoch nicht daran hinderte, im entscheidenden Moment – wider besseres Wissen – seinen Widerstand aufzugeben und formal Territorien in Afrika und im Pazifik für das Deutsche Reich zu beanspruchen.

Noch 1881 äußerte er sich, nachdem er 1880 selbst die Samoa-Vorlage vorangetrieben hatte, apodiktisch:

So lange ich Reichskanzler bin, treiben wir keine Kolonialpolitik. Wir haben eine Flotte, die nicht fahren kann und wir dürfen keine verwundbaren Punkte in fernen Erdteilen haben, die den Franzosen als Beute zufallen, sobald es losgeht.⁶¹

Nach der in drei Kriegen durchgesetzten Reichseinigung galt sein Hauptaugenmerk der Beruhigung der Lage in Europa. Er wollte das Reich als gesättigt erscheinen lassen. Er wusste, wie sehr die Gründung des Deutschen Reichs unter preußischer Führung die Machtverhältnisse in Europa auf den Kopf gestellt, wie sehr gerade die Annexion Elsaß-Lothringens das Verhältnis zu Frankreich vergiftet hatte. Es widerstrebte ihm, die angestrebte Beruhigung durch koloniale ›Abenteuer‹, von deren Nutzen er nicht überzeugt war, gefährden zu lassen. 1888 wiederholte er seine Position im Gespräch mit Eugen Wolf, einem der bekanntesten deutschen Afrikareisenden seiner Zeit:

⁶⁰ Siehe dazu und zum Folgenden: Jürgen Zimmerer: Bismarck und der Kolonialismus, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 65, 2015, 13, S. 33-38. Dort finden sich auch weiterführende Literaturhinweise.

⁶¹ Bismarck, 1881, zit. nach: Winfried Baumgart: Bismarcks Kolonialpolitik, in: *Bismarck und seine Zeit*, hg. von Johannes Kunisch, Berlin 1992, S. 141-153, hier S. 142.

Ihre Karte von Afrika ist ja sehr schön, aber meine Karte von Afrika liegt in Europa. Hier liegt Russland und hier [...] liegt Frankreich, und wir sind in der Mitte. Das ist *meine* Karte von Afrika.⁶²

Betrachtet man nur diese Zitate, ergibt sich das Bild eines Gegners jeglichen deutschen Kolonialbesitzes. Und dennoch ist das nur das halbe Bild. Weltpolitisch bedeutsam wurden die Jahre zwischen den beiden Äußerungen, als Bismarck, wenn nicht seine Überzeugung, dann zumindest seine Haltung zur kolonialen Frage und zur Kolonialbewegung änderte, und so die Gründung des drittgrößten Kolonialreichs des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zu verantworten hatte.

Ursache und Grund dieser Flexibilität im Denken und Handeln war ein Umstand, der bis heute von vielen zur positiven Charakterisierung Bismarcks angeführt wird: er sei Realpolitiker gewesen, d. h. er nutzte die Chancen, die sich ihm boten, weitgehend unabhängig von ideologischen Überlegungen, soweit sie seiner aristokratischen, monarchistischen und konservativen Einstellung nicht zu sehr widersprachen.

Bismarck hatte zeitlebens eine erstaunliche Fähigkeit an den Tag gelegt, seine Überzeugungen zu ändern oder gegen sie Politik zu machen, etwa in seinem Zugehen auf die Nationalbewegung, um so liberale Kräfte für seine Politik zu gewinnen.⁶³ In den 1880er Jahren stand wieder ein Richtungswechsel an. In den Jahren 1884/85 ließ er Togo, Kamerun, Deutsch-Südwestafrika, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Neuguinea zu deutschen ›Schutzgebieten‹, trotz ihres Namens de facto Kolonien, erklären. Mit Ausnahme kleinerer Besitzungen in der Südsee sowie Kiautschou (1897) und Deutsch-Samoa (1899) war damit das deutsche Kolonialreich in nur wenigen Monaten komplettiert.

Zu Bismarcks Motiven ist in der Forschung viel geschrieben worden. Die Erfüllung der Wünsche konservativer Wirtschaftskreise aus ›Ostelbien‹, seiner politischen Basis, gehörte dazu, ebenso der Versuch, soziale Konflikte im Inneren nach außen abzuleiten, Spannungen durch ein auf außenpolitischem Prestigegewinn basierendes Gemeinschaftsgefühl zu übertünchen. »Sozialimperialismus« nannte dies der Historiker Hans-Ulrich Wehler. Auch einen Keil zwischen Deutschland und Großbritannien zu treiben, um so eine Liberalisierung des Deutschen Reichs nach der erwarteten Thronbesteigung Friedrichs III. 1888 vorzubeugen, wurde als Grund genannt.⁶⁴

Letztendlich dürfte es eine Kombination aus wirtschafts-, außen- und innenpolitischen Absichten gewesen sein, die Bismarcks Entscheidung erklären. Die Motive sind auch weniger bedeutsam als die Folgen: Jedenfalls gab Bismarck im Sommer 1884 dem offiziell über die Hamburger Handelskammer übermittelten Drängen Hamburger Kaufleute, allen voran Adolph Woermann, nach, die seit Jahren forderten, ihre

62 E. Wolf, (Tagb. v. 5.12.1888), Hervorhebungen i. O., zit. nach: Axel Riehl: Der »Tanz um den Äquator«, Bismarcks antienglische Bündnispolitik und die Erwartung des Thronwechsels in Deutschland 1883 bis 1885, Berlin 1993, S. 751.

63 Siehe dazu etwa Nonn (Anm. 56).

64 Siehe für einen Überblick über die Forschungspositionen: Riehl (Anm. 62).

Besitzungen in Westafrika unter deutschen ›Schutz‹ zu stellen, und ließ am 14. Juli 1884 durch den frisch ernannten Reichskommissar Gustav Nachtigal die deutsche Flagge hissen.⁶⁵ Ähnliches wiederholte sich wenige Wochen später für Togo, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Neuguinea.

Um die neu gewonnenen Kolonien völkerrechtlich, d. h. unter den Kolonialmächten abzusichern, berief Bismarck vom 15. November 1884 bis zum 26. Februar 1885 eine Konferenz nach Berlin ein, die das Kongobecken *de iure* internationalisierte, indem man es dem belgischen König Leopold II. als Privatkolonie übertrug, und regelte, wie Ansprüche auf Kolonialbesitz unter den Kolonialmächten angemeldet werden konnten.⁶⁶ Zur fortdauernden Erblast der Berliner ›Afrika-Konferenz‹ zählen deshalb auch die Kolonialgrenzen, die Afrika bis heute prägen. Zwar fand in Berlin keine Aufteilung Afrikas statt, das geschah in einem längeren Prozess vor Ort, mit deren Legitimation wurde Bismarcks ›Afrika-Konferenz‹ dennoch zum zentralen Erinnerungsort der Teilung.⁶⁷

Bismarcks koloniales Erbe beschränkt sich nicht auf die Folgen deutscher Kolonialpolitik für Deutschland, sondern umfasst die Geschichte einzelner afrikanischer Gesellschaften und Staaten sowie des gesamten Kontinents – etwa mit seinen Grenzen – bis heute. Bismarcks unmittelbares Wirken mag punktuell gewesen sein, etwa die Einberufung der ›Afrika-Konferenz‹ oder die Entscheidung für den ›Erwerb‹ von ›Schutzgebieten‹. Die Wirkung war umfassend. Sie endete auch nicht mit dem nächsten politischen Kurswechsel des Reichskanzlers.

Schluss

Die Kontroversen, die Otto von Bismarck zeitlebens begleiteten, setzten sich auch nach seinem Tode nahtlos fort. Projizierten die einen Preußens Glanz und Gloria und machtvolle Außen- und Weltpolitik auf ihn, personifizierte er für andere das Bedenkliche und Verwerfliche, das aus der deutschen Geschichte vor 1918 auf die nach 1933 vorauswies. Immer aber handelte es sich um eine Debatte, die auf seine Politik in und für Preußen, Deutschland oder Europa zentriert war.

Die postkoloniale Debatte durchbricht den methodologischen Eurozentrismus der bisherigen Diskussionen. Zum einen rückt sie die Frage nach den globalen Auswirkungen politischen Handelns in den Mittelpunkt, etwa die Fragen, ob die Bilanz des kolonialen Agierens Bismarcks vom Anfang oder vom Ende des formalen Kolonialis-

65 Vgl. dazu die Beiträge von Kim Sebastian Todzi zur Handelskammer und zum Woermann-Konzern in diesem Band.

66 Vgl. etwa: Stig Förster, Wolfgang J. Mommsen und Ronald Robinson (Hg.): Bismarck, Europe, and Africa. The Berlin Africa Conference 1884-1885 and the Onset of Partition, Oxford 1988.

67 Vgl. Andreas Eckert: Die Berliner Afrika-Konferenz (1884/85), in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a. M. u. a. 2013, S. 137-149.

mus her gezogen werden sollte, von der einsamen Flaggenhissung oder den Zehntausenden Toten des Völkermords an den Herero und Nama oder des Maji-Maji-Krieges. Zum anderen wirft sie die Fragen auf, wer sich am (deutschen) Diskurs beteiligt, wer sich beteiligen darf und wer Gehör findet, denn eine Debatte über Denkmäler, Straßennamen und offiziöse Erinnerungsorte ist immer auch eine Debatte über kollektive Identität. Statuen, Monumente und Denkmäler sind eine Form der Herrschaft über den öffentlichen Raum. Die Frage, wer geehrt und erinnert oder an was gemahnt wird, ist dabei immer auch eine Frage danach, wie das Kollektiv imaginiert wird, wer dazugehört.

Der Streit um Bismarck als Kolonialdenkmal ist auch deshalb interessant, da im Unterschied zu anderen Kolonialdenkmälern dessen nationale Bedeutung unbestritten ist. Viele spielen den deutschen Kolonialismus und damit auch die deutschen Kolonialdenkmäler, bzw. die Personen, die sie ehrten, als marginal herunter, was wiederum selbst Teil der kolonialen Amnesie ist.⁶⁸ Bei Bismarck kann aber niemand bezweifeln, dass es sich um eine Person von zentraler Bedeutung für die deutsche Geschichte und damit auch für die deutsche kollektive Identität handelt. Mit der Auseinandersetzung um Otto von Bismarck verließ die postkoloniale Debatte um Deutschlands koloniales Erbe endgültig ihre mediale Nische. Die Kritik an Bismarck – und deren Abwehr – mobilisierte dabei einen deutlich breiteren Teil der Gesellschaft, als es die Debatte um das koloniale Erbe je tat.⁶⁹ Die Debatte ähnelt in dieser Hinsicht dem Streit um das Berliner Humboldt Forum hinter der wiederaufgebauten Fassade des Hohenzollern-Stadtschlusses. Es stand nicht mehr nur die Bereitschaft der deutschen Gesellschaft zur (selbst-)kritischen Auseinandersetzung mit der deutschen Geschichte im Blickpunkt, sondern auch ein Identitätskern der Berliner Republik: der Rückbezug auf ein idea-

68 Zum Begriff der kolonialen Amnesie siehe: Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von dems., Frankfurt a. M. u. a. 2013, S. 5-33; hier S. 5.

69 Nun kommentierten plötzlich nicht mehr nur Vertreter*innen des Feuilletons, sondern auch Herausgeber*innen und Chefredakteur*innen. Vgl. Jürgen Kaube: Ein Schlag für wen?, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 21.6.2020. Online unter: <https://www.faz.net/aktuell/feuilleton/debatten/kolumbus-ohne-kopf-ein-schlag-fuer-wen-16823454.html?GEP=s3&premium=oxb8d522c70e51f60b7f894ba1bdf47ff4> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Zu Kaube auch: Denkmalsturz: Symbolpolitik oder Notwendigkeit? Interview mit Jürgen Kaube und Prof. Dr. Jürgen Zimmerer, 23.7.2020, <https://www.ndr.de/kultur/Denkmalsturz-Symbolpolitik-oder-Notwendigkeit,deutschegeschichte100.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); Theo Sommer: Geschichte lässt sich nicht ungeschehen machen, in: ZEIT Online, 14.7.2020, <https://www.zeit.de/politik/2020-07/kolonialismus-deutschland-geschichte-bismarck-denkmal-rassismus-black-lives-matter> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Zur Replik: Zimmerer: Denkmal (Anm. 47). Matthias Iken: Denkmäler sind zum Denken da, in: Hamburger Abendblatt, 13.7.2020, <https://www.abendblatt.de/meinung/article229543924/Bismarck-Denkmal-Hamburg-St-Pauli-Abreißen-Kolonialismus-Rassismus-Bildersturm-Debatte-Abendblatt-Matthias-Iken-Kommentar-Che-Guevara.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Zur Replik: Zimmerer: Denkmäler (Anm. 2).

lisiertes Preußen, ein idealisiertes Kaiserreich, eine idealisierte Nation. Die vehemente Zurückweisung jeglicher postkolonialer Kritik an Bismarck kann auch als Reaktion auf den zunehmenden Einfluss der Black-Lives-Matter-Bewegung verstanden werden, und die damit verbundene Forderung, Deutungshoheit zu teilen. Gerade für diesen Streit, wer zur Nation gehört, seine Stimme erheben darf und Gehör finden kann, bietet Bismarck die nahezu perfekte Projektionsfläche. Darin liegt die Bedeutung und die Virulenz der Debatte, jenseits des wissenschaftlich nicht seriös zu bestreitenden Befunds, dass jedes Bismarck-Denkmal automatisch auch den Kolonialreichsgründer ehrt.

Hans Dominik

Kolonialheld oder -verbrecher?

NDZODO AWONO

Hans Dominik (1870-1910) zählt zu den seinerzeit bekanntesten deutschen ›Kolonialpionieren‹ in Afrika. Trotz seiner ›Strafzüge‹ gegen die ethnischen Gruppen Deutsch-Kameruns und der Vorwürfe, zu denen sein Umgang mit der kamerunischen Bevölkerung schon während der Kolonialzeit führte, bleibt seine koloniale Vergangenheit bis heute wenig oder selten erforscht. Mein Beitrag ist ein Versuch, dieses Schweigen zu brechen. Im Fokus meiner Analyse stehen die Tätigkeiten Dominiks in Kamerun, seine Bedeutung in der Zeit des Kolonialrevisionismus und die unterschiedlichen Wahrnehmungen seines in Hamburg aufgestellten Denkmals. Da die während der Kolonialzeit angegriffenen Orte und viele der anlässlich der Expeditionen weggenommenen Gegenstände auf die vorkoloniale Zeit verweisen, wird im Folgenden das Augenmerk auf die politischen, sozialen und wirtschaftlichen Konstellationen im vorkolonialen Kamerun gerichtet.

Gesellschaftsleben im vorkolonialen Kamerun

Bevor Deutschland als formale Kolonialmacht auf der imperialen Bühne des ausgehenden 19. Jahrhunderts auftrat, war Kamerun weder administrativ noch politisch eine territoriale Einheit. Das heutige Kamerun war einst in eine Vielzahl kleiner, mehr oder weniger autonomer Königreiche aufgeteilt. Der Alltag der Bevölkerung gründete auf sozialen Normen. Die lokalen Herrschaftsstrukturen, später »Chefferies« genannt, waren die Zentren, von denen ausgehend alle wichtigen Entscheidungen getroffen wurden. Die Residenzen oder Wohnorte lokaler Herrscher*innen waren nicht nur Macht- und Wirtschafts-, sondern auch Kulturzentren und stellten später die bevorzugten Ziele der deutschen Expeditionen dar. Damals waren in Kamerun wie in vielen Regionen Afrikas zwei Arten von Gesellschaften zu unterscheiden: die Gesellschaften mit einer Zentralmacht, einem Verwaltungs- und Justizsystem, und die Gesellschaften ohne Zentralmacht und Justizsystem.¹ Zu der ersten Gruppe gehörten die Völker des Graslandes, die islamischen Gruppen Nordkameruns und die Ethnien der nördlich von Yaoundé gelegenen Region Mbam. An der Spitze jeder Chefferie war ein Haupt. Bei den Bamiléké Westkameruns hatte das Haupt, auch *fô* genannt, absolute Macht.² Im Bamun-Königreich unterstanden dem *Mfon* (König) stark strukturierte Bünde, die

1 Vgl. Taslim Olawale Elias: La nature du droit coutumier africain, Dakar 1961, S. 20.

2 Vgl. Louis Perrois: Legs Pierre Harter. Les rois sculpteurs: art et pouvoir dans le Grassland camerounais, Paris 1993, S. 41.

ihm bei der Machtausübung halfen.³ Fowler und Zeitlyn sprechen sogar von »the largest and most centralised polity«⁴. Gleiches galt für die Herrscher*innen der Gruppen der Wute, Bafia und Tikar.⁵

In den Lamidaten Nordkameruns standen die Gemeinschaften unter der Autorität des Lamido.⁶ Dieser war Herr über Leben und Tod seiner Untertanen und der Ausgangspunkt jedes Unternehmens. Das soziale und politische Leben war völlig von den Prinzipien des Islams bestimmt.⁷ Ebenso wie die Chefs im vorkolonialen Niger war der Lamido im vorkolonialen Nordkamerun Familienoberhaupt, militärischer und politischer Führer und hatte zeitgleich die Verantwortung, den Wohlstand des Landes zu garantieren und die gesellschaftliche Ordnung aufrechtzuerhalten.⁸

Zu den Gruppen ohne Zentralmacht zählten die Ethnien Südkameruns wie die Beti und die im Küstengebiet ansässigen Gruppen wie die Duala. Diese hatten keine einheitliche Führungsspitze, sondern bestanden aus einzelnen autonomen Segmenten.⁹

Auf der sozialen und wirtschaftlichen Ebene war der Austausch zwischen den Gruppen rege. Keine ethnische Gruppe lebte in Autarkie. Die Märkte, die in der Nähe der Paläste von Herrscher*innen lagen, boten einen geeigneten Rahmen für den Handelsaustausch. Gehandelt wurden nicht nur Nahrungsmittel, sondern auch angefertigte Gegenstände. In vielen Regionen waren Handel und Markt unter der Kontrolle der

3 Vgl. Aboubakar Njasse-Njoya: Njimoluh Seidou et Mbombo-Njoya dans l'action politique au Cameroun (1948-1998), in: *Le Retour Des Rois. Les autorités traditionnelles et l'État en Afrique contemporaine*, hg. von Claude-Hélène Perrot und Francois-Xavier Fauvelle-Aymar, Paris 2003, S. 306-314, S. 306; Claude Tardits: Pursue to Attain. A Royal Religion, in: *African Crossroads. Intersections between History and Anthropology in Cameroon*, hg. von Ian Fowler und David Zeitlyn, New York 1996, S. 141-164.

4 Vgl. Ian Fowler und David Zeitlyn: Introduction. The Grassfields and the Tikar, in: *African Crossroads. Intersections between History and Anthropology in Cameroon*, hg. von dens., New York 1996, S. 1-16.

5 Vgl. Johannes Sieber: Die Wute. Lebenshaltung, Kultur und religiöse Weltanschauung eines afrikanischen Volkstammes, Berlin 1925, S. 60, 66; Günter Tessmann: Die Bafia und die Kultur der Mittelkamerun-Bantu, Stuttgart 1934, S. 188-190.

6 Vgl. Hamidou Nouhou Barrywa: Le Lamidat de Tibati. Histoire d'une résistance anticoloniale et organisation socio-administrative, Douala IVè, Wien 2019.

7 Vgl. Gilbert L. Taguem Fah: Les élites musulmanes et la politique au Cameroun. De la période française à nos jours, thèse de doctorat, université de Yaoundé I 1996, S. 65.

8 Vgl. Eric Villaudière: Politique administrative et rivalités dynastiques à Tessoua. Niger (1959-1999), in: *Le Retour Des Rois. Les autorités traditionnelles et l'État en Afrique contemporaine*, hg. von Claude-Hélène Perrot und Francois-Xavier Favelle-Aymar, Paris 2003, S. 249-266, S. 252.

9 Vgl. Frederick Quinn: Charles Atangana of Yaounde, in: *The Journal of African History*, Vol. 21, No. 4, 1980, S. 485-494; A. Ralph Austen: The Metamorphoses of Middlemen. The Duala, Europeans, and the Cameroon Hinterland, ca. 1800-ca. 1960, in: *The International Journal of African Historical Studies*, Vol. 16, No. 1, 1983, S. 5 f.

lokalen Herrscher*innen.¹⁰ Einige Objekte waren jedoch nur den Eliten vorbehalten.¹¹ Die Objektzirkulation erfolgte zudem im Rahmen eines Geschenke-Austausches zwischen den Chefferien, ein Brauch, der beispielweise im Grasland üblich war. Manche Herrscher*innen wie der Bamum-König Njoya (Herrschaft 1883-1931) förderten die Einwanderung von Künstler*innen, weil sie neue Werke haben und somit ihr Ansehen stärken wollten.¹² Neben den oben genannten Faktoren war der Waren- und Personenverkehr in Westkamerun auch das Ergebnis formalisierter Allianzen zwischen Gleichrangigen.¹³ Die Völker Westkameruns unterhielten Handelsbeziehungen mit anderen Regionen, wie Nordkamerun und Calabar im heutigen Nigeria.¹⁴ In Nordkamerun verfügte jede Fulbe-Stadt schon etwa 1850 über einen Markt.¹⁵ Ein Phänomen, das den Handel im vorkolonialen Kamerun besonders prägte, war der Hausa-Handel. In allen Regionen sammelten die Hausa-Händler*innen Elfenbeinzähne, die sie weiter an die Brit*innen im Gebiet des heutigen Nigerias verkauften.¹⁶ Im Küstengebiet hatten Gruppen wie die Duala, Bakoko, Abo und Bakweri ein absolutes Handelsmonopol.¹⁷ Auch deswegen waren viele dieser Gruppen während der Kolonisierung Ziel der Strafexpeditionen.

Überblick über die deutsche Kolonisierung

Im Juli 1884 untermauerte Gustav Nachtigal durch das Hissen der deutschen Fahne in Douala die Besitzergreifung Kameruns durch Deutschland.¹⁸ Bis zum Ersten Weltkrieg waren Kameruner und Kamerunerinnen der Willkür der deutschen Kolonialherrschaft ausgesetzt und ständig Opfer einer unverhältnismäßigen Gewaltanwendung und einer permanenten Demütigung. Ihr Alltag war durch zahlreiche deutsche Expeditionen geprägt, deren Zweck von der absoluten Unterwerfung über die Beschlagnahmung von Eigentum bis hin zur Ausbeutung der wirtschaftlichen und humanen Ressourcen

10 Vgl. Bernard Maillard: *Pouvoir et religion. Les structures socio-religieuses de la chefferie de Bandjoun (Cameroun)*, Berne 1985, S. 37-38; Charles-Henry Pradelles de Latour: *Ethnopsychanalyse en pays bamiléké*, Paris 1991, S. 137.

11 Vgl. Jean-Pierre Warnier: *Échanges, développement et hiérarchies dans le Bamenda pré-colonial (Cameroun)*, Stuttgart 1985, S. 57.

12 Perrois (Anm. 2), S. 88 f.

13 Warnier (Anm. 11), S. 191.

14 Warnier (Anm. 11), S. 6.

15 Christine Seige: Von allen Seiten begehrt. Die Hausa-Händler in Zentralkamerun zwischen Fulbe-Herrschern, Vute-Oberhäuptlingen und deutschen Kolonisten, in: *Wirtschaften. Festschrift zum 65. Geburtstag von Wolfgang Liedtke*, hg. von Anke Reichenbach, Christine Seige und Bertrand Streck, Gehen 2002, S. 206-229.

16 Vgl. Christraud M. Geary: *Elephants, Ivory, and Chiefs. The Elephant and the Arts of the Cameroon Grassfields*, in: *Elephant. The Animal and Its Ivory in African Culture*, hg. von Doran H. Ross, Los Angeles 1992, S. 229-257; Seige (Anm. 15).

17 Vgl. Hans-Peter Jaek: Die deutsche Annexion, in: *Kamerun unter deutscher Kolonialherrschaft*, Bd. 1., hg. von Helmuth Stoecker, Berlin 1960, S. 64-95.

18 Ebd.

reichte.¹⁹ Niemand kann genau sagen, wie viele derartige Expeditionen unternommen wurden und wie viele Kameruner*innen dabei ums Leben kamen. Es gab so viele Strafexpeditionen, dass selbst die Kolonialregierung in Kamerun nicht in der Lage war, sich über die exakte Anzahl zu äußern. Strafexpeditionen gehörten aber nicht nur in Kamerun zum Alltag. Um mit den Worten des Historikers Jos van Beurden zu sprechen: »Military confrontations were countless in the colonial empires.«²⁰ Diese Expeditionen hatten immer die Hauptorte der Gruppen im Visier, da diese Chefferien und Wohnsitze der Herrscher*innen beherbergten. Die deutschen Kolonialoffiziere begnügten sich nicht nur mit der Unterdrückung der Aufstände, sondern nutzten auch die Expeditionen zur Aneignung ethnographischer Objekte. Dieser Artikel widmet sich einem Mann, dessen Name eng mit den größten Strafexpeditionen gegen die kamerunische Bevölkerung verbunden ist, der aber in Deutschland bis nach seinem Tod geehrt wurde.

Dominiks Tätigkeiten in Kamerun

Hans Friedrich Wilhelm Dominik, geboren am 7. Mai 1870 in Kulm, starb am 16.12.1910 an Bord des Dampfers »Eleonore Woermann« vor der westafrikanischen Küste. Seine militärische Karriere absolvierte er überwiegend in Kamerun, wo er etwa 13 Jahre als Expeditions- und Stationsleiter verbrachte. Er traf am 1. April 1894 als Vertrauensmann von Hauptmann Curt von Morgen in Douala ein. 1894-1910 leitete er Strafexpeditionen gegen viele Ethnien landesweit. 1894 und 1903 übernahm er die Leitung der Station von Yaoundé.²¹

*Dominik als Erbauer der Station Yaoundé und Bekämpfer des Sklav*innenhandels*

Die Tätigkeiten Dominiks verfolgten ein doppeltes Ziel, nämlich die Verteidigung deutscher Interessen und die Ausbreitung und Konsolidierung des deutschen Ansehens. Als Nachfolger Zenkers als Stationsleiter in Yaoundé im Juli 1895 legte der junge deutsche Kolonialoffizier laut eigener Publikationen ein besonderes Augenmerk auf den Ausbau der Station. Er ließ viele Afrikaner*innen als Handwerker*innen, Geflügelzüchter*innen und Landwirt*innen ausbilden, die er später als Stations-

19 Vgl. Christian Bommarius: Der gute Deutsche. Die Ermordung Manga Bells in Kamerun 1914, Berlin 2015, S. 12.

20 Vgl. Jos van Beurden: Treasures in trusted hands. Negotiating the future of colonial cultural objects, Leiden 2017, S. 44.

21 Vgl. Eugen Kirch: Stammliste der Offiziere, Sanitätsoffiziere und oberen Beamten der Schutztruppe für Kamerun. Aufgestellt auf Befehl des Kommandos der Kaiserlichen Schutztruppe für Kamerun, Berlin 1906, S. 9; Staatsarchiv Hamburg, Bestand Nr. 131-4, Bestand Senatskanzlei – Präsidialabteilung, Signatur 1929 A 75, Aufstellung der Denkmäler aus den Kolonien Hans Dominik, Dr. Karl Peters, von Wissmann.

arbeiter*innen beschäftigte. Somit führte er Lohnarbeit in die Station ein. Zudem trug er zur Gründung eines Marktes, zur Errichtung einer kleinen Apotheke und zum Straßenbau in Yaoundé bei.²² Er konzentrierte sich jedoch nicht nur auf die Entwicklung von Infrastruktur. Um sein Problem mit der Sprachbarriere in der Station zu lösen, ließ er Karl Atangana, den er später als Beti-Herrscher einsetzte, zum Dolmetscher ausbilden.²³ Ob Dominik der Sklaverei in Kamerun ein Ende machte, wie er behauptet,²⁴ ist fragwürdig. Die Kolonisierung führte eher zum Paradigmen- und Rollenwechsel. Anstatt die »Schreckensherrschaft«²⁵ und die Sklaverei zu bekämpfen, die er den lokalen Herrscher*innen vorwarf, nutzte Dominik diese für eigene Zwecke aus. Im Großen und Ganzen wurde die Bevölkerung versklavt, auf eigenes Risiko zur Erfüllung von Dominiks Anforderungen gezwungen. Beim Fang von jungen Elefanten in den Mwele- und Bane-Gebieten bei Yaoundé im Oktober 1898 z. B. drohte Dominik, jede*n niederzuschießen, der*die nicht auf seinem Platz bliebe.²⁶ Auch die Brit*innen und deutschen Sozialdemokrat*innen – wie im Folgenden beschrieben wird – prangerten Dominiks menschenverachtendes Verhalten gegenüber den Einheimischen an.

Dominik als Kriegs- und Expeditionsführer

Zwar nutzte Dominik die Strafexpeditionen, um die Kontrolle Deutschlands über die Kolonie zu sichern und dessen Ansehen in der Kolonie zu stärken, aber sein Vorgehen und seine exzessive Gewaltanwendung hatten derart unmenschliche Folgen unter der Bevölkerung, dass sie der heutigen Definition zufolge als »Kriegsverbrechen« einzustufen wären. Zu den bekundeten Brutalitäten gehörten das Abschneiden von Körperteilen gefallener Feinde, der Missbrauch gefangener Frauen als sexuelle Sklavinnen für Soldaten, das Aushungern von Kindern und Frauen, das Ausplündern und Niederbrennen von Dörfern und Städten, die Beschlagnahmung vom Hab und Gut und die Hinrichtung von Widerstandskämpfer*innen. Zudem wurden in vielen unterjochten Regionen regierungsfeindliche Herrscher*innen durch kooperationsbereite abgelöst.²⁷

22 Hans Dominik: Kamerun. Sechs Kriegs- und Friedensjahre in den Tropen, Berlin 1901, S. 144 f.

23 Hans Dominik: Vom Atlantik zum Tschadsee. Kriegs- und Forschungsfahrten in Kamerun, Berlin 1908, S. 34.

24 Ebd., S. 164–166.

25 Ebd., S. 49.

26 Ebd., S. 246.

27 Ndzodo Awono: Der deutsche koloniale Raub in Afrika. Die Kamerun-Sammlung im Übersee-Museum Bremen im Fokus der Provenienzforschung. Dissertation zur Erlangung des Grades des Doktors der Philosophie (Dr. phil.) an der Fakultät für Geisteswissenschaften der Universität Hamburg, eingereicht 2021: Kap. 2 Akteurskonstellation und Auswirkungen der deutschen Sammeltätigkeit auf die Herkunftsgruppen.

Dominiks Gewaltanwendung gegen die lokale Bevölkerung sorgte für Entsetzen und Empörung auch in den Nachbarkolonien. In einem Memorandum des Britischen Außenministeriums vom 6.8.1902 heißt es:

Most serious reports have recently reached the High Commissioner for Northern Nigeria of Leutnant Dominik's cruelty in his dealings with the natives during his conduct of the Garua-expedition. These reports which have been received not only from native sources but from responsible British officials, were corroborated by Leutnant Dominik's own statements made in presence of the officers in His Majesty's service and point to the conclusion that his policy has been to carry fire [...] through the country, [...] that the captives and hostages were practically reduced to slavery and given to friendly natives.²⁸

Dominik als Sammler

Die oben erwähnten Kriege dienten nicht nur der Unterwerfung der Bevölkerung, sondern auch dazu, der indigenen Bevölkerung die Symbole ihrer Kultur und Identität oder sogar ihre Knochen zu rauben. Auf Angriffe auf Herrschaftszentren und Dörfer der Gruppen folgten immer Plünderungen. Diese stellten das effizienteste Mittel zur Beschlagnahme von Gegenständen dar.

Objekte aus der Sammlung Dominik sind in mehr als einem Museum in Deutschland zu finden. Dem Briefwechsel von Dezember 1898 und März 1899 zwischen Dominik und Bernhard Ankermann (1859-1943), dem ehemaligen Assistenten des Direktors des Königlichen Museums für Völkerkunde Berlin und späteren Leiter von dessen Afrika-Abteilung, ist zu entnehmen, dass Dominik Beutestücke aus seinen Strafexpeditionen dem Museum für Völkerkunde Berlin übergab. Laut einer Kopie des Bestandsverzeichnisses stammten die Objekte von Gruppen, gegen die Hans Dominik vorher Strafexpeditionen geleitet hatte.²⁹ Das Museum am Rothenbaum Hamburg MARKK hat etwa 1325 kamerunische Stücke aus der Dominik-Sammlung in ihren Magazinen, darunter mehrheitlich Waffen (etwa 1316), die dort 1911 als Nachlass Dominiks hingenommen.³⁰ Dass der Nachlass Dominiks aus so vielen Waffen besteht, ist kein Zufall. Die Entwaffnung gegnerischer Krieger*innen war der Logik der Strafexpedition eingeschrieben. Die Dominik-Sammlung im Übersee-Museum Bremen umfasst nur zwei Objekte, die von besonderer Bedeutung sind. Sie zeigen, dass Dominik sich nicht nur auf das Sammeln von Gegenständen beschränkte, sondern auch die

²⁸ Vgl. ANY-FA1/75, Erschließung des Adamauagebiets: Memorandum, Bl. 213-214.

²⁹ Vgl. Zentralarchiv der Staatlichen Museen zu Berlin, Akte I/MV 721, Museum für Völkerkunde, Acta betreffend die Erwerbung ethnologischer Gegenstände, Vol. 21 von 1.3.1899, bis 7.8.1899. E. 315/99: Die Herkunftsgruppen der Objekte sind: Bane, Wute, Bakoko, Yaondé, Abo und Maka.

³⁰ <https://markk-hamburg.de/files/media/2020/07/MARKK-AF-bis-1920-Neu.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

Köpfe der während der Expeditionen getöteten Feinde mitnahm. Eines der Objekte ist laut Museumsunterlage der Schädel eines Widerständigen, der von Dominik während der letzten großen Strafexpedition gegen die Maka und Omwang im Mai 1910 hingerichtet wurde. Zu dem Schädel heißt es:

Schädel eines Maka, S.-Kamerun.

Geschenk des Majors Dominik an Herrn Paulisch aus Wandsbek.

Dieser Mann gehörte zu den Leuten, die 1908 den Hamburger Kaufmann Brettschneider ermordeten und auffrassen. Major Dominik beauftragte den Bezirksamtmann Kirchhof mit der Strafexpedition gegen das Maka-Dorf, dem auch dieser Mann angehörte. Die Leute verweigerten die Auslieferung der Mörder, worauf das Dorf in Brand gesetzt und schliesslich auch ein Teil der Mörder gefangen wurde. Es wurde eine Gerichtsverhandlung eingesetzt, die diese Leute zum Tode durch den Strang verurteilten. Dieser Mann benahm sich so renitent, dass er kurzer Hand niedergeschlagen wurde. Etwa ein halbes Jahr später wurde der Schädel ausgebudelt und von Dominik an Paulisch geschenkt.³¹

Der Name Hans Dominik ist auch darüber hinaus mit dem kolonialen Sammeln eng verbunden. Er kämpfte an der Seite vieler deutscher Kolonialoffiziere und Unteroffiziere, deren Sammlungen sich heute in den deutschen Museen befinden. Als die Stadt Tibati 1899 eingenommen wurde und das Hab und Gut von Lamido Mohaman Lamou konfisziert wurde, standen Dominik und seine Kompanie an vorderster Front. Die Plünderung des Lamidopalastes hat im kollektiven Bewusstsein der lokalen Bevölkerung schwere Wunden hinterlassen, eine Geschichte, die von Generation zu Generation weitergegeben wird. Hinzu kommt, dass die lokale Kunst auch heute noch unter den Folgen dieser Plünderungen leidet. Anlässlich meines viermonatigen Feldforschungsaufenthaltes in Kamerun zwischen Mitte September 2018 und Mitte Januar 2019 interviewte ich den Lamido Hamidou Bello von Tibati über den Umgang mit den Deutschen in der Kolonialzeit. Fast 120 Jahre später drückt der Lamido von Tibati immer noch seine Bestürzung und Wut über diesen gewalttätigen und tödlichen Angriff auf den Palast sowie über die darauffolgende systematische Plünderung aus:

Sie sind in das Lamidat eingedrungen, sie haben das Schlafzimmerbett und die Kunstwerke genommen, unter den Kunstwerken waren zum Beispiel das Bett des Lamido und der Thron, auf dem er regierte. Ich bin hier auf einem Sofa, hergestellt von unseren Söhnen, aber der Thron, den sie mitgenommen haben, ist ein Thron, den man in der Art heutzutage nicht mehr herstellen kann. Tibati war eine Kriegerstadt, deswegen wurden alle Kunstwerke mitgenommen: Kunstobjekte, Waffen, Instrumente, die von den Griots bei Lobpreisung des Lamido gespielt wurden und

31 Übersee-Museum Bremen, »Ordner Konietzko«. Vermutlich wurde der Schädel kurz vor dem Tod Dominiks ausgegraben.

die Trommeln. Es gab sogar Signaltrommeln, die die geringste Gefahr verkündeten. Mit der Trommel wurde die Gefahr in verschiedenen Sprachen verbreitet, so dass jeder in seiner Gemeinschaft wusste, dass es Gefahr gab. Alle diese Trommeln wurden geraubt. Das Lamidat ist noch heute von ihnen zerrüttet, sie haben alles mitgenommen, was für das Lamidat unentbehrlich war. Außer den gestohlenen Kunstwerken haben sie die Bevölkerung ermordet, die Stadt niedergebrannt, weshalb es nun niemanden mehr gibt, der weiß, wie man unsere verlorenen Schätze herstellt. Jetzt sitzen wir auf einem Sofa, das vielleicht von uns selbst hergestellt wurde. Wenn jemand nach Tibati kommt und das Wohnzimmer des Lamido sieht, mit Sofas möbliert, weiß er genau, dass es keine alten Gegenstände sind.³²

In seiner Aussage kritisiert der Lamido nicht nur die Tatsache, dass alle Objekte und Herrschaftssymbole beschlagnahmt wurden, sondern auch, dass diejenigen, die diese Objekte herstellten, von den Deutschen umgebracht wurden. Über die Beute aus dem Lamidopalast schrieb Dominik:

Hier lagen auf großen Holzregalen noch 38 riesenhafte Elefantenzähne. Keiner wog unter 100 Pfund, der stärkste hatte 149 Pfund deutsches Gewicht. [...] Dazu kamen neben den Elfenbeinzähnen, Zeuge, Pulver, Gewehre, Revolverpatronen, fertige Toben, Leopardenfelle, geflochtene Körbe und Matten, Messer und Wurfeisen, Sättel, Zaumzeuge, Panzer – kurz alles, was die Schatz- und Waffenkammer eines Sudanherrschers birgt.³³

Bereits 1897 wurde Ngilla, der Wohnort des gleichnamigen Wute-Herrschers, ausgeplündert. Zur Kriegsbeute schrieb Dominik:

Sämtliche Leute hatten sich die Haussagewänder angezogen, die sie in der Stadt erbeutet, viele hatten Kriegspauken und Elfenbeinhörner mitgenommen; ich selbst saß auf einem Beutepferde und hielt das lange Schwert in der Hand, mit dem der Wutekrieger am Eingang ins Ngillas-Gehöft mich bedrohte.³⁴

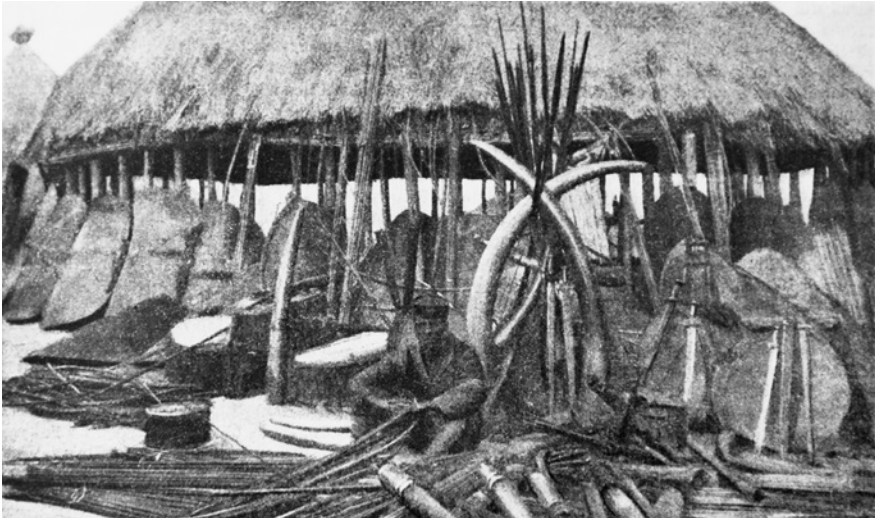
Mitte Juni 1898 und Anfang 1899 wurden Watare und Ngilla (erneut) erstürmt, ausgeplündert und niedergebrannt. Bei den Angriffen wurden Waffen aller Art, Elfenbeinzähne und weitere Gegenstände geraubt.³⁵ Es gibt zwei Gründe, warum Dominik so entschlossen war, das Wute-Land anzugreifen: Die Wute galten als ausgesprochenes Kriegsvolk und besaßen »primitive« Waffen wie Wurfspere, Bögen, Pfeile, Dolche,

32 Auszug aus dem Interview vom 11.11.2018 mit dem Lamido Hamidou Bello von Tibati anlässlich der Feldforschung zu den Objekten aus der deutschen Kolonialzeit in Kamerun. Die deutsche Übersetzung ist von Ndzodo Awono.

33 Dominik (Anm. 22), S. 275 f.

34 Ebd., S. 194.

35 Ebd., S. 229 f., 263 f.



Beutestücke vermutlich von der ersten Einnahme des Wute-Hauptortes Ngilla im Jahr 1899

Schwerter und vor allem die damals über die Grenzen Kameruns hinaus bekannten Wute-Büffelschilde.³⁶ Zudem verfügten die Wute-Herrscher über sehr viel Elfenbein, an dem sie das Obereigentum in ihrem Gebiet besaßen.³⁷ Diese Waffen und Elefantenzähne waren bei den Kolonist*innen wie Hans Dominik begehrt.

Die »Dominik-Affäre« im Reichstag

Nicht nur bei den Brit*innen, sondern auch bei den deutschen Sozialdemokrat*innen sorgten die Gräueltaten Dominiks für Empörung. 1906 kritisierte der sozialdemokratische Abgeordnete August Bebel Hans Dominik:

Dominik wurde beauftragt, gegen die Ba[koko] zu Felde zu ziehen, die sich dem deutschen Schutze nicht unterstellen wollten. Auf dem Zuge gelang es ihm in der Nähe der Nachtigalschnellen, ein kleines Dorf zu überfallen, wobei er die ganze Bevölkerung, mit Ausnahme der Kinder niedermachen ließ [...] und das Dorf verbrannte. 52 kleine Kinder waren übriggeblieben. Nun soll er seinen Soldaten befohlen haben, Körbe zu flechten; in diese Körbe wurden die Kinder gesetzt und darin befestigt, und alle 52 sollen dann in die Nachtigalschnellen geworfen und so ertränkt worden sein. [...] Dem Oberleutnant Dominik wird weiter Folgendes nachgesagt. Er soll bei der Schutztruppe die Sitte eingeführt haben, da[ss] die Soldaten den gefallen Feinden gewisse Körperteile abschnitten, [...] zum Beweise

³⁶ Sieber (Anm. 5), S. 24.

³⁷ Seige (Anm. 15), S. 206-229.

wie viel der Feinde gefallen worden seien. Früher soll die Order gegeben worden, man soll ihnen die Ohren abschnelden. Da sich herausstellte, da[ss] die Soldaten auch Frauen die Ohren abschnitten, um die Zahl der gefallenen Feinde künstlich zu vermehren [...], befahl er die Köpfe abzuschneiden. Das erwies sich aber als sehr unbequem, und so wurde der Befehl gegeben, man solle ihnen gewisse Körperteile abschnelden.³⁸

Die Anschuldigungen wurden von dem Staatssekretär des Reichskolonialamtes, Bernhard Dernburg, am 4.5.1907 als Verleumdung zurückgewiesen und blieben ohne Folge für Dominik.³⁹

Dominik in Hamburg: ein umstrittenes Erbe

Auf den Verlust der deutschen Kolonien im Versailler Vertrag von 1919 folgten unmittelbar Initiativen zu ihrer Wiedergewinnung, die sich deutlich sichtbar in der Öffentlichkeit widerspiegelten: Schon im Jahr 1922 wurde auf Empfehlung der Deutschen Kolonialgesellschaft überall in Deutschland auf geographische Namen aus den deutschen Kolonien und auf Namen deutscher Kolonialpioniere zur Benennung von Straßen zurückgegriffen.⁴⁰ Ihre größte Wirkung erreichten die Kolonialvereine jedoch durch die Errichtung von Denkmälern.

In Hamburg wurde bereits am 4. November 1922 eine Statue des Kolonialoffiziers Hermann von Wissmann neben dem Hauptgebäude der Universität errichtet.⁴¹ Dass ebenfalls noch vor dem Zweiten Weltkrieg ein Standbild Dominiks auf der anderen Seite des Hauptgebäudes aufgestellt wurde, war kein Zufall: Die Behörden der Stadt Hamburg wollten so zwei Kolonialpioniere mit ähnlichem Hintergrund würdigen. Das ursprünglich vor dem Ersten Weltkrieg für Yaoundé geplante Dominik-Denkmal war das zweite, das dem deutschen Kolonialoffizier als »Zeichen der Anerkennung und Dankbarkeit«⁴² gewidmet wurde. Das erste wurde am 6.9.1912 in der Küstenstadt Kribi im Beisein des deutschen Gouverneurs in Kamerun, Karl Ebermaier, von Beamten, Offizieren und Kaufleuten enthüllt.⁴³ Das zweite wurde 1913 von dem Berliner

38 Stenographische Berichte der Verhandlungen des Reichstages, Bd. V, 131. Sitz., S. 4067 B – C (Dominik, Oberleutnant, — Beschuldigungen gegen denselben).

39 Stenographische Berichte der Verhandlungen des Reichstages, Bd. V, 46. Sitz S. 1421 B-D.

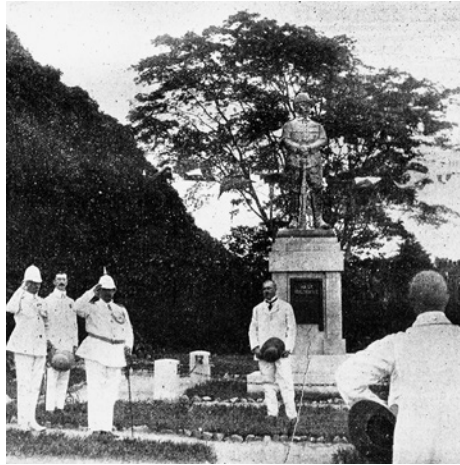
40 Vgl. Harmut Müller: »... daß wieder deutsch werde, was deutsch war.«, in: WEISS AUF SCHWARZ. Kolonialismus, Apartheid und afrikanischer Widerstand, hg. von Manfred O. Hinz, Helgard Patemann und Arnim Meier, Berlin 1986, S. 120-124.

41 Damit setzten sich Melanie Boieck und Reginald Kirey in ihrem Beitrag zur Darstellung von Kolonialhelden in deutscher, tansanischer und britischer Erinnerungskultur in diesem Band auseinander.

42 Staatsarchiv Hamburg, Senatskanzlei – Präsidialabt., 1934 A83, Aufstellung und Einweihung des früher in Jaunde befindlichen Denkmals des Majors der Schutztruppe in Kamerun, Hans Dominik, im Garten der Universität 1934/35.

43 Afrika-Post, Erste November-Ausgabe, 1912, S. 11.

Bildhauer Karl Möbius im Auftrag der Hamburger und Bremer Kaufleute und Pflanzer angefertigt, erreichte Yaoundé zwar, kam aber wegen Ausbruchs des Ersten Weltkrieges nicht mehr zur Aufstellung. Durch Bemühungen der Deutschen Kamerun-Gesellschaft, der Woermann-Linie und des Hamburger Pflanzers Jonny Oellerich kam die Bronzefigur im Jahre 1930 nach Deutschland zurück und lagerte im Hamburger Hafen.⁴⁴ 1935 wurde sie gegenüber dem Wissmann-Denkmal neben dem Hauptgebäude der Universität Hamburg aufgestellt.⁴⁵



Einweihung des Dominik-Denkmals in Kribi am 6.9.1912

Hintergrund für die Aufstellung des Denkmals in Hamburg war die Bedeutung der Stadt als Ausgangspunkt kolonialer Erwerbungen, wie Heinrich Schnee, der ehemalige koloniale Gouverneur, in seiner Ansprache bei der Enthüllung zum Ausdruck brachte:

Für das früher im deutschen Kamerun befindliche Denkmal Dominiks gäbe es keinen geeigneteren Platz als Hamburg, denn von hier aus sei die Erwerbung Kameruns wesentlich ausgegangen, von Hamburg aus sei Schiffsverkehrsverbindung mit der westafrikanischen Küste eingerichtet, von hier aus sei die Gründung von Handelsniederlassungen an der Küste von Kamerun erfolgt. So seien von Hamburg aus, die Grundlagen für die Erwerbung dieser Kolonie geschaffen worden.⁴⁶

Das NS-Regime machte keinen Hehl aus seinem Vorhaben, die von Deutschland im Ersten Weltkrieg verlorenen Kolonien zurückzugewinnen und zu diesem Zweck Vorbilder unter den »Kolonialhelden« zu finden. Auch Hans Dominik, der schon zu seinen Lebzeiten den Ruf als unnachgiebiger Verteidiger deutscher Interessen in Kamerun genoss, für seine mit großer Härte und Rücksichtslosigkeit durchgeführten Strafexpeditionen bei den Afrikaner*innen bekannt und gefürchtet war, wurde

44 Vgl. Staatsarchiv Hamburg, Senatskanzlei – Präsidialabt., 1934, A83, 1934/35: Rede des Herrn Oellerich.

45 Staatsarchiv Hamburg, Senatskanzlei – Präsidialabt., 1934 A83, Aufstellung und Einweihung des früher in Jaunde befindlichen Denkmals des Majors der Schutztruppe in Kamerun, Hans Dominik, im Garten der Universität 1934/35: Ansprache des ehemaligen Gouverneurs Dr. Schnee bei der Enthüllung des Dominik-Denkmal in Hamburg am 7. Mai 1935.

46 Vgl. Staatsarchiv Hamburg, Senatskanzlei – Präsidialabt., 1934, A83: Ansprache von Dr. Schnee bei der Enthüllung des Dominik-Denkmal in Hamburg am 7. Mai 1935.

durch die nationalsozialistische Propaganda genutzt. Um mit den Worten von Jürgen Zimmerer zu sprechen, waren die Kolonialdenkmäler »zugleich Mahnmale für eine Rückgewinnung der Kolonien.«⁴⁷ Ziel war es in der NS-Zeit, mit der Indoktrinierung des Bildes eines so tapferen und entschlossenen Kolonialkämpfers den ›Volksgenoss*innen‹ heroisches Lebensgefühl und kriegerische Tugenden zu vermitteln.

Aber mit der Niederlage im Zweiten Weltkrieg verschwand die Hoffnung, Deutschland erneut als aktive Kolonialmacht zu sehen. Der nach dem Krieg weltweit entstandene Dekolonisierungsprozess und der damit einhergehende Einstellungswandel gegenüber der Kolonialgeschichte führten dazu, dass in Hamburg zu Beginn der 1960er Jahre viele Studierende die Entfernung der Statuen Wissmanns und Dominiks forderten. Für die Nachkriegsgeneration galten die sogenannten »Kolonialhelden« nicht mehr als Vorbilder, da Kolonialismus synonym zu Unterdrückung, Ausbeutung und Zerstörung der autochthonen Kulturen gesehen wurde.⁴⁸ Als Studierende der Universität Hamburg am 11. November 1968 das Denkmal Dominiks stürzten, war das eine eindeutige Verurteilung der in Deutschland jahrzehntelang ignorierten bzw. verschwiegenen Gewalttaten. Dieses Ereignis öffnete den Weg für eine kritische Auseinandersetzung mit dem kolonialen Erbe in Deutschland. Die in Hamburg und bundesweit anhaltende Forderung nach Umbenennung von Straßen folgt der gleichen Logik, nämlich der Dekolonisierung öffentlicher Orte. In Hamburg insbesondere gehört der »Dominikweg« zu den mit einem eindeutigen Kolonialbezug versehenen Straßennamen.

Die Kampagne zur Dekolonisierung öffentlicher Orte in Deutschland wirkt sich bereits auf die Museen aus. Viele menschliche Gebeine sind schon in ihre Herkunfts-



Dominik-Denkmal in Hamburg

47 Vgl. Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von dems., Frankfurt a. M. 2013, S. 9-37; hier S. 26.

48 Vgl. Joachim Zeller: Monumente für den Kolonialismus. Kolonialdenkmäler in Hamburg, in: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, hg. von Heiko Möhle, Neuaufgabe, Berlin, Hamburg 2011, S. 131-136.

länder zurückgebracht worden. Was die ethnographischen Objekte betrifft, die noch in deutschen und europäischen Museen ausgestellt sind, so schlage ich vor, diese Objekte zumindest mit Begleittexten zu versehen, oder dass sich jedes Museum darum bemüht, einen Film über die Erwerbsumstände in den Kolonien zu produzieren, der dann der Öffentlichkeit zur Verfügung steht. Ein Beispiel solcher Filme stellt das oben erwähnte Interview mit dem Lamido von Tibati dar, das sich die Besucher*innen des Übersee-Museums seit Ende 2019 anschauen können. Aber meiner Meinung nach muss die Dekolonisierung dort beginnen, wo die Menschen von der kolonialen Gewaltanwendung terrorisiert, ja sogar traumatisiert wurden, und nicht nur in den europäischen Metropolen wie Hamburg. In Afrika im Allgemeinen und in Kamerun im Besonderen erfordert die Dekolonisierung Entschuldigung und Versöhnung. Nur die Versöhnung kann die offenen Wunden heilen, die die Gräueltaten vieler solcher Kolonialoffiziere wie Hans Dominik in den Herzen der ehemals kolonisierten Völker hinterlassen haben. In Nguemendouka, einem der Hauptorte der Maka in Ostkamerun, wo ich mich am 23. und 24. Dezember 2018 zum Zweck meiner Feldforschung aufhielt, weigerten sich die Repräsentant*innen dieser Gesellschaft, mir über die Kolonialkriege zu erzählen, die zwischen 1906 und 1910 gegen die Maka geführt wurden. Ressentiments und Misstrauen gegenüber den Deutschen scheinen in dieser Gruppe mehr als 100 Jahre nach der letzten Expedition unter der Leitung von Hans Dominik immer noch stark ausgeprägt zu sein.

Die koloniale Gefallenengedenktafel in St. Michaelis und ihre Rezeption¹

JULIAN ZUR LAGE

Wer sich in Hamburg auf die Suche nach Spuren des Kolonialismus macht, findet an einem äußerst prominenten und in diesem Zusammenhang trotzdem unerwarteten Ort einen überdeutlichen Bezug. In der Hauptkirche St. Michaelis, dem ›Michel‹, listet eine Tafel auf der nördlichen Säule direkt neben dem Haupteingang Gefallene der deutschen Kolonialkriege mit Rängen und Todesorten auf. »Aus Hamburg starben für Kaiser und Reich« – »in China« – »in Afrika« – »Ehre ihrem Andenken«, so die Formulierungen auf der ansonsten unkommentierten Plakette. Da nur drei weitere, vergleichbar große Tafeln mit einer ähnlichen Position in der Kirche an die Gefallenen anderer Kriege erinnern, erhält das Kolonialgedenken in einem der Wahrzeichen der Stadt erheblichen Raum.²

Dieser Bedeutung im Kirchenraum steht die vergleichsweise geringe Beachtung entgegen, die das deutsche *koloniale* Gefallenengedenken lange in Forschung und Öffentlichkeit erhielt. Ältere Untersuchungen legten ihren Fokus auf das Gefallenengedenken zu Befreiungs-, Einigungs- und Weltkriegen, wobei der Einschnitt durch das nationalsozialistische ›Heldengedenken‹ besondere Aufmerksamkeit erhielt.³ Exemplarisch lassen sich die jahrzehntelangen Debatten um das 1934 errichtete ›Kriegerdenkmal‹ am Bahnhof Hamburg-Dammtor anführen, das durch Gegendenkmäler und Hintergrundinformationen kontextualisiert werden sollte.⁴ Die »koloniale Amnesie« zeigt sich also auch in diesem Themenfeld in der großen Aufmerksamkeit

1 Ich danke Karen Stubbemann für den Austausch über die Tafel und die Bereitschaft, mir ihre unveröffentlichte Masterarbeit mit einer umfassenden Bearbeitung der archivalischen Quellen zur Verfügung zu stellen. Israel Kaunatjike und Arwed Milz danke ich für Informationen zur Rezeption der Tafel.

2 Siehe für die verschiedenen Gedenktafeln Volker Plagemann: »Vaterstadt, Vaterland, schütz Dich Gott mit starker Hand«. Denkmäler in Hamburg, Hamburg 1986, S. 23-25.

3 Der Struktur ›Befreiungskriege‹ – ›Einigungskriege‹ – ›Erster Weltkrieg‹ folgt etwa Meinhold Lurz: Kriegerdenkmäler in Deutschland, Heidelberg 1985-87. Ebenfalls praktisch völlig ausgeblendet wird der deutsche Kolonialismus bei Reinhart Koselleck und Michael Jeismann (Hg.): Der politische Totenkult. Kriegerdenkmäler in der Moderne, München 1994; sowie Reinhard Alings: Monument und Nation. Das Bild vom Nationalstaat im Medium Denkmal – zum Verhältnis von Nation und Staat im deutschen Kaiserreich 1871-1918, Berlin 1996.

4 Siehe [Gedenkstätten in Hamburg]: Gegendenkmal zum 76er-Kriegerdenkmal, <https://gedenkstaetten-in-hamburg.de/gedenkstaetten/zeige/gegendenkmal-zum-so-genannten-76er-denkmal> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

für die Auseinandersetzung mit dem Nationalsozialismus, während der vermeintlich unbedeutende deutsche Kolonialismus lange weitgehend ignoriert wurde.⁵

In den letzten Jahrzehnten wuchs jedoch in allen ehemaligen imperialen Mächten die Kritik zivilgesellschaftlicher Gruppen an in Stein gemeißelter oder in Bronze gegossener Kolonialnostalgie und damit einhergehend die Forschung zu diesem Thema. Die ursprünglich von Südafrika ausgehende ›Rhodes must fall‹-Bewegung gegen die Ehrung des kolonialen Großunternehmers Cecil Rhodes in Großbritannien wie auch die Debatten um Konföderierten-Statuen in den US-Südstaaten fallen in den breiten Komplex des Kampfes gegen die Verherrlichung rassistischer Ideologien im öffentlichen Raum.⁶ In Deutschland stehen vor allem Straßennamen im Zentrum der Auseinandersetzungen, da einige der kontroversesten Denkmäler wie etwa die Statuen für Hermann von Wissmann und Hans Dominik an der Hamburger Universität bereits in den 1960er Jahren gestürzt wurden.⁷ Die meisten verbliebenen Kolonialdenkmäler befinden sich dagegen entweder an vergleichsweise peripheren Orten wie Friedhöfen, Kasernen und Garnisonskirchen oder in kleineren Städten und Ortschaften.⁸ Die Tafel im Michel stellt somit eine Besonderheit dar, da sie wie kaum ein anderer (post-)kolonialer Erinnerungsort in Deutschland einen für die Öffentlichkeit bedeutsamen Ort prägt.

Umso bemerkenswerter ist, dass die Gedenktafel in St. Michaelis mehr als ein Jahrhundert nach der Errichtung völlig ohne Kontextualisierung oder Kommentierung zu sehen ist. Dem entgegen steht etwa die ähnlich gestaltete Tafel zur Erinnerung an

5 Zum Begriff der ›kolonialen Amnesie‹ und den dafür zentralen Faktoren: Jürgen Zimmerer: Kulturgut aus der Kolonialzeit – ein schwieriges Erbe?, in: *Museumskunde* 80, 2015, hier S. 22. Siehe zur Dominanz des Gedenkens an die NS-Zeit auch Meinhold Lurz und Kathrin Gawarecki: Kolonialismus und Erinnerungskultur, in: *Kolonialismus und Erinnerungskultur. Die Kolonialvergangenheit im kollektiven Gedächtnis der deutschen und niederländischen Einwanderungsgesellschaft*, hg. von Helma Lutz und Kathrin Gawarecki, Münster, S. 9–21; hier 14 f.

6 Siehe exemplarisch: Amit Chaudhuri: The real meaning of Rhodes Must Fall, 16.3.2016, <https://www.theguardian.com/uk-news/2016/mar/16/the-real-meaning-of-rhodes-must-fall> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

7 Zur Kritik an kolonialen Straßennamen siehe <http://www.freedom-roads.de/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Für die beiden Denkmäler siehe die entsprechenden Beiträge in diesem Band sowie das Interviewprojekt mit Zeitzeugen unter <https://www.kolonialismus.uni-hamburg.de/50-jahre-denkmalssturz-der-sturz-des-wissmann-denkmals-an-der-universitaet-hamburg-1967-68/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

8 Ähnliche Gedenktafeln stammen meist ebenfalls aus den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg. In der Zeit von Weimarer Republik und ›Drittem Reich‹ entstand eine zweite Welle von Kolonialdenkmälern, die aber in der Regel allgemeinere kolonialrevisionistische Botschaften transportierten. Siehe dazu: Joachim Zeller: Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewusstsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur, S. 59–73; Winfried Speitkamp: Kolonialherrschaft und Denkmal. Afrikanische und deutsche Erinnerungskultur im Konflikt, in: *Architektur und Erinnerung*, hg. von Wolfram Martini, Göttingen 2000, S. 165–190; hier S. 181 f. Eine Ausnahme bildet das ebenfalls zentral gelegene Bismarck-Denkmal, siehe dazu den Beitrag von Jürgen Zimmerer und Kim Sebastian Todzi in diesem Band.



Die Gefallenengedenktafel in St. Michaelis mit 2013 zur Kontextualisierung aufgestellten Aufnahmen von Verbrechen deutscher Soldaten in den aufgeführten Kolonialkriegen

im Kampf gegen Herero und Nama gefallene Marinesoldaten in der Christus- und Garnisonskirche Wilhelmshaven, die 2005 eine Plexiglasscheibe mit Text und Bild zum Gedenken an die Opfer des deutschen Genozids vorgebaut bekam.⁹ Zahlreiche andere ehemalige Kolonialdenkmäler wurden ebenfalls mit einer kritischen Einordnung versehen oder wie das ehemalige Bremer ›Reichskolonialehrenmal‹ komplett

9 Burkhard Weitz: Das Helden-Tamtam ist abgeschafft. Wie die Garnisonkirche Wilhelmshaven mit ihrer NS-Vergangenheit umgeht, 12.6.2017, <https://chrismon.evangelisch.de/artikel/2017/34296/wie-die-garnisonkirche-wilhelmshaven-mit-ihrer-ns-vergangenheit-umgeht> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

umgewidmet: Es soll seit 2009 explizit als Anti-Kolonial-Denkmal fungieren.¹⁰ Seit der Jahrtausendwende gab es in Hamburg ebenfalls mehrere Initiativen zu einer Kommentierung der Tafel in St. Michaelis, deren Versuche einer Umgestaltung jedoch keinen Bestand hatten. So fragte Louis Henri Seukwa, Professor an der HAW Hamburg, bei seiner Rede im Michel 2013: »wie ist es möglich, dass ein Denkmal, das seit 1912 zur Verehrung von Kriegsverbrechern in dieser Kirche errichtet wurde, heute immer noch unangetastet da steht?«¹¹ Bis heute befindet sich in einer der bekanntesten deutschen Kirchen somit ein *kolonialer* – kein *postkolonialer* oder *antikolonialer* – Erinnerungsort weitgehend in der Form, wie er im Jahr 1912 entworfen wurde. Hintergründe, Entstehungsgeschichte und Rezeption der Gedenktafel sind daher von besonderem Interesse für den deutschen Umgang mit dem kolonialen Erbe.

Die deutsche koloniale Kriegsführung und die Rolle der Hamburger Soldaten

Dass es sich bei den Gefallenen auf der Tafel um Akteure in den genozidalen Kolonialkriegen des Deutschen Reichs handelt, ist durch die undifferenzierten geografischen Angaben ›China‹ und ›Afrika‹ nicht sofort ersichtlich. Die nicht immer nachvollziehbaren konkreten Orte und die Todesjahre von 1893 bis 1906 verstärken diese Unklarheiten. Eine genauere Analyse zeigt jedoch, dass fast alle Genannten an den kolonialen Kriegen in den Jahren ab 1900 beteiligt waren.¹² Sie kämpften somit in von Asymmetrien der Kräfte geprägten Kriegen, in denen deutsche Soldaten Massaker bis hin zum Genozid begingen. Letzteres gilt insbesondere für die Kämpfe gegen Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika, heute Namibia. Aber auch die Niederschlagung der antikolonialen Bewegungen in China und Deutsch-Ostafrika, heute Tansania, waren von brutaler Gewalt gegen Kombattanten und Zivilbevölkerung gleichermaßen geprägt, wie ein genauerer Blick auf die Hintergründe zeigt.

10 Siehe dazu Winfried Speitkamp: Kolonialdenkmäler, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Bonn 2013, S. 409–423; hier S. 414, 420f.; Joachim Zeller: (Post-)Koloniale Monumente. Denkmalinitiativen erinnern an die imperiale Übersee-Expansion Deutschlands, <http://afrika-hamburg.de/denkmal5.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

11 Louis Henri Seukwa: »Für Kaiser und Reich gestorben in China und Afrika? Kolonialkriege und Erinnerungskultur am Beispiel der Gedenktafel im Michel, [Rede vom 9.9.2013, gehalten in der St. Michaelis-Kirche Hamburg], <http://www.freedom-roads.de/pdf/RedeLouisHenriSeukwaTafelMichel.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

12 Lediglich zwei der Gefallenen starben vor 1900 in der Frühphase der Kolonisierung Deutsch-Südwestafrikas: Roger Kunert: Kolonialgeschichtliche Stätten in Deutschland, Berlin 2004, S. 76. Zur Beteiligung der Soldaten an den Kriegen siehe auch Heiko Möhle: ›Pardon wird nicht gegeben‹. Aufständische Afrikaner und hanseatische Kriegsgewinnler, in: Branntwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, hg. von dems., Berlin 2011, S. 63–68.

Die kolonialen Ambitionen des Deutschen Reichs in China führten spätestens seit der Übernahme des ›Pachtgebietes‹ Kiautschou mit der Stadt Qingdao 1897/98 zu einer großen Rolle bei der Niederschlagung des sogenannten ›Boxeraufstandes‹ 1899-1901. Der Widerstand gegen westliche Einflüsse, Christianisierung und die dadurch verursachten Beeinträchtigungen der Gesellschaftsordnung war von den Provinzen rund um Beijing bis an die Küste mit den europäischen Stützpunkten wie Qingdao ausgegangen. Nachdem auch ordentliche Truppen Chinas gegen die europäischen Besatzungen in den Konflikt eingriffen, wurde ab Juni 1900 das Gesandtschaftsviertel in Beijing belagert und der deutsche Gesandte Clemens Freiherr von Ketteler ermordet.¹³ Daraufhin formierte sich eine Allianz aus den europäischen Imperialmächten sowie den USA und Japan, die Truppen entsandte, an deren Spitze auf Drängen Wilhelms II. der deutsche General Alfred Graf von Waldersee stehen sollte.¹⁴ Der Entsatz des Gesandtschaftsviertel und der Tod der Soldaten auf der St. Michaelis-Tafel erfolgten jedoch vor der Ankunft der deutschen Hauptkontingente um Waldersee im Herbst 1900: Vor Ort stationierte Marinesoldaten und schneller verfügbare Einheiten aus nahegelegenen Kolonien anderer europäischer Staaten hatten im Juli und August erst wichtige Küstenbefestigungen, dann die chinesische Hauptstadt eingenommen. Anschließend setzten die europäischen Truppen ihre willkürlichen Plünderungen und Hinrichtungen von Bewohner*innen der betroffenen Provinzen in den folgenden Monaten bis zur Vereinbarung und Unterzeichnung des ›Boxerprotokolls‹ 1901 fort.¹⁵ Die vier in St. Michaelis geehrten Marinesoldaten starben somit in einer relativ frühen Phase der Kämpfe, die aber zu diesem Zeitpunkt schon den Charakter eines asymmetrischen Kolonialkriegs angenommen hatten.

Die Auseinandersetzungen in Deutsch-Südwestafrika, dem heutigen Namibia, begannen ähnlich: Herero setzten sich gegen die verschärfte koloniale Durchdringung ihres Lebensraums durch Kolonialmacht und deutsche Siedler*innen zur Wehr. Schon in den ersten Monaten nach Ausbruch des Konflikts im Januar 1904 wurden in größerem Ausmaß Verbände aus dem Reich in die Kolonie beordert, nachdem die ›Schutztruppe‹ vor Ort mit dem Widerstand der Herero überfordert war. Auf den militärischen Sieg am Waterberg am 11. August folgte die »genozidale Phase« des Krieges: Die deutschen Soldaten unter Lothar von Trotha trieben die flüchtenden Herero mit dem Ziel der Vernichtung in die Omaheke-Halbwüste.¹⁶ Im Angesicht der Gefahr einer vollständigen Unterwerfung erhoben sich anschließend die Nama, die nach einem längeren Guerillakrieg den deutschen Truppen bis 1908 ebenfalls unterlagen. Die

13 Susanne Kuß: Deutsches Militär auf kolonialen Kriegsschauplätzen. Eskalation von Gewalt zu Beginn des 20. Jahrhunderts, Berlin 2010, S. 49-56.

14 Siehe zu Waldersee den Beitrag von Yixu Lü in diesem Band.

15 Kuß (Anm. 13), S. 58f.

16 Jürgen Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord in Südwestafrika. Der erste deutsche Genozid, in: Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen, hg. von dems. und Joachim Zeller, Berlin 2016, S. 45-63; hier S. 45-54, Zitat S. 50.

Kolonialherren internierten die überlebenden Herero und Nama in Konzentrationslagern und verordneten Zwangsarbeit bei völlig unzureichender Versorgung. Insgesamt fielen der deutschen genozidalen Kriegsführung in den Jahren 1904–1908 etwa 80 000 Menschen zum Opfer.¹⁷

Dass ein Gefallener des vergleichsweise unbekannten Maji-Maji-Krieges in Deutsch-Ostafrika auf der Tafel aufgeführt ist, verdient besondere Beachtung. Während die Kämpfe in Südwestafrika und China schon in der zeitgenössischen Öffentlichkeit stark rezipiert wurden, erhielten die Ereignisse im östlichen Afrika erst nach der Unabhängigkeit Tansanias langsam mehr Aufmerksamkeit. In den Jahren 1905 bis 1907 hatten sich verschiedene, relativ inhomogene Gruppierungen im Südosten der Kolonie gegen die deutsche Herrschaft erhoben, die lediglich lose durch das ›Maji‹ – Swahili für ›Wasser‹ – des Heilers Kinjikitile Ngwale verbunden waren.¹⁸ Die Kolonialverwaltung war ähnlich wie in Südwestafrika kaum vorbereitet auf diesen Widerstand gegen die nach den Auseinandersetzungen der 1880er und 1890er Jahre vermeintlich etablierte Ordnung.¹⁹ Die wenigen deutschen Einheiten vor Ort bekämpften sofort mit aller Gewalt den antikolonialen Widerstand, wobei schon in den ersten Monaten der auf der Tafel aufgeführte Matrose Willy Gramkau starb. Damit blieb er allerdings einer der wenigen gefallenen Weißen Kriegsteilnehmer, denn die weitere Kriegsführung überließ die Kolonialmacht weitgehend afrikanischen Soldaten unter dem Kommando von deutschen Offizieren – was zur geringen Rezeption des Krieges gerade in Form von Gedenktafeln in Deutschland erheblich beitrug. Aber auch unter Einbeziehung der mehreren Hundert gefallenen ›Askari‹ und Trägern zeigt die in die Hunderttausende gehende Zahl der Opfer auf Seiten der Bevölkerung die Brutalität der deutschen Kriegsführung.²⁰

Obwohl das jeweilige Ausmaß einer persönlichen Beteiligung der Gefallenen an kolonialen Kriegsverbrechen nicht mehr auszumachen sein dürfte, kann somit am illegitimen, gewalttätigen Charakter der Kriege im Allgemeinen kein Zweifel bestehen. Für den Dienst in den Kolonien hatten sich die Soldaten in der Regel freiwillig

17 Dominik J. Schaller: »Ich glaube, dass die Nation als solche vernichtet werden muss«. Kolonialkrieg und Völkermord in »Deutsch-Südwestafrika« 1904–1907, in: *Journal of Genocide Research* 6, 2004, S. 395–430; hier S. 395–400.

18 Felicitas Becker und Jigal Beez: Ein nahezu vergessener Krieg. Vorwort, in: *Der Maji-Maji-Krieg in Deutsch-Ostafrika. 1905–1907*, hg. von dens., Berlin 2005, S. 11–13. James Gibling und Jamie Monson: Introduction, in: *Maji Maji. Lifting the Fog of War*, hg. von dens., Leiden 2010, S. 1–30; hier S. 1–9.

19 Siehe dazu in diesem Band Melanie Boieck und Reginald Elias Kirey zu Wissmann sowie zum Maji-Maji-Krieg den Beitrag von Oswald Masebo.

20 Über den Tod Gramkaus berichtet, mit einer deutlichen Hervorhebung und Unterteilung seines Todes als »Europäer«: Moritz Merker: Ueber die Aufstandsbewegung in Deutsch-Ostafrika während der Monate August bis November, in: *Militär-Wochenblatt* 91, 1906, Sp. 1021–1030; 1085–1092; 1119–1126; hier Sp. 1089. Zu den Zahlen der Toten des Krieges siehe Becker, Beez (Anm. 18), S. 11–13, sowie Zeller (Anm. 8), S. 70.

gemeldet, sei es aus Überzeugung für die koloniale Idee oder aus Karrierestreben.²¹ Dass enge Überschneidungen zwischen den verschiedenen Kriegen bestanden, zeigt sich exemplarisch in der Person Lothar von Trothas, der vor seiner Schlüsselrolle für den Genozid in Südafrika am ›Boxer‹-Krieg teilgenommen hatte und in Ostafrika stationiert gewesen war.²² Auch wenn in den hier untersuchten Fällen eine solche individuelle Verantwortung nicht auszumachen ist, bleibt festzuhalten: Auf der Tafel in St. Michaelis wird Gefallener gedacht, die sich aktiv an asymmetrischen Kolonialkriegen mit immensen Opferzahlen unter der Zivilbevölkerung beteiligt hatten.

Die Initiative für die Gedenktafel 1909-1913

Dass in St. Michaelis, also einer der Hauptkirchen, eine Gedenktafel für die in Kolonien gefallenen Hamburger errichtet wurde, ist auf verschiedene Faktoren zurückzuführen. Den ersten stellt die Geschichte der Kirche in den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts dar: Am 3. Juli 1906 brannte St. Michaelis bis auf die Grundmauern ab. Sofort entstanden Forderungen nach einem Wiederaufbau nach den Originalplänen aus dem 18. Jahrhundert, der dann bis 1912 mit einigen Modernisierungen erfolgte.²³ Schon im zerstörten Vorgängerbau hatte es eine Gedenktafel für Hamburger Gefallene der napoleonischen Befreiungskriege aus dem Jahr 1817 gegeben, die nach dem Brand 1911 in neugestalter Form wiedererrichtet wurde. So konnte die Erstellung einer neuen Tafel im gleichen Kontext erfolgen.²⁴

Voraussetzung für die koloniale Tafel war der politisch-gesellschaftliche Hintergrund in Stadt und Reich bezüglich Kolonialgedanken und Gefallenengedenken. Letzteres intensivierte sich über das gesamte 19. Jahrhundert hinweg. In Folge der Befreiungskriege entstand ein individualisiertes, oft lokales Erinnern, das nicht nur Feldherrn und Generäle, sondern auch einfache Soldaten miteinschloss. Nationalismus und Militarismus prägten die beabsichtigte Sinngabe der Denkmäler.²⁵ Das Gedenken an koloniale Kriege bildete angesichts der viel zahlreicheren in den großen innereuropäischen Kriegen eingesetzten Soldaten und der damit höheren Gefallenenzahlen nur ein Randphänomen, folgte aber meist den gleichen Prinzipien. Eine Kombination von einerseits staatlichen Vorgaben und andererseits privaten Initiativen, oft durch Veteranenverbände, prägten die Denkmäler. So auch in St. Michaelis: Ein Impuls ging von einem Erlass Wilhelms II. aus dem November 1909 aus, der zum

21 Freiwillige Meldungen konnten aus verschiedenen Truppengattungen und Dienstformen erfolgen, vgl. Kuß (Anm. 13), S. 147-156.

22 Ebd., S. 88.

23 Joachim W. Frank, Iris Groschek, Rainer Hering und Volker Reißmann: *Der Michel brennt! Die Geschichte des Hamburger Wahrzeichens*, Bremen 2006, S. 163-181.

24 Plagemann (Anm. 2), S. 23-25.

25 Zur politischen Bedeutung von Denkmälern im Kaiserreich siehe Alings (Anm. 3), S. 598f.

Gedenken an die Gefallenen der Kolonialkriege in den Kirchen aufforderte.²⁶ Auch in der vergleichsweise eigenständigen Hansestadt Hamburg zeigten sich somit die Auswirkungen des wilhelminischen Militarismus und der damit verbundenen imperialen Ambitionen des deutschen Reichs. Diese spiegeln sich in der formelhaften Aufschrift »für Kaiser und Reich« wider, obwohl in anderen europäischen Staaten eine ähnliche Sinnggebung des kolonialen »Heldentodes« für das Kernland betont wurde.²⁷ Angesichts der hohen Kosten und sozialdemokratischer Kritik an den Kriegen in China und Südwestafrika bestand allerdings gerade in einer vergleichsweise neuen Kolonialmacht in dieser Hinsicht Orientierungsbedarf. Die St. Michaelis-Gedenktafel steht somit in einem deutlichen Kontext zur relativ großen Zahl an ähnlichen Denkmälern aus den Jahren von etwa 1905 bis 1914, die zu einer Verankerung des kolonialen Gedankens in der Bevölkerung beitragen sollten.²⁸

Träger dieser Initiativen waren nicht nur offizielle Stellen, sondern auch Vereine und Gesellschaften wie die Veteranenverbände. Im Fall der Gedenktafel spielten Letztere eine bedeutende Rolle. In Hamburg waren zwei relativ große Kolonialveteranenvereine aktiv, die sich als »Ostasiaten« beziehungsweise »Südwestafrikaner« verstanden.²⁹ Sie wandten sich in einer Kombination aus Gefallenengedenken und kolonialistisch-militaristischen Ambitionen mit der Forderung nach Gedenktafeln an den Senat, mit dem ausdrücklichen Wunsch einer Aufstellung in St. Michaelis.³⁰

Die offizielle Einweihung der Gedenktafel erfolgte nach einigen Diskussionen um Aufstellungsort und Aussehen schließlich am 19. Oktober 1913 bei einem Festgottesdienst anlässlich des 100. Jahrestags der Völkerschlacht bei Leipzig. Die Zeremonie mit Vertretern von Senat, Veteranenvereinen und zahlreichen weiteren Offiziellen war, einschließlich der Predigt von Hauptpastor August Wilhelm Hunzinger, geprägt von Militarismus und Nationalismus.³¹ Nach der Einweihung lässt sich allerdings über Jahrzehnte keine öffentliche Rezeption mehr nachweisen: Der Erste Weltkrieg rückte in den Mittelpunkt des Gefallenengedenkens; kolonialrevisionistische Bestrebungen

26 Arnold Vogt: Den Lebenden zur Mahnung. Denkmäler und Gedenkstätten. Zur Traditionspflege und historischen Identität vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart, Hannover 1993, S. 92 f.

27 Vgl. William Kidd: Representation or Recuperation? The French Colonies and 1914-1918 War Memorials, in: Promoting the Colonial Idea. Propaganda and Visions of Empire in France, hg. von Tony Chafer und Amanda Sackur, Basingstoke 2002, S. 184-194; sowie Robert Aldrich: Vestiges of the colonial empire in France. Monuments, museums, and colonial memories, Basingstoke 2005, S. 108, für Formen des Gefallenengedenkens in Frankreich.

28 Einen Überblick bietet Zeller (Anm. 8), S. 303-317.

29 Karen Stubbemann: Die Hamburger Große St. Michaeliskirche als postkolonialer Erinnerungsort. Die Gedenktafel für die in den deutschen Kolonialkriegen gestorbenen Hamburger Soldaten [Unveröffentlichte Masterarbeit an der Universität Hamburg] 2017, S. 47.

30 Ebd., S. 46-49.

31 Ebd., S. 73-76.

in Weimarer Republik und Nationalsozialismus setzten andere Schwerpunkte.³² Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde die Tafel restauriert und wohl im Rahmen des allgemeinen Gefallenengedenkens regelmäßig geschmückt.³³ Eine konkrete öffentliche Rezeption erfolgte aber wohl weder im Positiven wie im Negativen, auch nicht durch die kolonialismuskritischen Bewegungen der 1960er und 70er Jahre.³⁴

Kritik und Kontextualisierungsversuche seit 2000

Erst um die Jahrtausendwende wurde deutliche Kritik an der Botschaft der Tafel laut. Das unkritische Gefallenengedenken für Soldaten, die in Namibia am Genozid an Herero und Nama beteiligt waren, kritisierte Louis Henri Seukwa bereits im Jahr 2002. In einer Rede in St. Michaelis forderte er: »man muß den Völkermord an den tausenden Frauen, Männern und Kindern der Herero und Nama zwischen 1904 und 1908 beim Namen nennen«.³⁵ Dieser Kritikpunkt bezog sich auf die Weigerung der Bundesregierung, die Verbrechen der deutschen Soldaten als Genozid anzuerkennen. Die unkommentierte Tafel symbolisierte für Seukwa die ausbleibende Auseinandersetzung nicht nur mit diesem Punkt, sondern generell die geringe Beachtung des Kolonialismus in all seinen Facetten in der deutschen Politik und Öffentlichkeit.

Während in den folgenden Jahren die Debatten um die genozidale Kriegsführung gegen Herero und Nama langsam an Fahrt aufnahmen, erhielt die Kritik an der Tafel im Michel erst etwa zehn Jahre später einen neuen Schub. Verschiedene zivilgesellschaftliche Initiativen und Akteur*innen widmeten sich in den 2010er Jahren verstärkt dem Thema. Die Renovierung der Kirche veranlasste »Hamburg postkolonial« 2011, sich mit der Vergangenheit eines wichtigen Unterstützers zu beschäftigen: Mit dem Kupferproduzenten Aurubis übernahm ein Unternehmen das Sponsoring des Kupfer-Dachs, das über frühere Beteiligungen von der kolonialen Ausbeutung des heutigen Namibias profitiert hatte.³⁶

32 So findet die Tafel keine Erwähnung bei Marlis Lüth: Hamburg und die Kolonialpolitik im Dritten Reich, in: Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte 59, 1973, S. 55-87.

33 Stubbemann (Anm. 29), S. 79 f.

34 Für eine intensive Rezeption der Tafel etwa im Rahmen der Proteste gegen die Statuen von Wissmann und Dominik in den 1960er Jahren waren keine Nachweise oder Zeitzeugenberichte zu finden. Ich danke Arwed Milz für den E-Mail-Austausch im August und September 2019 zu dieser Frage.

35 Louis Henri Seukwa: Deutschland muss den Völkermord an Herero und Nama beim Namen nennen [Rede vom 18.2.2002, gehalten in der St. Michaelis-Kirche Hamburg], 8.4.2018, <https://louishenriseukwa.wordpress.com/2018/04/08/deutschland-muss-den-voelkermord-an-herero-und-nama-beim-namen-nennen/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

36 Als »Norddeutsche Affinerie« firmierend war das Unternehmen an der 1900 im damaligen Südwest-Afrika gegründeten Otavi Minen AG beteiligt: Anke Schwarzer: »Kupfer ist treu«. Über den sorglosen Umgang der Kirche St. Michaelis mit der Kolonialvergangenheit, 8.12.2011, <https://www.hamburg-global.de/v1.o/placemarks/12> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

Im Jahr 2013, fast genau 100 Jahre nach ihrer Aufstellung, erhielt die Tafel erstmals eine Form von Kontextualisierung: Eine Gruppe um den Berliner Herero-Aktivistin Israel Kaunatjike nutzte eine Podiumsdiskussion über die Tafel zu eigenen Beiträgen und stellte zur Kommentierung Fotografien der deutschen Kolonialverbrechen auf. Zuvor hatte Seukwa erneut eine kritische Auseinandersetzung mit der Gedenktafel gefordert³⁷ – diese war jedoch nur von kurzer Dauer; die zusätzliche Tafel wurde 2016 stillschweigend durch die Michaelis-Verantwortlichen wieder abgebaut. Nach Auskunft von Israel Kaunatjike erfolgte die Entfernung der Tafel ohne Kommunikation mit den Aufstellenden; spätere Proteste blieben wirkungslos.³⁸

In den folgenden Jahren gingen daher weitere Forderungen und Nachfragen zur erneut unkommentierten Tafel in St. Michaelis ein. Die ›Association of the Ovaherero Genocide in the USA‹ widmete 2017 in einem offenen Brief an die Stadt Hamburg einen längeren Absatz der Gedenktafel. Der Text nimmt ausdrücklich Bezug auf die Rolle der Kirchen im Genozid und leitet daraus eine besondere Verantwortung ab:

We are cognizant of the fact that the German Lutheran Church and the Roman Catholic Church were present in Namibia during the war of extermination, but chose to look the other way.³⁹

Nicht der Täter, sondern der Opfer des Genozids müsse gedacht werden, um aus der Geschichte zu lernen, anstatt eine einseitige Perspektive fortzuführen, so die Forderungen weiter. Dieser Aufruf verdeutlicht, dass die beschwichtigenden Gesten der Nordkirche bei Verbänden von Nachfahr*innen der Betroffenen auf wenig Resonanz stoßen. Ebenfalls 2017 verwiesen Nordkirche und Gemeinde St. Michaelis etwa bezüglich einer Anfrage von Abgeordneten der Partei ›Die Linke‹ in der Hamburger Bürgerschaft auf einen noch zu entwerfenden Informationsflyer, das ohnehin nur geringe Interesse an der Tafel sowie die »EKD-Erklärung zum Völkermord im früheren Deutsch-Südwestafrika«.⁴⁰

37 Veranstaltungskalender, Podiumsdiskussion ›Für Kaiser und Reich gestorben in China und Afrika? Kolonialkriege und Erinnerungskultur am Beispiel der Gedenktafel im Michel, <http://www.freedom-roads.de/frd/hhkaiser.htm> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Für die Rede Seukwas siehe Seukwa (Anm. 11).

38 Telefonische Auskunft von Israel Kaunatjike am 11. September 2019. Zur Entfernung der Tafel siehe Stubbemann (Anm. 29), S. 83 f.

39 Ngondi A. Kamatjika und The Association for the Ovaherero Genocide in the USA. Open Letter to the City of Hamburg and the People of Hamburg, 27.1.2017, <http://www.hamburg-post-kolonial.de/PDF/OGAOpenLetter.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021), S. 3.

40 Große Anfrage der Abgeordneten Norbert Hackbusch, Sabine Boeddinghaus, Deniz Celik, Martin Dolzer, Inge Hannemann, Stephan Jersch, Cansu Özdemir, Christiane Schneider, Heike Sudmann, Mehmet Yildiz (Die Linke) vom 3.7.2017 und Antwort des Senats, Betr.: Hamburgs (post-)koloniales Erinnerungskonzept – Ergebnisse und Perspektiven, <https://www.buergerschaft-hh.de/ParlDok/dokument/58479/hamburgs-post-koloniales-erinnerungskonzept-%E2%80%93-ergebnisse-und-perspektiven.pdf> (zuletzt aufgerufen am

Auch eine Erwähnung beim ›Runden Tisch Koloniales Erbe‹ im September 2018 verdeutlicht, dass die Thematik weiterhin aktuell bleibt – genauso wie die dort formulierte Einschätzung, dass »insbesondere die christlichen Kirchen selber noch am Anfang der Aufarbeitung ihrer kolonialen Vergangenheit stehen«.⁴¹ Tatsächlich ist zu konstatieren, dass mit dem Abbau der kontextualisierenden Tafel sogar wieder ein Schritt weg von einer Aufarbeitung erfolgte. Anscheinend vertritt die Nordkirche – immer noch oder wieder – die Position, die St. Michaelis-Hauptpastor Alexander Röder schon 2011 gegenüber dem Eine Welt Netzwerk Hamburg geäußert hatte:

Die Menschen, die auf den Tafeln in St. Michaelis namentlich genannt sind, verdienen ebenso eine (kritische) Würdigung wie die Opfer der Kriege und Kolonialpolitik, deren Rechte Sie einklagen. Es sind Menschen, um die Familien damals hier in Hamburg getrauert haben, weil sie im Verlauf dieser Kriege gestorben sind, und schon darum ist die Nennung ihrer Namen kein Affront gegen die Opfer in China und Afrika oder ihre Nachfahren.⁴²

Röder vertrat somit den Standpunkt, auch wenn er diese Formulierung vermied, die Hamburger Gefallenen primär als Opfer anzusehen, ohne auf ihre Rolle als Täter einzugehen. Diese Position findet sich auf dem von der Kirche veranlassten Faltblatt wiederholt, sogar hervorgehoben: »Dieser Flyer möchte anregen, an alle Opfer von Gewalt und Krieg zu denken«.⁴³ Dass selbst diese Aussage im Umkehrschluss eine »Würdigung« der »Opfer der Kriege und Kolonialpolitik« im Kontext der Tafel erforderlich machen müsste, scheint noch keine praktischen Folgen gefunden zu haben. Das Beispiel Wilhelmshaven zeigt, dass in einem vergleichbaren Umfeld eine Kontextualisierung erfolgen konnte, wenn seitens der Gemeinde die Bereitschaft bestand.

Diese Vorstellung eines allgemeinen Gedenkens kann ohnehin nicht erfüllt werden durch das Auslegen von Informationsmaterial, das nicht auf den ersten Blick sichtbar ist und sich Gedenktafeln aus verschiedensten Zusammenhängen mit dem Anspruch eines umfassenden Erinnerns an alle Opfer widmet. In diesem Umgang mit der Tafel zeigt sich vielmehr ein Unverständnis für die historischen und gegenwärtigen Realitäten des Kolonialismus und des Rassismus, das durch universalistisch angehauchte Indifferenz übertüncht werden soll. Dieses Motiv ist als Antwort auf zivilgesellschaftliche Kritik weit verbreitet: Als Replik auf die US-amerikanische ›Black Lives Matter‹-Bewegung gegen die Tötungen Schwarzer Menschen vor allem durch

10.6.2021) mit Verweis auf »Vergib uns unsere Schuld« (Matthäus 6, 12). EKD-Erklärung zum Völkermord im früheren Deutsch-Südwestafrika, https://www.ekd.de/erklarung_volkermord_deutschsuedwestafrika.html (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

41 Thomas Overdick: Protokoll zum Runden Tisch Koloniales Erbe 7.9.2018, Handelskammer Hamburg, 2018, <https://www.hamburg.de/contentblob/11828670/2e8204416a3478db2ab8fd1dc351fb2e/data/18-09-07-protokoll.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021), Anlage 1, S. 2.

42 Schwarzer (Anm. 36).

43 St. Michaelis: Gedenktafeln im Michel [o. O.] [o. J.].

Polizisten entstand mit ›All Lives Matter‹ ebenfalls der Versuch, ein antirassistisches Partikularanliegen durch Verallgemeinerung von seinem eigentlichen Ziel abzulenken.⁴⁴ Die Gedenktafel in St. Michaelis ist aber ausdrücklich keine Tafel, die aller Opfer von Krieg und Gewalt gedenkt, sondern einer kleinen Gruppe namentlich bekannter Hamburger Kolonialsoldaten. Für ein allgemeines Gedenken, wie die Gemeinde es in ihrem Faltblatt formuliert, kann sie also in der aktuellen Form keinesfalls einen Erinnerungsort bilden.

Fazit

In der Hochphase des deutschen Imperialismus errichtete die Stadt Hamburg in der nach dem Brand von 1906 neu erbauten St. Michaeliskirche ein Denkmal für die in Kolonialkriegen gefallenen Soldaten. Die Tafel stellte somit anders als die erst in den 1920er Jahren in Hamburg wiedererrichteten Statuen für Wissmann und Dominik einen aktiven Versuch der Sinnstiftung und Rechtfertigung für die kolonialen Ambitionen des wilhelminischen Reichs dar. Unter den vor dem Ersten Weltkrieg errichteten Kolonialdenkmälern war die Gedenktafel in St. Michaelis eines der am prominentesten platzierten, auch wenn ihre praktische Bedeutung für den Kolonialgedanken durch den Einschnitt des Ersten Weltkriegs überschaubar blieb.

Abschließend ist nochmals zu betonen, dass in St. Michaelis, einer der Hamburger Hauptkirchen, noch über 100 Jahre nach der Errichtung ein koloniales Denkmal ohne historische Einordnung zu sehen ist. Das Gedenken gilt Kriegsfreiwilligen, die aktiv an asymmetrischen, teils genozidalen Kolonialkriegen teilnahmen. Somit wird deutlich, dass die Gedenktafel in St. Michaelis trotz der Arbeit kolonialismuskritischer Initiativen bis heute keinen postkolonialen oder gar antikolonialen, sondern immer noch einen kolonialen Erinnerungsort darstellt.

44 Siehe etwa David Smith: The backlash against Black Lives Matter is just more evidence of injustice, 31.10.2017, <https://theconversation.com/the-backlash-against-black-lives-matter-is-just-more-evidence-of-injustice-85587> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

Nicht mehr als eine ferne Bekannte?

Die koloniale Funktion der Speicherstadt (1880-2017)

FLORIAN WAGNER

Anonymisierung kolonialer Strukturen

Die Hamburger Speicherstadt war lange undurchschaubar. In ihrer Funktion als Freihafenbezirk war sie seit 1888 vom Rest der Stadt durch eine Zollgrenze getrennt, und der Zugang wurde kontrolliert. Von der Stadtseite her, so bemerkten Architekturhistoriker*innen, wirkten die Zollschuppen »wie eine Ringmauer« um die Speicherstadt, der Patrouillengang für die Zollpolizisten »wie ein Wehrgang«, der Zollkanal zur Innenstadt hin wie ein »Burggraben«.¹ Diese kapitalistische Trutzborg inmitten Hamburgs war in der Außenwahrnehmung »Stadt in der Stadt«: gleichzeitig Wahrzeichen und Mysterium, Arbeitsplatz und Sperrbezirk, offen für die Welthändler*innen, aber geschlossen für die Stadtbewohner*innen. Kein befremdlicher Ort, aber manchmal ein fremder, der nach Zollrecht Ausland im Herzen der Stadt war.

Welche Waren in der Speicherstadt gelagert wurden, war bekannt, ihre koloniale Geschichte aber kaum nachvollziehbar. Die Händler*innen waren darauf bedacht, die Kenntnis über Lagerbestände zu verschleiern, weil sie ein Unternehmen berechenbar machten. So resümierte eine Studie zum Lagerhausgeschäft von 1901: »Jeder Handelsbetrieb sucht seine Verhältnisse zu verschleiern; er kann nicht gedeihen, wenn sie anderen irgendwie preisgegeben werden«.² Die Zollstatistiken des Deutschen Reiches erfassten die Vorgänge im Freihafengebiet nicht, und es gab es keine Rechenschaftspflicht für die dortigen Händler*innen.³ Dies war für Freihäfen durchaus üblich. Weder die Hamburger Freihafengesellschaft noch die Rotterdamer Lagerhausgesellschaften veröffentlichten Jahresberichte, die Auskunft über die Lagerbewegungen gaben.⁴ Um Informationen über die Speicherstadt zu bekommen, war man auf Sekundärquellen angewiesen, wie Börsen, Handelskammern oder die seit 1895 erscheinende Hamburger Kakao-Zeitschrift »Gordian«.⁵ Am Beispiel Kakao deutete sich an, dass

1 Karin Maak: Die Speicherstadt im Hamburger Freihafen. Eine Stadt an Stelle der Stadt, in: Stadt und Hafen. Hamburger Beiträge zur Geschichte von Handel und Schifffahrt, hg. von Jürgen Ellermeyer und Rainer Postel, Hamburg 1986, S. 115-126; hier S. 121.

2 Otto Goldberg: Das deutsche Lagerhausgeschäft und Lagerhausrecht, Zittau 1901, S. 11.

3 Verein der am Rohkakaohandel beteiligten Firmen: Rohkakaohandel in Hamburg 1911-1986, Hamburg 1986, S. 16.

4 Goldberg (Anm. 2), S. 13.

5 Fritz Klopstock: Kakao. Wandlungen in der Erzeugung und der Verwendung des Kakaos nach dem Weltkrieg, Leipzig 1937, S. 104.

viele Waren aus dem globalen Süden kamen, welcher sich um 1900 in kolonialen oder semi-kolonialen Abhängigkeitsverhältnissen befand.

Tatsächlich war die Umgestaltung der Kehrwieder- und Wandrahminsel, welche die Stadt Hamburg in den 1880er Jahren zum Bau der Speicheranlagen zur Verfügung stellte, eine Geschichte der Entsozialisierung des Ortes. Die Wohnhäuser von Kaufleuten und Arbeiter*innen wurden abgerissen, und an die 20.000 Bewohner*innen wurden umgesiedelt. Der Bau der Speicherstadt bedeutete also die Umgestaltung von einem Wohnort zu einem Warenort. Doch auch diese Funktion stand bald in Frage. Nachdem die ersten Baumaßnahmen sich bis in die 1890er Jahre zogen, geriet die Speicherstadt schon während des Ersten Weltkriegs in Schwierigkeiten, noch bevor überhaupt die dritte Bauphase eingesetzt hatte. Einer kurzen Rehabilitation folgte die Weltwirtschaftskrise von 1929. Noch fünf Jahre später war der Kaihandel defizitär. Im Zweiten Weltkrieg wurden bis zu 80 % des Hafens und der Lagerhäuser zerstört. Kaum war man mit dem Wiederaufbau fertig, verwies der in den 1960er Jahren einsetzende Containerhandel die unzeitgemäßen Speicheranlagen in die handelspolitische Bedeutungslosigkeit. Selbst die Aufhebung des Freihafenstatus und die Wiederaufwertungsprogramme im Rahmen der neuen Waterfront-Architektur der Hafen-City im 21. Jahrhundert ließen die Diskussion um ihre Unbelebtheit und ihre Funktionslosigkeit nicht verstummen. Was allerdings das 20. Jahrhundert dennoch prägte, war ihre Funktion für den Kolonialismus, erst in wirtschaftlicher und dann in kultureller Hinsicht. Diese koloniale Funktion soll hier untersucht werden.

Die bisherige Literatur zur Speicherstadt war fast ausschließlich Architekturgegeschichte. Führend war dabei die Bau- und Planungsgeschichte.⁶ Mit der fertiggestellten Speicherstadt beschäftigten sich dann Kunsthistoriker*innen, die sich vorrangig für die Entwicklung maritimer Architektur interessierten.⁷ Einige wenige zeitgenössische Arbeiten untersuchten ihre Technik- und Logistikgeschichte.⁸ Dabei verkam die Speicherstadtschichte oft zur Fassadengeschichte, ohne die strukturellen Hintergründe aufzudecken.

Dies lag auch daran, dass die Waren, welche in der Speicherstadt gelöscht und umgeschlagen wurden, durch die Nomenklatur der Speicherstadt anonymisiert wurden: Die einzelnen Speicherabschnitte wurden in Ost-West-Richtung in Block A bis Z eingeteilt und auch so benannt. Die Funktion einzelner Orte war nur selten so klar wie etwa bei dem Kesselhaus, dem Staatsspeicher, der Post oder der Maschinenzentralstation. Auf Karten von der Speicherstadt tauchten Namen der Überseekauffleute kaum

6 Z. B.: Frank M. Hinz: Planung und Finanzierung der Speicherstadt in Hamburg, Hamburg 2000; Dieter Maass: Der Ausbau des Hamburger Hafens 1840-1910, Hamburg 1990; dazu gehören auch die Jubiläumsschriften der Speicherstadt-Administration: Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft: Die Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft 1885 bis 1910. Denkschrift zum 25jährigen Jubiläum, Hamburg 1910.

7 Maak (Anm. 1).

8 Werner Müller: Das Lagerwesen in Hamburg, Nürnberg 1935.

auf, mit Ausnahme des Speichers des Kaffeehändlers Hanssen & Studt oder desjenigen der Weinhändler C. L. Jebens und Lorenz-Meyer.⁹



Speicherstadt, um 1898

Diese offizielle Anonymisierung war aber auf Dauer nicht haltbar. So nannten im 20. Jahrhundert zum Beispiel Hafenarbeiter den Kaispeicher A entsprechend seiner Nutzung den »Kakaobunker«.¹⁰ Als später die Elbphilharmonie darauf gebaut wurde, warnten Kulturinitiativen, seine koloniale Vergangenheit als Kakaolager nicht zu vergessen. Dieser Beitrag folgt diesem inoffiziellen Interesse an dem kolonialen Innenleben der Speicherstadt, das scheinbar enger mit überseeischen Gebieten als mit der Stadt zusammenhing.

Der Zollanschluss als Kolonialanschluss und die Kaffeelobby (1850er bis 1880er)

Mit der Anonymisierung des Innenlebens der Speicherstadt und ihrer Definition als Zollausland waren die kolonialen Beziehungen der Speicherstadt nicht immer sofort ersichtlich. Dabei wurde die Speicherstadt zunehmend zum Lager für Überseeerzeugnisse, die zu großen Teilen Kolonialprodukte waren. Diese Kolonialprodukte verdrängten die Waren aus dem Binnenland, wie zum Beispiel Getreide, das seit 1878 in Silospeichern in der Meyerstraße gelagert wurde, der aber in den 1880ern umgebaut

⁹ Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft (Anm. 6), S. 18 f.

¹⁰ Zeitzeugeninterviews im Film »Als sich im Kaispeicher A noch Kakao stapelte«, NDR Hamburg Journal vom 16.10.2016.

wurde, um Überseewaren aufzunehmen.¹¹ Auch Weinhändler verließen aufgrund von Verlustgeschäften die Speicherstadt, wie Lorenz-Meyer, der schon 1900 seinen Speicher aufgab.¹²

Lange vor dem Bau der offiziellen Speicherstadt in den 1880er und 1890er Jahren dienten die alten Hafengebäude und Lagerräume auf den Inseln Kehr wieder und Wandrahm als Sprungbrett zur deutschen Beteiligung an kolonialen Projekten. Hier hatte zum Beispiel die Firma Godeffroy ihren Sitz, die auswanderungswillige Menschen in die Siedlungskolonien Australien und Südafrika verschiffte, mit Rohrzucker aus Kuba und Kopra aus dem Pazifik handelte und zu Werbezwecken ein Warenmuseum und eine ethnologische Sammlung eröffnete, für die explizit »Skelette und Schädel von den Eingeborenen« aus kolonialen Gebieten geholt wurden.¹³ Als Godeffroy in finanzielle Schwierigkeiten geriet, forderte die Firma 1880 die Reichsregierung auf, Samoa zur Kolonie zu erklären, um dort konkurrenzlos Handel treiben zu können. Godeffroy initiierte durch dieses Wirken die politische, wirtschaftliche und kulturelle Kolonialbewegung in Deutschland.¹⁴

Zur gleichen Zeit wurde beschlossen, dass das zuvor frei handelnde Hamburg auch zum Zollgebiet des Deutschen Reiches gehören sollte. Dieser »Zollanschluss« wurde nach langen Debatten 1888 vollzogen. Allerdings musste Bismarck einigen Hamburger Freihandelsanhänger*innen das Zugeständnis machen, einen Freihafenbezirk zu erhalten. Das Herzstück dieses Bezirks sollte die Speicherstadt sein, mit deren Bau Anfang der 1880er Jahre begonnen wurde. Der Großteil der Speicher und deren Verwaltung wurden an eine Aktiengesellschaft mit Staatsbeteiligung verpachtet, die 1885 gegründete Freihafen-Lagerhausgesellschaft, welche die Lager wiederum an Händler*innen vermietete.¹⁵ Zudem sollten private Kaufleute aus Hamburg, welche ihre Geschäfte im zollfreien Gebiet abwickelten, gewonnen werden, um dort Speicher zu bauen, die ihren spezifischen Anforderungen entsprachen. Dieses Angebot schien zunächst kaum einem Hamburger Unternehmen lohnenswert, mit Ausnahme der Wein- und der Kaffeehändler.¹⁶

Hamburger Kaffeehändler*innen haderten am Ende des 19. Jahrhunderts damit, dass das Deutsche Reich eine Luxussteuer auf ihr Handelsprodukt erhob und sprachen sich früh für einen Freihandelsbezirk in Hamburg aus, um Kaffee unbesteuert,

11 Hinz (Anm. 6), S. 248.

12 Ebd., S. 296.

13 Helmut Washausen: Hamburg und die Kolonialpolitik des Deutschen Reiches 1880-1890, Hamburg 1968, S. 55-63; B. Scheps: Das verkaufte Museum. Die Südsee-Unternehmungen des Handelshauses Joh. Ces. Godeffroy & Sohn, Hamburg, und die Sammlungen »Museum Godeffroy«, in: Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins in Hamburg 40, 2005, S. 307 ff.; Godeffroy an Dietrich vom 20.1.1865; zit. nach: Charitas Bischoff: Amalie Dietrich. Ein Leben, Berlin 1918, S. 312.

14 Einzelheiten: Jutta Bückendorf: »Schwarz-weiß-rot über Ostafrika!«. Deutsche Kolonialpläne und afrikanische Realität, Bamberg 1995, S. 178-180.

15 Goldberg (Anm. 2), S. II.

16 Hinz (Anm. 6), S. 213.

zum Beispiel an Abnehmer aus Skandinavien und Russland, zu verkaufen.¹⁷ Einzelne Kaufleute wollten auch angesichts der sehr schwankenden Weltmarktpreise für Kaffee nicht das Risiko eingehen, selbst größere Lagerflächen zu bauen, die sie eventuell gar nicht nützen konnten. Darum schlossen sich die Kaffeehändler*innen 1882 zusammen und mieteten im Freihandelsbezirk Lagerflächen für drei bis vier Jahre an. 1886 entstand daraus der ›Verein der am Caffeehandel beteiligten beteiligten Firmen‹ mit fast 90 Händler*innen, die ihren Vereinssitz am Sandthorkai hatten und eine effiziente Lobbygruppe in der Weltwirtschaft bildeten. 1903 hatte der Verein 155 Mitglieder.¹⁸

Der Hamburger Kaffeehandel konnte schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts einen starken Anstieg verzeichnen. Seit den 1880ern kam es zum *take-off*, wie der von Kolo-nialökonominnen herausgegebene »Tropenpflanzer« berichtete:

Einer der ersten Kaffeemärkte der Welt ist jetzt Hamburg, wie überhaupt Kaffee der Hauptartikel des hamburgischen Handels ist ... Entsprechend der erfreulichen steten weiteren Ausdehnung des heutigen Kaffeehandels hat sich auch das Lager in Hamburg immer mehr vergrößert ... Die Ausfuhr seewärts hatte im Jahre 1896 einen Wert von 76 1/5 Millionen Mark.¹⁹

Zu der »Ausfuhr seewärts« von Kaffee aus dem Freihafen kam der bedeutende »Export« in das deutsche Binnenland und die »Kaffeeausfuhr mittelst der Bahnen und per Schiff auf der Oberelbe, deren Wert sich 1896 auf 112 Millionen Mark belief.«²⁰ Noch bedeutender war, dass der Verein der Kaffeehändler 1887 die neuen Räume am Sandthorkai nutzte, um eine Terminbörse für Kaffee einzurichten, wie sie schon in New York und Le Havre existierte. Gegenüber Le Havre festigte Hamburg damit seine Stellung als wichtigster Kaffeemarkt in Europa. Eine Terminbörse hatte mehrere Vorteile. Hier liefen zunächst Informationen über die Preisentwicklung und die zu erwartenden Ernten zusammen. Die Besonderheit einer Terminbörse war zudem, dass man Kaffee zu einem bestimmten Preis kaufte, ihn aber erst in der Zukunft erhielt. Dies ermöglichte es einerseits, Kosten kalkulierbar und stabil zu halten, andererseits erleichterte es auch Spekulationen auf den zukünftigen Preis der Ware. Dadurch konnte man vom Börsensaal am Sandthorkai aus Einfluss auf die Weltmarktpreise und die Produzent*innen des Kaffees nehmen.²¹ Ein Werk über die Kaffeekonzentration in Hamburg resümierte, mit den Terminbörsen fänden die »Spekulations- und Manipulationsbemühungen der Kaffeekäufer, um den Preis zu drücken« ein neues Betätigungsfeld.²²

17 Dorothee Wierling: Mit Rohkaffee handeln. Hamburger Kaffee-Importeure im 20. Jahrhundert, Hamburg 2018; Ursula Becker: Kaffee-Konzentration. Zur Entwicklung und Organisation des hanseatischen Kaffeehandels, Stuttgart 2002, S. 92.

18 Ebd., S. 109–113.

19 Der Tropenpflanzer 2, 1898, S. 70.

20 Ebd., S. 70.

21 Becker (Anm. 17), S. 126–129.

22 Ebd., S. 60.

Kaffee und Kakao als Produkte kolonialer Ausbeutung (1890-1914)

Der Kaffee in der Speicherstadt kam vorrangig aus Süd- und Mittelamerika, vor allem aus Brasilien. Um auf die Produktion Einfluss zu nehmen, hatten Hamburger Kaffeehändler*innen sich von Brasilien über Guatemala bis nach Mexiko als Plantagenbesitzer*innen und Handelshäuser etabliert. Zu ihnen gehörten Theodor Wille in Brasilien oder O.J. Hübbe, dessen Plantagen in Mittelamerika um die 400.000 Bäume umfasste. Einige von ihnen pflanzten auf eigenen Plantagen Kaffee, andere kauften ihn von Kleinbauern*bäuerinnen zu Tiefstpreisen und verdienten hervorragend an der Verarbeitung.²³ Mindestens fünf Hamburger Plantagensellschaften waren in Guatemala aktiv, noch mehr investierten in die Plantagenkultur in Mexiko.²⁴ Wenn diese Länder auch keine Kolonien waren, so konnten die Produktionsbedingungen doch als kolonial bezeichnet werden. In Brasilien wurde die Sklaverei auf den Plantagen erst 1888 offiziell abgeschafft, aber die Arbeitsbedingungen dauerten an. In Mexiko, wie zum Beispiel in Chiapas, wurden die indigenen Arbeiter*innen ähnlich schlecht behandelt und ausgebeutet, bis weit ins 20. Jahrhundert hinein durch Hamburger Unternehmen.²⁵

Der auf lateinamerikanischen Plantagen zu Billigstpreisen hergestellte Kaffee machte die Speicherstadt zum größten Kaffeelager der Welt. Wie die Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft 1910 berichtete, nahmen Kaffeезufuhren aus Brasilien »seit dem Jahre 1906 in einem außergewöhnlichen Umfang zu und steigerten sich dauernd derartig, dass das Kaffeelager der Gesellschaft Ende März des Jahres 1908 den Bestand von 2.253.669 Sack erreichte. Zur Unterbringung dieser großen Kaffeevorräte wurden auch immer mehr Regie-Lagerräume notwendig, infolgedessen in den Jahren 1907 bis 1909 die restlichen vier Abteilungen des Speichers G und des Speichers H am Dessauer Ufer neu errichtet wurden.«²⁶ Die Speicherstadt wuchs also mit dem Kaffeeboom immer weiter Richtung südliches Elbufer.

Im Gegensatz zu den umfangreichen lateinamerikanischen Lieferungen war die Menge, die aus den deutschen Kolonien kam, zunächst verschwindend gering. Das lag daran, dass der erst seit der Jahrhundertwende aus Ostafrika importierte Kolonialkaffee kaum konkurrenzfähig war und, wenn überhaupt, nur aus patriotischen Gründen gekauft wurde. Ursula Becker hat die Mengen zusammengestellt: Die Werte der Einfuhren beliefen sich 1905 für Deutsch-Ostafrika auf 431.503 Mark; für Deutsch Neu-Guinea auf 14.562 Mark und für Samoa auf 1668 Mark. Relevant war also allenfalls Deutsch-Ostafrika und dort das Usambara-Gebiet. Fast die gesamte Produktion

23 J. Kümpel: Kaffee. Nebst einigen allgemeinen Bemerkungen über die Mittel und Wege zur Nutzbarmachung unserer Kolonien, in: *Der Tropenpflanzer* 4, 1900, S. 191.

24 Becker (Anm. 17), S. 105; Julia Laura Rischbieter: *Mikro-Ökonomie der Globalisierung. Kaffee, Kaufleute und Konsumenten im Kaiserreich*, Köln 2011, S. 126-129.

25 Sarah Washbrook: *Producing Modernity in Mexico. Labour, race and the state in Chiapas, 1876-1914*, Oxford 2012; Boris Kanzleiter und Dirk Pesara: *Die Rebellion der Habenichtse. Der Kampf für Land und Freiheit gegen deutsche Kaffeebarone in Chiapas*, Berlin 1997.

26 Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft (Anm. 6), S. 35.

dieses Gebietes wurde über Hamburg eingeführt. Kaffee, der auch in Hamburg als hochklassig eingestuft wurde, kam wohl auch aus dem Bukoba-Bezirk am Viktoriasee. Die Einfuhrmengen stiegen von 182 (1907) auf 672 Tonnen (1912). Becker resümiert: »wichtig ist dabei, dass der größte Teil des ausgeführten Kaffees aus Eingeborenenpflanzungen und nicht von Plantagen stammte«. ²⁷ Unter welchen Umständen der Kaffee in Deutsch-Ostafrika hergestellt wurde, war für die Konsument*innen schwer nachzuvollziehen, vor allem weil der Kaffee in der Speicherstadt »gestürzt«, d. h. mit anderen Sorten vermischt wurde. Dass aber, wie oben angegeben, der nach Hamburg importierte Kaffee ausschließlich von ostafrikanischen Kleinproduzent*innen selbst hergestellt wurde, ist eher unwahrscheinlich. Denn diese pflanzten nicht die in Europa beliebten Sorten. Zudem versuchte die Kolonialregierung in Dar es Salaam zu verhindern, dass Ostafrikaner*innen Kaffee anbauten, und förderte lieber die für den europäischen Markt geeignete Robustakaffeeproduktion durch europäische Pflanzer*innen. ²⁸

Es ist daher wahrscheinlicher, dass der Kaffee – jedenfalls nach 1900 – zu großen Teilen auch von europäischen Pflanzer*innen und Siedler*innen kam. Bis 1899 hatten Europäer*innen, darunter mehrere Hamburger*innen, in den Usambara-Bergen 6,5 Millionen Kaffeebäume gepflanzt. Auf ihren Plantagen waren Zwangsarbeit, Kinderarbeit und Prügelstrafen an der Tagesordnung. Auch gab es keine Gesetze zum Schutz von Arbeiter*innen, und Arbeitszeiten von bis zu elf Stunden waren Normalität. ²⁹ Doch selbst die »Eingeborenenpflanzungen« waren selten ohne Zwang entstanden. Im oben erwähnten Bukoba gab es tatsächlich afrikanische Bäuerinnen und Bauern, welche die in Hamburg beliebtere Robusta-Sorten herstellten. Dazu wurden sie aber von Handlanger*innen der Kolonialregierung, wie Mutahangarwa, dem König von Kiziba, gezwungen. Seine Strategie war es, »seine Untertanen dazu zu zwingen, Kaffee auf ihren Bananenplantagen anzulegen«, wodurch allerdings die Lebensmittelproduktion für den Eigenbedarf zurückging. ³⁰ 1912 wuchsen im Bukoba-Bezirk an die 300.000 Kaffeebäume. In anderen Gegenden, wie in Ruanda, schuf der deutsche Verwaltungsbeamte Richard Kantt ein umfangreiches System der »Eingeborenenkulturen«, indem er die dortigen Bauern zwang, Kaffee anzubauen, damit sie ihre Steuern bezahlten. ³¹ Nur in einigen wenigen Regionen, wie bei den Chagga am Kilimanjaro, gab es mehr oder weniger freie Kleinbäuerinnen und -bauern, die mit Hilfe von Missionar*innen ihre eigenen Kaffeeplantagen anlegten. ³²

27 Becker (Anm. 17), S. 100.

28 Juhani Koponen: *Development for Exploitation*, Hamburg 1995, S. 433.

29 Ebd., S. 201-205; zur Kinderarbeit: S. 619.

30 Ebd., S. 436.

31 Ebd., S. 433 f.

32 Ebd., S. 435 f.

Insgesamt lässt sich festhalten, dass die erzwungene Kultivierung von »cash crops« für den europäischen Markt programmatisch war, was auch zu Protesten und kriegesischem Widerstand führte.³³

Deutlicher traten die kolonialen Strukturen beim Kakao hervor. Schon 1886, ein Jahr nachdem Kamerun offiziell zum deutschen Schutzgebiet erklärt wurde, pflanzten die Hamburger Afrika-Kaufleute Woermann und Thormählen auf 100 ha »urbar gemachten Landes« 60-70.000 Kakaopflänzchen aus. Nicht nur der vulkanische Boden war den Hamburger Unternehmern in Kamerun vielversprechend erschienen, wie der Vizekonsul Spengler aus Sao Tomé berichtete:

die ökonomischen Verhältnisse ... sind in Kamerun für Plantagen sehr günstig, da einmal das Land noch sehr billig ist und Arbeiter mit der Zeit leicht und nicht teuer erhältlich sein werden, falls solche weiterhin mit Erfolg zu geregelter Arbeit erzogen werden; dann nur geringe Eingangszölle auf den zum Plantagenbau nötigen europäischen Waren liegen und in absehbarer Zeit keine Ausfuhr-Abgaben auf die kolonialen Zeugnisse erhoben werden.³⁴

Das »billige« Land wurde oft einfach besetzt. Wie Andreas Eckert gezeigt hat, kam es am Kamerunberg seit den 1890er Jahren zu einem »Plantagengründungsieber«. Kapitalgesellschaften erhielten bis 1914 insgesamt 90.000 ha Land, welches das deutsche Gouvernement im Jahr 1896 zu Kronland erklärt hatte und gegen eine geringe Aufwandsentschädigung den Konzessionsgesellschaften überließ.³⁵ Unter den Plantagengesellschaften in Kamerun taten sich vor allem Hamburger Firmen hervor, wie die Hamburger Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Bibundi, die Westafrikanische Pflanzungsgesellschaft Victoria und die Kamerun Land- und Plantagengesellschaft. Hinter ihnen standen die Häuser Woermann und Jantzen & Thormählen. Sie drängten im Einvernehmen mit dem Gouvernement die Kameruner*innen immer weiter in Reservate ab, wohin mindestens 80 Dörfer verlegt wurden. Falls sich die Bewohner*innen dazu nicht bereit erklärten, ließen Kolonialbeamte ihre Dörfer niederbrennen.³⁶

Als die Plantagen dann erste Früchte trugen, brauchten die Pflanze*r*innen wiederum Arbeitskräfte, die aber wie selbstverständlich meist unter Zwang und mit Hilfe von Kolonialtruppen rekrutiert wurden. Die Wandsbeker Reichardtwerke, die für kurze Zeit die bedeutendste Schokoladenfabrik im deutschen Reich waren, sprachen sich ohne Schuldbewusstsein für einen solchen »Anspruch auf die Arbeitskraft der

33 John Illiffe: *Tanganyika under German Rule 1905-1912*, Cambridge 2009, S. 23; Koponen (Anm. 28), S. 234 f., 207 f.

34 Oskar Kirmse: *Die Deutsche Kakao- und Schokoladeindustrie*, Altenburg 1907, S. 6.

35 Andreas Eckert: *Grundbesitz, Landkonflikte und kolonialer Wandel*. Douala 1880 bis 1960, Stuttgart 1999, S. 74.

36 Heiko Möhle: *Bittere Schokolade*, in: *Bibeln, Branntwein und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika*, hg. von dems., Berlin 1999, S. 56-58.

[hier wird in der Quelle das N-Wort genannt]« aus und setzten ihn auch vor Ort durch. Da junge Arbeitskräfte leichter über die Arbeitsverhältnisse zu täuschen waren, rekrutierte man auch Kinder. Heiko Möhle zitiert zum Beispiel einen Pflanzungsleiter der Deutsch-Westafrikanischen Handelsgesellschaft, welcher bestätigte, dass »gerade die Eingeborenen im Alter von 7 bis 15 Jahren die besten, willigsten und fleißigsten Arbeiter sind.« Sobald die aus ganz Westafrika stammenden Lohnarbeiter*innen vertraglich an die Pflanzungsgesellschaften gebunden waren, mussten sie bis zu 18 Stunden bei unzureichender Ernährung und unter ständiger Androhung von Prügelstrafen schuften. Heiko Möhle zu Folge starben 1913 auf der Bimbiapflanzung unter der Leitung Woermanns 65 von 213 Arbeiter*innen, offiziell an Erkrankungen, die aber auch von Überarbeitung und Unterernährung ausgelöst wurden.³⁷

Umso absurder erscheinen diese Arbeitsverhältnisse, als in den umliegenden Kolonien wie zum Beispiel der Gold Coast Colony (Ghana) unabhängige afrikanische Landwirt*innen eine blühende Kakaoexportwirtschaft aufbauten, die weitaus produktiver war. Es ist darum nur konsequent, dass in der Speicherstadt kaum »deutscher« Kakao, sondern vorrangig Rohkakao aus britischen und portugiesischen Kolonien in Afrika lagerte. Eine erfolgreiche Kakaoproduktion von indigenen Kleinbäuerinnen und -bauern, wie in der Gold Coast Colony, versuchten Hamburger Pflanzler*innen aus Konkurrenzangst zu verhindern. Während in den britischen Kolonien Arbeiter*innen nur in geringem Maße »mit Hilfe direkter und indirekter Druckmittel« dazu gebracht wurden, in der Rohkakaoproduktion zu arbeiten,³⁸ ähnelten die Arbeitsverhältnisse in den portugiesischen Kakaoplantagen oft klassischen Sklavenplantagen. Dies war vor allem auf den westafrikanischen Inseln von Príncipe und Sao Tomé der Fall, die zusammen die größten Kakaoproduzent*innen der Welt waren. Während die Hamburger*innen weiterhin Kakao von Sao Tomé und Príncipe importierten, boykottierten Stollwerck in Köln sowie britische Schokoladenfabrikant*innen deren Produkte.³⁹

1911 kamen insgesamt 79.478,9 Tonnen Kakao in Hamburg an, etwa 40.000 davon kauften Schokoladenhändler*innen für Deutschland auf. An die 34.000 Tonnen fielen auf den Transithandel über den Freihafenbezirk. Von dort gelangte Kakao nach Holland, Belgien, Skandinavien, die Schweiz, Österreich-Ungarn und Russland.⁴⁰ Knapp über die Hälfte des in Hamburg gelöschten Kakaos kam aus Portugiesisch- und Britisch-Afrika. Den Rest besorgten südamerikanische Länder.⁴¹ Die Ausfuhr aus den deutschen Kolonien war 1911 gering: Das heutige West-Samoa lieferte 1911 260 Tonnen, Kamerun 1.210 Tonnen. Für die Kolonialpolitik in Afrika hatten diese in Europa relativ geringen Anteile aber eine große Bedeutung, symbolisierten sie doch den »Erfolg« der kolonialen Wirtschaftspolitik. Und auch in anderen Bereichen stützte die

37 Ebd., S. 58-60.

38 Klopstock (Anm. 5), S. 35.

39 Ebd., S. 20.

40 Verein der am Rohkakaohandel beteiligten Firmen (Anm. 3), S. 16.

41 Ebd., S. 17.

Kakaowirtschaft die Kolonialherrschaft: Kakao wurde zur Stärkung und Verpflegung der deutschen Truppen erstmals im Boxerkrieg und während des Herero-Nama-Krieges auch strategisch eingesetzt.⁴² Aus dem Kakao hergestellte Schokolade wurde wohl auch als Proviant für die Schutztruppen durch die Woermann-Linie verschickt, deren Dampfer am Petersenkai im Freihafen ablegten. Schokolade stärkte also diejenigen Schutztruppen, die in Sichtweite der Speicherstadt auf einen Vernichtungskrieg eingestimmt und nach Deutsch-Südwestafrika verschifft wurden.

Der kolonialste Ort Hamburgs – auch nach 1919

Insgesamt blieb der Anteil der Kolonialwaren am Gesamthandel Hamburgs gering, aber ihre Konzentration in der Speicherstadt machte diese zum kolonialsten Ort Hamburgs. Hier waren die Früchte der kolonialen Ausbeutungswirtschaft am ertragreichsten. Kaffee, Tee, Kakao und Trockenfrüchte lagerten hier in Mengen und wurden zu Geld gemacht. Zwar kamen aus Afrika in den 1890ern nur um die 7 % und aus den deutschen Kolonien 0,7 % des Hamburger Handelsvolumens, die Zahlen stiegen aber rapide.⁴³ 1909 waren in der von der Freihafen-Lagerhausgesellschaft 125 Beamt*innen und 397 Arbeiter*innen beschäftigt.⁴⁴ Ihre Arbeit bestand in der Löschung, dem Transport, der Stürzung, Mischung und gegebenenfalls Verarbeitung der Ware, wie in den Kaffeeröstereien. Beim Kakao verlief die Bearbeitung in etwa so:

Die Importeure verkaufen die empfangenen Ladungen meist im Ganzen ... der Verkaufsvorgang ist in Hamburg in der Regel so, dass der Importeur seinen Kakao in Stückmustern durch Makler, die auch den Wert bestimmen, den Kakaogrossisten anbietet. Letztere kaufen und nehmen die Waren auf Lager, »stürzen« sie und bringen dann Proben davon an die Fabrikanten. Die »Stürzung« besteht darin, dass der Kakao nach der Landung aus den Säcken geschüttet, gesichtet, gelesen und so gemischt wird, dass die einzelne Partie ein möglichst gleichartiges Gepräge und Aussehen erhält. Für den Käufer hat die »Stürzung« den Vorteil, dass er mit Sicherheit darauf rechnen kann, die Ware so zu erhalten, wie er sie auf Grund des Stückmusters gekauft hat.⁴⁵

Auch hier galt also, dass durch die Mischung die »koloniale Identität« der Ware aufgelöst wurde, vor allem der Kakao schlechterer Qualität aus noch nicht lange bestehenden Kolonialplantagen wurde dem besseren im Ausland oder im Freihafen

42 Walter Stollwerck: Der Kakao und die Schokoladenindustrie. Eine Wirtschafts-statistische Untersuchung, Jena 1907, S. 2.

43 Heiko Möhle: Paläste des Wohlbefindens – Hütten der Armut, in: Branntwein Bibeln und Bananen, hg. von dems., S. 34.

44 Hamburger Freihafen-Lagerhaus-Gesellschaft (Anm. 6), S. 51.

45 Kirmse (Anm. 34), S. 13.



Speicherstadt

untergemischt, um einen insgesamt höheren Preis zu erzielen.⁴⁶ Obwohl weiterhin die Herkunft der Ware (Venezuelakakao, Javakaffee etc.) angegeben wurde, falls sie als Qualitätssiegel galt, und so den Wert der Ware steigerte, wurden die minderwertigen Sorten verteilt, um ihre Herkunft unkenntlich zu machen. Kamerun-Kakao und im Speziellen der am Kamerunberg angebaute Victoriakakao waren unter den schlechtesten Sorten, die den geringsten Preis erzielten.⁴⁷

Die Speicherstadt war allerdings nicht der einzige Ort, an dem Kolonialwaren das Tagesgeschäft bestimmten. Rohrzucker lagerte stellenweise am Südufer der Elbe, in den Lagerhäusern A, B und C, die heute nicht mehr zu der architektonisch definierten Speicherstadt zählen, damals aber durchaus als Teil der Speicheranlagen galten. Für Zucker gab es in Hamburg ebenfalls eine Terminbörse. Tropenhölzer, für die Hamburg einer der zentralen Umschlagplätze war, wurden teilweise im Baakenhafen, aber hauptsächlich im Holzhafen in der Billwerder Bucht gelagert.⁴⁸ Palmöl und Kautschuk kamen zur Weiterverarbeitung nach Harburg, das allerdings nicht im Freihafengebiet lag. Seit 1899 wurden auch die Schuppen für den Südfruchthandel ausgebaut, jedoch entwickelte man im 20. Jahrhundert immer effizientere Kühl- und Reifungsanlagen

⁴⁶ Verein der am Rohkakaohandel beteiligten Firmen (Anm. 3), S. 43.

⁴⁷ Stollwerck (Anm. 42), S. 47-49.

⁴⁸ Ernst Baasch: Die Handelskammer zu Hamburg 1665-1915. Band 2: 1814-1915. Abteilung 2, Hamburg 1915, S. 243.

für das Obst aus Übersee, für welche die Speicherstadt nicht ausgerüstet war. Dort lagerte man nur Trockenfrüchte.⁴⁹

So handelte man in Hamburg vor der Zeit der Kühlschiffe mit den leichter zu lagernden Trockenbananen. Erst in der Zwischenkriegszeit konnte man zunehmend auch »frische« Bananen in Hamburg erwerben. Die »deutschen« Bananen kamen zur Hälfte aus Kamerun, wo schon 1923 wieder deutsche Unternehmen zugelassen wurden. In den 1930er Jahren waren 180 vorrangig Hamburger Kaufleute in Afrika aktiv. Unter den Südfruchthändler*innen machte vor allem die Afrikanische Frucht-Kompagnie aus Hamburg auf sich aufmerksam. Auf Plantagen, die schon zu deutschen Kolonialzeiten in Kamerun angelegt worden waren, pflanzten sie Bananen an. 1936 verfügte das Unternehmen über 36 Schiffe, hatte 64 Angestellte in Hamburg und 1.820 Arbeiter*innen in Kamerun, die 10.000 Hektar Plantagen bearbeiteten. Die Afrikanische Frucht-Compagnie investierte tatsächlich in eine paternalistische Sozialpolitik und errichtete unter anderem ein betriebseigenes Krankenhaus. So sollten Arbeiter*innen gewonnen werden, die man unter deutscher Herrschaft noch zwangsverpflichten konnte.⁵⁰

Dies soll nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch die Lagerhausökonomie und die Hamburger Unternehmer*innen vom Fortbestand der kolonialen Zwangswirtschaft profitierten. Die französische Mandatsverwaltung in Kamerun, wo einige Hamburger Unternehmen aktiv blieben, weigerte sich zum Beispiel noch in den 1930er Jahren, die Erklärung der Internationalen Arbeitsorganisation zur Vermeidung von Zwangsarbeit zu ratifizieren. Auch in den britischen und vor allem in den portugiesischen Kolonien Westafrikas hatten die Arbeiter*innen kaum Rechte, während Hamburgs Händler*innen weiterhin 6,2 % ihrer Waren aus Afrika bezogen.⁵¹ Dank der traditionell guten Beziehungen Hamburgs zur britischen Kolonialmacht und der langen Erfahrung im Handel mit Westafrika blieb die Speicherstadt auch nach 1945 nicht leer. Der »Kakaobunker« Kaispeicher A ist nur ein Beispiel für diese Kontinuität. 1956, als langsam die Dekolonisationsphase begann, stand die BRD mit 99.000 t unter den kakaointerportierenden Ländern schon an zweiter Stelle hinter den USA. Der in Hamburg gelöschte Kakao kam nun zu 70 % aus Westafrika, zu 22 % aus Südostasien und zu 8 % aus Lateinamerika.⁵² Erst mit der Verlagerung der Speicheranlagen in die Containerhäfen suchte man für die funktionslosen Backsteingebäude einen neuen Sinn. Man fand sie in der Erinnerungspolitik.

49 Ebd., S. 240.

50 Karsten Linne: Auf dem Weg zur Kolonialstadt Hamburg – eine spezifische Form der Standortpolitik, in: Kein abgeschlossenes Kapitel. Hamburg im Dritten Reich, hg. von Angelika Ebbinghaus und Karsten Linne, Hamburg 1997, S. 177–212; hier S. 178 f.

51 Ebd., S. 202, FN 4.

52 Verein der am Rohkakaohandel beteiligten Firmen (Anm. 3), S. 78.

Erinnerungspolitische Nutzungspläne: Musealisierung vs. Aufarbeitung

Im 21. Jahrhundert bot die Geschichte der Speicherstadt zwei Anknüpfungspunkte für einen erinnerungspolitischen Nutzungsplan. Zum einen war der Freihafen immer als Konkurrenzprojekt zur nationalistischen Reichseinigung gesehen worden und wurde somit zum Symbol eines freihändlerischen Hamburger Sonderwegs. Zum anderen stand die Speicherstadt wie kein anderer Ort für die Entstehung einer asymmetrischen Weltwirtschaft durch nationalistische Kolonialpolitik. Ein erinnerungspolitischer Nutzungsplan hatte also zwei Optionen: Man konnte die Speicherstadt in Beziehung zur Nation setzen und den anti-nationalen Sonderweg des Freihafens hervorheben. Oder man konnte die Speicherstadt in Beziehung zur Welt setzen und damit ihre Bedeutung für das koloniale Expansionsprojekt betonen.

Die beiden Optionen spiegeln sich in der architektonischen Symbolik und der Musealisierung der Speicherstadt wider. Die Aufmüpfigkeit gegenüber Berlin wurde schon bei den Zollanschlussfeierlichkeiten 1888 (bei denen der Freihafenbezirk geschaffen wurde) in Stein gemeißelt: Die Statue der Hammonia an der Nordseite der Brooksbrücke sollte gleich groß und damit auf Augenhöhe mit der daneben aufgestellten Germania-Statue sein. Die einstige Zollrivalität zwischen dem Freihafengebiet und dem Reichszollgebiet zeigt auch das kleine Zollmuseum.⁵³ Präzenter ist aber sicherlich die koloniale Symbolik. Betritt man die Speicherstadt über die Kornhausbrücke, wird man von Christoph Kolumbus und Vasco da Gama begrüßt. Die beiden Sandsteinstatuen wurden 1903 zur Hochzeit imperialer Selbstherrlichkeit im Deutschen Reich aufgestellt. Damals als Entdecker verklärt, sind sie aus heutiger Sicht doch vielmehr Eroberer, die eine Geschichte brutaler kolonialer Eroberungen einleiteten.

Die seit Anfang der 2000er erbaute Hafen-City steht dieser imperialen Geschichtsamnesie in nichts nach.⁵⁴ Das Columbus-Haus oder der Vasco Da Gama-Platz setzen die Verherrlichung von kolonialen Erober*innen fort. Eine nach Mahatma Gandhi benannte Brücke zur Elbphilharmonie hin macht dies kaum wett. Dazwischen geschoben ist ein als Museum angepriesenes Kuriositätenkabinett, das sich auf das seit 1894 entstandene Kneipenmuseum »Kolonie und Heimat« zurückführt.⁵⁵ In den Hafen- und Warenmuseen der Speicherstadt kann man in die Welt der Kolonialwarenlagerung eintauchen. Die Besucher*innen nehmen dabei die Perspektive der Hamburger Händler*innen und Hafenarbeiter*innen ein, niemals aber diejenige der Produzent*innen in Afrika, Lateinamerika und Asien. Die technische Herstellung von Kaffee – Anbau, Ernte, Rösten, Lagerung – wird ausführlich dargestellt, während der politische und kulturelle Kontext der Herstellung in den Hintergrund

53 Maak (Anm. 1), S. 123.

54 Vgl. den Beitrag zur HafenCity von Tania Mancheno in diesem Band.

55 <http://www.hafenbasar.de/historie.php> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021), vom 10.9.2017. Vgl. dazu auch den Beitrag von Lars Amenda zum Museum »Kolonie und Heimat« in diesem Band.

tritt. Solche Museen erinnern unweigerlich an die Warenmuseen, welche schon die Kolonialunternehmer*innen in der Speicherstadt unterhielten.

Durch Verdrängung wird so die Kolonialgeschichte zur unproblematischen Globalisierungsgeschichte. Als 2015 die Speicherstadt und das Kontorhausviertel von der UNESCO zum Welterbe erklärt wurde, blendete man deren koloniales Erbe aus. Die Entscheidung der UNESCO bezog sich vorrangig auf den architektonischen Denkmalschutz und forderte nicht explizit eine parallele Aufarbeitung der kolonialen Geschichte. Dabei wurde die Speicherstadt doch in die UNESCO-Liste mit dem Argument aufgenommen, dass sie »für die Ausdehnung des internationalen Handels im neunzehnten Jahrhundert« mit verantwortlich war.⁵⁶ Dass in der HafenCity auch das Unilever-Haus steht, welches seit 2009 auch der deutsche Konzernsitz des gleichnamigen Nahrungsmittelunternehmers ist, verdeutlicht die Kontinuität kolonialer Strukturen und den Willen, diese als Globalisierung zu verklären. Das Unternehmen übernahm seit den 1930er Jahren bedeutende Plantagenanlagen von Kolonialherren weltweit und ist noch heute wichtigster Plantagenbetreiber in Afrika. Es erbte damit Monopolstellungen, die von den Kolonialverwaltungen zugunsten von Europäer*innen geschaffen wurden. Das Unilever-Haus ist so ein Symbol für die Kontinuität kolonialer Strukturen, auch wenn sich das Unternehmen immer wieder für faire Bedingungen im globalen Handel starkmacht.⁵⁷

Hinter der viel bewunderten Fassade der Speicherstadt verbirgt sich also eine Kolonialgeschichte, die lange nur durch zivilgesellschaftliche Initiativen thematisiert wurde.⁵⁸ Diese Geschichte gehört wohl zum langlebigsten »Welterbe« der Speicherstadt, da sie tatsächlich das Leben von Menschen weltweit beeinflusste. Sie sollten bei der zu stemmenden Aufarbeitung eine gewichtige Stimme haben.

56 Schriftliche Kleine Anfrage des Abgeordneten Norbert Hackbusch (DIE LINKE) vom 1.9.15 und Antwort des Senats Betr.: Die Aufarbeitung der kolonialen Geschichte der Welterbestätte »Speicherstadt und Kontorhausviertel«, in: Bürgerschaft der Freien und Hansestadt Hamburg Drucksache 21/1443, 21. Wahlperiode 8.9.15.

57 Siehe zur Geschichte von Unilever: David K. Fieldhouse: Unilever Overseas. The Anatomy of a Multinational, 1895-1965, London 1978.

58 <http://www.hamburg-postkolonial.de> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); Anke Schwarzer: Moderne Nostalgie – Die neue HafenCity in Hamburg würdigt den Geist des Kolonialismus, in: iz3w 318, 2010.

Heinrich Carl von Schimmelmann

Transatlantischer Kolonialunternehmer und Symbolfigur des Versklavungshandels

JULIAN ZUR LAGE

Wie das Erinnern ist auch das Vergessen Teil des kollektiven Gedächtnisses.¹ Beispielsweise durch Generationenwechsel verschwinden Erinnerungsorte aus dem gesellschaftlichen Speicher, werden durch neue ersetzt oder durch Individualisierungstendenzen obsolet. Es liegt daher nahe, dass die Forschung zu diesem Thema den Fokus auf die stärker im kollektiven Gedächtnis präsente jüngere Vergangenheit gelegt hat. Für die deutsche Kolonialgeschichte ist diese Tendenz konsequenterweise besonders ausgeprägt zu beobachten² – war doch die deutsche Beteiligung an der frühneuzeitlichen europäischen Expansion vornehmlich indirekt, während das Deutsche Reich im Hochimperialismus des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts eine Schlüsselrolle einnahm. Die kollektive Erinnerung an die Kolonisation verschiedener Territorien insbesondere in Afrika, aber auch in China und dem Pazifik kann daher in einem größeren Maß auf materielle Erinnerungsorte wie etwa Denkmäler und Bauwerke zurückgreifen. Kontroversen über die Aufarbeitung der brutalen, mitunter genozidalen Landnahme sorgten besonders in den letzten Jahren für öffentliche Aufmerksamkeit, wenngleich noch immer eine weit verbreitete Indifferenz gegenüber dem deutschen Kolonialismus zu beobachten ist.³

Die deutsche Rolle in der ersten Phase der Europäischen Expansion zwischen dem späten 15. und dem frühen 19. Jahrhundert ist noch deutlich schwächer im kollektiven Gedächtnis verwurzelt. Nicht nur die seither vergangene Zeit, sondern auch die weniger offensichtlichen Verbindungen sorgten für ein Verblässen der Erinnerungen. So handelte es sich bei den Fürsten des Alten Reichs mit dem größten Kolonialbesitz um Herrscher in Personalunion: Das gilt gleichermaßen für Karl V., den Habsburger-Kaiser, in dessen deutsch-spanischem Weltreich »die Sonne nie unterging«, wie für die Welfen auf dem britischen Thron. Finanziere wie die Fugger und Welser blieben meist selbst im Hintergrund, genauso wie der Kolonialwarenimport in der Regel über

1 Aleida Assmann: Kollektives Gedächtnis, in: Dossier. Geschichte und Erinnerung, <https://www.bpb.de/geschichte/zeitgeschichte/geschichte-und-erinnerung/39802/kollektives-gedachtnis> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021), hier S. 1.

2 Die allgemeine Tendenz ist beispielsweise ersichtlich an der vergleichsweise geringen Zahl von Aufsätzen zur Frühen Neuzeit in Pim den Boer, Heinz Duchhardt, Georg Kreis und Wolfgang Schmale (Hg.): Europäische Erinnerungsorte 3. Europa und die Welt, München 2012. Siehe auch Jürgen Zimmerer (Hg.): Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, Frankfurt a. M. u. a. 2013.

3 Siehe dazu etwa den Beitrag über die Gedenktafel in St. Michaelis in diesem Band.

europäische Zwischenstationen erfolgen musste.⁴ Trotzdem beteiligten sich zahllose Personen aus dem Alten Reich etwa als Seeleute auf niederländischen Schiffen, als Kaufleute in London oder als Siedler*innen in den britischen Kolonien direkt an der Europäischen Expansion. Gerade die territorialen Verbindungen mit einer Kolonialmacht durch Personalunion ermöglichten zudem teils unmittelbare Mitwirkung an herausgehobener Stelle.⁵

Ein solcher prominenter Fall ist der deutsch-dänische Händler, Gutsherr und Staatsmann Heinrich Carl (von) Schimmelmänn (1724-1782). Geboren in eine Familie von Kaufleuten im vorpommerschen Demmin, handelte er nach einigen geschäftlichen Fehlschlägen ab den 1740er Jahren in Dresden mit Kolonialwaren. Sein Aufstieg begann durch geschicktes Lavieren zwischen Preußen und Sachsen während des Zweiten Schlesischen Krieges; mit Finanzgeschäften, Porzellan und Zucker. Besonders für diese beiden Waren nutzte er zunehmend die Stadt Hamburg als Umschlagsplatz, wo er sich Ende der 1750er Jahre auch niederließ. Anschließend erwarb er 1759 beziehungsweise 1762 die vor den Toren der Stadt gelegenen Güter Ahrensburg und Wandsbek im dänischen Holstein.⁶

Schimmelmännns Rolle als Kolonialakteur im großen Stil entwickelte sich etwa zur gleichen Zeit durch seine Verbindung mit dem dänischen Staat. Der dänische Außenminister Johann Hartwig Graf von Bernstorff holte ihn 1761 für seine finanziellen Fähigkeiten an den Kopenhagener Hof. Dort erhielt Schimmelmänn erst den Titel eines Generalkommerzintendanten, ab 1764 den des Schatzmeisters sowie zahlreiche weitere Ehrungen wie die Adellung und schließlich 1779 den Grafentitel. Im Zuge des von ihm organisierten Umbaus der dänischen Staatsfinanzen übernahm er aus öffentlicher Hand privat einige Plantagen in der Karibik. Zudem erwarb oder errichtete er Manufakturen etwa zur Zuckerverarbeitung oder zur Waffenherstellung, sowohl auf Seeland wie auch im Umfeld seiner holsteinischen Güter. Diese vielfältigen und doch oft miteinander verknüpften Geschäftszweige machten Schimmelmänn bis zu seinem Tod 1782 zu einem der erfolgreichsten Kaufleute seiner Zeit.⁷ Sowohl in der Kontrolle

4 Siehe für die unklaren Hintergründe des Ausspruchs: Peer Schmidt: Karl V. als Herrscher der ›Indianischen Insuln und der Terrae firmae des Oceanischen Meers‹. Forschungsperspektiven zum kaiserlichen Herrschaftssystem in den amerikanischen Reichen, in: Karl V. 1500-1558. Neue Perspektiven seiner Herrschaft in Europa und Übersee, hg. von Alfred Kohler, Barbara Haider-Wilson und Christine Ottner-Diesenberger, Wien 2002, S. 549-574; hier 549; Mark Häberlein: Aufbruch ins globale Zeitalter. Die Handelswelt der Fugger und Welser, Darmstadt 2016.

5 Exemplarisch: Margrit Schulte Beerbühl: Deutsche Kaufleute in London. Welthandel und Einbürgerung (1660-1818), München 2007. Siehe dazu auch Michael Zeuske: Sklavenhändler, Negreros und Atlantikkreolen. Eine Weltgeschichte des Sklavenhandels im atlantischen Raum, Berlin, Boston 2015, S. 254 f.

6 Christian Degn: Die Schimmelmännns im atlantischen Dreieckshandel. Gewinn und Gewissen, Neumünster 1974, S. 2-13.

7 Martin Krieger: »Schimmelmänn« in: Neue Deutsche Biographie 22, 2005, S. 780 f., <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118755064.html#ndbcontent> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

des Familienunternehmens als auch als Staatsmann in dänischen Diensten folgte ihm sein ältester Sohn Heinrich Ernst von Schimmelmann (1747-1831) nach, von dem hier ebenfalls die Rede sein wird.

Der kurze biografische Abriss zeigt bereits Schimmelmanns Involvierung in koloniale Geschäfte und deutet seine Relevanz für die Erinnerung an den Kolonialismus in Hamburg an. Trotzdem ist es bemerkenswert, dass er wie kein anderer der diversen Überseekaufleute aus dem 18. Jahrhundert bis heute in der kollektiven Erinnerung präsent ist. Welche Faktoren Schimmelmann zu einem frühneuzeitlichen kolonialen Erinnerungsort in Hamburg machen, wird daher im Folgenden von seiner Karriere über die unmittelbaren Nachfahren hin zu seiner Rezeption im 21. Jahrhundert nachgezeichnet.

»Der Sklavenhandel liegt mir sehr am Herzen« – Schimmelmanns direkte Beteiligung an Versklavung und Plantagenwirtschaft

Ein erster Grund für die herausgehobene Wahrnehmung Heinrich Carl von Schimmelmanns als kolonialem Akteur ist seine unmittelbare Beteiligung an dem, was euphemistisch als Dreieckshandel bezeichnet wird. Er hatte als Auftraggeber die Versklavung tausender Menschen in Afrika zu verantworten, die in die Karibik gebracht und dort entweder weiterverkauft oder auf seinen Plantagen zur Arbeit gezwungen wurden. Ein erheblicher Teil des Schimmelmann'schen Vermögens basierte auf den Gewinnen aus dem transatlantischen Menschenhandel und der damit untrennbar verknüpften Plantagenwirtschaft, wie ein detaillierterer Einblick in seine überseeischen Aktivitäten zeigt.

Schon in seinen Dresdener Jahren als Kolonialwarenhändler profitierte Schimmelmann indirekt vom Import von Zucker und anderen Produkten vor allem aus der Karibik. In dieser Rolle unterschied er sich allerdings kaum von zahllosen anderen Kaufleuten im Alten Reich. Erst mit dem Eintritt in dänische Dienste erfolgte eine direkte Beteiligung durch den Besitz von Plantagen, Schiffen und Kompanieanteilen; selbst besuchte er Afrika und die Karibik nie.⁸

Im Rahmen seiner offiziellen Aufgaben zur Neuordnung der Staatsfinanzen erwarb Schimmelmann 1763 als Privatperson vier zuvor staatliche Plantagen auf den dänischen Karibikkolonien, konkret zwei auf der Insel St. Croix und je eine auf St. Thomas und St. Jan. Als ehemals staatlicher Besitz gehörten sie zu den größten Komplexen auf den jeweiligen Inseln und belegten den besten Grund.⁹ Schimmelmann investierte

8 Martin Krieger: Heinrich Carl von Schimmelmann, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a. M. u. a. 2013, S. 311-322; hier S. 316.

9 Siehe Oxholm's West Indies maps and drawings: St. John, <https://www.virgin-islands-history.org/en/history/ownership-history/oxholms-west-indies-maps-and-drawings-st-john/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021) zu einer Schimmelmann-Plantage auf dem besten Grund der Insel St. Jan, sowie Christian Georg Andreas Oldendorp: Historie der caribischen Inseln

weiter in den Ausbau der Plantagen, indem er etwa weitere Zukäufe von versklavten Menschen in Auftrag gab.¹⁰ Allein auf der Plantage la Grande Princesse auf St. Croix befanden sich einer im Landesarchiv Schleswig überlieferten Aufstellung zufolge zum 30. September 1782 460 Arbeiter*innen, aufgeführt nach ihrer Aufgabe: vom »Doctor N[...]« über die »Carpenter« bis zu den Kranken und Kindern.¹¹ Insgesamt arbeiteten beim Tod Schimmelmanns 1782 über 1.000 von ihnen auf den vier Gütern, die erheblich zum Reichtum der Familie beitrugen. Der Schatzmeister war als bedeutendster Steuerzahler des dänischen Gesamtstaats wohl auch der reichste Mann des Landes.¹²

Schimmelmanns Vorstellungen von Plantagenwirtschaft waren primär von seinen ökonomischen Interessen geprägt. Aus dieser Perspektive müssen auch Maßnahmen betrachtet werden, die den versklavten Arbeiter*innen eine bessere Versorgung und Ausbildung verschaffen sollten: So entsandte er 1779 seinen Neffen Heinrich Ludwig Ernst (von) Schimmelman nach St. Croix, um Proteste der Plantagenarbeiter*innen gegen die zu schlechte Ausstattung mit Lebensmitteln zu untersuchen. Der Neffe befand die Klagen für berechtigt, schätzte die praktischen Chancen auf eine bessere Versorgung allerdings aufgrund der kaum zu kontrollierenden Bedingungen skeptisch ein.¹³ In seiner weiteren Karriere als Gouverneur von Dänisch-Westindien forderte der jüngere Schimmelman unter anderem eine härtere Bestrafung und hierarchische Kleidervorschriften zum Nachteil der Schwarzen Bevölkerung.¹⁴ Diese Beispiele verdeutlichen nicht nur den Einfluss der Familie auf den Inseln und im dänischen Gesamtstaat, sondern auch den Vorrang der Aufrechterhaltung des Status quo gegenüber humanitären Argumenten, die in den darauffolgenden Jahrzehnten an Bedeutung gewinnen sollten.

Generell unterschied sich das Verhalten Schimmelman seniors nicht wesentlich von dem anderer Absentist*innen, die aus der Distanz ihren kolonialen Besitz dirigier-

Sanct Thomas, Sanct Crux und Sanct Jan. Kommentierte Ausgabe des vollständigen Manuskriptes aus dem Archiv der Evangelischen Brüder-Unität Herrnhut, Berlin 2000-02, Bd. 1, S. 187.

¹⁰ Krieger, (Anm. 8), hier S. 316.

¹¹ James Bodkin: List of N[...] belonging to Great Princess Estate on S^c. Croix the Property of His Excellency Count Schimmelman in Copenhagen, September the 30th 1782. Copy, in: Landesarchiv Schleswig-Holstein, 127.3 Bestand Schimmelman 62 (Westindische Besitzungen) II, Bl. 17 f. N. ist jeweils ausgeschrieben. Einblicke in Alltag und Handlungsspielräume (Kategorie »Run-aways«) der versklavten Arbeiter*innen erlauben Journale von den Plantagen, etwa: Weekly Journal kept on the Plantation La Grand for [Monat] S^c. Croix 1767, in: Landesarchiv Schleswig-Holstein, 127.3 Bestand Schimmelman 62 (Westindische Besitzungen), n. pag.

¹² Erik Gøbel: The Danish Slave Trade and its Abolition, Leiden, Boston 2016, S. 73-85.

¹³ Thomas Steege: Vor den Toren Hamburgs. Der holsteinisch-dänische Guts- und Industriekomplex der Schimmelmanns und der atlantische Dreieckshandel in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, in: Afrika in Amerika. Ein Lesebuch zum Thema Sklaverei und ihren Folgen, hg. von Corinna Raddatz, Hamburg 1992, S. 80-89; hier S. 85 f.

¹⁴ Neville A. T. Hall und B. W. Higman (Hg.): Slave Society in the Danish West Indies. St. Thomas, St. John, and St. Croix, Baltimore, London 1992, S. 37, 94.

ten: Er ließ beispielsweise willkürlich Familien voneinander trennen, wenn einzelne Angehörige auf andere Plantagen geschickt wurden. Nur in Ausnahmefällen konnten die Versklavten durch das Aufbringen hoher Summen ihre Freiheit erlangen. Schon zeitgenössisch deuteten auf den Inseln aktive Herrnhuter Missionare in ihren Schriften Kritik an diesem Vorgehen an, obwohl sie keinesfalls in grundsätzlicher Opposition zum System der versklavungsba- sierten Plantagenwirtschaft standen und es durch ihre Missionsarbeit sogar stützten.¹⁵

Schimmelmann zeigte großes Interesse an Mission und Ausbildung seiner versklavten Untergebenen, dies sollte jedoch primär dem Erhalt der bestehenden Ordnung und den eigenen Profiten dienen. Dieser Hintergrund gilt auch für die versklavten Jugendlichen, die Schimmelmann nach Europa bringen ließ: Einige mussten als »exotische« Diener*innen für die Familie oder andere Adelige arbeiten, andere sollten auf den holsteinischen Gütern in handwerklichen Berufen ausgebildet und so profitabler einsetzbar werden. Allerdings starb ein wesentlicher Teil der nach Europa Gebrachten binnen weniger Jahre an Krankheiten.¹⁶

Die Initiative zur Ausbildung versklavter Arbeitskräfte im Raum Hamburg verdeutlicht die Verknüpfung der Schimmelmann'schen wirtschaftlichen Ambitionen in Europa und der Karibik. Manufakturen zur Verarbeitung des Zuckers oder zur Produktion von Exportwaren bildeten ebenfalls einen Teil dieses Komplexes. Den letzten Eckpunkt des begrifflich oft bemühten »Dreieckshandels« stellten die Aktivitäten in Afrika dar: Europäische Fertigwaren wie Waffen, Stoffe und



Portrait Heinrich Carl von Schimmelmanns mit seiner Frau Caroline, geb. Tugendreich von Friedborn, und einem Schwarzen Kammerdiener. Gemälde von Lorenz Lönberg, ca. 1773.

15 Siehe dazu Oldendorp (Anm. 9), Bd. 2, Teilband 3, 1703 f.; sowie Life of Cornelius, a Negro-Assistant in the Brethrens Mission in St. Thomas, as related in the Diary of Newherrnhut, in: Periodical Accounts Relating to the Missions of the Church of the United Brethren, Established among the Heathen III, 1801-1805, S. 181-190; hier S. 184.

16 Peter Martin: Schwarze Teufel, edle Mohren. Afrikaner in Geschichte und Bewußtsein der Deutschen, Hamburg 2001, S. 162-167.

Alkohol – auch aus den Schimmelmänn'schen Fabriken und Manufakturen – wurden an den dänischen Stützpunkten im heutigen Ghana verkauft, um von den Profiten versklavte Menschen für die amerikanischen Plantagen zu erhalten. Von den 1750er bis in die 1780er Jahre wechselten sich aufgrund anhaltender finanzieller Misserfolge staatliche und private Aktivitäten im dänischen Afrika ab. Schimmelmänn senior und ab den 1770er Jahren sein Sohn Ernst waren durch bedeutende Anteile an den Kompanien oder Direktorenposten auf verschiedene Arten involviert, insbesondere in der 1781 neugegründeten Baltisch-Guineischen Handelskompanie.¹⁷ Auf diesem Feld war Schimmelmänn mit Überzeugung – »Der Sklavenhandel liegt mir sehr am Herzen« – aktiv; er bediente also alle Bestandteile des versklavungsbasierten transatlantischen Handelssystems mit seinem eigenen Geflecht an Unternehmungen und Beteiligungen.¹⁸

Über diese private ökonomische Betätigung hinaus beeinflusste Schimmelmänn in den beiden Jahrzehnten vor seinem Tod den dänischen Kolonialhandel vielfach durch seine Ämterhäufung im Staatsapparat, etwa in der Direktion der dänischen überseeischen Handelskompanien, die zeitweise staatlich gelenkt waren. Nicht nur in vielen dieser Positionen folgte Schimmelmänn senior nach seinem Tod am 15. Februar 1782 sein Sohn Ernst nach. Die Palais und Güter in Europa wurden auf Witwe und Söhne aufgeteilt, Plantagen und Fabriken in einen Fideikommiss mit Ernst an der Spitze umgewandelt, der alle fünf überlebenden Kinder begünstigte. Von insgesamt 5 Millionen Reichstalern Erbschaft waren die Plantagen mit 680 000 der größte Einzelposten. Zusätzlich standen mit Kompanieanteilen, Fabriken zur Weiterverarbeitung der Plantagenprodukte oder für Exporte nach Übersee und mehreren Schiffen weitere Bestandteile des Erbes ebenfalls in einem kolonialen Kontext.¹⁹

Das Erbe Heinrich Carl von Schimmelmänn war somit in materieller wie in immaterieller Hinsicht ganz erheblich von seinen kolonialen Aktivitäten beeinflusst. Ihm war der Aufstieg vom kleinen Händler zum Grafen und dänischen Schatzmeister gelungen; eine Position, in der er den dänischen Staat der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts entscheidend prägte. Das immense Familienvermögen beruhte zu einem großen Teil auf dem Kolonialhandel, also auf der Zwangsarbeit versklavter Menschen. Dieses System stellte Schimmelmänn zu keinem Zeitpunkt in Frage, ganz im Gegen-

17 Georg Nørregaard: *Danish Settlements in West Africa, 1658-1850*, translated by Sigurd Mammen, Boston 1966, S. 143 f.; Pernille Røge: *An Early Scramble for Africa. British, Danish and French colonial projects on the coast of West Africa, 1780s and 1790s*, in: *The Routledge History of Western Empires*, hg. von Robert Aldrich und Kirsten McKenzie, Hoboken 2013, S. 72-86; hier S. 76; Gøbel (Anm. 12), S. 75.

18 Zitiert nach Degn (Anm. 6), S. 161. Das Volumen des Afrika-Handels erreichte jedoch lange nicht den direkten Austausch zwischen Europa und der Karibik, weswegen der Begriff des Dreieckshandels etwas irreführt; nicht nur, weil er die Realitäten der Versklavung verschleierte. Siehe dazu: Dieter Lohmeier: *Einleitung*, in: *Sklaven – Zucker – Rum. Dänemark und Schleswig-Holstein im atlantischen Dreieckshandel*, hg. von dems., Heide 1994, S. 7-20; hier S. 10-14.

19 Degn (Anm. 6), S. 197-201, 207; Gøbel (Anm. 12), S. 79 f.

teil investierte er mit größter kaufmännischer Selbstverständlichkeit in einen Ausbau und lenkte die dänischen Aktivitäten in Westafrika und der Karibik. Angesichts seiner so zentralen Beteiligung sowohl in politischer als auch in privatwirtschaftlicher Hinsicht ist Schimmelmänn daher eine passende Symbolfigur für die Erinnerung an die versklavungsbasierte Plantagenwirtschaft.

Der Sohn Heinrich Ernst von Schimmelmänn als Gegenfigur

Ein weiterer Faktor für die bis heute andauernde Erinnerung an Heinrich Carl von Schimmelmänn ist, dass sein Sohn Heinrich Ernst ähnlich einflussreiche Positionen erhielt, dabei allerdings eine Art Gegenfigur darstellt: Er trug entscheidend zur Abschaffung des Handels mit versklavten Menschen auf dänischen Schiffen bei. Auf der einen Seite der kühl rechnende Geschäftsmann, der mithilfe der Plantagenwirtschaft das Familienvermögen aufbaut, auf der anderen Seite der von der Aufklärung geprägte Sohn, der die grausamen Verschiffungen beendet – so lässt sich scheinbar das Verhältnis der Generationen beschreiben. Allerdings weisen die Aktivitäten des jüngeren Schimmelmänn deutlich mehr Schichten auf als nur das vermeintliche Gegenbild zum Vater.

Tatsächlich erhielt der 1747 in Dresden geborene Heinrich Ernst von Schimmelmänn eine Ausbildung im Sinne der Aufklärung, er bereiste Westeuropa und setzte sich mit den wichtigsten politischen Schriften seiner Zeit auseinander. Einflüsse von Aufklärern wie dem britischen Abolitionisten Thomas Clarkson und dem Verfasser der »Histoire des deux Indes«, Guillaume Thomas Raynal, trugen wohl dazu bei, dass Schimmelmänn seine eigene Rolle im Kolonialhandel noch zu Lebzeiten seines Vaters zu hinterfragen begann.²⁰ Im Austausch mit seiner Schwester Julia, verheiratete von Reventlow, und seinem Schwager Friedrich Karl von Reventlow diskutierte er über Reformpläne für die Plantagen.²¹

Parallel stieg er als ältester Sohn eines der wichtigsten Staatsmänner selbst in der dänischen Hierarchie auf und übernahm Funktionen im väterlichen Unternehmensimperium. Nur zwei Jahre nach dem Tod des Seniors erhielt er 1784 die Position des Handelsministers, in den folgenden Jahrzehnten auch die des Finanz- und Außenministers. Seine zahlreichen Aufgaben umfassten es unter anderem, eine Umschuldung für die Plantagenbesitzer in Dänisch-Westindien zu organisieren.²²

20 York-Gotthard Mix: »Die Leibeigenen selbst nennen ihren Zustand Sklaverei«. Erbüntertätigkeit und Kolonialismus im dänischen Gesamtstaat der Spätaufklärung, in: Deutsch-dänische Kulturbeziehungen im 18. Jahrhundert. German-Danish Cultural Relations in the 18th Century, hg. von Søren Peter Hansen und Stefanie Stockhorst, Göttingen 2019, S. 135–152; hier S. 147 f. Die »Histoire des deux Indes« erschien zwar ab der dritten Auflage unter dem Namen Raynals, zentrale Passagen stammten jedoch von anderen Autoren wie Denis Diderot.

21 Göbel (Anm. 12), S. 85–88.

22 Ebd., S. 76–79.

Die bedeutendste Veränderung für die dänischen Karibikinseln war jedoch die Abschaffung des Versklavungshandels, die auf Initiative Schimmelmanns 1792 für den dänischen Gesamtstaat mit aus wirtschaftlichen Gründen verzögertem Inkrafttreten im Jahr 1803 beschlossen wurde. Dänemark war damit die erste europäische Kolonialmacht, die diesen Schritt vollzog, obwohl zeitgleich im revolutionären Frankreich und in Großbritannien ähnliche und weiterreichende Forderungen diskutiert wurden. Heinrich Ernst von Schimmelman erlangte durch seine Initiative den Ruf eines humanistisch gesinnten Aufklärers, der gewissermaßen den Gegenpol zu seinem kühl rechnenden, die Plantagenwirtschaft befördernden Vater bildete.²³ Zu dieser Dichotomie trug auch der spätere wirtschaftliche Misserfolg des jüngeren Schimmelman bei, der in den Krisenjahren in Folge der Napoleonischen Kriege ab 1807 für seine privaten und die staatlichen dänischen Finanzen erhebliche Fehler beging. Allerdings hielt Heinrich Ernst von Schimmelman trotzdem von 1824 bis zu seinem Tod 1831 das Amt des dänischen Außenministers, und auch angesichts der unterschiedlichen Rahmenbedingungen kann die oft einseitige Darstellung von Erfolg und Misserfolg der beiden Generationen nicht völlig überzeugen.²⁴

Gleichzeitig ist jedoch das durch die Abschaffung des Versklavungshandels positive Bild Heinrich Ernst von Schimmelmanns in Zweifel zu ziehen. Zum einen ging die Entscheidung in erheblichem Maß auf den Anfang der 1790er Jahre erwarteten – tatsächlich aber erst 1807 erfolgten – entsprechenden britischen Beschluss zu einem Verbot zurück, nicht ausschließlich auf humanistisch-aufklärerische Überzeugung. Zudem folgten aus der politischen Entscheidung keineswegs grundlegende Einschnitte auf den Schimmelman'schen Plantagen oder in der Wirtschaftsform der dänischen Karibikinseln insgesamt. Das Verbot des Versklavungshandels für den dänischen Gesamtstaat folgte primär einer ökonomischen Logik – die für die Zeit zwischen dem Beschluss 1792 und der Umsetzung 1802 sogar zu einem Anstieg in den Zahlen versklavter Menschen, insbesondere Frauen, führte: Das System an sich sollte beibehalten werden und sich durch eine höhere Geburtenrate selbst erhalten, lediglich die riskanten und teuren Fahrten über den Atlantik entfallen. Erst 1848 konnte Widerstand der Betroffenen in Dänisch-Westindien das System der versklavungsbasierten Plantagenwirtschaft zu Fall bringen.²⁵ Die Reformen zur Abschaffung des Versklavungshandels auf Initiative des jüngeren Schimmelman können also keineswegs als komplette Umkehrung des väterlichen Vorgehens angesehen werden.

23 Für die kontrastreiche Rolle des jüngeren Schimmelmanns siehe Degn (Anm. 6), S. 256.

24 Zur zusammenhängenden finanziellen Schieflage von Staat und Familie: Gøbel (Anm. 12), S. 88 f.

25 Lars Jensen: *Postcolonial Denmark. Nation Narration in a Crisis Ridden Europe*, London, New York 2018, S. 43-54, mit einer Zusammenfassung der Forschung, insbesondere zu Thor-kild Hansens grundlegender Arbeit. Zu einer skeptischen Einschätzung der Beweggründe Schimmelmanns kommt auch Jörg-Peter Findeisen: Schimmelman, Heinrich Ernst Graf von, in: *Lexikon zum Aufgeklärten Absolutismus in Europa. Herrscher – Denker – Sachbe-griffe*, hg. von Helmut Reinalter, Wien, Stuttgart 2006, S. 551-553.

Trotz dieser Widersprüchlichkeiten im Bild Heinrich Ernst von Schimmelmanns trägt seine Relevanz für die dänische Politik in den Jahrzehnten um 1800 zur anhaltenden Wahrnehmung nicht nur der Familie allgemein, sondern auch konkret des Vaters bei. Die beiden Schimmelmanns hielten insgesamt über knapp 70 Jahre, von den frühen 1760er Jahren bis 1831, bedeutende Posten im dänischen Staatswesen. Ihre Unterschiede, wenn auch teils übertrieben, beförderten das Interesse an den Personen. Das gilt insbesondere für die im 18. und frühen 19. Jahrhundert umstrittene Frage des Versklavungshandels, die bis heute für die anhaltende Rezeption der beiden Schimmelmanns sorgt.

Die Sichtbarkeit Schimmelmanns im öffentlichen Raum: Wandsbek und Ahrensburg

Einen weiteren notwendigen Faktor für die anhaltende Bedeutung Heinrich Carl von Schimmelmanns als Person der kollektiven Erinnerung bildet seine Sichtbarkeit im Raum Hamburg durch Gebäude, Straßennamen, Denkmal und Museum. Diese materiellen Erinnerungsorte sind gleichzeitig Belege der anhaltenden Rezeption wie auch ihre Träger, da sie den Namen Schimmelmann im öffentlichen Bewusstsein halten. Die wichtigsten Standorte befinden sich im Hamburger Bezirk Wandsbek²⁶ sowie in der unmittelbar nördlich angrenzenden Stadt Ahrensburg, also den früheren Wirkungsorten Schimmelmanns. Als Bauwerke erhalten sind bis heute das Schloss Ahrensburg sowie Schimmelmanns Mausoleum in unmittelbarer Nähe des Verkehrsknotenpunkts Wandsbek Markt. In Ahrensburg sowie im ebenfalls im Bezirk Wandsbek gelegenen Stadtteil Marienthal, übergehend in das benachbarte Jenfeld, befindet sich zudem jeweils eine Schimmelmannstraße, in Jenfeld – auf dem Gelände des schon im 19. Jahrhundert abgebrochenen Wandsbeker Schlosses Schimmelmanns – gibt es zudem eine Schimmelmannallee und einen Schimmelmannstieg.²⁷

Die Bedeutung baulicher Erinnerungsorte zeigt sich in den intensiven Debatten, die gerade über kolonial geprägte Straßennamen in den letzten Jahren erfolgten, so auch in Wandsbek.²⁸ Die nach Schimmelmann benannten Straßen finden in diesem Zusammenhang in Hamburg immer wieder Erwähnung, etwa in zahlreichen Medi-

26 Wandsbek ist heute sowohl der Name eines der sieben Hamburger Bezirke als auch eines Stadtteils innerhalb des Bezirks; weder Stadtteil noch Bezirk entsprechen der historischen Ausdehnung im 18. Jahrhundert.

27 Straßennamen nach kolonialen Akteuren, <http://www.freedom-roads.de/frd/akteur.htm> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021), führt zusätzlich die ›Schatzmeisterstraße‹ als nach Schimmelmann benannt an. Bilder der Stadt, S. 3, <http://afrika-hamburg.de/schimmelmann.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021), verweisen zudem auf die Kattunbleiche als Standort eines entsprechenden Schimmelmann'schen Betriebs.

28 Debatte um Umbenennung der Wissmannstraße und des Dominikwegs in der Bezirksversammlung Hamburg-Wandsbek <http://www.freedom-roads.de/frd/blog.htm>, 9.12.2010 (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021). Siehe zu den beiden deutschen Kolonialakteuren die jeweiligen Beiträge in diesem Band.



Schloss Ahrensburg bei Hamburg, eines der Schimmelmann'schen Güter

enberichten²⁹ wie auch in einer Aufstellung kolonialer Namenspatrone Hamburger Straßen auf der offiziellen Website der Hansestadt. Dort ist Schimmelmann bemerkenswerterweise von 21 aufgeführten Kolonialakteuren außer dem nicht mit Hamburg verbundenen Vasco da Gama der einzige, der vor 1800 starb.³⁰

Bauwerke müssen in der allgemeinen Wahrnehmung nicht zwingend so eng mit ihren früheren Besitzern verbunden sein wie Straßen mit ihren Namenspatronen, weisen jedoch meist eine größere öffentliche Präsenz auf. Das gilt umso mehr bei Prachtbauten, die – wie das Ahrensburger Schloss – zudem noch als Ausstellungsort fungieren. Das Schlossmuseum widmet sich primär der Geschichte des Baus und erinnert entsprechend ausführlich an die frühere Besitzerfamilie, etwa in Form zahlreicher Portraits, Erläuterungen zur Nutzung und einer in Ansätzen kritischen Einordnung der kolonialen Aktivitäten Schimmelmanns. Dass die Zwangsarbeit versklavter Menschen zum Reichtum des Schlossherren beitrug, wird zwar eingeräumt, gleichzeitig relativiert die Darstellung jedoch das System der Versklavung durch eine Charakterisierung als zeittypisch, durch Vergleiche mit der Leibeigenschaft in den holsteinischen

29 Exemplarisch: Dennis Betzholtz: Hamburger Straßen erinnern an dunkle Vergangenheit, 28.4.2016, <https://www.welt.de/regionales/hamburg/article154686513/Hamburger-Strassen-erinnern-an-dunkle-Vergangenheit.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); Edgar S. Hasse: Koloniales Erbe. Hamburgs verdrängte Vergangenheit, 20.4.16, <https://www.abendblatt.de/hamburg/article207446579/Koloniales-Erbe-Hamburgs-verdraengte-Vergangenheit.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

30 HM Jokinen und Frauke Steinhäuser: Kolonialakteure. Biographien von Kolonialakteuren, nach denen in Hamburg Straßen benannt sind, <https://www.hamburg.de/kolonialakteure/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).



Mausoleum Schimmelmanns

Gütern und durch eine Betonung des Schimmelman'schen Wohlwollens gegenüber den versklavten Arbeiter*innen.³¹

Ähnliche Implikationen wie Straßennamen weisen Denkmäler als Träger einer noch ausdrücklicheren und stärker personenbezogenen Würdigungsabsicht auf. Dadurch bieten sie allerdings auch eine noch größere Reibungsfläche für die Auseinandersetzung mit den Geehrten. Während die meisten Statuen für Kolonialakteure älteren Datums sind,³² wurde die umstrittene Büste für Heinrich Carl von Schimmelman erst in diesem Jahrtausend errichtet: Ab 2006 sollte sie nach einer Neugestaltung auf dem Wandsbeker Marktplatz, also in unmittelbarer Nähe des Mausoleums, an eine der wichtigsten Persönlichkeiten Wandsbeks erinnern. Das Denkmal stand neben zwei weiteren Büsten lokalgeschichtlich bedeutender Figuren, Tycho Brahe und Heinrich Rantzau, dem Schlossherren, der den Astronomen in Wandsbek beherbergt hatte. Die Initiative für diese Konzeption ging vom Bezirksamtsleiter Gerhard Fuchs aus, drei junge Künstler*innen wurden mit der Gestaltung beauftragt. Die Firma Imtech übernahm durch eine Vereinbarung mit dem Bezirk die Finanzierung. Der Autor eines Buchs über das Wandsbeker Schloss, Michael Pommerening, verfasste einen Begleittext, der nur am Rande auf Schimmelmanns koloniale Aktivitäten einging und statt-

³¹ Besuch der Ausstellung am 3.10.2019.

³² Auch dazu siehe die Kapitel über Hermann (von) Wissmann und Hans Dominik, deren ursprünglich in deutschen Kolonien, dann ab den 1920er Jahren im Umfeld der Hamburger Universität aufgestellte Statuen bereits in den 1960er Jahren gestürzt wurden; sowie das Interviewprojekt mit Zeitzeugen: Jürgen Zimmerer, Kim Sebastian Todzi u. a.: 50 Jahre Denkmalsturz. Der Sturz des Wissmann-Denkmal an der Universität Hamburg 1967/68 <https://www.kolonialismus.uni-hamburg.de/50-jahre-denkmalsturz-der-sturz-des-wissmann-denkmals-an-der-universitaet-hamburg-1967-68/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).



Die aus Protest gegen die Ehrung des Sklavenhändlers mit roter Farbe übergossene Schimmelmann-Büste, 25. November 2006

dessen seine wirtschaftlichen Erfolge in den Mittelpunkt stellte.³³ Die Verantwortlichen berücksichtigten somit nur die lokalhistorische Bedeutung, kaum die globalen Aktivitäten Schimmelmanns – und belegten so unfreiwillig die weit verbreitete Indifferenz gegenüber der deutschen Geschichte kolonialer Ausbeutung.

Allerdings stieß die Errichtung eines Denkmals für einen der größten Profiteure des Systems des transatlantischen Versklavungshandels schnell auf erheblichen Widerspruch. Insbesondere Vertreter*innen der Black Community Hamburgs, aber auch andere zivilgesellschaftliche Gruppen, organisierten Demonstrationen und Proteste.³⁴ In den Jahren 2006 und 2007 wurde die Büste zweimal symbolisch mit roter Farbe übergossen.³⁵ In Folge der anhaltenden Kritik und nach intensiven politischen Auseinandersetzungen im Bezirksrat erfolgte Mitte 2008 die Demontage.³⁶

Während im Fall der Statue zivilgesellschaftliches Engagement somit einen Erfolg zu verzeichnen hatte und auch sonst in den darauffolgenden Jahren kritische Stimmen zu Schimmelmann zumindest Gehör fanden,³⁷ blieben die anhaltenden Auseinander-

33 Ausführlich zur Geschichte von Aufstellung, Konflikten und Abbau: Melanie Boieck: »Heia Safari: in der Hafen-City. (Post-)Koloniales Erinnerungsbewusstsein in Hamburg, 2018, <http://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-94353> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); hier konkret S. 166-168.

34 Friederike Gräff: Der größte Menschenhändler seiner Zeit, in: taz. die tageszeitung, 8. 12. 2006, <https://taz.de/!343646/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

35 Für die erste Farbaktion vom 25.11.2006: Bilder der Stadt, <http://www.afrika-hamburg.de/schimmelmann2.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021); sowie für die zweite vom 4./5.8. 2007: Erneuter Farbanschlag auf die Schimmelmann-Büste in Wandsbek, <http://www.wandsbektransformance.de/farbanschlag.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

36 Zu den Auseinandersetzungen um den Abbau: Boieck (Anm. 33), S. 173-177.

37 Siehe zur 2016 nach Kritik von Hamburg Postkolonial und der Initiative Schwarzer Menschen in Deutschland (ISD Bund) abgeschafften Barock-Veranstaltung »Weihnachten bei Schimmelmanns« im Hamburger Museum für Kunst und Gewerbe: Petra Schellen: Künftig keine Sklavenhändler-Weihnacht mehr, in: taz Nord, 12.12.2016, <https://taz.de/Kuenftig-keine-Sklavenhaendler-Weihnacht-mehr/!5362057/> <https://taz.de/Kuenftig-keine-Sklavenhaendler-Weihnacht-mehr/!5362057/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

setzungen um die Straßennamen bislang ergebnislos. Diese Diskrepanz wirkte jedoch auf die Wahrnehmung Schimmelmans eher verstärkend: Während der auch visuell eindrucksvolle Protest gegen die Büste erst wieder die Person Schimmelman in das Bewusstsein einer breiteren Hamburger Öffentlichkeit brachte, sorgen die wiederkehrenden Debatten und die fortbestehende öffentliche Präsenz – auch in Form von Schlossmuseum und Mausoleum – für längerfristige Aufmerksamkeit.

Fazit

Heinrich Carl (von) Schimmelman ist der wohl bis heute bekannteste Akteur des Versklavungs- und Kolonialwarenhandels aus dem Alten Reich, insbesondere rund um seine Wirkungsstätten im Raum Hamburg. Diese Bedeutung ergibt sich aus verschiedenen Faktoren: Der erste sind wirtschaftliche Erfolge und politische Karriere Schimmelmans, die eng miteinander verknüpft blieben. Als dänischer Schatzmeister war er in einer herausgehobenen Position am Kolonialhandel beteiligt, wies also zweifellos eigene Handlungsspielräume auf. Für Versklavungshandel und Plantagenwirtschaft bedeutet dies, dass seine Beteiligung keinesfalls als unbedeutend oder nachgeordnet eingeschätzt werden kann. Den zweiten Faktor für die anhaltende Rezeption des Kaufmanns bildet die gegensätzliche Rolle der beiden Schimmelmans bezüglich des Versklavungshandels, wobei auch der jüngere sich keineswegs gegen die Plantagenwirtschaft selbst aussprach. In dieser Widersprüchlichkeit stehen sie somit exemplarisch für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts, die einerseits von aufklärerischen und revolutionären Strömungen, andererseits aber durch eine politische wie wirtschaftliche Intensivierung des europäischen Ausgreifens auf die Welt geprägt war.³⁸ Der dritte Faktor ist die anhaltende Präsenz Schimmelmans im öffentlichen Raum durch Straßennamen und Gebäude. Sie ist einerseits schon Ausdruck der immer noch bestehenden Bedeutung, andererseits aber auch ihr Träger. Gerade bei den Auseinandersetzungen um Denkmal und Straßennamen ist hier eine Selbstverstärkung zu beobachten, die Schimmelman so sehr in das Licht der Öffentlichkeit gerückt haben wie nie zuvor in seiner posthumen Rezeptionsgeschichte.

Die Kombination dieser Punkte verdeutlicht, wie sehr der transatlantische Versklavungshandel und die darauf aufbauende koloniale Plantagenwirtschaft die gegenwärtige Wahrnehmung der frühneuzeitlichen Europäischen Expansion prägen. Schimmelman ist eine der bedeutendsten deutschen Symbolfiguren für den Versklavungshandel, der sonst weitgehend entpersonalisiert diskutiert wird. Individuelle und politische Verantwortung sind angesichts des Jahrhunderts überdauernden, (west-)europaweiten Zusammenhänge verglichen etwa mit den Genoziden und Massakern

38 Siehe für eine Untersuchung der »Darker Side of the Enlightenment« anhand von Kants *Geographie*: Walter D. Mignolo: *The Darker Side of Western Modernity. Global Futures, Decolonial Options*, Durham 2011, S. 181. Grundlegend für die entsprechende Perspektive auf das Gedankengut der Aufklärung: Max Horkheimer und Theodor W. Adorno: *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente*, Frankfurt a. M. 1969.

im frühen 20. Jahrhundert mit klar identifizierbaren Befehlshabern schwer auszumachen.³⁹ Einzelne Kapitäne und kleinere Kaufleute wiesen nur vergleichsweise geringe strukturelle Bedeutung auf und sind in den Quellen oft schwer zu fassen. Politische Akteure schufen zwar die notwendigen Rahmenbedingungen für den Versklavungshandel, beteiligten sich aber meist nicht direkt. Kompanien und Handelshäuser als Unternehmen mit diversen Teilhabenden sind ebenfalls schwerer auf einzelne Personen zurückzuführen. Diese Punkte entlasten die Beteiligten keineswegs von der Verantwortung für ihr Handeln. In der rückblickenden Wahrnehmung des Versklavungshandels verstärkt diese Komplexität jedoch die Tendenz, Versklavungshandel und Plantagenwirtschaft als abstraktes, strukturelles Phänomen zu betrachten, weitgehend ohne Berücksichtigung der individuell profitierenden Verantwortlichen abseits der westeuropäischen Kolonialmetropolen. Diese Abstraktion dürfte einer der Gründe für die vergleichsweise überschaubare Aufmerksamkeit für den deutschen Versklavungshandel sein, da sich das öffentliche Interesse meist auf Personen und konkrete Ereignisse statt auf Strukturen konzentriert. Schimmelmanns prominente Rolle mit aktiver, direkter Beteiligung an Handel und politischen Entscheidungen stellt diesbezüglich eine Ausnahme dar: Er gibt, wenn auch nicht Opfern, so doch den Verantwortlichen des transatlantischen Versklavungshandels ein Gesicht, was erklärt, wieso er fast 250 Jahre nach seinem Tod in Hamburg und darüber hinaus Teil der öffentlichen Debatten und Erinnerung ist.

39 Exemplarisch sei hier der Genozid an den Herero und Nama erwähnt, der klar mit Lothar von Trotha als direktem Befehlshaber in Verbindung steht. Ähnliches gilt für Reginald Dyer als Befehlshaber des Amritsar-Massakers, was jedoch auch eine Folge der zeitgenössischen politischen Aufarbeitung ist: Die Darstellung Dyers als individuell Verantwortlichem bildete schon im unmittelbaren Anschluss an das Massaker einen Topos der Empire-Apologiek gegen tiefergehende Kritik: Kim A. Wagner: *Amritsar 1919. An Empire of Fear & the Making of a Massacre*, New Haven 2019, S. 252.

»Kolonialhelden« in deutscher, tansanischer und britischer Erinnerungskultur

Das Beispiel des Wissmann-Denkmal und des »Askari«-Monuments in Hamburg beziehungsweise Dar es Salaam

MELANIE BOIECK UND REGINALD ELIAS KIREY

Die Erinnerung an heroisierte Personen ist ein vielschichtiger gesellschaftlicher Prozess. Meist sind Mythen und Legenden um diese Figuren entstanden, die es zu einem schwierigen Unterfangen machen, einen Blick hinter die ausgeschmückten Erzählungen zu werfen. So kann es notwendig sein, die Mythen zu dekonstruieren und die weniger heldenhaften Geschichten hinter den Legenden zu erzählen. Die relativ kurze formale deutsche Kolonialgeschichte brachte zahlreiche sogenannte »Kolonialhelden« hervor. Sie galten als abenteuerlustige, starke und geschickte Vorbilder, die für ihr Land neue Territorien entdeckten und in Besitz nahmen. In den meisten Fällen wurde ihnen diese Heldenverehrung erst posthum zuteil, als Fehler und Skandale in Vergessenheit geraten waren. Oft hat sich an diesem positiven Bild bis heute nichts geändert.

Viele der »Kolonialhelden« wurden mit Statuen geehrt oder fanden auf Bauwerken und Denkmälern Erwähnung, die – wenn auch nicht immer unkommentiert – bis heute bestehen blieben.¹ Auch in Tansania wird an stolze Heldenfiguren aus dem Kampf gegen die kolonialen Unterdrücker wie Abushiri und Mkwawa oder die Anführer des Kampfes um die Unabhängigkeit wie Julius Nyerere erinnert. Als eine der bedeutendsten Kolonialmächte finden sich auch in Großbritannien verschiedenste Heldenerzählungen aus kolonialen Kontexten. Dieser Beitrag untersucht die Symbolik ihrer Monumente. Wer waren diese »Kolonialhelden« und unter welchen Umständen wurden ihre Denkmäler errichtet? Was war die Botschaft der Monumente und wie wurden sie über die Zeit hinweg wahrgenommen? Angesichts eines Themas, das Bücher füllen könnte, haben wir uns für diesen Beitrag auf zwei miteinander verbundene Beispiele beschränkt. Das erste ist das Wissmann-Denkmal, das ursprünglich 1908 in Dar es Salaam errichtet, nach dem Ersten Weltkrieg abgebaut und später in Hamburg wiederaufgebaut wurde. An seinem früheren Standort in Dar es Salaam platzierten die britischen Kolonialherren schließlich das »Askari«-Monument, das bis heute dort steht, während das Wissmann-Denkmal in Hamburg 1968 von Studierenden gestürzt wurde.

Beide Denkmäler stehen beispielhaft für koloniale Erinnerungsorte. Dieser Ansatz beruht teilweise auf Pierre Noras *lieux de memoire*, die sich definieren als Orte der

1 Winfried Speitkamp: Der Totenkult um die Kolonialhelden des Deutschen Kaiserreichs, in: zeitenblicke 3/1, 2004.

Erinnerung – in diesem Fall der kolonialen Erinnerung – wie Monumente, Rituale und Gedenktage, und Teil des kollektiven Gedächtnisses einer Nation wurden. In unserem Fallbeispiel teilen sich drei Staaten diese kolonialen Erinnerungen, mit der Bevölkerung Tansanias, die von deutschen und britischen Kolonialherren regiert wurde, als verbindendem Element. Die beiden Denkmäler verbindet darüber hinaus eine weitere Gemeinsamkeit: Das Wissmann-Denkmal zeigte nicht nur Wissmann, sondern auch einen ›Askari‹,² das zentrale Motiv des ›Askari‹-Monuments. Geschichte und Wahrnehmung beider kolonialer Erinnerungsorte sind somit verbunden und benötigen eine kritische Betrachtung, wie viele weitere Themen der deutschen Kolonialgeschichte und ihrer heutigen Erinnerungen.³

Das Wissmann-Denkmal

Am 14. Oktober 2016 eröffnete das Deutsche Historische Museum in Berlin die Ausstellung »Deutscher Kolonialismus – Fragmente seiner Geschichte und Gegenwart«. Unter den 500 ausgestellten Objekten war das Denkmal für Hermann von Wissmann.⁴ Es steht beispielhaft für die deutsche Kolonisierung Ostafrikas und die deutsche Erinnerung daran im Lauf der Zeit. Geschaffen wurde das Monument durch den Bildhauer Adolph Kürle im Jahr 1908 auf dem Höhepunkt des deutschen Kolonialismus. Es ehrte posthum den ›Afrikaforscher‹ und Reichskommissar für Deutsch-Ostafrika. Der ›Eroberer‹ und Sieger des Abushiri-Krieges wurde in Gouverneursuniform mit Säbel und Tropenhelm auf einem Sockel dargestellt. Zusätzlich abgebildet wurden ein ›Askari‹ und ein Löwe, die zu Wissmann aufblicken. Das Monument wurde am 3. April 1909 in Dar es Salaam im damaligen Deutsch-Ostafrika eingeweiht. Seit seinem Tod 1905 hatte Wissmann nach und nach den Status eines ›Kolonialhelden‹ erlangt. Weitere Denkmäler wurden beispielsweise in seiner Heimatstadt Bad Lauterberg errichtet, koloniale Produkte mit seinem Konterfei beworben.⁵

Das Deutsche Reich hatte sich relativ spät und erst auf Initiative privater Unternehmen Kolonien angeeignet. Ursprünglich sollte seit 1888 die ›Deutsche Ostafrika-Kompanie‹⁶ das entsprechende Gebiet regieren. Unter der multiethnischen Bevölkerung der Region hatten bereits Spannungen bestanden, die mit der Ankunft der deutschen Kolonisten in Auseinandersetzungen und schließlich einem Krieg münde-

2 ›Askari‹ war der niedrigste Rang in der sogenannten ›Schutztruppe‹, die sich aus deutschen Offizieren und afrikanischen Söldnern und Soldaten zusammensetzte. Vgl. Stefanie Michels: Schwarze deutsche Kolonialsoldaten, Bielefeld 2009, S. 20 ff.

3 Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne, hg. von dems., Frankfurt a. M. 2013, S. 5-36.

4 Deutsches Historisches Museum: Deutscher Kolonialismus, Darmstadt 2016, S. 188.

5 Vgl. Gordon Uhlmann: Das Hamburger Wissmann-Denkmal. Von der kolonialen Weihstätte zum postkolonialen Debatten-Mahnmal, in: Kolonialismus hierzulande, hg. von Ulrich van der Heyden, Erfurt 2007, S. 281.

6 Thomas Morlang: Askari und Fitafta, Berlin 2008, S. 10-14.

ten.⁷ Die lokale Regierungsautorität sollte an die Deutschen übergeben werden, doch vielerorts führte ihre unsensible, rücksichtslose Vorgehensweise zu Widerstand, der sich auf die gesamte Kolonie ausbreitete. Die Kompanie war überlastet und musste Reichskanzler Otto von Bismarck um Hilfe bitten. Bismarck entschied sich für eine schnelle, möglichst kostengünstige Militäroperation. Zu diesem Zeitpunkt war Wissmann als Afrikareisender und Experte für den Kontinent bekannt. Er plante, 600 afrikanische Söldner anzuwerben, und zwar außerhalb der Kolonie, um ihr Überlaufen zu verhindern. Der Reichstag bewilligte zwei Millionen Reichsmark für die Rekrutierung und Ausbildung der Truppen.⁸ Wissmann wurde zum ›Reichskommissar für Ostafrika‹ ernannt und führte seine ›Polizeitruppe‹ in den Kampf gegen die Bewohner*innen der neuen deutschen Kolonie.⁹



Einweihung des Wissmann-Denkmal am 3. April 1909 in Dar es Salaam

Die deutsche Öffentlichkeit und Presse stellten den Abushiri-Krieg als Schlag gegen arabische Sklavenhändler dar, um die militärische Intervention zu rechtfertigen. Die daraus resultierende Bezeichnung ›Arabischer Aufstand‹ wird in Deutschland bis heute verwendet. Neben Araber*innen waren jedoch auch indische und Swahili-Gruppierungen beteiligt, die gegen Wissmanns Truppen ihre Unabhängigkeit verteidigten.¹⁰ Nach Kriegsende 1890 wurden die auf Zeit aufgestellten deutschen Einheiten aufge-

7 Michael Pesek: *Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika*, Frankfurt a. M. 2005, S. 185-189.

8 Morlang (Anm. 6), S. 15-19.

9 Ebd., S. 19.

10 Pesek (Anm. 7), S. 188 f.

löst, da Bismarck die Regierungsaufgaben weiterhin der Ostafrika-Kompanie zu überlassen plante. Dadurch wollte er eine dauerhafte und daher teure militärische Präsenz in den Kolonien vermeiden. Anhaltender Widerstand durch die Bevölkerung machte jedoch eine stehende Truppe und damit Wissmann notwendig. Der Reichskommissar besaß die Befehlsgewalt über seine Einheiten und de facto auch über die Deutsche Ostafrika-Kompanie. Er wählte persönlich die deutschen Offiziere und rekrutierte afrikanische Mannschaften außerhalb der Kolonie. Ihre Ausbildung beschränkte sich auf wenige Wochen, die Ausrüstung stellte das Reichsheer.¹¹

Nachdem die Ostafrika-Kompanie für regierungsunfähig erklärt wurde, da sie nicht ohne militärische Unterstützung auskam, übernahmen zivile Beamte aus Deutschland. Das Militär wurde jedoch weiterhin benötigt, was zum ›Schutztruppengesetz‹ von 1891 führte. Die neugegründete ›Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika‹ wurde in der Öffentlichkeit immer noch ›Wissmann-Truppe‹ genannt.¹² Wissmann wurde für seine Dienste geehrt und geadelt, konnte jedoch unter Reichskanzler Leo von Caprivi keine offiziellen Posten mehr erlangen. Erst während der Kanzlerschaft Chlodwig zu Hohenlohe-Schillingsfürsts, der Wissmanns Laufbahn positiver sah, wurde diesem 1895 die Position als Gouverneur Deutsch-Ostafrikas angeboten. Hermann von Wissmann war allerdings unzufrieden mit seiner Rolle als Bürokrat, die er auch aufgrund seiner Morphinsucht nicht ausfüllen konnte. Nach nur einem Jahr trat er zurück und ging wieder nach Deutschland. Dort starb er 1905 bei einem Jagdunfall, der zeitgenössisch wie in der Forschung als möglicher Suizid bezeichnet wurde.¹³ In der posthumen Wahrnehmung dominierte jedoch sein Ruf als Gründer der ›Kaiserlichen Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika‹ und als erfolgreicher Unterdrücker des Abushiri-Aufstandes. Drogensucht und Konflikte mit der Regierung waren vergessen. Sein Denkmal blieb in Dar es Salaam, bis nach dem Ersten Weltkrieg die Briten einen Großteil Deutsch-Ostafrikas übernahmen. Sie bauten das Monument ab und brachten es nach London, wo es im Imperial War Museum lagerte.¹⁴ Das Wissmann-Denkmal war nicht das einzige demonitierte Kolonialmonument, auch Statuen von Hans Dominik¹⁵ und Carl Peters¹⁶ wurden entfernt.

Im Jahr 1921 bot die britische Regierung die drei Kolonialmonumente zum Kauf an. Der Hamburger Senator Justus Strandes,¹⁷ Mitglied der Senatskommission für die

11 Tanja Bühner: Kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika, München 2011, S. 55-63.

12 Ebd., S. 87-90.

13 Ebd., S. 82-86.

14 Uhlmann (Anm. 5), S. 281 f.

15 Kolonialoffizier in Kamerun.

16 Gründer der Gesellschaft für deutsche Kolonisation, für die er Land erwarb, das später zur Kolonie Deutsch-Ostafrika wurde. Als Kolonialoffizier wurde er aufgrund des willkürlichen Lynchens von Afrikaner*innen entlassen, was ihm den Beinamen ›Hänge-Peters‹ verschafft hatte.

17 Strandes war für die Firma ›Hansing & Co.‹ zwischen 1879 und 1890 als Händler auf Sansibar. Später wurde er Mitglied im ›Kolonialrat‹ und in der Hamburger Handelskammer, in die Hamburger Bürgerschaft gewählt und war schließlich Gesandter in Berlin.

Reichs- und Auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, antwortete sofort. Er schrieb den anderen Kommissionsmitgliedern, um den Ankauf der Denkmäler anzuregen:

Vor kurzem seien der Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg und F.F. Eiffel bei ihm [Staatssekretär Müller vom Wiederaufbau-Ministerium, Anm. d. Verf.] gewesen und hätten ihm geraten, die Denkmäler Hamburg, als hauptsächlich überseeischen Ausfall- und Einfalltors Deutschlands, zur Verfügung zu stellen. Vorbedingung sei dabei natürlich, daß das Reich mit Kosten für die Aufstellung nicht belastet werde, da nach Ansicht der genannten Herren die erforderlichen Mittel leicht aus Privatsammlungen würden beigebracht werden können.[sic!]¹⁸

Strandes nahm zu Recht an, dass die Hamburger Bevölkerung die erforderliche Summe für die Denkmäler bereitstellen würde. Die Kolonialgesellschaft übernahm die Sammlung des Geldes zur Wiedererrichtung.

Die hiesige Abteilung der Kolonialgesellschaft hatte gestern eine Vorstandssitzung, in der beschlossen wurde, die Mittel für die Aufstellung der Kolonialdenkmäler in Hamburg aufzubringen. [...] Nach sachverständiger Schätzung wird das Wissmannndenkmäl 170 000 M erfordern, die anderen zusammen wenigstens dasselbe. [...] Wir verpflichten uns, die Denkmäler sämtlich aufzustellen, allerdings nach Massgabe der verfügbaren Mittel, also etwas in zwei bis drei Jahren.¹⁹

Diese Korrespondenz bestätigte Hamburg als bestmöglichen Standort für den Wiederaufbau der Denkmäler, da andere große Städte sich nicht ernsthaft um den Erwerb bemüht hatten.²⁰ Im Lauf des Jahres 1922 wurde das Monument für Hermann von Wissmann an der gerade drei Jahre alten Universität errichtet. Diese Standortwahl war kein Zufall. Das Gebäude hatte vor dem Krieg das 1908 gegründete Kolonialinstitut beherbergt. Nach dem Ersten Weltkrieg wurde das Institut durch den Verlust der Kolonien in dieser Funktion nicht mehr benötigt, stattdessen nutzte die 1919 gegründete Universität Vorlesungssäle und Infrastruktur.²¹ Am 4. November 1922 wurde das wiederaufgestellte Wissmann-Denkmal offiziell enthüllt. Das Datum war der Jahrestag der Schlacht von Tanga von 1914, in der die zahlenmäßig unterlegene deutsche

18 Hamburgische Gesandtschaft J.-No 3292. Verfasst am 23.6.1921. StA Hamburg III-1 6686.

19 Wissmann Denkmal soll nach Hamburg, StA Hamburg III-1 6686, Schreiben vom ›Reichsverbands der Kolonialdeutschen und Kolonialinteressenten‹ an Ministerialrat Dr. Ruppel in Berlin vom 9.1.1922.

20 Wissmann Denkmal soll nach Hamburg, StA Hamburg III-1 6686, Informationen über Wissmann und den Denkmalsstandort.

21 Siehe zum Kolonialinstitut: Jens Ruppenthal: *Kolonialismus als »Wissenschaft und Technik«*, Stuttgart 2007. Vgl. auch den Beitrag von Rainer Nicolaysen zum Kolonialinstitut in diesem Band.

›Schutztruppe‹ unter Paul von Lettow-Vorbeck²² die britische Kolonialarmee zurückschlug. Die Inschrift nahm Bezug auf den ursprünglichen Standort:

Der Denkmalsockel trug rückwärtig die Inschrift: ›Aufgestellt in Daressalam 1908-1918 / Wiederaufgestellt in Hamburg 1922 bis ...‹ Damit sollte das Ziel der späteren Rückführung an seinen alten Standort beschworen werden.²³



Wissmann-Denkmal vor dem Hauptgebäude der Universität Hamburg

Dieser Verweis auf die frühere Aufstellung in der ehemaligen Kolonie ist nicht der einzige bemerkenswerte Abschnitt der Inschrift. Die Universität war nicht als endgültiger Standort vorgesehen, sondern eine zukünftige Rückkehr des Denkmals nach Afrika anvisiert; ein Beispiel für den Kolonialrevisionismus nach dem Versailler Vertrag.

Die ›Kolonialgesellschaften‹ trafen sich jährlich am Wissmann-Denkmal, meist zum Jahrestag der ›Schlacht von Tanga‹.²⁴ Der ›Stahlhelm, Bund der Frontsoldaten‹, feierte auf dem ›9. Reichsfrontsoldatentag‹ im Juni 1928 »Zum Gedächtnis und zu Ehren unseres großen Kolonisators«.²⁵ Zahlreiche Festlichkeiten mit Bezug auf den vermeintlich glorreichen Kolonialismus verdeutlichen, dass im postkolonialen Hamburg das koloniale Erbe permanent aktualisiert wurde.

Hermann von Wissmanns Denkmal blieb an seinem Platz neben der Universität nicht unbehelligt stehen. Im Jahr 1943 plante die NS-Verwaltung ein Einschmelzen der Statue, um das Material im Krieg verwenden zu können. Der Rektor der Universität intervenierte und verhinderte letztendlich die Verarbeitung. Zwei Jahre später traf allerdings eine Bombe das Denkmal und stürzte es. Erneut griff die Universitätsverwaltung ein und sorgte bis 1949 für eine Wiederherstellung. Das Denkmal und alles, wofür es stand, wurde erst 20 Jahre später in Frage gestellt.²⁶

Studierende revoltierten in den späten 1960er Jahren gegen das Establishment, ihre Eltern und die Lehrenden an den Universitäten. Dabei begannen sie, Fragen über

22 Paul von Lettow-Vorbeck war Offizier der »Schutztruppe« im Krieg gegen die Herero und Nama in Deutsch-Südwestafrika und wurde 1914 Kommandeur der »Schutztruppe« in Deutsch-Ostafrika; siehe dazu: Eckard Michels: Paul von Lettow-Vorbeck, Paderborn 2008.

23 Uhlmann (Anm. 5), S. 282.

24 Vgl. StA Hamburg 361-5 II Wg 14.

25 Ebd.

26 Uhlmann (Anm. 5), S. 283.

die Geschichte und den Zweiten Weltkrieg zu stellen, um die Gesellschaft zu einer Debatte um die NS-Diktatur zu drängen. In diesem Zusammenhang wurde auch der Kolonialismus diskutiert, so etwa von Studierenden in Hamburg die Wurzeln der Universität im Kolonialinstitut.²⁷ Im August 1967 versuchten Studierende das erste Mal, das Wissmann-Denkmal zu stürzen, was die Polizei aber verhinderte. Einige



Das demontierte Wissmann-Denkmal in der Ausstellung des Deutschen Historischen Museums in Berlin 2016

Monate später waren die Studierenden erfolgreich, die Universitätsverwaltung stellte die Statue jedoch wieder auf. Als die Studierenden schließlich das Denkmal am 1. November 1968 endgültig stürzten,²⁸ besprühten sie es mit roter Farbe und platzierten es vor der Mensa. Aufgrund der Beschädigungen und des Abtransports verzichtete die Verwaltung auf eine erneute Wiederrichtung, sondern lagerte die Statue gemeinsam mit dem Denkmal für den Kolonialoffizier Hans Dominik im Keller der Sternwarte Hamburg-Bergedorf.²⁹

Die Demontage der beiden Kolonialoffiziere hatte noch einen anderen Effekt. Die Denkmäler wurden ins öffentliche Bewusstsein gerückt und die Bevölkerung auf ihre Existenz aufmerksam. Dem gegenüber befreiten sich die Studierenden symbolisch von der kolonialen Vergangenheit und brachen mit der Tradition, die sogenannten

27 Für weitere Informationen zu dieser Bezeichnung siehe: Allgemeiner Studierendenausschuss (ASTA): Das permanente Kolonialinstitut, Hamburg 1969.

28 Vgl. dazu auch das Projekt »50 Jahre Denkmalsturz. Der Sturz des Wissmann-Denkmal an der Universität Hamburg 1967/68«: <https://kolonialismus.blogs.uni-hamburg.de/50-jahre-denkmalssturz-der-sturz-des-wissmann-denkmals-an-der-universitaet-hamburg-1967-68/> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

29 Vgl. Uhlmann (Anm. 5), S. 283 f.

Kolonialheroen zu ehren. Es war das erste Mal in der Geschichte Hamburgs, dass Bürger*innen koloniale Darstellungen offen kritisierten und aus dem öffentlichen Raum entfernten. Dies zeigt, dass zumindest Teile der deutschen Gesellschaft sich schon in den 1960er Jahren mit der Frage des kolonialen Erbes auseinandersetzten.³⁰

Die beiden Denkmäler verblieben bis 1986 im Keller des Observatoriums, als eine Kunstausstellung des Hamburger Museumspädagogischen Dienstes die Wissmann-Statue einbezog. Einige Jahre später nutzte die Künstlerin Hanni Jokinen sie für eine Performance im Hafen. Dort war sie von 2004 bis 2005 komplett sichtbar, gemeinsam mit dem Löwen und dem ›Askari‹. Während der Ausstellung startete die Künstlerin eine Website,³¹ auf der die interessierte Öffentlichkeit über das Thema diskutieren und über die mögliche Zukunft des Denkmals abstimmen sollten. Während der 14 Monate Projektlaufzeit erhielt die Website hohe Aufrufzahlen. 35.000 Gäste besuchten sie und hinterließen etwa 1.000 Kommentare. Den Veranstalter*innen zufolge sind die Ergebnisse der Abstimmung eindeutig:

95 % aller Beteiligten sind der Auffassung, dass das Wissmann-Denkmal nicht wieder in den Keller gebracht werden soll. Unbeliebte Denkmäler sollen nicht versteckt werden, sondern sichtbar bleiben, um weiter diskutiert zu werden. [...] Trotzdem musste nach der städtischen Vorgabe das Wissmann-Denkmal wieder im Keller deponiert werden.³²

Seitdem wurde das Wissmann-Denkmal noch drei Mal aus dem Keller geholt. Im Jahr 2013 rekonstruierte die Regisseurin Eva Knopf den Sturz der Statue für ihre Dokumentation ›Mahjubs Reise‹.³³ Bis Mai 2017 war das Wissmann-Denkmal als Teil der bereits erwähnten Ausstellung im Deutschen Historischen Museum in Berlin zu sehen und 2018/19 war es Teil der Ausstellung ›68. Pop und Protest‹ im Hamburger ›Museum für Kunst und Gewerbe‹.³⁴

Das ›Askari‹-Denkmal

An dieser Stelle ist ein Blick auf das ›Askari‹-Monument sinnvoll, das die Briten neun Jahre nach dem Abbau der Wissmann-Statue an gleicher Stelle in Dar es Saalam errichteten. Das neue Denkmal wurde in den 1920er Jahren von der Imperial War Graves Commission (IWGC) in Auftrag gegeben und steht bis heute ohne größere Eingriffe im Zentrum der Stadt. Es sollte an Afrikaner und Araber erinnern, die im

30 Winfried Speitkamp: Denkmalsturz, Göttingen 1997, S. 6–9.

31 www.afrika-hamburg.de (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

32 <http://www.afrika-hamburg.de/willkommen.html> (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

33 Deutsches Historisches Museum (Anm. 4), S. 188.

34 Vgl. David Templin: Rezension zu: 68. Pop und Protest, 18.10.2018–17.3.2019 Hamburg, in: H-Soz-Kult, 9.2.2019, www.hsozkult.de/exhibitionreview/id/rezausstellungen-317 (zuletzt aufgerufen am 10.6.2021).

Ersten Weltkrieg im Dienst der britischen Armee fielen. Die von Lord Alfred Milner angeführten offiziellen Aufzeichnungen aus dem April 1920 geben Zahlen von 5.000 bekannten ›Askari‹-Gräbern und 50.000 unbekannten Gräbern lokaler Träger*innen, an die das Monument erinnern soll.³⁵ Dies bezieht jedoch die hohe Anzahl unbekannter Opfer nicht mit ein, zu denen zum Zeitpunkt der Errichtung des Denkmals keine Aufzeichnungen zur Verfügung standen. Ursprünglich hatte die Kolonialverwaltung vorgeschlagen, dass alle bekannten ›Askari‹-Gräber Grabsteine erhalten sollten. Die IWGC stellte sich dem mit der Begründung entgegen, dass die Afrikaner*innen zu ignorant seien, um den Wert der Grabsteine zu verstehen, und deswegen eine solche Geste der Ehrung durch die Regierung nicht zu schätzen wüssten. Außerdem kritisierte die Kommission, dass mit dieser Idee diejenigen das Recht auf Erinnerung verlieren, deren Gräber nicht bekannt sind. Letztendlich folgte die Regierung, dass drei Gedenkorte für die afrikanischen Soldaten errichtet werden sollten, in Dar es Salaam, Nairobi und Mombasa.³⁶ Der IWGC äußerte 1921 die Hoffnung, dass in Tanganjika neben Dar es Salaam auch in Tanga und Tabora Denkmäler entstehen sollten, was sich jedoch als unrealistisch herausstellte.³⁷ In der Anfangsphase 1923 wurden verschiedene Probleme thematisiert. Zum einen war die Auswahl eines passenden Standorts umstritten, mit der Schlüsselfrage, ob es richtig sei, an Stelle des ehemaligen Wissmann-Denkmals ein Monument für afrikanische Soldaten zu errichten. Der zweite Punkt betraf die Art der Inschrift auf dem Denkmal und die dafür verwendete Sprache. Der dritte wichtige Aspekt war die Struktur des Monuments, also, wie es aussehen sollte.

Die Erwartung der Kolonialverwaltung war ein möglichst einfaches Denkmal, »readily understood by the natives«.³⁸ Wie dieses Ziel zu erreichen sei, wurde konkret beschrieben: Das Denkmal sollte die Form eines »pedestal with bronze panel and a life-sized figure or larger of a King's African Rifles soldier on top« erhalten; die Seitenpaneele Soldaten und Träger im Dienst zeigen.³⁹ Schon zuvor war vorgeschlagen worden, dass das Monument Inschriften auf Englisch und Swahili erhalten sollte, um die Verständlichkeit für die Bevölkerung zu gewährleisten, doch vor dem endgültigen Beschluss gab es eine neue Anweisung der Kolonialverwaltung, auch eine arabische Beschriftung hinzuzufügen.⁴⁰ Der Text der englischen Fassung sollte folgendermaßen lauten:

This is to the memory of the Native African troops who were the hands and feet of the army: and to all other men who served and died for their King and country in eastern Africa in the Great War 1914-1918. If you fight for your country even if you die your sons will remember your name.⁴¹

35 Tanganyika National Archives (TNA), AB/754: Milner an Tanganyika Territory, 8.4.1920.

36 Ebd.

37 Ebd.

38 TNA, AB/754/3, Commanding Troops Tanganyika Territory an Chief Secretary, 9.4.1921.

39 Ebd.

40 Ebd.

41 TNA, No. 23428/2, Report des Deputy Director of Works, East Africa, 4.11.1927.

Um sicherzustellen, dass der Bildhauer J. A. Stevenson seine Arbeit korrekt ausführen konnte, wurden für ihn Original-Ausrüstungsgegenstände aus Kenia und Tanganjika beschafft. Darunter waren von den ›Askaris‹ genutzte Gegenstände wie Ledergürtel, Hosenträger, Brotbeutel und eine runde Wasserflasche. Ebenfalls aufgelistet war ein »photograph of a machine gun in action taken from the right-hand side«, »manned by Askari equipped as in the war.«⁴²

Bis April 1927 war das Denkmal weitgehend fertiggestellt: Die Bronzestatue eines King's African Rifleman stand auf dem Sockel, an dem die bronzene Tafel mit der oben erwähnten Inschrift auf Swahili und Arabisch bereits angebracht war.⁴³ Eine ähnliche Bronzetafel mit der englischen Inschrift befand sich auf der Rückseite. Es fehlten lediglich noch dekorative Tafeln mit Darstellungen afrikanischer Soldaten in der Schlacht, die an den Seiten angebracht werden sollten, aber noch nicht aus England geliefert worden waren.

Die Arbeiten am Denkmal wurden im November 1927 abgeschlossen und die Enthüllung für den 11. November geplant, dann aber aus unbekannten Gründen bis 14. März 1928 aufgeschoben.⁴⁴ Schließlich wurde das Monument ohne Zeremonie freigegeben, zur Überraschung des Oberbefehlshabers: »I beg to request that I may be informed of the reasons which led to the memorial to Native African Troops being uncovered without the ceremony.«⁴⁵ Der Chief Secretary antwortete: »I am directed by the governor to inform you that the Imperial War Graves Commission left it to His Excellency's discretion whether the memorial should be revealed with or without ceremony and that His Excellency chose the latter alternative.«⁴⁶ Der fragliche Offizier war sichtlich irritiert, nachdem er die Enthüllung des Denkmals am Mwembe Tayari in Mombassa mit dem Gouverneur Kenias gesehen hatte, aber nichts Vergleichbares für Dar es Saalam organisiert wurde.⁴⁷

Ein Teil der europäischen Bevölkerung Tanganjikas, meist deutscher Herkunft, verhielt sich ablehnend gegenüber der Errichtung eines Denkmals für die afrikanischen Soldaten anstelle der Wissmann-Statue. In einem Bericht an den Gouverneur schrieb der Chief Secretary über Beschwerden, die ein Mr. Howe Browne überbracht hatte:

He [Mr. Browne] said that there was a strong body of opinion which held that it was a most unnecessary insult to the memory of Dr. von Wissmann, who might

42 TNA, No. AB/754/15, Deputy Director of Works an Chief Secretary, 28.12.1923.

43 TNA, AB/754/3, Commanding Troops Tanganyika Territory an Chief Secretary, 9.4.1921.

44 Siehe TNA, No.23428/26, Deputy Director of Works an Chief Secretary, 14.3.1928; und No.23428/27 an Kings African Riffle's office to Mr. Scott, 14.3.1928.

45 TNA, No.23428/30, Officer Commanding Troops Tanganyika Territory an Chief Secretary, 28.3.1928.

46 TNA, No.23428/32, Chief Secretary an Officer Commanding Troops, 5.4.1928.

47 TNA, No.23428/4, »His Excellency and Native Fallen: Striking Tribute to K.A.R.and Other Troops: A Native V.C. Some Astonishing Figures of African Service, Mwembe Tayari Speech«, The Mombasa Times, 26.5.1927.

be regarded as a great and distinguished German, that a statue of a native soldier should be put up in the place where his statue had stood. Those we represented regarded it as right and proper that the von Wissmann Statue should be removed, but considered it most improper and insulting to replace it with a statue of a native Askari when there was all the rest of Tanganyika in which to erect such a statue. He expressed the hope that before the statue was unveiled, it might be removed to a more appropriate site in front of the Boma.⁴⁸

Die Proteste aus der Bevölkerung stießen bei der Regierung auf taube Ohren. Widerstand gegen den Standort des Denkmals war aufgekommen, da die Auswahl ohne Einbeziehung der Bevölkerung von Regierungsseite getroffen worden war. Um nur ein Beispiel zu nennen: 1921 hatte das Town Planning and Building Committee vorgeschlagen, das ›Askari‹-Monument entweder an der Stelle der Büste für Kaiser Wilhelm I. oder der Wissmann-Statue zu errichten.⁴⁹ Schließlich votierte die Kolonialverwaltung unter Gouverneur Sir Horace Byatt für Letzteres.⁵⁰ Die Weigerung der Briten, den Standort zu ändern, bestärkte bei der deutschstämmigen Bevölkerung ein Gefühl einer gemeinsamen Identität als Reaktion auf die Missachtung und als Besiegte, das sich etwa in der großen Motivation zeigte, Denkmäler auch für die eigenen Verstorbenen zu errichten. Im Dezember 1936 äußerte etwa die deutsche Gemeinschaft in Morogoro dem Gouverneur gegenüber den Wunsch, auf dem Friedhof ein Kriegerdenkmal für die deutschen Gefallenen des Ersten Weltkriegs zu errichten.⁵¹



Das ›Askari‹-Monument im Zentrum von Dar es Salaam

⁴⁸ TNA, No.2342/7, Chief Secretary an Governor, 31.10.1927.

⁴⁹ TNA, AB/754/6, Chairman, Town Planning and Building Committee an Chief Secretary, 22.6.1921.

⁵⁰ Siehe TNA, No.23428/10, Brief an den Chief Secretary, 19.12.1927; siehe auch: TNA, AB/754/7, Chief Secretary an Assistant Director of Works, 13.7.1921.

⁵¹ TNA, No.24678, Erection of War Memorial; Morogoro Cemetery of Germans, 1936.

Das Denkmal sollte die Form des Eisernen Kreuzes erhalten und die Widmung »UNSEREN HELDEN, die fuer Deutschlands GROESSE starben [sic!]«. ⁵²

Die oben skizzierte Geschichte der beiden Denkmäler verweist auf eine weitere Ebene der Debatte, aus der sich zwei Thesen ergeben. Erstens stellten die kolonialen Monumente ein Siegegssymbol der imperialen Mächte dar. Die Fähigkeit, Afrikaner*innen in Kolonialkriege zu verwickeln und sie zu Unterwerfung und Loyalität zu zwingen, galt als Zeichen imperialer Größe und legte den Grundstein für die Inbesitznahme des jeweiligen Territoriums. Das Wissmann-Denkmal wurde nicht abgebaut, weil es einen wichtigen Platz blockierte, sondern weil es den deutschen Imperialismus glorifizierte. Zweitens wurden Afrikaner*innen durch die Monumente als nicht gleichberechtigte, ja nicht gleichwertige Menschen dargestellt. Die direkt unter Wissmanns Statue platzierte Figur des ›Askari‹ sollte Afrikaner als Wissmanns loyale Untertanen beschreiben. ⁵³ Wie bereits erwähnt erhielt die Enthüllung des ›Askari‹-Denkmals in Dar es Saalam keine größere Aufmerksamkeit durch die britische Kolonialverwaltung, die keinen Grund zur Organisation einer entsprechenden Zeremonie sah. Selbst nach seiner Enthüllung wurde das Monument als Objekt der Vergangenheit behandelt, das zu erhalten keine größeren Bemühungen wert war. Ein Artikel aus »The Tanganyika Times« vom 6. Februar 1930 berichtete: »... surely a small sum might be allocated by the government to erect a railing round the monument. Such a railing would not only protect, *but would lend dignity to a work of art.*« ⁵⁴ Der abschätzige Ton spricht für sich selbst: Obwohl der Autor oder die Autorin des Artikels sich darüber im Klaren war, dass das Monument an die im Krieg gefallenen Afrikaner*innen erinnerte, sah er oder sie kein Problem mit einem solchen Kommentar. Das zeigt, dass die Erinnerungsorte nicht nur die Afrikaner*innen ehren sollten, die freiwillig oder unfreiwillig auf der Seite einer der imperialen Kriegsparteien kämpften, sondern den kolonialen Untertanen auch ein Unterlegenheitsgefühl einflößen sollte. Ein weiteres Beispiel unterstreicht diesen Punkt: Der Gouverneur der Kolonie Kenia hielt bei der Eröffnung des Denkmals in Mombasa am 26. Mai 1927 eine Rede mit einem solch verachtenden Unterton, dass keine Zweifel an den Hintergedanken bei der Errichtung des Monuments bleiben:

Let us today give a special thought to what the Arab and African did for us in the Great War. Let us see in this monument a tribute to those fine qualities of infinite

52 Ebd. In einem ähnlichen Fall äußerte die deutsche Bevölkerung ihre Freude über die Entscheidung des District Commissioner von Bagamoyo, ihr Denkmal zu restaurieren. Siehe dazu: Robert Heussler: British Tanganyika. An Essay and Documents on District Administration, Durham (NC) 1971, S. 14 f.

53 Siehe für die Frage afrikanischer Loyalität zu den Deutschen im kolonialen Tanganjika: John Iliffe: Tanganyika Under German Rule 1905-1912, London 1969, S. 5; sowie R. F. Eberlie: The German Achievement in East Africa. The Journal of Tanganyika Society. Tanganyika Notes and Records, 1960, S. 210 f.

54 TNA, No. 23428/33, Tanganyika Times, 1930. Hervorhebung d. A.

patience, loyalty and devotion, which were displayed by the men to whom this monument is raised. There is an African proverb that iron is not much used without wood. The proverb was exemplified in the war when the successes to which the valor of the Arabs and Africans, which I have endeavored to describe to you, contributed could not have been secured had it not been for the leadership of the European officers under whom they served.⁵⁵

In Tanganjika und anderen britischen Kolonien in Afrika wurden koloniale Monumente somit, absichtlich oder unbewusst, nicht nur zur Verstetigung hegemonialer Erinnerungen an imperiale Kriege oder des Kolonialismus generell errichtet. Sie zeigten zusätzlich afrikanische Kriegsteilnehmer*innen, die auch Opfer des westlichen Imperialismus waren, als loyale, treue Untertanen.

Noch offen bleibt die Frage, ob die heutige Gesellschaft Tansanias die ›Askari‹, die entweder für Deutsche oder Briten am Krieg teilnahmen, als Helden sieht. Falls die Antwort eine positive ist – für wessen Interessen kämpften die ›Askari‹ und Träger*innen dann? Dabei ist in Erinnerung zu rufen, dass seit dem Ende der Kolonialherrschaft in Tansania alternative Gedenkformen an antikolonialen Heroismus entstanden. Die übernommenen kolonialen Institutionen erhielten neue Namen, um afrikanische Helden zu ehren. So wurde 1963 das frühere Princess Margaret Hospital und seine Abteilung Twinning Block in Muhimbili National Hospital beziehungsweise Kibasila Block umbenannt.⁵⁶ Kibasila war einer der Maji-Maji-Kämpfer, die in Dar es Salaam von den Deutschen erhängt worden waren. Die Entscheidung zur Umbenennung markierte eine neue Ära im Umgang mit der Erinnerung an die Kolonialzeit, da auch weitere Einrichtungen den Namen antikolonialer Helden erhielten. Die Anführer des Kampfs gegen die deutsche Kolonisierung wurden auf eine ähnliche Weise geehrt. So erinnern die Sina Lane und die Sina Secondary School in Moshi an die Tapferkeit von Chief Sina of Kibosho; genauso wie das Mkwawa University College of Education (früher Mkwawa High School) in Iringa an die Taten von Chief Mkwawa of Kalenga. Über diese Beispiele hinaus wurden zahlreiche Erinnerungsorte kurz nach der Unabhängigkeit eingerichtet oder ausgebaut, so etwa die Kalenga Memorial Site in Iringa für Chief Mkwawa und die Maji-Maji Memorial Site in Songea für die gefallenen Helden des Maji-Maji-Kriegs.

Dieser Beitrag hat kolonialen Heroismus am Beispiel der Errichtung von Denkmälern im kolonialen Tansania und in Deutschland nach dem Ersten Weltkrieg untersucht. Wir waren bemüht, Hintergrundinformationen über die Wissmann-Statue und das ›Askari‹-Monument in Dar es Salaam vorzulegen und die Entwicklung von der Aufstellung zur Entfernung des erstgenannten in Hamburg zu erklären. Deutlich wird, dass der deutsche Verlust Tanganjikas an die Briten als Folge des Ersten Weltkriegs zum Abbau und Wiederaufbau von kolonialen Monumenten führte. Dadurch

55 TNA, No. 23428/4, The Mombasa Times of May 26th 1927.

56 Raia, Gazeti la Wilayaya Geita, May 1963, Toleo No. 38.

verschwanden allerdings nicht die Erinnerungen an verschiedene »Kolonialhelden« unter den Deutschen, die in den 1920er und 1930er Jahren eine Wiedergewinnung der afrikanischen Kolonien erwarteten, oder unter den britischen Kolonialoffizieren, die nach der Übernahme Tanganjikas als Mandatsgebiet Monumente für deutsche »Kolonialhelden« durch ihre eigenen ersetzen. Wie gezeigt, war dieses Vorhaben nicht einfach und ohne Widerstände zu erreichen. Die Errichtung des ›Askari‹-Monuments an Stelle der Wissmann-Statue wurde von der deutschen Gemeinschaft in Tanganjika nicht widerspruchsfrei hingenommen. Entsprechend unterstützte eine Mehrheit der deutschstämmigen Bevölkerung Tanganjikas den deutschen Kolonialrevisionismus.⁵⁷ Letztendlich erneuerte die Aufstellung der Wissmann-Statue in Hamburg das Gefühl von kolonialem Heroismus unter den in Tanganjika lebenden Deutschen. 46 Jahre nach ihrer Wiedererrichtung in Hamburg waren studentische Proteste allerdings 1968 erfolgreich. Schon zu diesem Zeitpunkt wurde deutlich, dass die Glorifizierung der Kolonialzeit nicht mehr einfach hingenommen würde. Seit der Unabhängigkeit Tanganjikas 1961 blieb das ›Askari‹-Monument ein Relikt der kolonialen Heldenverehrung. Während die Wissmann-Statue in Deutschland zum Mittelpunkt wissenschaftlicher Debatten um kolonialen Heroismus und gleichzeitig ein Ziel starken Widerstands wurde, blieb das ›Askari‹-Monument in Tansania als ererbtes Kolonialdenkmal aufgrund seines historischen Wertes erhalten.

Deutlich wurde, dass sich die beiden Statuen und damit die beiden Erinnerungskulturen aufeinander beziehen. Sie gemeinsam zu erforschen und zu erörtern ist auch Programm.

Aus dem Englischen übersetzt von Julian zur Lage

57 Zu den NS-Aktivitäten in Tanganjika siehe Michael S. Macoum: *Wrong Place, Right Time. Policing the End of Empire*, London 1996, S. 115-133.

Kolonialkriegerverehrung in (post-)kolonialen Zeiten

Von der ›Lettow-Vorbeck-Kaserne‹ zum ›Tansaniapark‹

JÜRGEN ZIMMERER UND JULIAN ZUR LAGE

Zwischen kolonialer Heldenverehrung und dekolonialem Protest

Im Hamburger Stadtteil Wandsbek-Jenfeld befindet sich, weithin abgeschieden und dem Publikumsverkehr verschlossen, eines der eindrucksvollsten und interessantesten (post-)kolonialen Denkmalsensembles in Deutschland. Ursprünglich Bestandteil der mittlerweile aufgelösten Lettow-Vorbeck-Kaserne, erst der Wehrmacht und dann der Bundeswehr, verbindet es nicht nur in Entstehung und Bildprogramm die Geschichte kolonialer Erinnerung mit Fragen des Kolonialrevisionismus in der Weimarer Republik und darüber hinaus. Sondern es stellt auch eine Brücke her zwischen dem ersten und dem zweiten deutschen Kolonialreich, dem in Afrika und Asien vor 1916 und dem in Osteuropa im Zweiten Weltkrieg.

Zu diesem Ensemble gehören sowohl das Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal, die sog. ›Askari-Reliefs‹, die Gedenktafeln für die im Ersten Weltkrieg in den Kolonien gefallenen Deutschen und von Rommels ›Afrika-Korps‹, sowie das an die deutsche ›Schutztruppe‹ in Deutsch-Ostafrika erinnernde Kasernenkarree, ein durch Gebäude, die den ehemaligen Kommandeuren der Schutztruppe Ostafrikas gewidmet sind, umringter ehemaliger Exerzierplatz. Während das Kriegerdenkmal, immer noch von der Öffentlichkeit abgeschlossen, als ›Tansania-Park‹ einer Nutzung harrt, wird das Kasernenkarree derzeit unter anderem von der Helmut-Schmidt-Universität der Bundeswehr als Wohnheime für Studierende genutzt.

In ihrer Geschichte spiegelt sich auch die (verzögerte) Aufarbeitung des kolonialen Erbes und die noch lange wirksame koloniale Amnesie¹ wider. Dies reicht von der Benennung einer Kaserne der Bundeswehr nach einem ›Kolonialhelden‹, bis zur vorgeschlagenen Umwidmung und Nutzung ausgerechnet kolonialer Denkmäler als Gedenkort für die deutsch-tansanische Freundschaft. Die Proteste gegen eine als zu unkritisch wahrgenommene neue Verwendung der Denkmäler und des Geländes wurden zu einem wichtigen Meilenstein der Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit in Deutschland.

1 Zum Begriff der ›kolonialen Amnesie‹ Jürgen Zimmerer: Kolonialismus und kollektive Identität. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von dems., Frankfurt a. M. u.a. 2013, S. 9-37; hier S. 9.



Die sogenannten ›Askari-Reliefs‹ an ihrer heutigen Position

Von der Niederlage zur Wiederaufrüstung

Am Anfang war die Niederlage! Sie riss 1918 die Deutschen aus allen Träumen von eigener Größe und Weltmachtrolle. Der psychologische Schock war umso stärker, als die staatliche Propaganda bis zuletzt über die drohende Katastrophe hinwegtäuschte. Die Legende vom ›Dolchstoß‹ machte die Runde und wurde zur schweren Hypothek für das Nachkriegsdeutschland. Im ›Felde unbesiegt‹ sei man, so hieß es, hinterrücks erdolcht von den republikanischen Politikern, allen voran denen der SPD. Im Friedensvertrag von Versailles musste Deutschland nicht nur schmerzhaft empfundene Gebietsabtretungen hinnehmen und sich zu Reparationszahlungen verpflichten, sondern auch die Alleinschuld am Krieg akzeptieren und den Verlust der Kolonien auf Grund erwiesener Kolonialunfähigkeit. Beides traf die deutsche Gesellschaft, insbesondere das Bürgertum, ins Mark ihres Selbstverständnisses. Weithin bekannt, wurde die ›Kriegsschuldlüge‹ zum Mobilisationsfaktor im Kampf gegen das ›Diktat von Versailles‹, aber auch gegen die Weimarer Republik an sich.²

Auch gegen die ›Kolonialschuldlüge‹ liefen die Besiegten Sturm und machten nicht zuletzt deshalb den Kolonialrevisionismus in weiten Teilen der Gesellschaft populär, selbst wo unmittelbares Interesse an Kolonien und am Kolonialreich fehlte.³ Wer ›Ver-

2 Siehe zur Weimarer Republik: Ulrich Herbert: Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert, München 2014; Heinrich August Winkler: Der lange Weg nach Westen, Band 1: Deutsche Geschichte vom Ende des Alten Reiches bis zum Untergang der Weimarer Republik, München 2000.

3 Siehe dazu Christian Rogowski: »Heraus mit unseren Kolonien!«. Der Kolonialrevisionismus der Weimarer Republik und die »Hamburger Kolonialwoche« von 1926, in: Phantasieerei-

sailles‹ ablehnte, der war auch gegen die ›Lügen‹, und meist zumindest in der Rhetorik für Kolonien.

Die ›Kolonialschuldfrage‹ traf das bürgerliche Deutschland auch deshalb so hart, weil die Kolonien, das Kolonialherr-Sein im Kaiserreich selbst, bewusst auch als Zeichen gewertet wurden, man stünde nun auf Augenhöhe mit den anderen europäischen Großmächten, insbesondere Großbritannien. Diese symbolische Anerkennung wurde nun ins Gegenteil verkehrt. Die Alliierten wollten demütigen, und so wurde es auch empfunden. Als Verteidigung dagegen betonte man in Deutschland, dass die Bevölkerung der ehemaligen deutschen Kolonien unter deutscher Kolonialherrschaft verbleiben wollte, eine Behauptung, für die kein repräsentativer Beleg vorgelegt wurde, ja vorgelegt werden konnte.⁴

Eine herausgehobene Rolle kam dabei den ›Askari‹ zu, die während des Ersten Weltkrieges vor allem in Ostafrika angeblich freiwillig und zuverlässig an deutscher Seite gekämpft hätten. Der ›treue Askari‹ wurde zur ikonischen Figur, eng verbunden mit der Figur Paul von Lettow-Vorbecks, des Generals, der ›im Felde unbesiegt‹ gewesen sei, wobei geflissentlich übersehen wurde, dass die ›Treue‹ selbst ein Mythos war.⁵ Bei den ›Askari‹ handelte es sich um afrikanische Söldner, die von deutscher Seite in Ostafrika eingesetzt worden waren. Sie wurden von der einheimischen Bevölkerung sehr kritisch gesehen und dem kolonialen Unterdrückungsapparat zugeordnet, zugleich aber selbst Rassismus und Zwangsmaßnahmen der Kolonialmacht unterworfen.⁶ Eine Betonung der Figur des ›treuen Askari‹ war prinzipielle Kritik am ›Versailler Diktatfrieden‹ und zugleich die Formulierung eines kolonialrevisionistischen Anspruchs.

Bekanntlich blieb der Kampf ›gegen Versailles‹ nicht bei ikonischen Darstellungen und revisionistischen Forderungen stehen. Nach der Regierungsübernahme Hitlers kam es alsbald auch zur politischen und militärischen Herausforderung. Der Friedensvertrag hatte eine enge Begrenzung der deutschen Armee, der Reichswehr, vorgesehen. Dagegen setzte das neue Regime auf Aufrüstung. Eine Aufrüstung, die in Hamburg etwa zur Gründung einer Doppelkaserne in Wandsbek-Jenfeld führte, benannt nach den Kolonialkämpfern Ludwig von Estorff und Paul von Lettow-Vorbeck.

che. Zur Kulturgeschichte des deutschen Kolonialismus, hg. von Birthe Kundrus, Frankfurt /M. u.a. 2003, S. 244-262; besonders S. 244-247.

- 4 Der Wille der kolonisierten Bevölkerung spielte dagegen bei den Überlegungen keine Rolle. Siehe dazu Jürgen Zimmerer: Von der Bevormundung zur Selbstbestimmung. Die Pariser Friedenskonferenz und ihre Auswirkungen auf die britische Kolonialherrschaft im südlichen Afrika, in: Versailles 1919. Ziele – Wirkung – Wahrnehmung, hg. von Gerd Krumeich und Silke Fehleemann, Essen 2001, S. 145-158; Birte Förster: 1919. Ein Kontinent erfindet sich neu, Ditzingen 2018, S. 9 f., 89 f.
- 5 Stefanie Michels: Der Askari, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a. M. u.a. 2013, S. 294-308; hier S. 296-298.
- 6 Michelle R. Moyd: Violent Intermediaries. African Soldiers, Conquest, and Everyday Colonialism in German East Africa, Athens 2014, S. 19 f. für den ihnen entgegengebrachten Rassismus, S. 182 für die Rolle als »Agents of Everyday Colonialism«.

Letztendlich war dies alles Vorbereitung auf die Entfesselung des Zweiten Weltkrieges, mit seiner Eroberungs- und Vernichtungspolitik vor allem in Osteuropa. Die Namensgebung mag auf das deutsche Kolonialreich in Afrika verwiesen haben, das neue nationalsozialistische Kolonialreich lag ›im Osten‹. Für Hitler und viele seiner Mittäter*innen war »[d]er russische Raum unser Indien, und wie die Engländer es mit einer Handvoll Menschen beherrschen, so werden wir diesen unseren Kolonialraum regieren ... im Grunde sind es lauter Gebiete, in denen einmal schon Germanen gesessen haben. Das deutsche Volk soll in diesen Raum hineinwachsen.«⁷

Die Kolonialdenkmäler der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne

Wie kaum ein zweiter kolonialer Erinnerungsort verbindet das Kolonialdenkmal-sensemble der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne die erste und zweite deutsche Kolonialreichsgründung, den Versuch, Lebensraum im Süden und Lebensraum im Osten zu gewinnen und mit Waffengewalt zu erobern. Es ist ein Monument für Kolonialrevisionismus und den Versuch einer zweiten deutschen Kolonialreichsgründung.

Diese symbolische Aufladung ging über den Namen hinaus: Von Anfang an bildeten Gedenktafeln für die deutschen Gefallenen des Ersten Weltkriegs in den Kolonien mit einer Säule mit Reichsadler das ›Schutztruppen-Ehrenmal‹. Eine Stele in typischer NS-Bildsprache mit Adler auf der Spitze bildet das Zentrum des Monuments, daneben je eine Tafel für die Gefallenen in Kamerun, Togo, Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Westafrika. Die Toten sind nicht namentlich, sondern nur in Zahlen nach Dienstgraden aufgeführt – einschließlich der »Askari« sowie »Hilfskrieger und Träger«, die allerdings explizit von den Weißen Mannschaften getrennt werden.⁸

Als zehn Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges die Wiederbewaffnung der Bundesrepublik Deutschland erfolgte, wurden auch die Kasernen wieder genutzt, seit den 1970er Jahren zusammengelegt unter dem Namen Lettow-Vorbeck-Kaserne. Während Lettow-Vorbeck auch zur bundesdeutschen militärischen Traditionsstiftung herangezogen wurde, fiel mit Ludwig von Estorff ausgerechnet der Name eines der wenigen Offiziere weg, die Kritik am Genozid Lothar von Trothas erhoben hatten.⁹

Heute stehen die »Askari-Reliefs« (auch »Denkmal für die Ostafrika-Schutztruppe«) und das »Kriegerdenkmal 1914/18« ebenso auf der Liste geschützter Denkmäler wie fünf Gebäude in der Hermine-Albers-Straße und vier in der Wilsonstraße als »Kasernenanlage mit Mannschaftsgebäuden, Wirtschaftsgebäude, Stabsgebäude, Exer-

7 Hitler am 17.9.1941, siehe: Werner Jochmann (Hg.): Adolf Hitler. Monologe im Führer-Hauptquartier 1941-1944. Die Aufzeichnungen Heinrich Heims, Hamburg 1980, S. 60-64. Siehe allgemein dazu Jürgen Zimmerer: Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust, Münster 2011.

8 So die Aufschriften auf dem Denkmal. Siehe dazu allgemein Joachim Zeller: Kolonialdenkmäler und Geschichtsbewußtsein. Eine Untersuchung der kolonialdeutschen Erinnerungskultur, Frankfurt a. M. 2000, S. 182-185.

9 Zu Estorff siehe Zimmerer (Anm. 7), S. 42 f.

zierplatz und Grünanlage«. ¹⁰ Sie wurden in die Neugestaltung des Geländes nach Abzug der Bundeswehr integriert und werden durch die Bundespolizei und als Wohnheime der nahegelegenen Helmut-Schmidt-Universität genutzt.

Durch diese Erhaltung als Denkmäler bleibt der ehemalige Namenspatron Lettow-Vorbeck genauso wie sechs weitere auf den Gebäuden dargestellte ehemalige Kolonialsoldaten in der Öffentlichkeit präsent – denn anders als der ›Tansania-Park‹ ist dieser Komplex öffentlich zugänglich. Zu diesen Patronen zählen mit Lettow-Vorbeck als Namensgeber der Kaserne, Lothar von Trotha und Hermann von Wissmann drei der bekanntesten deutschen Kolonialoffiziere. Trotha (1848-1920) ist insbesondere als Verant-



Die Büste L. von Trothas am ehemaligen Kasernengebäude

wortlicher des Genozids an Herero und Nama im heutigen Namibia berüchtigt, war jedoch zuvor 1904/05 Kommandeur der ›Schutztruppe‹ in Ostafrika. ¹¹ Diese Position hielten auch die übrigen Geehrten, nur Wissmann (1853-1905) als Gründer der nach ihm benannten Vorgängertruppe nicht offiziell. Der Forschungsreisende hatte die Rekrutierung der ›Askari‹ im Auftrag der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft (DOAG) eingeführt und sorgte für die brutale Etablierung der deutschen Herrschaft. Nach der Verstaatlichung von DOAG und ›Wissmann-Truppe‹ musste er seinen Posten abgeben, war aber 1895 kurzzeitig – und erfolglos – wieder Gouverneur. ¹²

Weitgehend unbekannt sind dagegen die übrigen Namenspatrone – Emil von Zelewski, Friedrich von Schele, Theodor Liebert und Kurt von Schleinitz. ¹³ Emil von Zelewski (1851-1891) war in den ersten Jahren der Kolonie Deutsch-Ostafrika verant-

¹⁰ Denkmalliste für den Bezirk Wandsbek, Stand 19.7.2021, hg. von Behörde für Kultur und Medien Hamburg, <https://www.hamburg.de/contentblob/3947928/f65eea6c-c41e6531e77f36b266078925/data/denkmalliste-wandsbek.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

¹¹ Jürgen Zimmerer: Krieg, KZ und Völkermord in Südwafrika. Der erste Genozid, in: Völkermord in Deutsch-Südwafrika. Der Kolonialkrieg (1904-1908) in Namibia und seine Folgen, hg. von dems. und Joachim Zeller, Berlin 2003; hier S. 49-52.

¹² Siehe zu Wissmann den Beitrag von Melanie Boieck und Reginald Elias Kirey in diesem Band. Damit wird lediglich Adolf Graf von Götzen aus der Reihe der ›Schutztruppen‹ Kommandeure für Deutsch-Ostafrika nicht erwähnt.

¹³ Hier geordnet nach Anordnung der Gebäude bzw. Büsten von Nord nach Süd. Das Zelewski-Gebäude liegt leicht abgesetzt nördlich des Exerzierplatzes, die Büsten für Lettow-Vorbeck, Wissmann und Trotha südöstlich, die übrigen nordwestlich davon.

wortlich für ein »Terrorregime« im Gebiet um Pangani.¹⁴ An der Niederschlagung des von ihm selbst durch aggressives und respektloses Verhalten als Vertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft mit ausgelöstes sogenannten »Araberaufstands« der Küstenbevölkerung war er anschließend in der »Wissmann-Truppe« genauso beteiligt wie an der gewaltsamen Unterdrückung der Hehe als Kommandeur der neu eingerichteten »Schutztruppe«. In dieser Auseinandersetzung fand er allerdings 1891 in einer der ersten Niederlagen deutscher Truppen auf kolonialen Kriegsschauplätzen den Tod.¹⁵ Die Bekämpfung des Hehe-Widerstands setzte der ebenfalls auf dem Kasernengelände geehrte Gouverneur und »Schutztruppen«-Kommandant Friedrich von Schele fort. Schele (1847-1904) war von 1893 bis 1895 auf dem Höhepunkt des Konflikts zugleich Gouverneur Ostafrikas und verließ die Kolonie nach dessen blutiger Niederschlagung mit dem Orden »Pour la Mérite«.¹⁶

Nach Schele und Trotha übernahm Eduard von Liebert (1850-1934) die Ämter des Gouverneurs und »Schutztruppen«-Kommandeurs Ostafrikas – auch er ein Anhänger der Politik verbrannter Erde. Zurück in Deutschland widmete er die Jahrzehnte bis zu seinem Tod der nationalkonservativ-rechten Politik als prokolonialer Hardliner und seit 1929 als NSDAP-Mitglied.¹⁷

Der Amtsvorgänger Lettow-Vorbeckes als »Kommandeur der Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika« der Jahre 1907-1914, Kurt von Schleinitz, hatte schon an der Niederschlagung der Maji-Maji-Bewegung teilgenommen. Wenn auch als normaler Ämterwechsel deklariert und entsprechend mit einer Beförderung statt einer Strafe verbunden, verlor Schleinitz praktisch seinen Posten aufgrund der »Affäre Schleinitz« um die »Scheußlichkeiten« (Erzberger) von ihm unterstellter »Askari« gegen die Bevölkerung im heutigen Burundi. Geschehen war dies zwar schon 1908, allerdings kam es erst 1914 im Reichstag zur Sprache.¹⁸

14 Michael Pesek: Koloniale Herrschaft in Deutsch-Ostafrika. Expeditionen, Militär und Verwaltung seit 1880, Frankfurt a. M. 2005, S. 184. Vgl. Melanie Boieck: »Heia Safari« in der Hafen-City – (Post-)Koloniales Erinnerungsbewusstsein in Hamburg, Hamburg 2018, <https://ediss.sub.uni-hamburg.de/handle/ediss/7941> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021), S. 63.

15 Barbara Köfler und Walter Sauer: Scheitern in Usambara. Die Meyer-Baumann'sche Expedition in Ostafrika 1888, in: Wiener Geschichtsblätter 53, 1998, S. 1-25; hier S. 9.

16 Art. Schele, in: Deutsches Kolonial-Lexikon, hg. von Heinrich Schnee, Leipzig 1920, Bd. III, S. 262. Digitalisierte Onlineausgabe unter: <http://www.ub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de/Bildprojekt/Lexikon/lexikon.htm> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

17 Horst Gründer: Art. Liebert, Eduard von, in: Neue Deutsche Biographie 14 (1985), S. 487 f., <https://www.deutsche-biographie.de/pnd116996595.html#ndbcontent> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021); Zimmerer (Anm. 7), S. 272-274.

18 Verhandlungen des Deutschen Reichstags und seiner Vorläufer, https://www.reichstagsprotokolle.de/Blatt_k13_bs000003391_00575.html (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021), S. 9125-9128; Zitat S. 9128. Mit Dank an Malina Emmerink für den Hinweis auf die Reichstagsdebatte. Zu Schleinitz siehe Art. Schleinitz, in: Deutsches Kolonial-Lexikon, hg. von Heinrich Schnee, Leipzig 1920 (Bd. III), S. 299. Digitalisierte Onlineausgabe unter <http://www.ub.bildarchiv-dkg.uni-frankfurt.de/Bildprojekt/Lexikon/lexikon.htm> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

Mit Ausnahme Trothas, dessen Büste seit 2017 durch begleitende Tafeln kontextualisiert wird,¹⁹ erhielten diese Namensgeber und die ihnen gewidmeten Gebäude jedoch in den späteren Debatten praktisch keine Aufmerksamkeit. Die Auseinandersetzungen widmeten sich in erster Linie Lettow-Vorbeck und den ›Askari-Reliefs‹.

Der ›Löwe von Afrika‹, Kolonialrevisionismus und der Kampf gegen Versailles

Zentrale Figur des Gedenkensembles ist Paul von Lettow-Vorbeck (1870-1964), an den nicht nur ein Gebäude erinnert, sondern die Kaserne insgesamt. Auch wenn er erst ab 1914 durch seine Position in Deutsch-Ostafrika größere Bekanntheit erlangte, hatte Lettow-Vorbeck schon zuvor an einschneidenden Ereignissen der deutschen Kolonialgeschichte Anteil: Geboren in eine adelige, von preußischen Offizieren geprägte Familie meldete er sich nach einer bis dahin unauffälligen Offizierslaufbahn 1900/01 für die gewaltsame Intervention der Kolonialmächte in China zur Niederschlagung des sogenannten ›Boxeraufstands‹. Für die wichtigsten Kampfhandlungen kamen die aus Europa geschickten Truppen zu spät, aber Lettow-Vorbeck beteiligte sich an Erschießungen vermeintlicher Partisanen.²⁰

Ab 1904 war er als Hauptmann in Deutsch-Südwestafrika stationiert und in den Genozid an Herero und Nama involviert. Anders als von Ludwig von Estorff sind von Lettow-Vorbeck keine Vorbehalte gegen den Genozid überliefert. Ganz im Gegenteil unterstützte er noch in seiner 1957 erschienenen Autobiographie das Vorgehen Lothar von Trothas: »Dem General von Trotha sind wegen seines rücksichtslosen Durchgreifens von mancher Seite Vorwürfe gemacht worden. Ich glaube, daß ein Aufstand solchen Umfangs erstmal mit allen Mitteln ausgebrannt werden muß.«²¹

Ähnlich rücksichtslos fiel seine Kriegsführung auf seiner nächsten und bedeutendsten kolonialen Station aus: 1914 erhielt Lettow-Vorbeck das Kommando über die ›Schutztruppe‹ in Deutsch-Ostafrika. Zu Kriegsbeginn unterstanden Lettow-Vorbeck nur knapp 3.000 Soldaten. Offizierspositionen besetzten einige Hundert Deutsche, die Mannschaften stellten größtenteils ›Askari‹.²² Auch auf Grund dieser zahlenmä-

19 Es gibt zwei Tafeln, diejenige zur Person von Trothas wurde von Jürgen Zimmerer verfasst. Eine zweite zum Gebäudekomplex von der Universität der Bundeswehr.

20 Nach eigener Aussage: Paul von Lettow-Vorbeck: *Mein Leben*, Biberach an der Riss 1957, S. 59; siehe dazu Eckard Michels: »Der Held von Deutsch-Ostafrika«, Paul von Lettow-Vorbeck. Ein preußischer Kolonialoffizier, Paderborn 2008, S. 73 f.; Jürgen Zimmerer: Art. Lettow-Vorbeck, Paul von, in: *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, hg. von Gerhard Hirschfeld und Markus Pöhlmann, Paderborn 2009, S. 678. Siehe zum Kolonialkrieg in China auch den Beitrag von Yixu Lü in diesem Band.

21 Lettow-Vorbeck (Anm. 20), S. 81.

22 Tanja Bühner: *Die kaiserliche Schutztruppe für Deutsch-Ostafrika. Koloniale Sicherheitspolitik und transkulturelle Kriegsführung 1885 bis 1918*, München 2011, S. 406. Insgesamt kamen etwa 12 000 afrikanische Soldaten auf deutscher Seite zum Einsatz: Michael Pesek: *Das Ende eines Kolonialreiches. Ostafrika im Ersten Weltkrieg*, Frankfurt a. M. 2010, S. 123.

ßigen Schwäche sollte Deutsch-Ostafrika bei einem Angriff nicht verteidigt werden. Lettow-Vorbeck missachtete einen direkten Befehl von Gouverneur Schnee und leistete militärischen Widerstand. Ein vierjähriger Krieg mit Hunderttausenden von Opfern war die Folge. Nur seine Heroisierung am Ende des verlorenen Krieges bewahrte Lettow-Vorbeck vor dem Kriegsgericht.²³

In den ersten Kriegsjahren gelangen den deutschen Truppen noch einige reguläre Erfolge; ab Sommer 1916 ging Lettow-Vorbeck angesichts der Überlegenheit der Truppen des britischen Empire zu einem Guerillakrieg über, der in Deutsch-Ostafrika und den benachbarten Territorien der Alliierten zu Todesopfern in sechsstelliger Höhe führte. Nicht nur pressten die Kolonialarmeen die Bevölkerung unter schwierigsten Bedingungen in den Dienst als Träger, sondern auch die Zerstörungen und der Verbrauch von Lebensmitteln durch die umherziehenden Armeen waren in dieser Hinsicht folgenreich.²⁴ Diese Kriegsführung setzte Lettow-Vorbeck bis nach der deutschen Kapitulation in Europa fort. Anfang 1919 waren Lettow-Vorbeck und die Reste seiner Truppen wieder in Deutschland, wo sie feierlich durch das Brandenburger Tor paradierten.²⁵

Seine militärische Karriere setzte Lettow-Vorbeck in Hamburg fort: Bei den sogenannten ›Sülzeunruhen‹ in der Stadt im Sommer 1919 wurde er von Verteidigungsminister Gustav Noske beauftragt, Proteste aus der Bevölkerung niederzuschlagen, die sich gegen die Verarbeitung von verdorbenem Fleisch in den entsprechenden Betrieben und die schlechte Versorgungssituation unmittelbar nach Kriegsende generell richteten. Sein teils aus ehemaligen Soldaten der ›Schutztruppe‹ zusammengesetztes ›Korps Lettow‹ übernahm für mehrere Wochen die Kontrolle über die Stadt. Lettow-Vorbeck unterdrückte die Bewegung, die ohnehin schon bei seinem Eintreffen weitgehend abgeebbt war, etwa durch Ausgangssperren, großangelegte Durchsuchungen von Privatwohnungen und das Verbot von Zeitungen, die USPD und KPD nahestanden. Dabei erschossen die Einheiten auch vermeintliche Aufständische und gänzlich Unbeteiligte.²⁶

Ein Jahr später unterstützte Lettow-Vorbeck als Befehlshaber einer in Mecklenburg stationierten Brigade den Kapp-Lüttwitz-Putsch. Nach Scheitern des rechten Aufstands gegen die Weimarer Demokratie entging er jedoch einer Verurteilung wegen Hochverrats; lediglich aus dem aktiven Dienst der Reichswehr wurde er entfernt. Auch wenn er weiter politisch aktiv blieb und 1928 noch als deutschnationaler Abge-

23 Vgl. Uwe Schulte-Varendorff: *Kolonialheld für Kaiser und Führer. General Lettow-Vorbeck – Mythos und Wirklichkeit*, Berlin 2006, S. 45.

24 Siehe zu den Opfern unter den Trägern John Iliffe: *A Modern History of Tanganyika*, Cambridge 1979, S. 250. Für eine Annäherung an die Opferzahlen einschließlich der Betroffenen der Spanischen Grippe ab 1918 mit ihren massiven Folgen für die geschwächte Bevölkerung: Pesek (Anm. 22), S. 120-123.

25 Schulte-Varendorff (Anm. 23), S. 68 f.

26 Uwe Schulte-Varendorff: *Die Hungerunruhen in Hamburg im Juni 1919 – eine zweite Revolution?*, Hamburg 2010, S. 131-169; besonders S. 137 f., 147 f., 152 f.

ordneter in den Reichstag einzog, verschoben sich seine Aktivitäten stärker in Richtung Kolonialrevisionismus.²⁷

Der Umstand, dass er angeblich »im Felde unbesiegt« gewesen und dass er in diesem Kampf von seinen afrikanischen Soldaten »freiwillig« unterstützt worden sei, machte ihn zur fast perfekten Ikone für Kolonialrevisionismus und gegen die Bestimmungen des Versailler Vertrages. Er selbst arbeitete an diesem Mythos mit großem Engagement mit.

Die Erschaffung eines (Kolonial-)Helden. Paul von Lettow-Vorbeck und Walter von Ruckteschell nach dem Ersten Weltkrieg

In Walter von Ruckteschell (1882-1941) hatte er dabei einen wichtigen Unterstützer, der selbst zwar nicht als Namenspatron des Denkmalsensembles auftaucht, aber als Mitwirkender auf mehrfache Weise relevant ist: Er war nicht nur Adjutant Lettow-Vorbecks im Ersten Weltkrieg und trug entscheidend zu dessen glorifizierenden Schriften der darauffolgenden Jahre bei, er führte als bildender Künstler auch die Reliefs für die Kaserne aus. Dieser Komplex aus personellen wie ideellen Kontinuitäten ist eine zentrale Grundlage der Debatten um das Gelände im 21. Jahrhundert.

Ruckteschell kannte Lettow-Vorbeck aus Deutsch-Ostafrika, wo er sich mit Kriegsausbruch freiwillig zur »Schutztruppe« gemeldet hatte. Der in St. Petersburg geborene und in Hamburg aufgewachsene Sohn eines Pastors war gemeinsam mit seiner Frau Clara von Ruckteschell-Truëb als Künstler am Kilimanjaro. Im Auftrag der Deutschen Ost-Afrika-Linie (DOAL) sollte er Gemälde für die Schiffe gestalten. Obwohl Ruckteschells militärische Erfahrung sich auf seinen Wehrdienst beschränkte, wurde der Leutnant der Reserve Adjutant Lettow-Vorbecks und begleitete ihn die folgenden Jahre.²⁸

Unmittelbar nach Kriegsende unterstützte er Lettow-Vorbeck bei dessen wohl bedeutendster kolonialrevisionistischer Veröffentlichung, dem Band »Um Vaterland und Kolonie«, wozu Lettow-Vorbeck den wenige Seiten langen »Weckruf an die deutsche Nation« beitrug. Aussagen wie »Kolonien sind also notwendig« verdeutlichen die Stoßrichtung. Auch dem Vorwurf einer deutschen Unfähigkeit zum Kolonialismus stellte er sich mit Verweis auf die »Anhänglichkeit unserer Eingeborenen« entgegen. Ruckteschell übernahm den längeren Text »Der Feldzug in Ostafrika«, der weniger explizit politische Forderungen vertrat, aber trotzdem in aller Deutlichkeit der Glorifizierung des Generals und seiner Ziele diente.²⁹

27 Horst Gründer: Art. Lettow-Vorbeck, Paul von, in: Neue Deutsche Biographie 14 (1985), S. 358-359 [Online-Version], <https://www.deutsche-biographie.de/pnd118779737.html#ndbcontent> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

28 Birgitta Unger-Richter: Walter von Ruckteschell 1882-1941, Dachau 1993, S. 12 f., 35.

29 Paul von Lettow-Vorbeck und Walter von Ruckteschell: Um Vaterland und Kolonie. Ein Weckruf an die deutsche Nation / Der Feldzug in Ostafrika, Berlin-Lichterfelde 1919, Zitate

Eine ähnliche Arbeitsteilung folgte bei »Heia Safari! Deutschlands Kampf in Ostafrika« (1920), das offiziell genauso der Feder Lettow-Vorbecks entstammt wie seine im gleichen Jahr veröffentlichten ausführlicheren »Erinnerungen aus Ostafrika«. Allerdings gab er in erster Linie seinen Namen für die Bände. Tatsächlich übernahmen der Frankfurter Historiker Fritz Kern für die Langfassung sowie Ruckteschell für »Heia Safari« die Bearbeitung. Letzterer steuerte auch die Illustrationen für das Buch bei, das sich, für ein breiteres Publikum konzipiert, in den folgenden Jahren zu einer der erfolgreichsten kolonialrevisionistischen Schriften der Zwischenkriegszeit entwickelte. Mit diversen Neuauflagen brachte das Buch den Autoren bis in die Zeit des Zweiten Weltkriegs erhebliche Tantiemen ein.³⁰ Ruckteschell versuchte an den Erfolg noch mit einer aussagekräftig als »Lettow-Mappe. Kwaheri Askari (Auf Wiedersehen Askari)« (1921) bezeichneten Sammlung von Illustrationen aus dem Krieg anzuknüpfen; beide reüssierten ab 1919 zudem mit zahlreichen Vorträgen in nationalkonservativen und kolonialrevisionistischen Kreisen.³¹

Kasernen und Denkmal in Hamburg-Jenfeld

Obwohl die Wiedergewinnung der überseeischen Gebiete nicht im Kern der NS-Ideologie stand, erhielten Machtergreifung und Aufrüstung aus der ohnehin nationalistisch geprägten kolonialrevisionistischen Bewegung breite Zustimmung. So auch durch Lettow-Vorbeck, der trotz seiner für einen preußischen Traditionalisten typischen Vorbehalte gegenüber der NSDAP insbesondere im Ausbau der Wehrmacht auch persönliche Chancen entdeckte: Noch 1935, im Alter von 65 Jahren, äußerte er vergeblich Bereitschaft zur Wiederaufnahme seiner Offizierstätigkeit, die er nach dem Kapp-Putsch hatte aufgeben müssen. Seine Agitation für Kolonialbesitz setzte er fort.³²

Zugleich galt Lettow-Vorbeck als Repräsentant und Symbolfigur militärischer Leistungsfähigkeit. »Heia Safari« erhielt bis in die ersten Kriegsjahre zahlreiche Neuauflagen, seine Vortragstätigkeit wurde vom NS-Regime gebilligt, sein Name an verschiedenen Stellen genutzt. So erfolgten v. a. in den Jahren 1934 bis 1939 neben anderen

S. 6, S. 13. Die Beiträge sind so gestaltet, dass auch eine getrennte Veröffentlichung möglich war.

30 Paul von Lettow-Vorbeck und Walter von Ruckteschell: Heia Safari! Deutschlands Kampf in Ostafrika. Der dt. Jugend unter Mitw. seines Mitkämpfers Hauptmann von Ruckteschell, Leipzig 1920. Offiziell nur Illustrator und Mitwirkender, verfasste Ruckteschell wohl den gesamten Text als Ghostwriter, so Unger-Richter (Anm. 28), S. 49 f. E. Michels betont die Rolle Kerns, Michels (Anm. 20), S. 268; für Paul von Lettow-Vorbeck: Meine Erinnerungen aus Ostafrika, Leipzig 1920.

31 Walter von Ruckteschell: Lettow-Mappe. Kwaheri Askari (Auf Wiedersehen Askari), München 1921. Siehe dazu Unger-Richter (Anm. 28), S. 42, 47 f.

32 Michels (Anm. 20), S. 312–321. Allgemein zu kolonialrevisionistischen Gruppen im NS: Sandra Maß: Weiße Helden, schwarze Krieger. Zur Geschichte kolonialer Männlichkeit in Deutschland 1918–1964, Köln 2006, S. 224–227.

Kasernenwidmungen zahlreiche Straßenbenennungen, unter anderem in Hamburg.³³ Die Lettow-Vorbeck-Kaserne in Jenfeld sollte dabei in besonderem Maß in eine konstruierte koloniale Tradition der ›Schutztruppe‹ gerückt werden: Das bedeutendste optische Element bildete das ursprünglich im Eingangsbereich der Kaserne aufgestellte ›Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal‹. Gestaltet wurde dieses Lettow-Vorbecks Feldzug glorifizierende Kunstwerk einmal mehr von Walter von Ruckteschell. Versehen mit dem zweigeteilten Schriftzug »Deutsch Ostafrika – Schutztruppe 1914-18« zeigt eine Hälfte des Reliefs einen deutschen Offizier mit vier afrikanischen Mannschaften, der andere Teil bildet vier Träger mit einem Soldaten ab. Diese Motivwahl ist bemerkenswert: Wenn auch klischeehaft, entpersonalisiert und ohne eigene Agency, gestaltet von einem dem NS-Regime zumindest in diesem Fall genehmen Künstler, bilden die Reliefs überwiegend ostafrikanische Akteure ab. Diese Form entsprach weniger der NS-Rassenideologie als der prokolonialen Agenda Lettow-Vorbecks wie auch Ruckteschells politischen und künstlerischen Vorstellungen. Ruckteschell kann zwar genauso wenig wie sein ehemaliger Vorgesetzter als Regimegegner gelten, seine früheren Arbeiten fanden jedoch Zuspruch etwa bei Vertretern der Harlem Renaissance.³⁴ Der gestalterische Konflikt kam bei der Lettow-Vorbeck-Kaserne nicht zum Ausbruch, anders als bei einem weiteren Denkmal Ruckteschells, das erst in den 1950er Jahren in Aumühle bei Hamburg seinen heutigen Standort erhielt: Ursprünglich bereits 1934 als Deutsch-Ostafrika-Ehrenmal für Potsdam fertiggestellt, war die vollplastische Darstellung mit einem deutschen Soldaten, einem ›Askari‹ und einem Träger dort primär aus rassistischen Gründen abgelehnt worden – Afrikaner sollten nicht als Helden dargestellt werden.³⁵ Die Bedeutung Lettow-Vorbecks für das NS-Regime dürfte nicht nur die Benennung der Kaserne, sondern auch die konfliktfreie Aufstellung des Denkmals begünstigt haben. Der ›Held von Ostafrika‹ wurde nicht erst mit der Jenfelder Kaserne zum Symbol des Militarismus und globaler Machtansprüche NS-Deutschlands und konnte zudem ideologische Anknüpfungspunkte an das preußisch-nationalkonservative Lager bieten.

Die mit der ›Askari‹-Darstellung verbundene grundsätzliche Kritik am Vertrag von Versailles und der Nachkriegsordnung trug sicherlich zur Akzeptanz dieser Art der Darstellung bei. Es verknüpft damit das erste Kolonialreich mit der durch die Aufrüs-

33 Eckard Michels: Paul von Lettow-Vorbeck, in: Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte, hg. von Jürgen Zimmerer, Frankfurt a. M. u.a. 2013, S. 373-386; hier 374 f.

34 In der einzigen wissenschaftlichen Biographie Ruckteschells wird ein Konflikt mit NS-Vertretern um künstlerische Unabhängigkeit im Vergleich zu öffentlichen Aufträgen wohl zu stark hervorgehoben im Vergleich mit den kaum berücksichtigten Auftragsarbeiten wie den Kolonialdenkmälern: Unger-Richter (Anm. 28), S. 57-64. Zur US-Wahrnehmung Ruckteschells: Peter Schneck: The Askari as New Negro: Alain Locke and German Colonial Art, in: From Black to Schwarz. Cultural Crossovers between African America and Germany, hg. von Maria I. Diedrich und Jürgen Heinrichs, Michigan 2011, S. 75-95.

35 Zeller (Anm. 8), S. 185-188. Siehe auch den Beitrag von Ulf Morgenstern zu Friedrichsruh in diesem Band.

tung vorbereitete zweite Kolonialreichsgründung auf sinnfällige Weise.³⁶ Damit ist das Ensemble aus Kaserne und Reliefs klar dem NS-Militarismus in der Zeit unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg zuzuordnen, dem sich auch Lettow-Vorbeck verschrieben hatte. Die Lettow-Vorbeck-Kaserne und die ›Askari-Reliefs‹ sind Paradebeispiele dafür, wie eng verknüpft deutsche Kolonialgeschichte, nationalkonservativer bis rechts-radikaler Kolonialrevisionismus der Zwischenkriegszeit und NS-Militarismus und Lebensraumideologie sind – ein Aspekt, der für die Rezeptionsgeschichte nach 1945 von erheblicher Bedeutung ist.

Von der Kaserne zum ›Tansania-Park‹ und ›Geschichtsgarten‹

In der Bundesrepublik erregte das Kasernengelände über Jahrzehnte kaum Aufmerksamkeit, war der allgemeinen Öffentlichkeit doch der Zugang versperrt: Nach Zwischennutzung durch das britische Militär und als Lager für Displaced Persons und Geflüchtete an die neu entstehende Bundeswehr übergeben, wurde es ab 1958 wieder als Kaserne genutzt, und zwar unter den alten Namen. Bei der Zusammenlegung der beiden Kasernen 1973/74 verschwand Ludwig von Estorff als Namenspatron zugunsten Lettow-Vorbecks.³⁷ Die Bundeswehr inkorporierte damit nicht nur den Afrika- und Kolonialbezug in ihre Traditionspflege, sondern betrieb sogar noch ihren Ausbau: Seit 1965 erinnert eine zusätzliche Tafel am ›Schutztruppen-Ehrenmal‹ an die Gefallenen des Afrikakorps der Wehrmacht.³⁸ Im Jahr zuvor hatte schon die Beerdigung Lettow-Vorbecks die Kontinuitäten über die Systeme hinweg gezeigt: Bei der Zeremonie mit militärischen Ehren würdigte der in Deutsch-Ostafrika geborene bundesrepublikanische Verteidigungsminister Kai-Uwe von Hassel diesen als Vorbild für die junge Bundeswehr.³⁹ Eigens ließ man einige ›Askari‹ nach Deutschland einfliegen, wo sie hinter dem Sarg marschierten, ein Zeichen, das der ›Askari-Mythos‹ immer noch funktionierte.

Die Bundeswehr setzte, offenbar mit Unterstützung des »Traditionsverbands ehemaliger Schutz- und Überseetruppen«, in den folgenden Jahrzehnten das Gefallenen-gedenken ohne größere öffentliche Aufmerksamkeit fort. Erst die Auflösung der Kaserne im Rahmen der Verkleinerung der Bundeswehr nach Ende des ›Kalten Krieges‹

³⁶ Siehe zu den zwei Kolonialreichsgründungen Zimmerer (Anm. 7).

³⁷ Joachim Zeller: Monumente für den Kolonialismus. Kolonialdenkmäler in Hamburg, in: Brantwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, hg. von Heiko Möhle, Hamburg 1999, hier S. 133; Heiko Möhle: Hamburg-Jenfeld: Von der Traditionspflege zum postkolonialen Erinnerungsort? Der ›Tansania-Park‹ in der ehemaligen Lettow-Vorbeck-Kaserne, in: Kolonialismus hierzulande: eine Spurensuche in Deutschland, hg. von Ulrich van der Heyden und Joachim Zeller, Erfurt 2007, S. 275-280; hier S. 276.

³⁸ Heiko Möhle: Die Preußen Afrikas. Lettow-Vorbeck und die Pflege kolonialer Traditionen, in: Brantwein, Bibeln und Bananen. Der deutsche Kolonialismus in Afrika. Eine Spurensuche, hg. von dems., Hamburg 1999, S. 123-129; hier S. 129.

³⁹ Michels (Anm. 20), S. 345 f.

entritt das Denkmalsensemble der kolonialen Amnesie und rückte zumindest Teile davon ins öffentliche Licht.⁴⁰

Statt wie mit der Kasernenschließung geplant in einem Depot oder Museum eingelagert zu werden, sollten die ›Askari-Reliefs‹ den Kern eines neu zu schaffenden ›Tansania-Parks‹ bilden, Ausdruck auch der Bestrebungen nach einer Städtepartnerschaft zwischen Hamburg und Dar es Salaam. Unterstützt wurde das Vorhaben durch den Honorarkonsul Tansanias in Hamburg, Jürgen Gotthardt, und den Senator für Bau und Verkehr, Mario Mettbach (PRO, besser bekannt unter dem Namen ›Schill-Partei‹), ehemals als Berufssoldat selbst in der Lettow-Vorbeck-Kaserne stationiert. Die Initiative der Jahre 1999 bis Mitte 2002 war insoweit erfolgreich, als Überlassungsverträge für die Objekte geschlossen und ein Grünstreifen am Rande des ehemaligen Kasernengeländes als Ausstellungsort ins Auge gefasst wurden.⁴¹ Letztendlich wurde damit aber auch eine Debatte in Gang gesetzt über das koloniale Erbe der Hafenstadt, die weit über den konkreten Anlass und auch Hamburg hinaus Wirkung entfaltete.

Proteste, Debatten und eine (Nicht-)Eröffnung

Ausgelöst durch die Pläne zur Eröffnung entstand im Lauf des Jahres 2002 eine intensive Auseinandersetzung um den ›Tansania-Park‹ im Allgemeinen und die Reliefs im Besonderen, die sich sowohl auf ihren nationalsozialistischen Entstehungskontext als auch auf ihre koloniale Aussage bezogen. Während Debatten um NS-Monumente wie dem ›76er-Denkmal‹ am Dammtorbahnhof in Hamburg eine jahrzehntelange Tradition aufweisen, stand die Aufarbeitung der kolonialen Vergangenheit zu diesem Zeitpunkt noch am Anfang. Zwar war es schon im Zuge der sich formierenden 68er-Bewegung zum Sturz zweier Statuen, Hermann von Wissmann und Hans Dominik gewidmet, an der Universität gekommen,⁴² doch erst um die Jahrtausendwende entstand eine breitere Debatte in Hamburg. Diese verband sich nun mit der Debatte um die Wandsbeker Denkmäler.

Eine – im besten Falle – geschichtsvergessene Herangehensweise traf auf eine kolonialkritische, an Eine-Welt-Arbeit und postkolonialer Aufarbeitung interessierte Aktivist*innen- und Wissenschaftler*innenszene, etwa personifiziert durch den Afrikanisten Heiko Möhle, der 1999 bereits mit »Branntwein, Bibeln und Bananen«

40 20 Jahre unkommentiert? Der lange Weg zum angemessenen Umgang mit den NS-Kolonialdenkmälern in Hamburg-Jenfeld, 20.7.2015 <http://www.afrika-hamburg.de/jenfeld.html> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021); Heiko Möhle: Rückmarsch in die Kaserne, in: taz, 25.2.2002, <https://taz.de/Rueckmarsch-in-die-Kaserne/!1108690/> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

41 Boieck (Anm. 14), S. 112–114.

42 Siehe die Beiträge von Ndzodo Awono sowie Melanie Boieck und Reginald Elias Kirey in diesem Band sowie das von Jürgen Zimmerer und Kim Todzi initiierte Interviewprojekt mit Zeitzeugen: 50 Jahre Denkmalsturz. Der Sturz des Wissmann-Denkmal an der Universität Hamburg 1967/68 <https://www.kolonialismus.uni-hamburg.de/50-jahre-denkmalsturz-der-sturz-des-wissmannndenkmals-an-der-universitaet-hamburg-1967-68/> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

einen weit über Hamburg hinaus wegweisenden Band zum Thema – auch explizit zu Lettow-Vorbeck und der Kaserne – veröffentlicht hatte.⁴³

Die Brisanz des gesamten Wandsbeker Projekt hatte sich noch dadurch erhöht, dass die Initiator*innen Stadt und Zivilgesellschaft mehr als einmal vor vollendete Tatsachen stellten, vor allem aber dadurch, dass sie den anstehenden Besuch des tansanischen Staatspräsidenten Benjamin Mkapa in der Hansestadt für ihre Zwecke einzuspinnen versuchten, indem sie ihm die Eröffnung des Parks antrugen.

Die Kritik von Vereinigungen wie dem Tanzania Network oder dem Eine Welt Netzwerk, Angehörigen der Universität Hamburg und der Grünen (GAL) im Bezirk Wandsbek, aber auch der Stadtteilkonferenz Jenfeld, intensivierte sich in den Monaten unmittelbar vor der geplanten Eröffnung im Oktober 2002. Bemängelt wurde etwa das Fehlen eines didaktischen Konzepts, die diffuse Idee und Bezeichnung ›Tansania-Park‹, obwohl NS-deutsche Denkmäler mit allgemein kolonialem Zuschnitt wie das ›Schutztruppen-Ehrenmal‹ auf dem Gelände verblieben – sowie ganz besonders die allgemein dem Kolonialismus unkritisch gegenüberstehende Ausrichtung des Parks allgemein; ein Eindruck, der durch Aussagen des Vereinsvorsitzenden des ›Kulturkreises Jenfeld‹, der mehrfach positive Aspekte des Kolonialismus betonte, bestärkt wurde.⁴⁴

Als der ursprüngliche Zeitdruck durch die Absage des Staatsbesuchs entfiel, sollte ein Kuratorium diese Schwächen aufarbeiten. Allerdings kam es auch hier nicht zu einem gemeinsamen Konzept, zumal schließlich drei Mitglieder unter Protest austraten. Trotzdem forcierten Stadt und Kulturkreis eine Eröffnung im September 2003, zu der ein Begleitband mit Kontextualisierungen verfügbar sein sollte. Die unter Beteiligung des sich auf einem Deutschlandbesuch befindlichen Premierminister Tansanias, Frederick T. Sumaye, geplante Eröffnung wurde aufgrund anhaltender Kritik jedoch wiederum abgesagt. Der Kulturkreis führte die geplante Eröffnungsveranstaltung ohne offizielle Akteur*innen trotzdem durch, was bei der Stadt Hamburg und den meisten anderen Beteiligten auf Ablehnung stieß.⁴⁵

In einer Gegenaktion forderten Aktivist*innen zur gleichen Zeit, den Park radikal umzuwidmen. Benannt werden sollte er nach Mohammed Hussein Bayume (1904-1944), selbst jugendlicher Kriegsteilnehmer auf Seiten der ›Schutztruppe‹ und NS-Opfer: Bayume, als Sohn eines ›Askari‹ geboren unter dem Namen Mahjub bin Adam Mohamed, war 1929 nach Deutschland gekommen, um den ausstehenden Sold seiner Familie nachzufordern. Er blieb und gründete eine Familie. Im ›Dritten Reich‹

43 Möhle (Anm. 38); Möhle (Anm. 40).

44 Möhle (Anm. 37), hier S. 277; ›AHA‹: Marschpause, in taz, 18.7.2002, <https://taz.de/Marsch-pause/!1099060/> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

45 Boieck (Anm. 14), S. 124-139; Heiko Möhle: Colonial monuments and politics of memory. The debate about a »Tanzania Park« in Hamburg, in: La politique de la mémoire coloniale en Allemagne et au Cameroun – The politics of colonial memory in Germany and Cameroon, hg. von Stefanie Michels und Albert-Pascal Temgoua, Münster 2005 (Encounters), S. 131-142; hier S. 141.

musste er sich zum Teil mit Auftritten als ›Askari‹ in NS-Propagandafilmen durchschlagen, wurde dann aber 1941 ins KZ Sachsenhausen eingeliefert, wo er 1944 an den Haftbedingungen verstarb.⁴⁶ Die auch bei den Denkmälern sichtbare Verbindung von Kolonialismus und Nationalsozialismus wäre durch Bayumes Biographie gebrochen worden, die offiziellen Reaktionen auf den Vorschlag der Namensänderung hielten sich allerdings stark in Grenzen.

Nach der zweiten fehlgeschlagenen Eröffnung innerhalb eines Jahres nahm die Dynamik der Auseinandersetzungen in den darauffolgenden Jahren etwas ab, wozu auch die Abwahl der PRO/Schill-Partei mit Befürworter Mario Mettbach, zwischenzeitlich Zweiter Bürgermeister Hamburgs, beitrug. Der bauliche Status quo veränderte sich nach den ersten Maßnahmen des Kulturkreises kaum noch. Das Gelände ist bis heute nicht öffentlich zugänglich.⁴⁷

Ende 2006 trat schließlich ein ›Beirat‹ zusammen, dessen Zusammensetzung, etwa aus Mitgliedern des vorherigen ›Kuratoriums‹ von Seiten des Kulturkreises, bei gleichzeitiger Nicht-Beteiligung der Black Community umstritten war. Inhaltliche Spannungen konnten auch deshalb nicht ausgeräumt werden. In den ersten Jahren entstanden zwar unterschiedliche Konzepte und Texte, etwa zur Einrichtung eines Lehrpfads zur deutschen Kolonialgeschichte oder zur Einbeziehung der tansanischen Perspektive, eine übergreifende Einigung wurde jedoch nicht erzielt. Das betraf auch den Namen, für den zwischenzeitlich »Geschichtsgarten Deutschland-Tansania – Gedenkort deutscher Kolonialismus in Afrika« vorgeschlagen wurde. Die Debatten, auch um Fragen der praktischen Umsetzung und Finanzierung, zogen sich über den Regierungswechsel 2010/11 hin. 2012 übergab der Beirat sein Konzept und stellte die Arbeit ein. Die ausgearbeiteten Texte verschwanden in der Schublade.⁴⁸

2014 unternahm der Senat der Stadt Hamburg einen Neustart zur Aufarbeitung des kolonialen Erbes und kündigte die Erarbeitung eines stadtweiten Erinnerungskonzeptes an.⁴⁹ Auslöser waren ungelöste Fragen rund um das Jenfelder Denkmalsensemble, die sich mittlerweile zu einer umfassenderen Debatte über das koloniale Erbe der

46 Kim Sebastian Todzi: Von der »Wißmannstraße« zu »Freedom Roads«. Koloniale Urbanonyme in Hamburg und erinnerungspolitische Kontroversen der Gegenwart, in: Koloniale und postkoloniale Toponomastik, hg. von Verena Ebert, Tirza Mühlen-Meyer, Matthias Schulz und Doris Stolberg 2021, im Erscheinen. Zur Biographie Bayume siehe Marianne Bechhaus-Gerst: Treu bis in den Tod. Von Deutsch-Ostafrika nach Sachsenhausen – eine Lebensgeschichte, Berlin 2007.

47 Boieck (Anm. 14), S. 148-159; Möhle (Anm. 37), S. 279 f.

48 In großer Ausführlichkeit wird die Beiratsarbeit dargelegt bei Boieck (Anm. 14), S. 181-237; besonders S. 185, S. 205.

49 Stellungnahme des Senats zu dem Ersuchen der Bürgerschaft vom 13. Juni 2013 »Bericht des Kulturausschusses über die Drucksache 20/3752: Aufarbeitung des ›kolonialen Erbes‹ – Neustart in der Erinnerungskultur unter Einbeziehung der Partnerschaft mit Daressalam« (Drucksache 20/8148), 8.7.2014; <https://www.hamburg.de/contentblob/10894014/8f3d6cf674d339862709f1db1109b98c/data/stellungnahme-des-senats-20-12383.pdf> (zuletzt aufgerufen am 10.8.2021).

Hansestadt erweitert hatte. Zur Erarbeitung der wissenschaftlichen Grundlagen wurde an der Universität Hamburg die »Forschungsstelle Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die (frühe) Globalisierung« eingerichtet.

Fazit

Geschichte steht nicht still, gerade die Ausprägungen des kollektiven Gedächtnisses unterliegen fortwährender Wandlung. Auch die gegenwärtigen Debatten um das koloniale Erbe der Hansestadt sind Teil der Nachgeschichte der ›Askari-Reliefs‹ beziehungsweise des gesamten Erinnerungsortes ›Lettow-Vorbeck-Kaserne‹.

Das Denkmalsensemble um das ›Deutsch-Ostafrika-Kriegerdenkmal‹, das ›Schutztruppenehrenmal‹ und die ehemaligen Kasernengebäude gehört zu den bedeutendsten kolonialen Erinnerungsorten Deutschlands. Es belegen in seiner Entstehung, ihrer symbolischen Aufladung aber auch seiner Geschichte und (erinnerungspolitischen) Nachgeschichte viele der Stationen des deutschen Umgangs mit dem kolonialen Erbe, von der Verherrlichung und Instrumentalisierung bis zur Amnesie und kritischen Aufarbeitung. Es ist Kristallisationspunkt einer Entwicklung hin zur aktiven Auseinandersetzung mit kolonialen Denkmälern, die in Hamburg mittlerweile auch und vielleicht sogar intensiver an anderen Erinnerungsorten wie etwa dem Bismarck-Denkmal⁵⁰ oder dem MARKK⁵¹ erfolgt.

Die Geschichte des ›Tansania-Parks‹ zeigt aber auch die Schwierigkeiten des Umgangs mit dem kolonialen Erbe. Wie erinnert man gleichermaßen das koloniale Bildprogramm und nationalsozialistische Zweckbestimmung? Wie vereinbart man kolonialrassistische Darstellungen und völkermordverherrlichende Namensgebung mit Erfordernissen und Interessen des Denkmalschutzes und einer heutigen Nutzung? Wie dokumentiert man die erinnerungspolitische Funktion, die ihrerseits Geschichte ist? Wie bindet man das Ensemble ›am Platz‹ in ein Erinnerungskonzept ein und setzt es in Beziehung zu anderen immobilen Denkmälern? Der Ort selbst ist Geschichte, aber auch der Umgang damit ist bereits Geschichte.

⁵⁰ Siehe den Beitrag von Jürgen Zimmerer und Kim Sebastian Todzi in diesem Band.

⁵¹ Siehe den Beitrag von Myriam Gröpl in diesem Band.

VII. Ausblick

Epistemologische Leerstellen in den verflochtenen Geschichten Tansanias und Deutschlands

Eine Sicht aus Hamburgs Partnerstadt Dar es Salaam

OSWALD MASEBO

Einleitung

Die enge Verflechtung der tansanischen und deutschen Geschichte lässt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen und setzt sich bis heute fort. Ab den 1860er und 1870er Jahren nahmen zahlreiche deutsche Missionen ihre Arbeit in verschiedenen Teilen Tansanias auf. Als dann die europäischen Kolonialmächte auf der Berliner Konferenz von 1884 bis 1885 Afrika unter sich aufteilten, fiel dieses Gebiet (der Festlandteil des heutigen Tansania) zusammen mit Burundi und Ruanda Deutschland zu. Die territoriale Ausdehnung der deutschen Kolonie wurde schließlich in einer Folge von Verträgen zwischen Deutschland, Großbritannien und dem Sultanat von Sansibar festgeschrieben. Die britisch-deutschen Verträge von 1886 und 1890 definierten konkret die Grenzen, die auch für das heutige Tansania (ohne Sansibar) noch Gültigkeit haben. Nach der Einigung von 1890 begann Deutschland mit seinem ehrgeizigen Kolonialprojekt in Ostafrika, das als Deutsch-Ostafrika bekannt ist. In den 1890er Jahren kam es zu deutschen Eroberungszügen und einer Konsolidierung der Kolonialherrschaft, bis Deutschland 1919 infolge seiner Niederlage im Ersten Weltkrieg alle afrikanischen Kolonialbesitzungen einbüßte. Diese Phase in der Entstehungsgeschichte Tansanias war von folgenschweren gesellschaftlichen Veränderungen geprägt. Das deutsche Kolonialprojekt fasste zum ersten Mal die mehr als 120 dort lebenden sehr unterschiedlichen Ethnien zu Bewohner*innen eines Territoriums zusammen, das durch die Klammer des deutschen Kolonialismus zusammengehalten wurde. In dieser Periode kam es auch zu bedeutenden wirtschaftlichen, politischen, sozialen, kulturellen, landschaftlichen und ideologischen Veränderungen. Beispielsweise führten die Deutschen eine Kolonialwirtschaft in Form von Landbau, Bergbau, Handel und Forstwesen ein, zwangen der Bevölkerung ihre Kolonialpolitik auf, brachten soziokulturelle und ideologische Institutionen wie westliche Bildung, Christentum und Rassismus ins Land, bauten Straßen und Eisenbahnen, die den Import- und Exporthandel zwischen Tansania und Deutschland förderten, formten Natur und Landschaft um und schufen staatliche Institutionen wie die Kolonialarmee, Gefängnisse, Gerichte und Regierungsbehörden. Ausgehend von dem Erbe, das das deutsche Kolonialprojekt hinterlassen hat, lässt sich ein Bild von der geschichtlichen Verflechtung beider Länder gewinnen, die ihre Beziehung bis heute prägt. Dieses Erbe ist Teil dessen, was beide Nationen in der Gegenwart ausmacht. Seit 2010 besteht eine Städtepartnerschaft zwischen der bedeutenden ostafrikanischen Hafenstadt Dar es Salaam

und der bedeutenden europäischen Hafenstadt Hamburg. Beide verbindet aber nicht nur ihre geografische Lage und wirtschaftliche Bedeutung, sondern auch ihre gemeinsame Geschichte. Daher bin ich dankbar für die Gelegenheit, auf epistemologische Leerstellen in der deutschen Kolonialgeschichte Tansanias aufmerksam machen zu können, die mir auch für die Geschichte beider Städte von Bedeutung zu sein scheint.

Der folgende Text evaluiert den Stand des historischen Wissens, das über die Verflechtung der tansanischen und deutschen Geschichten in den letzten einhundert Jahren produziert worden ist, und zeigt, dass dieses Wissen durch ein wesentliches Missverhältnis charakterisiert ist: Es stellt die Deutschen in den Mittelpunkt, Tansanier*innen behandelt es hingegen nur am Rande. Dieses Ungleichgewicht ist das Ergebnis entscheidender epistemologischer Leerstellen in der verflechtungsgeschichtlichen Forschung. Der Begriff der epistemologischen Leerstelle beschreibt dabei Themenfelder, die in der geschichtswissenschaftlichen Auseinandersetzung mit den verflochtenen Geschichten Tansanias und Deutschlands ein Schattendasein fristen, obwohl sie im Zentrum stehen sollten.

Es existiert eine ganze Reihe solcher epistemologischer Leerstellen. Dieser Text beleuchtet vier davon: die Fähigkeit der tansanischen Bevölkerung, unter den diffizilen gesellschaftlichen Bedingungen, die der deutsche Kolonialismus hervorbrachte, zu überleben; die Denkweisen und Praktiken derjenigen Tansanier*innen, die die deutschen Kolonialbeziehungen mitprägten und veränderten; indigene Ausdrucks- und Erinnerungsformen; sowie das Vermächtnis des deutschen Kolonialismus in der postkolonialen Nationalgeschichte und -identität Tansanias und Deutschlands.

Hintergrund der geschichtlichen Verflechtung

Zum Verständnis der epistemologischen Leerstellen, die die Erforschung der historischen Beziehungen zwischen Tansania und Deutschland nach wie vor kennzeichnen, ist es erforderlich, sich den Hintergrund der geschichtlichen Verflechtung beider Nationen vor Augen zu führen. Im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts lieferten sich europäische Nationalstaaten wie Großbritannien, Frankreich, Portugal, Italien und Belgien einen beispiellosen ›Wettlauf‹ um Kolonien in Afrika, in den auch Deutschland eintrat. Der harte Konkurrenzkampf hätte beinahe zum Krieg zwischen den europäischen Nationen geführt. Auf der berüchtigten Berliner Konferenz, zu der Otto von Bismarck 1884/1885 eingeladen hatte,¹ wurde die Kriegsgefahr jedoch abgewendet und ein rechtlicher und institutioneller Rahmen geschaffen, um die afrikanischen Kolonien friedlich unter den europäischen Mächten aufzuteilen. 1900 befanden sich mit Ausnahme Liberias und Äthiopiens praktisch alle Teile Afrikas unter Kolonialbe-

1 Siehe zu Bismarck den Beitrag von Jürgen Zimmerer und Kim Sebastian Todzi in diesem Band.

satzung. Deutschland erhielt Gebiete in Südwestafrika (heutiges Namibia), Westafrika (Togo und Kamerun) und Ostafrika (Tansania, Ruanda und Burundi).

Es ist wichtig zu verstehen, warum europäische Nationen einschließlich des Deutschen Reiches im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts alles daran setzten, sich Kolonien in Afrika zu sichern. In den zahlreichen Debatten über diese Frage lassen sich vor allem zwei Lager identifizieren. Das erste sieht vornehmlich sozialpsychologische und politische Gründe und Motive für die europäische Kolonisation Afrikas und betont Faktoren wie die Verbreitung von Christentum und ›Zivilisation‹,² Sozialdarwinismus,³ Atavismus der Sozialstruktur,⁴ Machtgleichgewicht und strategische Gründe,⁵ Nationalismus und Prestige.⁶ Das zweite Lager betont die wirtschaftlichen Motive des Kolonialismus und bringt ihn mit dem wachsenden Ressourcenbedarf durch die industrielle Revolution in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Zusammenhang. In dieser Zeit traten nach Großbritannien auch Deutschland und Frankreich in eine Phase rapider Industrialisierung ein. Deutschland und andere europäische Nationen brauchten Kolonien aus vier ökonomischen Gründen: um Agrar- und Mineralrohstoffe für die industrielle Entwicklung in Europa zu beschaffen, um billige afrikanische Arbeitskräfte auszubeuten und so die Produktionskosten zu senken, um neue Märkte für die industriell hergestellten Waren zu erschließen und um neue Investitionsfelder für überschüssiges Kapital aufzutun.⁷

Die geschichtliche Verflechtung Tansanias und Deutschlands vollzog sich in einem komplexen Prozess kolonialer Eroberung und Herrschaftssicherung durch verschiedene Kolonialinstitutionen, deren späteres Vermächtnis in beiden Ländern teils offenkundig, teils aber nur schwer zu greifen ist. Diese militärischen, wirtschaftlichen, ideologischen, staatlichen, sozialen und politischen Institutionen wurden geschaffen, um Tansania in einen kolonialen Raum zu verwandeln.

Der Aufbau militärischer Einrichtungen war ein wichtiger Schritt bei der Gründung der Kolonie. Da die Initiativen zur Durchsetzung der kolonialen Herrschaft bei allen ethnischen Gruppen in Tansania auf Widerstand in unterschiedlichsten Formen stießen, griff Deutschland auf militärische Mittel zu ihrer Unterwerfung zurück. Sudanesischen Söldner wurden rekrutiert und in die Kolonialstreitkräfte eingegliedert. Zwischen 1890 und 1900 führten verschiedene tansanische Bevölkerungsgruppen

2 Angeregt war dieses Interesse von den Reisen und Schriften europäischer Reisender, Entdecker und Missionare des 19. Jahrhundert. Beispiele dafür sind J.H. Speke: *Die Entdeckung der Nilquellen. Reisetagebuch, 1864*, engl. Erstausgabe 1863, und ders.: *Letzte Reise von David Livingstone in Centralafrika von 1865 bis zu seinem Tode 1873, 1875*, engl. Erstausgabe 1874.

3 Der Sozialdarwinismus war abgeleitet und inspiriert von Charles Darwin: *Über die Entstehung der Arten, 1860*, engl. Erstausgabe 1859.

4 Siehe Joseph Schumpeter: *Zur Soziologie der Imperialismen*, Tübingen 1919.

5 Ronald Robinson, John Gallagher und Alice Denny: *Africa and the Victorians. The Official Mind of Imperialism*, University of California 1961.

6 H. R. Cowie (Hg.): *Imperialism and Race Relations*, Melbourne 1982.

7 Buluda Itandala: *The Anglo-German Partition of East Africa*, in: *Tanzania Zamani* 1, 1992, S. 7-18.



Kaiserliches Gouvernements-Krankenhaus (heute Ocean Road Hospital)

circa 57 Widerstandskriege gegen die deutsche Kolonialbesatzung.⁸ Bedauerlicherweise scheiterte der Widerstand. Dennoch setzten sich antikoloniale Kämpfe selbst noch nach 1900 fort. Die tansanische Bevölkerung wehrte sich gegen ökonomische Ausbeutung, sozialen Ausschluss, Rassismus und andere Formen unmenschlicher Behandlung. Dazu gehörte auch schlecht bezahlte oder unbezahlte Zwangsarbeit. In der Tat war es der Widerstand afrikanischer Zwangsarbeiter*innen auf Baumwollplantagen in Südtansania, aus dem sich der berühmte Maji-Maji-Aufstand von 1905 bis 1907 entwickelte. Neben hohen Verlusten unter deutschen Soldaten und »Askaris« (afrikanischen Soldaten im deutschen Kolonialheer) starben in diesem Krieg schätzungsweise 300.000 Tansanier*innen in militärischen Auseinandersetzungen oder durch Hunger.⁹ In seiner Dimension, der Zahl der Todesopfer und der räumlichen Ausdehnung übertraf dieser Konflikt noch den Widerstandskrieg der Nama und Herero gegen den deutschen Kolonialismus in Namibia.¹⁰ Die Niederlage der tansanischen Bevölkerung erklärt sich aus ihrer schlechten Bewaffnung, der fehlenden Einheit unter den Wider-

8 Hedge Kjekshus: *Ecology Control and Economic Development in East African History. The Case of Tanganyika, 1850-1950*, London 1977.

9 G. C. K Gwassa: *The Outbreak and Development of the Maji Maji War 1905-7*, Dissertation, Universität von Dar es Salaam 1973, S. 389; John Iliffe: *A Modern History of Tanganyika*, Cambridge 1979, S. 200.

10 Jürgen Zimmerer und Joachim Zeller (Hg.): *Genocide in German South-West Africa. The Colonial War (1904-1908) in Namibia and its Aftermath*, Monmouth, Wales 2008.

standskräften sowie den Naturkatastrophen, die Ostafrika Ende des 19. Jahrhunderts heimsuchten. 1910 war Tansania fest in der Hand des deutschen Militärs. Viele der Militärposten und Garnisonen, die im Zuge der deutschen Präsenz in Tansania errichtet wurden, finden sich auch heute noch in verschiedenen Landesteilen, zum Beispiel in Tanga, Rungwe, Songea, Mahenge, Moshi, Tabora und Singida.

Zur Unterstützung des kolonialen Projekts wurden Wirtschaftsinstitutionen gegründet, die bis in die Gegenwart sichtbare Spuren hinterlassen haben. Parallel zur Durchsetzung einer Militärverwaltung schufen die Deutschen eine Kolonialwirtschaft, die den wachsenden Bedarf der Industrie im Mutterland decken sollte. Im Mittelpunkt stand dabei die Gründung von landwirtschaftlichen Plantagen zur Gewinnung von Rohstoffen wie Sisal, Baumwolle, Kaffee, Tee, Kautschuk und Holz. Es entstanden kommerzielle Agrar- und Bergbauunternehmen, die heute noch wichtige Arbeitgeber und Einkommensquellen sind. Sie stellen ein bedeutendes Vermächtnis der geschichtlichen Verflechtung Tansanias und Deutschlands dar.

Die Deutschen gründeten auch ideologische Kolonialinstitutionen, insbesondere christliche und Bildungseinrichtungen, deren Einfluss auf heutige Institutionen unübersehbar ist. Dazu gehörte die Ansiedlung von Glaubensgemeinschaften, die das Christentum verbreiten sollten, etwa die Herrnhuter Brüdergemeinde, die 1890 in Rungwe, Ileje und Kyela nördlich des Malawisees ihre Arbeit aufnahm. Mitte der 1890er Jahre führten die Deutschen die Brüdergemeinde auch in Zentraltansania und im Westen der Kolonie ein. Außerdem brachten sie die Evangelisch-Lutherische Kirche nach Tansania, wo erste Gemeinden in Mwakaleli, Njombe, Mannow, Makete, Iringa,



Ocean Road Hospital heute

Dar es Salaam und in der Kilimandscharo-Region gegründet wurden. Die Römisch-Katholische Kirche konnte in Masasi, Peramiho, Tabora, Dar es Salaam und Moshi Fuß fassen. Einige der ältesten Kirchenbauten entstanden Ende des 19. Jahrhunderts. Die religiösen Gemeinschaften gehören noch heute zu den größten weltanschaulichen Institutionen des Landes. Eine ebenso große ideologische Rolle spielte die Einführung westlicher Bildung. Die Deutschen bauten Schulen, in denen die Kinder unterrichtet wurden. Einige der zur Kolonialzeit errichteten Schulgebäude wie das der Alten Schule in Tanga sind nach wie vor in Benutzung. Überbleibsel ähnlicher Einrichtungen findet man in Dar es Salaam, Tukuyu, Mahenge und Moshi. Ideologische Institutionen dienten als Werkzeuge kultureller Kolonisierung, mit denen unter der tansanischen Bevölkerung Akzeptanz für den Kolonialismus hergestellt werden sollte. In vielen Kirchenbauten aus der deutschen Kolonialzeit finden nach wie vor Gottesdienste statt.

Es entstand auch ein Gesundheitswesen. Zugehörige Einrichtungen hatten die Aufgabe, für Deutsche in der Kolonie eine Gesundheitsversorgung bereitzustellen, Epidemien in Schach zu halten, koloniale Arbeitskräfte zu schützen und ihre Verfügbarkeit zu gewährleisten. Die meisten dieser Institutionen befanden sich in städtischen Zentren wie Tanga, Dar es Salaam, Tukuyu, Iringa, Moshi und Mahenge, wo viele Deutsche lebten. Gesundheitseinrichtungen und medizinische Versorgung waren auch in der Nähe ökonomisch wichtiger Anlagen wie Sisal-Plantagen sowie an Transitorten verfügbar, über die Kolonist*innen und Zwangsarbeit*innen in die Kolonialwirtschaftszonen hinein und aus ihnen heraus gelangten. Neben den staatlichen Gesundheitseinrichtungen wurde ein guter Teil der Gesundheitsversorgung auch von deutschen Missionen übernommen. Viele Missionsstationen bauten Apotheken und Krankenhäuser, mit denen westeuropäische medizinische Vorstellungen und Praktiken verbreitet wurden und deutscher Kolonialismus legitimiert werden sollte. Einige dieser in der deutschen Kolonialzeit entstandenen Gebäude sind noch in Gebrauch, beispielsweise das heutige Ocean Road Hospital in Dar es Salaam.

Ein wesentlicher Bestandteil des Kolonialismus war die Schaffung eines Transport- und Verkehrswesens. Die Deutschen bauten Eisenbahnen, Straßen und Häfen, um Tansania in das deutsche Wirtschaftssystem zu integrieren. Zwei nach wie vor existente Bahnlinien verdienen Erwähnung. Die erste ist die heute noch betriebene berühmte Zentralbahn von Dar es Salaam am Indischen Ozean nach Kigoma am Tanganjikasee an der Westspitze Tansanias. Von Tabora führt eine Abzweigung nach Mwanza. Von einer weiteren Bahnstrecke konnten die Deutschen vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs den Abschnitt von Tanga bis Moshi fertigstellen. Unter britischer Kolonialherrschaft wurde diese Strecke dann bis nach Arusha weitergeführt. Eine für die Wirtschaftlichkeit der Kolonie ebenso wichtige Investition war der Bau von Häfen und die Unterstützung von Schiffsverbindungen. Dar es Salaam, Tanga, Bagamoyo, Lindi, Mtwara, Mwanza, Ujiji und der Malawisee boten für den Bau von Frachthäfen geeignete geografische Räume. Einige in der deutschen Kolonialzeit gebauten Schiffe



Residenz des deutschen Gouverneurs in Dar es Salaam

verrichten nach wie vor ihren Dienst, so etwa die »Liemba« auf dem Tanganjikasee. Solche Infrastrukturen dienten der Truppenverlegung, der Beförderung kolonialer Arbeitskräfte zu unterschiedlichen Produktionsstätten sowie dem Transport von Rohstoffen aus dem Landesinneren an die Küste, von wo sie nach Deutschland verschifft wurden. Auch diese Verkehrsnetze rufen heute die geschichtliche Verflechtung Tansanias und Deutschlands in Erinnerung.

Zur politischen Steuerung, Befriedung und Sicherung der Kolonie schufen die Deutschen staatliche Institutionen wie die ›Schutztruppe‹, Regierungsbehörden und ein Rechtswesen einschließlich Gerichten, Gefängnissen, Gesetzen und Vorschriften. Viele der heutigen staatlichen Einrichtungen in Tansania haben Vorläufer in der deutschen Kolonialvergangenheit, selbst wenn sie sich seitdem deutlich verändert haben. Einige der Behördengebäude, die die Deutschen zwischen 1890 und 1914 errichteten, stehen heute noch und werden teilweise auch vom postkolonialen tansanischen Staat genutzt. Die Ursprünge des State House in Dar es Salaam, das weiterhin als offizieller Amtssitz des Präsidenten dient, lassen sich bis in die deutsche Kolonialzeit in Tansania zurückverfolgen. Es war offizielle Residenz und Amtssitz der deutschen Gouverneure und wurde nach Umbauten von der britischen Kolonialregierung und dem postkolo-

nialen Staat übernommen. Auch der Sitz des Obersten Gerichtshofs in Dar es Salaam wurde von Deutschen erbaut.

Diese Institutionen waren ein Mikrokosmos komplexer Interaktionen zwischen Tansania und Deutschland in der Zeit vom späten 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Die Verflechtung beider Länder geht zu guten Teilen auf die Verfestigung der Kolonialbeziehungen in Tansania zurück. Der deutsche Kolonialismus währte nur eine vergleichsweise kurze Spanne von 25 Jahren, während der britische Kolonialismus vom Ende des Ersten Weltkriegs bis 1961 rund 40 Jahre lang *in* Tansania aktiv war. Trotz der kürzeren Dauer übersteigen die traumatischen Erfahrungen des deutschen Kolonialismus bei weitem die des englischen. Ein großer Teil der materiellen und kulturellen Erinnerung an den Kolonialismus in Tansania entstand unter deutscher Herrschaft.

Mit Bezug auf dieses kulturelle und institutionelle Vermächtnis hat die historische Forschung das Augenmerk vor allem darauf gerichtet, wie die Deutschen ihr Kolonialreich in Tansania aufbauten. So wurde detailliert gezeigt, wie sie den Kolonialismus und die dazugehörige Kultur in dieser und anderen afrikanischen Kolonien etablieren konnten. Es wurde dokumentiert, wie die Deutschen die tansanische Bevölkerung unterwarfen, einen Kolonialstaat errichteten und verwalteten, eine Kolonialwirtschaft und politische Institutionen schufen, Kriege führten, für Befriedung und Ordnung in der Kolonie sorgten und koloniale Ideologie und Kultur verbreiteten. Doch es bleiben sehr auffällige epistemologische Leerstellen.

Epistemologische Leerstellen

Aus der Erforschung der verflochtenen Geschichten Tansanias und Deutschlands verfügen wir über umfangreiches Wissen über die deutschen Motive für die Kolonisierung Tansanias; über die koloniale Eroberung durch Deutschland und einzelne Widerstandskriege gegen die Durchsetzung des Kolonialismus; über die Maßnahmen des deutschen Kolonialstaats zur Herstellung kolonialer wirtschaftlicher, politischer, kultureller und sozialer Verhältnisse und Umweltbedingungen in Tansania; über das Ende des deutschen Kolonialismus in Tansania während des Ersten Weltkriegs; sowie über seine ökonomischen und kulturellen Auswirkungen auf das Land. Veröffentlichungen über die geschichtliche Verflechtung beider Länder sind von diesen Themen dominiert: Sie zeigen für die Periode von den 1880er Jahren bis zum Ende des Ersten Weltkriegs einen Fokus auf die Deutschen in Tansania. So hat die Geschichtswissenschaft das Leben, die Werke, das Wirken, die Ideen und die Schwierigkeiten deutscher Akteure beim Aufbau des Kolonialsystems dokumentiert. Der vorliegende Text reflektiert über die Natur dieses historischen Wissens, das in den vergangenen einhundert Jahren über die verflochtenen Geschichten Tansanias und Deutschlands produziert worden ist, und unternimmt den Versuch, vier bedeutende epistemologische Leerstel-

len zu identifizieren, die genauerer Erläuterung bedürfen, damit in diesen Bereichen eine Erweiterung des Wissens möglich wird.

Die erste Leerstelle betrifft die Ideologien, das Alltagsleben und die Erfahrungen, die Tansanier*innen dabei halfen, durch die schwierige Lebensrealität unter dem deutschen Kolonialismus zu navigieren. Die deutsche Kolonialherrschaft war die brutalste Gewalterfahrung in der tansanischen Geschichte. Sie setzte die traumatische Erfahrung der von Arabern angeführten Sklavenjagden im 18. und 19. Jahrhundert fort. Trotz dieser gewaltsamen und destabilisierenden Ereignisse überwand die tansanische Bevölkerung diese Traumata und war auf unterschiedliche Weise in der Lage, ihre Menschlichkeit zu bewahren. Die Denkweisen und Praktiken der Tansanier*innen, ihre gelebten Erfahrungen sowie ihre Fähigkeit, das Familienleben in der Kernfamilie, kulturelle Werte, Tabus und Traditionen durch diese traumatische Kolonialzeit zu erhalten, müssen alle Teil des historischen Wissens werden, um ein richtiges Verständnis der geschichtlichen Verflechtung zwischen Tansania und Deutschland zu entwickeln. Und trotzdem sind diese wichtigen Fragen, wie sie die schwierige koloniale Situation überlebten, bewältigten und sich erträglich machten, immer noch eine der großen epistemologischen Leerstellen der existierenden Forschungslandschaft.

Mit Nationalgeschichte befasste wie auch materialistische Historiker*innen haben hervorragende Arbeit geleistet, um die koloniale Eroberung, die Durchsetzung des Kolonialismus, die Schaffung ökonomischer, politischer, militärischer und ideologischer Institutionen und die erzwungene Verwandlung der einheimischen Bevölkerung in koloniale Untertanen zu dokumentieren. Diese Art der Geschichtsschreibung hat eine wichtige Rolle gespielt bei der Sichtbarmachung der im deutschen Kolonialismus verübten Gewalt, bei der Aufdeckung der repressiven und diktatorischen Natur des deutschen Kolonialstaats und bei der Dokumentation seines ausbeuterischen und entmenslichenden Charakters. Darüber hinaus wurde gezeigt, dass die Entnahme natürlicher Ressourcen mittels des Kolonialsystems zur Entwicklung Deutschlands und zur Unterentwicklung Tansanias beigetragen hat.¹¹ Diese Erzählungen prägen seit den 1960er Jahren als dominante Meta-Narrative die Erforschung der historischen Beziehungen zwischen Tansania und Deutschland. Sie vermitteln die Idee, dass die Deutschen Macht und Hegemonie innehatten und in der Lage waren, Ideen, Praktiken und die gelebte Erfahrung der tansanischen Bevölkerung nach Belieben zu formen. Sie verwandeln die gemeinsame tansanisch-deutsche Geschichte in eine einseitige Erzählung, in der die Deutschen im Mittelpunkt und die Tansanier*innen am Rand stehen. Bedauerlicherweise hat dieses Meta-Narrativ bewirkt, dass der interessanteste Teil der Verflechtungsgeschichte unerforscht blieb: nämlich, dass der deutsche Kolonialismus zwar repressiv und gewaltsam, aber in der Realität auch eingeschränkt, anfällig und

11 Dieser Argumentation liegt zugrunde Walter Rodney: *Afrika. Die Geschichte einer Unterentwicklung*, Berlin 1975, engl. 1972. Zu tansanischen Fallstudien siehe bspw. Martin H. Y. Kanki (Hg.): *Tanzania Under Colonial Rule*, London 1980; und Abdul Sherif und Ed Ferguson (Hg.): *Zanzibar Under Colonial Rule*, Athens 1991.

schwach war. Ihm fehlten die Ressourcen, um auch im Bereich des Privaten Macht und Einfluss auszuüben. Er war nicht in der Lage, das Privatleben, das familiäre Leben und die Reproduktion sozialer, kultureller, politischer und ökonomischer Beziehungen zu kontrollieren, die es Familien, Haushalten und Gemeinschaften ermöglichten, unter der gewaltsamen kolonialen Zerrüttung intakt zu bleiben. Das erklärt, wieso trotz der Gewalt und Repression des deutschen Kolonialismus Schlüsselinstitutionen wie Familie, Haushalt, Gemeinschaft, Traditionen, Tabus, indigene Kultur und Reproduktion die Jahrzehnte der harten und brutalen deutschen Kolonialzeit überdauerten. Viele präkoloniale Institutionen überdauerten die Prüfung der Kolonialherrschaft. Dazu gehörten Eigeninitiative und persönliche Entscheidung, die Aufrechterhaltung von Familienbeziehungen und -netzwerken, Ideen über das menschliche Dasein und Wertvorstellungen sowie eine indigene Kultur, die das Leben strukturierte und stützte.

Unser Verständnis der Verflechtungsgeschichte wird ausschnittshaft und unvollständig bleiben, wenn wir nicht die einheimischen Ökonomien thematisieren, mit denen Familien und Gemeinschaften in der deutschen Kolonialzeit ihr Überleben sicherten; wenn nicht die einheimischen Formen von Politik und Regieren in dieser Periode sichtbar gemacht werden; und wenn das bestehende Geschichtsnarrativ die indigene Kultur in all ihren Erscheinungen, sei es Kindererziehung, Sozialisation, Ehe, Generationenbeziehungen, Geschlechterverhältnisse oder Familienbände, weiterhin ignoriert. Es ist von fundamentaler Bedeutung, bei der geschichtlichen Verflechtung Tansanias und Deutschlands Überleben, Kontinuität und Wandel der einheimischen Institutionen zu berücksichtigen, die den indigenen Gemeinschaften in den Aufbaujahren des deutschen Kolonialismus das Fortleben sicherten. Die Geschichten und Erzählungen der Tansanier*innen über ihr Leben, ihre Erfahrung und ihr Überleben müssen wieder sichtbar werden und Eingang in die verflochtene Geschichte Tansanias und Deutschlands finden.

Die zweite epistemologische Leerstelle betrifft den aktiven Beitrag tansanischer Einzelpersonen und Gemeinschaften zur konkreten Ausformung der geschichtlichen Verflechtung Tansanias und Deutschlands. Das bestehende historische Wissen wird dominiert von heroischen Erzählungen über die lebendigen Ideen und das tatkräftige Handeln deutscher Akteure in der Kolonialzeit. Geschichtliche Darstellungen des Christentums zum Beispiel stellen die Taten deutscher Missionare in den Mittelpunkt, während die Tansanier*innen, die in christlichen Missionen dienten, unsichtbar bleiben. Militärgeschichtliche Abhandlungen zum Ersten Weltkrieg in Tansania romantisieren die einzigartigen Leistungen deutscher Militärs wie General Paul von Lettow-Vorbeck, während die Stimmen tausender Tansanier*innen, die in diesem Krieg litten, kein Gehör finden.¹² Geschichtswerke über Kolonialpolitik und -verwaltung romantisieren deutsche Gouverneure, Bezirkskommissare, Ministerialdirek-

12 Siehe zum Beispiel Robert Gaudi: *African Kaiser. General Paul von Lettow-Vorbeck and the Great War in Africa, 1914-1918*, New York 2017.

toren und Experten, die in unterschiedlicher Funktion im Kolonialdienst tätig waren. Diese Deutschen waren nicht auf sich allein gestellt. Sie hatten zahlreiche tansanische Untergebene, die untere Posten im öffentlichen Dienst bekleideten. Das Innenleben dieser Tansanier harrt noch seiner geschichtlichen Dokumentation. Es bleibt unbekannt, wer sie waren, und unerforscht, was sie taten. Geschichtsdarstellungen der Kolonialwirtschaft romantisieren deutsche Siedler*innen, Plantagenbesitzer, Verwalter, Buchhalter und Aufseher. Die Einzelbiografien tausender Tansanier*innen, die in der Kolonialwirtschaft arbeiteten, bleiben weitgehend unbeachtet. Über sie wird nur allgemein als »Arbeiter« gesprochen. In letzter Zeit gab es Bemühungen, auch Tansanier*innen zu erforschen, allerdings werden diese auf ihre Funktion als Vermittler und Mittelsmänner reduziert.¹³ Wenig Anstrengungen sind unternommen worden, den Tansanier*innen ihren Platz in der komplex verflochtenen tansanisch-deutschen Geschichte zurückzugeben und sich mit ihrem Denken und Handeln, ihrer gesellschaftlichen Stellung und gelebten Erfahrung im Umgang mit Deutschen in dieser harten Zeit des Kolonialismus als einem eigenen Forschungsgegenstand zu beschäftigen.

Ein richtiges Verständnis dieser Verflechtungsgeschichte erfordert, dass sich Historiker*innen von der ausschließlichen Beschäftigung mit deutschen Kolonialakteur*innen lösen und tansanische Akteur*innen mit ihrer Rolle in dieser Geschichte in den Blick nehmen. Die Notwendigkeit ergibt sich schon aus der geringen Zahl deutscher Kolonialbeamter vor Ort, die ohne Unterstützung nicht alle Aufgaben in der Kolonie hätten erfüllen können. Die Verhältnisse bürdeten der unterworfenen tansanischen Bevölkerung die Durchführung kolonialer Unternehmungen auf. Sie arbeiteten in christlichen Missionen, hielten als Arbeitskräfte die Kolonialwirtschaft in Gang, bauten Eisenbahnen, Brücken und Häfen, dienten in Verteidigungs- und Sicherheitskräften wie der ›Schutztruppe‹, der Polizei und in Gefängnissen, arbeiteten in botanischen Gärten und in der Forstwirtschaft sowie im öffentlichen Dienst. In Anbetracht dieser zentralen Rolle, die sie für die Aufrechterhaltung des Kolonialismus spielten, ist es wichtig, dass Historiker*innen ihrer Individualität nachspüren und dieser Platz einräumen, ihre Identität und Biografien sichtbar machen und ihr Denken und Handeln nachvollziehen. Es ist nach wie vor unbekannt, in welchem Maß diese verschiedenen Personen und Gruppen den deutschen Kolonialismus geformt und umgeformt haben.¹⁴ Die Geschichtswissenschaft muss ihre Aufmerksamkeit tansanischen Akteur*innen als Einzelpersonen wie als Gemeinschaften zuwenden. Sie muss dokumentieren, wie tansanische und deutsche Akteure miteinander interagierten und

13 Siehe beispielsweise Benjamin N. Lawrence, Emily Lynn Osborn und Richard L. Robert (Hg.): *Intermediaries, Interpreters, and Clerks. African Employees in the Making of colonial Africa*, Madison 2006.

14 Dieser Forschungsansatz ist es wert, weiterverfolgt zu werden. Ermutigend in dieser Hinsicht ist Michelle R. Boyd: *Violent Intermediaries. African Soldiers, Conquest, and Everyday Colonialism in German East Africa*, Athens 2014.

in Auseinandersetzung traten, wie sie einander prägten und veränderten und wie sich mit der Weiterentwicklung des Kolonialismus ihre Erfahrungen unterschieden.

Die dritte epistemologische Leerstelle betrifft die Methodologie. Lokal entwickelte Verfahren, die der Forschung ermöglichen könnten, das mit dem deutschen Kolonialismus verflochtene Denken und Handeln von Tansanier*innen sichtbar zu machen, haben seitens Historiker*innen keine hinreichende Aufmerksamkeit erfahren. Methoden der mündlichen Tradierung, mündlichen Erinnerung, historischen Sprachwissenschaft, historischen Anthropologie, historischen Archäologie und Ethnografie treten hinter der Erforschung von Kolonialarchiven zurück. Viele Historiker*innen haben die Tendenz, bei der Entwicklung von verflechtungsgeschichtlichen Forschungsprojekten gedanklich bei Quellen aus den Kolonialarchiven zu beginnen. Sie verlassen sich auf Archivmaterial, das deutsche Kolonialbeamte und -akteure während der Kolonialzeit zurückgelassen haben. Dieses Material wird in Archiven und Museen in Deutschland und Tansania aufbewahrt. Aus diesen Quellen erfährt man aber mehr über die Deutschen und weniger über die Ideen, Erfahrungen und Perspektiven der Tansanier*innen. Sie spiegeln die deutsche Perspektive in den Kolonien, während die Vorstellungen der Einheimischen kaum vorkommen. So ist es nicht verwunderlich, dass verflechtungsgeschichtliche Narrative im Wesentlichen von den Gedanken und Praktiken der Deutschen in Tansania handeln. Zwar haben Historiker*innen zuletzt auf die Möglichkeit hingewiesen, afrikanische Geschichte aus dem von Europäer*innen stammenden Archivmaterial zu extrahieren,¹⁵ doch Tatsache bleibt, dass diese Dokumente Produkte des Kolonialismus darstellen, die die zeitgenössische eurozentrische Sichtweise der Kolonisatoren auf die koloniale Wirklichkeit widerspiegeln. Diese epistemologische Leerstelle ist in gewisser Hinsicht auch das Resultat der impliziten Annahme, dass sich glaubwürdige Geschichtsschreibung auf empirisches Archivmaterial stützen müsse, ohne dass die Historizität infrage stehe. Aufgrund dieser Annahme haben sich einige Historiker*innen der afrikanischen Geschichte und insbesondere der verflochtenen Geschichten Tansanias und Deutschlands ihrem Gegenstand in der deutschen Kolonialperspektive genähert. Dabei wird der Status quo des eurozentrischen und westlichen Zivilisationsmodells in der verflechtungsgeschichtlichen Forschung aufrechterhalten. Trotz jüngerer Fortschritte in der Globalgeschichte und postkolonialen Geschichtsschreibung tut sich die Forschung schwer damit, diese Privilegierung der Kolonialarchive zu überwinden, wenn sie die Erfahrungen von Gemeinschaften zu verstehen sucht, deren Geschichte seit langem eine epistemologische Leerstelle darstellt.

15 Siehe beispielsweise Henrietta Moore und Megan Vaughan: *Cutting Down Trees. Gender, Nutrition, and Agricultural Change in the Northern Province of Zambia 1890-1990*, Portsmouth 1994; Allen Isaacman und Barbara Isaacman: *Slavery and Beyond. The Making of Men and Chikunda Ethnic Identities in the Unstable World of South-Central Africa, 1750-1920*, Portsmouth 2004.

Die verflechtungsgeschichtliche Forschung muss ihre methodologischen Grundlagen einer nachhaltigen Entwestlichung und Dekolonisierung unterziehen, indem sie auch Denk- und Ausdrucksweisen berücksichtigt, die tansanischen Gemeinschaften historisch zur Aufbewahrung von Daten, Narrativen und Erinnerungen gedient haben. Seit den 1960er Jahren haben Historiker*innen einige dieser methodologischen Ansätze wie mündliche Erinnerungen und Tradierungen, Raum- und Landschaftsorganisation sowie Rituale, Tabus und Gebräuche thematisiert, die von historischer Sprachwissenschaft, historischer Anthropologie und Archäologie erforscht werden. Vor und während der Kolonialzeit hielten die meisten Tansanier*innen ihre Ideen und Erinnerungen mittels solcher Ausdrucksformen fest. Einige davon wurden von einer Generation zur nächsten weitergegeben und sind teilweise noch in der Gegenwart verfügbar. Historiker*innen, die sich mit den verflochtenen Geschichten Tansanias und Deutschlands befassen, müssen über die Kolonialarchive hinausgehen und sich diesen lokalen Methoden zur Erfassung der Ideen und Praktiken von Tansanier*innen unter dem deutschen Kolonialismus zuwenden.¹⁶

Die vierte epistemologische Leerstelle zeigt sich darin, wie wenig Anstrengungen unternommen werden, das Erbe des deutschen Kolonialismus in der Geschichts-, Erinnerungs- und Identitätsproduktion Tansanias und Deutschlands zu erforschen. Der wissenschaftliche Fokus liegt in beiden Ländern auf dem Kolonialismus als System der Unterdrückung und Unterwerfung, der Ausbeutung und des Rassismus sowie als Gewalt- und Unrechtssystem. Das dieser Ausrichtung zugrundeliegende Befinden ist natürlich nachvollziehbar. Kein vernünftiger Mensch kann heute den deutschen Kolonialismus als ein legitimes Unterfangen rechtfertigen. Niemand kann angesichts der Leiden der kolonisierten Gemeinschaften in Tansania den Kolonialismus noch romantisieren und glorifizieren. Die Folgen dieses Befindens sind offensichtlich, wenn sich heute Deutsche und Tansanier*innen treffen. Beide ringen mit der Aufarbeitung der Kolonialvergangenheit. Wenn sich Diplomat*innen treffen, sprechen sie über die heutigen diplomatischen Beziehungen. Doch es ist unschwer zu bemerken, dass sie sich alle daran abmühen, einen Sinn in der kolonialen Vergangenheit zu finden, sich mit ihr zu versöhnen und über den Kolonialismus in einer Weise zu sprechen, dass eine Verflechtung, Verbindung und gemeinsame Teilhabe sichtbar wird, die tiefer in die Vergangenheit reicht. Momente von Sadismus, Schuld und Unbehagen rücken ins Zentrum. Historiker*innen haben die Pflicht, in dieser von Unsicherheit geprägten Situation für Aufklärung zu sorgen. Eine Art des Umgangs mit den Problemen der Kolonialerfahrung besteht darin, anzuerkennen, dass der Kolonialismus eine bedau-

16 Für eine solche Ausrichtung der Forschung treten einige Historiker*innen seit den 1960er Jahren ein. Dazu gehören Isaria Kimambo: *A Political History of the Pare of Tanzania*, 1500-1900, Nairobi 1969; Jan Vansina: *Oral Tradition. A Study in Historical Methodology*, London 1965; sowie die überarbeitete Ausgabe: Jan Vansina: *Oral Tradition as History*, Madison 1985; Yusufu Lawi: *Local Knowledge and Political Ecology of Natural Resources Use in the Iraqw-land. Northern Tanzania, 1900-1980s*, Dissertation, University of Boston, 2000.

erliche Episode mit weitreichenden Folgen für die Entwicklung der Nationalidee und -praktiken in Tansania und Deutschland war. Es ist durchaus sinnvoll, den deutschen Kolonialismus als eine der Entwicklungsphasen der tansanischen und deutschen Nationalgeschichte, -erinnerung und -identität zu denken. Keines der beiden Länder kann in seinem nationalen Selbstverständnis die Bedeutung der Kolonialvergangenheit für die eigene Geschichte ignorieren. Dass diese Vergangenheit die spätere Entwicklung beider Länder in unterschiedlicher Weise geprägt hat, bedarf keiner besonderen Erwähnung.

Im Fall von Tansania brachte die Periode vom späten 19. Jahrhundert bis zum Ende des Ersten Weltkriegs gesellschaftliche Veränderungen, die für die Entstehungsgeschichte des Landes bedeutsam waren. Das deutsche Kolonialprojekt vereinte zum ersten Mal die mehr als 120 unterschiedlichen ethnischen Gruppen auf diesem Territorium. Diese Zusammenführung war eine wichtige Phase in der Schaffung eines Nationalgefühls, da alle Gemeinschaften eine ähnliche Erfahrung mit dem deutschen Kolonialismus teilten. Dieser Nationalsinn entwickelte sich weiter, als die Deutschen mit ehrgeizigen Programmen die Kolonie zu einem einheitlichen Territorium auszubauen und die unterschiedlichen Gemeinschaften in Tansania miteinander zu verbinden begannen. Große Infrastrukturinvestitionen in christliche Einrichtungen, Transport, Bildung, medizinische Versorgung, Landbau, Handel, Verteidigung, Sicherheit, Ideologie und Landschaftsgestaltung verschafften den Deutschen eine beispiellose physische Präsenz in Tansania, vernetzten unterschiedliche tansanische Bevölkerungsgruppen auf dem Kolonialgebiet und trugen zur Genese eines Verbundenheitsgefühls unter ihnen bei. Die Entstehung einer tansanischen Nation lässt sich zum Teil auf diese bedeutenden Entwicklungen zurückführen.

Im Zentrum dieser Perspektive stehen Bemühungen, nachzuzeichnen, in welcher Weise die Erfahrung des Kolonialismus entscheidende Bedeutung für die Ausbildung der nationalen Identität Tansanias hatte und wie die in der deutschen Kolonialzeit errichteten Infrastrukturen ab den 1960er Jahren zu staatsbildenden Institutionen wurden. Schlüsselinfrastrukturen wie Eisenbahnen, Straßen, Schulen, Krankenhäuser, Landwirtschaft, Häfen, Verteidigungsorgane und Behördenapparate wurden vom postkolonialen Staat 1961 ererbt, verstaatlicht und seither zur sozialen, ökonomischen und kulturellen Entwicklung der Nation eingesetzt. Zum Beispiel wurden die Eisenbahnen, mit denen die Deutschen den Osten, Westen und Norden Tansanias miteinander verbanden, als postkoloniale Transportinfrastruktur weiterverwendet. So findet das Erbe aus der deutschen Kolonialzeit weiterhin Verwendung. Selbst das Gebäude, das seit der Unabhängigkeit als Amtssitz des*der Präsident*in dient, wurde ursprünglich von den Deutschen erbaut. Auch einige medizinische Einrichtungen wie das Ocean Road Hospital, das heute auf Krebsbehandlung spezialisiert ist, wurden Ende des 19. Jahrhunderts von Deutschen errichtet. Diese wenigen Beispiele zeigen, was ein konzeptuelles Verständnis des deutschen Kolonialismus im Rahmen der geschichtlichen Verflechtung von Tansania und Deutschland leisten kann. Sie zeigen auch, was

eine konzeptuelle Einordnung von Erinnerungen an den deutschen Kolonialismus in ein umfassenderes Narrativ von Nationalgeschichte, -erinnerung und -identität leistet.

Das Erbe des Kolonialismus ist nicht nur für die Entstehung des postkolonialen Tansania, sondern auch für Deutschland von Bedeutung. Das postkoloniale Deutschland wäre ohne Kolonialvergangenheit nicht, was es heute ist. Die deutsche Identität, ob es um Wirtschaft, Kultur, Gesellschaft oder Politik geht, ist tief in der Kolonialerfahrung verankert, die Deutschland von den 1890er Jahren bis zum Ende des Ersten Weltkriegs in Tansania und in anderen Teilen Afrikas gemacht hat. Die großen deutschen Industrialisierungsprogramme dieser Periode beruhten wie auch bei anderen westeuropäischen Imperialmächten in erheblichem Maße auf der Kolonialwirtschaft einschließlich der Kolonie Deutsch-Ostafrika, zu der Tansania gehörte. Agrar- und Mineralrohstoffe, von denen viele Branchen abhängig waren, wurden aus den Kolonien geliefert. Gedeih und Verderb der deutschen Wirtschaft in Gestalt des Bruttoinlandsprodukts, der Industrien, Banken, Versicherungsunternehmen, Reedereien, Eisenbahnen, Profiten und Steuern war ein Stück weit an die Kolonialbesitzungen einschließlich Tansania gekoppelt.¹⁷ Zahlreiche Deutsche in den Kolonien und in Deutschland waren in Branchen beschäftigt, die an Kolonialunternehmungen in Afrika und anderen Weltgegenden angeschlossen waren. Einige deutsche Kaufleute machten während dieser Periode ein Vermögen in den deutschen Kolonien. Wahrnehmungen, dass sich extremer Rassismus, Rassendiskriminierung und deutsches Überlegenheitsgefühl bis in die NS-Ideologie der 1930er Jahre steigerte, kommen nicht von ungefähr. In mancher Hinsicht waren diese weltanschaulichen und praktischen Elemente der NS-Ideologie ein Erbe der deutschen Kolonialvergangenheit und hatten ihr Beispiel an der Weise, wie Deutsche ihre kolonialen Untertanen in Afrika und anderen Regionen wahrgenommen und behandelt hatten. Die unmenschlichen Praktiken zur Niederschlagung des Maji-Maji-Aufstands von 1905 bis 1907 in Tansania und der Aufstände der Herero und Nama zwischen 1904 und 1908 in Namibia bezeugen eine genozidale Tendenz, die bereits den Präzedenzfall für die Verfolgungstraumata schuf, die zum Kennzeichen der Konzentrationslager der NS-Zeit wurden. Der Kolonialismus bestimmt weiterhin die Erinnerung und das Selbstverständnis Deutschlands. Einige nach wie vor als Helden verehrte Deutsche gehörten zu den Hauptakteuren verschiedener Kolonialunternehmungen. Einige Gouverneure, militärische Befehlshaber, politische Entscheidungsträger in den Kolonien und Wissenschaftler werden weiterhin gewürdigt. Straßen und Institute tragen die Namen von Personen oder Orten, die mit dem Kolonialismus in Zusammenhang stehen. Zahlreiche kulturhistorische und naturkundliche Museen in verschiedenen deutschen Städten bewahren tausende von Objekten auf, die in afrikanischen Kolonien geplündert, geraubt oder schlicht beschafft wurden. Geschichten darüber spielen in der verflechtungsgeschichtlichen Forschung immer noch kaum eine Rolle. In der veröffentlichten Literatur bleiben sie unsichtbar, obwohl sie einem der für die Prägung der deutschen Gegenwart wichtigsten Bereiche angehören.

17 John Iliffe: *Tanganyika Under German Rule, 1905-1912*, Cambridge 1969, S. 64, 100, 167.



Einweihung der »Hamburg Avenue« in Dar es Salaam am 30. Oktober 2014.

Vlnr: Egon Kochanke (Botschafter der Bundesrepublik Deutschland in Tansania), Wolfgang Schmidt (Staatsrat der Hamburger Senatskanzlei und Bevollmächtigter beim Bund, bei der Europäischen Union und für auswärtige Angelegenheiten der Freien und Hansestadt Hamburg) und Dr. Didas Masaburi (Bürgermeister der Stadt Dar es Salaam).

Dar es Salaam und Hamburg: Verflochtene Geschichten damals und Partnerstädte heute

Der Kolonialismus ist untrennbar mit der Entstehung des heutigen Deutschland und Tansania verbunden. Und nichts zeigt diese Verbindung besser als das Selbstverständnis Hamburgs, das heute eine Städtepartnerschaft mit Dar es Salaam in Tansania unterhält. Hamburg war die treibende Kraft für die blühende Kolonialwirtschaft in den deutschen Kolonien wie Tansania, Burundi, Ruanda, Namibia und Kamerun. Viele der dort investierenden Unternehmen hatten ihren Hauptsitz in Hamburg. Wenn sie in Tansania aktiv waren, besaßen sie häufig eine Zweigstelle in Dar es Salaam. 1908 gründete Hamburg das Kolonialinstitut zur Ausbildung Deutscher, die Funktionen in Wirtschaft, Regierungsbehörden, medizinischen Einrichtungen oder im Rechtssystem der afrikanischen Kolonien übernehmen sollten. Dieses Institut war einer der Vorläufer der 1919 gegründeten Universität Hamburg.¹⁸ Viele Deutsche begannen ihre Reise in die Kolonien in Hamburg und erreichten Tansania über Dar es Salaam. Die Überreste in den Kolonien verstorbener Deutscher wurden von Dar es Salaam über Hamburg nach Deutschland zurückgebracht. Dank seines internationalen Hafens wurde

¹⁸ Vgl. den Beitrag von Rainer Nicolaysen zum Kolonialinstitut in diesem Band.

Hamburg zum Koordinationszentrum des kolonialen Transportnetzwerks, das Personen und Industriegüter von Deutschland in die afrikanischen Kolonien sowie von dort Personen, Rohstoffe wie Minerale, landwirtschaftliche Erzeugnisse und Forstprodukte, aber auch Objekte für Museumssammlungen nach Deutschland brachte. Die Kultur Hamburgs ist daher eng mit der kolonialen Vergangenheit verflochten. Es handelt sich im Wesentlichen um eine typische Kolonialstadt. Es wuchs, florierte und wurde eine der reichsten Städte Europas gerade wegen seiner Verflechtung mit Tansania und den anderen deutschen Kolonien in Afrika. Viele Hamburger Industriebetriebe, Reedereien, Versicherungsunternehmen, Banken und Konsummuster sind unmittelbar mit afrikanischen Kolonien verknüpft. Viele der politischen Entscheidungen über die Kolonien mögen in Berlin getroffen worden sein. Doch seine wirtschaftliche Basis hatte der deutsche Kolonialismus in Hamburg.

Die von mir skizzierten Erzählungen über das koloniale Erbe als prägendes Element für die Nationalgeschichte und das nationale Selbstverständnis Tansanias und Deutschlands bleiben einige der wichtigsten epistemologischen Leerstellen in der Erforschung der komplexen historischen Beziehungen beider Länder.

Schluss

Die lange Geschichte des komplexen Kulturaustauschs zwischen Tansania und Deutschland lässt sich bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zurückverfolgen. Viele bleibende Spuren der historischen Beziehungen zwischen beiden Nationen gehen auf die Kolonialzeit von den 1890er Jahren bis zum Ende des Ersten Weltkriegs 1918 zurück. Eine Vielzahl historischer Arbeiten dokumentiert, wie die Deutschen Tansania erobern und kolonisieren und dort neue soziale, kulturelle, ökonomische, militärische und ideologische Verhältnisse herstellen konnten. Der vorliegende Text hat versucht, epistemologische Leerstellen in diesem Wissen zu identifizieren. Entscheidend dabei ist die Abwesenheit von Erzählungen über die Identitäten, Biografien, Ideen und Praktiken von Tansanier*innen, die die harte Kolonialzeit unter den Deutschen überstanden. Ihre Anpassungsstrategien und Widerstandskraft bleiben in der bestehenden Forschung unsichtbar. Auch die Methoden und Quellen, die der tansanischen Bevölkerung wieder einen zentralen Platz in dieser Verflechtungsgeschichte geben würden, spielen in der Wissenschaft kaum eine Rolle und werden wenig gewürdigt. Es wurden keine hinreichenden Versuche unternommen, die entscheidende Bedeutung des Kolonialismus für die Prägung des Selbstverständnisses, der Geschichte und der Erinnerung des postkolonialen Tansania und Deutschland zu erforschen. Diese epistemologischen Leerstellen sind nur ein Teil der vielen Probleme, mit denen sich die Wissenschaft ernsthaft auseinandersetzen muss, will sie die Idee verflochtener deutsch-tansanischer Geschichten mit Bedeutung füllen. Die hier identifizierten Leerstellen zeigen die Richtung an, in die sich eine neue verflechtungsgeschichtliche Forschung bewegen müsste.

Aus dem Englischen übersetzt von Daniel Fastner

Anhang

Bildnachweis

Zimmerer: Einleitung

- S. 17: Stiftung Historische Museen Hamburg, Museum für Hamburgische Geschichte
- S. 23: Archiv der Hapag-Lloyd AG
- S. 25: Foto: Julian zur Lage

Todzi: Handelskammer

- S. 33: Library of Congress, LC-DIG-ppmsca-00403, <http://loc.gov/pictures/resource/ppmsca.00403/>
- S. 45: Foto: Kim S. Todzi

Wagner: Hafen

- S. 51: Museum für Hamburgische Geschichte
- S. 53: Wikimedia, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Der_Sandtorhafen_um_1894,_Foto_von_Georg_Koppmann,_Sammlung_MKG_unter_Public_Domain.jpg
- S. 57: Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo

Kawlath Baakenhafen

- S. 68: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, [https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1024832953,1\(CC-BY-SA-4.0\)\[https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de\]\)](https://resolver.sub.uni-hamburg.de/kitodo/PPN1024832953,1(CC-BY-SA-4.0)[https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de]))
- S. 75: Archiv der Hapag-Lloyd AG
- S. 76 oben: Staatsarchiv Hamburg, 132-1 I_180
- S. 76 unten: Bundesarchiv, Bild 146-2008-0180.
- S. 77: Staatsarchiv Hamburg, 111-I_47069; Foto: Kawlath, Jan 2019.

Todzi: Afrikahaus

- S. 85: Foto: Kim S. Todzi
- S. 86: Bildarchiv der deutschen Kolonialgesellschaft in der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 023-0098-72
- S. 89: Broschüre der Woermann-Linie 1906, Sammlung Todzi
- S. 92: Bildarchiv der deutschen Kolonialgesellschaft in der Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, 071-2401-52
- S. 95: Foto: Kim S. Todzi

Schürmann: Stockmeyerstraße

- S. 101: Museum der Arbeit
- S. 105: Museum der Arbeit

Morgenstern: Friedrichsruh

- S. 119: Otto-von-Bismarck-Stiftung
- S. 122: Otto-von-Bismarck-Stiftung

- S. 124 oben: Foto: Ulf Morgenstern
S. 124 unten: Otto-von-Bismarck-Stiftung
S. 127: Otto-von-Bismarck-Stiftung

Lü: Waldersee

- S. 137: Wikimedia, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Feldmarschall_Graf_von_Waldersee._Generalmajor_von_Schwarzhoff._Parade_am_27._12._1900_in_der_Verbotenen_Stadt_gelegentlich_der_Fahnen%C3%BCbergabe_an_die_Ostasiatischen_Bataillone_2.jpg

Emmerink: Sieveking

- S. 149: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg, P 23: S 206
S. 155: Karte von John Arrowsmith, publ. von John Murray für das Journal of the Royal Geographical Society of London, gedruckt in: Dieffenbach, Ernest (1841), »An Account of the Chatham Islands«, in: Journal of the Royal Geographical Society of London, Nr. 11, ohne Seitenangabe.
S. 158: Foto: Timo Lutz

Nicolaysen: Kolonialinstitut

- S. 173: Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte der Universität Hamburg
S. 175: Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte der Universität Hamburg

Gräbel: Geographische Gesellschaft

- S. 189 (4 Abb.): aus: Siegfried Passarge, Das Geographische Seminar des Kolonial-Instituts und der hansischen Universität, in: Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg 46 (1939): 1–104.
S. 192: Carsten Gräbel

Hedrich: Nocht-Institut

- S. 201: Archiv des Bernhard-Nocht-Instituts für Tropenmedizin
S. 205: Staatsarchiv Hamburg, 352-8-9_4438

Affeldt: Amalie Dietrich

- S. 215: aus: Charitas Bischoff: Amalie Dietrich – Ein Leben. Grote, Berlin 1909.
S. 219: Illustrierte Zeitung, 9 Sep 1882, p. 237.
S. 221: (*Acacia dietrichiana*)

Natermann: MARKK

- S. 234: Museum am Rothenbaum. Kulturen und Künste der Welt (MARKK), Mecklenburg_570_2071_Musgumfrau
S. 235: Museum am Rothenbaum. Kulturen und Künste der Welt (MARKK), Haberer_453_168

Seegers: Hanseatische

- S. 253: Scherl/Süddeutsche Zeitung Photo
S. 259: Ullstein Bild

Strupp: Übersee-Club

- S. 266: Wikimedia, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Max_Warburg_1905.jpg
 Original: Hamburgische Männer und Frauen am Anfang des XX. Jahrhunderts,
 Hamburg 1905
 S. 275: Foto: Kim S. Todzi

Gröpl: Museum für Völkerkunde

- S. 281: Foto: Benjamin Gollasch
 S. 285: Wikimedia, [https://de.wikipedia.org/wiki/Georg_Thilenius#/media/Datei:Rudolf_D%C3%BChrkoop_-_Georg_Christian_Thilenius_\(1905\).jpg](https://de.wikipedia.org/wiki/Georg_Thilenius#/media/Datei:Rudolf_D%C3%BChrkoop_-_Georg_Christian_Thilenius_(1905).jpg)
 Original: Hamburgische Männer und Frauen am Anfang des XX. Jahrhunderts,
 Hamburg 1905

Herfert: Hagenbeck

- S. 297: Museum am Rothenbaum. Kulturen und Künste der Welt (MARKK), Dokumenten-
 archiv, Nachlass Johan Adrian Jacobsen, Kt. 23: Mappe »Sonderdrucke«, 23.1.2
 S. 299: Bundesarchiv, 183-R52554

Amenda: Seemannskneipe

- S. 313: Stiftung Historische Museen Hamburg, Altonaer Museum, Inv.-Nr. AB13517
 S. 314: aus: Philipp: Nacht über St. Pauli. Ein Bildbericht von Philipp Paneth, Leipzig 1931
 (Eva-Privat-Bücherei, Bd. 7).
 S. 315: aus: Philipp: Nacht über St. Pauli. Ein Bildbericht von Philipp Paneth, Leipzig 1931
 (Eva-Privat-Bücherei, Bd. 7).
 S. 316: aus: Philipp: Nacht über St. Pauli. Ein Bildbericht von Philipp Paneth, Leipzig 1931
 (Eva-Privat-Bücherei, Bd. 7).

Herfert: Theater und Unterhaltung

- S. 329: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, Theatersammlung,
 Theaterzettel (Stadttheater)
 S. 330: Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg Carl von Ossietzky, Theatersammlung,
 Theaterzettel (Stadttheater)

Mancheno: Hafencity

- S. 345: Foto: Tania Mancheno
 S. 348: Foto: Tania Mancheno

Zehnle/Benneh-Oberschewen: Barth

- S. 356: Foto: Stephanie Zehnle
 S. 357 (links und rechts): aus: Schubert, Gustav von: Heinrich Barth. Der Bahnbrecher der
 deutschen Afrikaforschung. Ein Lebens- und Charakterbild auf Grund ungedruckter
 Quellen entworfen, Berlin 1897.
 S. 361: aus: Barth, Heinrich: Travels and Discoveries in North and Central Africa.
 Being a Journal of an Expedition Undertaken under the Auspices of H.B.M.'s
 Government, in the years 1849-1855, Vol. II, New York 1857.

- S. 362: aus: Barth, Heinrich: Travels and Discoveries in North and Central Africa.
Being a Journal of an Expedition Undertaken under the Auspices of H.B.M.'s
Government, in the years 1849-1855, Vol. IV, New York 1858.

Ewe: Negro Workers Union

- S. 377: Historical Papers Research Archive, University of the Witwatersrand, South Africa.

Michels: Mpondo Akwa

- S. 385: Staatsarchiv Hamburg, Signatur 720-1/2_233-17 = 01/1902.00.00.1

Lewerenz: Massaquoi

- S. 403: Foto: Susanne Lewerenz
S. 409: Foto: unbekannt, www.hamburg-bildarchiv.de, BA 0119
S. 410: Foto: unbekannt, www.hamburg-bildarchiv.de, BA 0895
S. 412: S. Fischer Verlag

Amenda: Chinesenviertel

- S. 417: aus: Roscher, Gustav: Großstadtpolizei. Ein praktisches Handbuch der deutschen
Polizei, Hamburg 1912, S. 400.
S. 421: Spaarnestad Photo [SFA022005950]
S. 426: St. Pauli-Archiv

Oloukpona-Yinnon: Togo

- S. 439 links: aus: Zöller, Hugo: Die deutschen Besitzungen an der westafrikanischen Küste.
Das Togoland und die Sklavenküste : Leben und Sittender Eingebornenen, Natur, Klima
und kulturelle Bedeutung des Landes, dessen Handel u. die deutschen Faktoreien auf grund
eigner Anschauung und Studien geschildert, Berlin 1885.
S. 439 rechts: Urheberrecht des Bildes von Henri Eccarius-Achille lässt sich leider nicht klären.

Todzi/Zimmerer: Bismarck-Denkmal

- S. 447: Foto: Kim S. Todzi
S. 449: Foto: G. Koppmann & Co., 11/1873. Quelle: Museum für Hamburgische Geschichte/
SHMH
S. 453: Foto: Jürgen Zimmerer

Awono: Hans Dominik

- S. 471: Deutsches Kolonialblatt. Amtsblatt für die Schutzgebiete des Deutschen Reichs, Bd. 10,
hg. von Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts, 1899.
S. 473: Afrika-Post Zeitschrift für deutsche Interessen in Afrika, Jg. 25, Nr. 21.
S. 474: Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte der Universität Hamburg

Zur Lage: Gefallenendenktafel St. Michaelis

- S. 479: Foto: Kim S. Todzi

Wagner: Speicherstadt

- S. 491: Library of Congress, LC-DIG-ppmsca-00426, <http://www.loc.gov/pictures/item/2002713702/>
 S. 499: Foto: Jürgen Zimmerer

Zur Lage: Schimmelmann

- S. 507: Wikimedia, https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Heinrich_Carl_Schimmelmann_1773.jpg
 S. 512: Foto: Julian zur Lage
 S. 513: Foto: Julian zur Lage
 S. 514: Foto: Patrick Sun

Boieck/Kirey: Wissmann-Denkmal und »Askari«-Monument

- S. 519: Bildbestand der Deutschen Kolonialgesellschaft, Universitätsbibliothek Frankfurt am Main 004-1081-24
 S. 522: Bildbestand der Deutschen Kolonialgesellschaft, Universitätsbibliothek Frankfurt am Main 018-0092-09
 S. 523: Foto: Jürgen Zimmerer
 S. 527: Foto: Reginald Elias Kirey

Zimmerer: Lettow-Vorbeck-Kaserne und Tansaniapark

- S. 532 (links und rechts): Fotos: Kim S. Todzi
 S. 535: Foto: Jürgen Zimmerer

Masebo: Epistemologische Leerstellen

- S. 552: Bildbestand der Deutschen Kolonialgesellschaft, Universitätsbibliothek Frankfurt am Main 006-1157-14
 S. 553: David Stanley, CC-BY 2.0, <https://flickr.com/photos/79721788@N00/34775222422>
 S. 555: Bildbestand der Deutschen Kolonialgesellschaft, Universitätsbibliothek Frankfurt am Main 006-1147-29
 S. 564: Foto: John Merikion, Deutsche Botschaft Daressalam.

Kurzbiografien der Autor*innen

STEFANIE AFFELDT, geb. 1979, studierte Soziologie, Kultur- und Sozialgeschichte an der Macquarie University, der University of Essex und der Universität Hamburg und forscht an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg zur politischen und kulturellen Geschichte des Rassismus mit Schwerpunkt Australien. Veröffentlichungen u. a.: *Consuming Whiteness. Australian Racism and the ›White Sugar‹ Campaign* (2014).

LARS AMENDA, geb. 1970, Dr. phil, freier Historiker und Autor, Buchveröffentlichungen u.a.: »Der schwerste Radfahrer der Welt!« Emil Naucke und die Unterhaltungskultur im späten 19. Jahrhundert (2021); *Marke Hamburg. Geschichte der Werbung für die Stadt* (2020); *China in Hamburg* (2011); *Fremde – Hafen – Stadt. Chinesische Migration und ihre Wahrnehmung in Hamburg 1897-1972* (2006).

NDZODO AWONO, geb. 1966 in Nkol-Mendouga bei Yaoundé. 1974-1990 Schulbesuch. 1990-1993 und 2001-2014 Studium der Germanistik an der Universität Yaoundé. 2010-2014 Dozent für Deutsche Kolonialgeschichte an der Universität Yaoundé. 2014-2015 DAAD-Stipendiat an der LMU München. 2017-2021 Doktorand und wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Hamburg mit Beteiligung am Projekt »Koloniale Spuren« im Übersee-Museum Bremen. Seit April 2021 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Projekt »Die neue Brisanz alter Objekte« am Institut für Ethnologie der Universität Göttingen.

SARAH BENNEH-OBERSCHEWEN, geb. 1984, Studium der Geschichte, Politik und Soziologie, wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Außereuropäische Geschichte der Universität Essen (2011-2016), seit 2016 im Schuldienst. Forschungen insbesondere zu Westafrika im 19. Jahrhundert, Veröffentlichungen u.a.: *Heinrich Barth – Wegbereiter einer antirassistischen Wahrnehmung westafrikanischer Städte* (im Erscheinen).

MELANIE BOIECK, geb. 1987, hat Geschichte und Politikwissenschaft in Düsseldorf und Hamburg studiert. 2018 promovierte sie am Lehrstuhl für Globalgeschichte (Schwerpunkt Afrika) der Universität Hamburg zum Thema »Heia Safari« in der Hafen City – (Post-)Koloniales Erinnerungsbewusstsein in Hamburg.

MALINA EMMERINK, geb. 1985, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin im Arbeitsbereich Globalgeschichte der Universität Hamburg. Sie promoviert zur Verflechtungsgeschichte von Antisemitismus und Kolonialrassismus im Deutschen Reichstag (1871-1914). Veröffentlichungen u.a.: [mit Wulf D. Hund] »Rassismus und Kolonialismus«, in: Bechhaus-Gerst, Marianne; Joachim Zeller (Hg.): *Deutschland postkolonial? Die Gegenwart der imperialen Vergangenheit*, S. 269-298 (2018); *Hamburger Kolonisationspläne 1840-1842 – Karl Sievekings Traum einer ›Deutschen Antipodenkolonie‹ im Südpazifik* (2014).

GISELA EWE ist Mitarbeiterin am Staatsarchiv Hamburg in einem Projekt zu kolonialen Straßennamen. Sie promoviert zu antikolonialen Bewegungen in der Weimarer Republik. Veröffentlichungen u.a. »Rasse und Gender im bundesdeutschen Spielfilm der Nachkriegszeit«,

Magisterarbeit, Allitera Verlag München (2019); »Maly Trostinez heute begegnen«, in: Bundeszentrale für politische Bildung (Hg.), *Jenseits von Auschwitz...*, Reihe Zeitbild (2017).

CARSTEN GRÄBEL, promovierter Historiker und Diplom-Geograph. Wissenschaftlicher Mitarbeiter am historischen Seminar der Universität Tübingen. Veröffentlichungen u. a.: *Die Erforschung der Kolonien: Expeditionen und koloniale Wissenskultur deutscher Geographen, 1884-1919* (2015), *Universität und Kolonialismus – Das Beispiel der Landesuniversität Tübingen* (In: *Die vergessene Ausbeutung*, hgg. Haus der Geschichte 2020), *Historische Geographie und Globalgeschichte* (In: *Siedlungsforschung* Bd. 38, 2021).

MYRIAM GRÖPL studierte Geschichte, Anglistik und Erziehungswissenschaften. Sie ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Fachbereich Geschichte der Universität Hamburg.

MARKUS HEDRICH, geb. 1976, ist PostDoc-Forscher am Arbeitsbereich Globalgeschichte des Historischen Seminars der Universität Hamburg. Seine Arbeitsschwerpunkte sind Kolonialgeschichte, Medizin- und Psychiatriegeschichte, Postcolonial Studies sowie Geschichte und Theorie des Films. Veröffentlichungen u.a.: *Medizin und Kolonialismus. Das Bernhard-Nocht-Institut für Tropenmedizin als (post-)kolonialer Hamburger Erinnerungsort* (2021); *Medizinische Gewalt. Elektrotherapie, elektrischer Stuhl und psychiatrische »Elektroschocktherapie« in den USA, 1890-1950* (2014).

CAROLINE HERFERT, geb. 1983, studierte Theater-, Film- und Medienwissenschaft sowie Arabistik in Wien. Sie arbeitet als wissenschaftliche Koordinatorin der DFG-Kolleg-Forschungsgruppe »Imaginarium der Kraft« an der Universität Hamburg. Zuvor war sie wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe« und Projektmitarbeiterin am Institut für Theater-, Film- und Medienwissenschaft der Universität Wien. Veröffentlichungen u.a.: *Orient im Rampenlicht. Inszenierungen des Anderen in Wien um 1900* (2018).

JAN KAWLATH, geb. 1982, 2011 bis 2017 Studium Geschichte und Philosophie an der Universität Hamburg, Schwerpunkte: Globalgeschichte und deutsche Kolonialgeschichte. Seit 2019 Promotionsstudium an der Universität Hamburg mit einem Stipendium der Rosa Luxemburg Stiftung zur Inszenierung von Truppentransporten deutscher Kolonialsoldaten im Kaiserreich. Veröffentlichung: *Der Hamburger Hafen und der deutsche Kolonialkrieg in Namibia. Die Inszenierung kolonialer Gewalt im Baakenhafen 1904-1907*, München 2019 [Masterarbeit].

REGINALD E. KIREY, geb. 1979, Assistant Lecturer an der University of Dar es Salaam (Fachbereich Geschichte) und ehemaliger Stipendiat der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe«. Promovierte 2021 zu *Erinnerungen an die deutsche Kolonialherrschaft in Tansania*. Veröffentlichungen u.a.: »Burying, Unearthing and Archiving German Colonial Records in Tanganyika«, *Tanzania Zamani*, Vol. XII No. 2, 2020; »A Long Way to Dodoma: Deconstructing Colonial Legacy by Relocating the Capital City in Tanzania Mainland«, *Tanzania Zamani*, Vol. XII No. 1, 2020 and »Land-Related Conflicts in Uchagga«, *UTAFITI*, Vol.13, No.1, 2018.

SUSANN LEWERENZ, geb. 1974, Historikerin und Mitarbeiterin der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Schwerpunkte: Post/Kolonialismus, Migration und Rassismus in Deutschland mit Fokus auf die Zeit des Nationalsozialismus. Veröffentlichungen u.a.: *Verflechtungen. Koloniales und rassistisches Denken und Handeln im Nationalsozialismus. Voraussetzungen – Funk-*

tionen – Folgen (Mitautorin, 2019), *The Black Diaspora and Germany | Deutschland und die Schwarze Diaspora* (Mitherausgeberin und Mitautorin, 2018), *Geteilte Welten. Exotisierte Unterhaltung und Artist*innen of Color in Deutschland, 1920-1960* (2017).

YIXU LÜ, Professorin für Germanistik an der Universität Sydney. Veröffentlichungen u.a.: *West-Östliche Wahlverwandtschaften. Hans Bethge und die historischen und ästhetischen Konstellationen um 1900*, hrsg. von Gerhard Lauer and Yixu Lü, Würzburg: Königshausen & Neumann 2020.

OSWALD MASEBO ist Dozent für Geschichte an der Universität von Dar es Salaam, Tansania. Er ist Präsident der Historical Association of Tanzania (HAT). Er lehrt und forscht über Kolonialgeschichte, kulturelles Erbe und Nationenbildung in Tansania.

TANIA MANCHENO MONCADA, geb. 1983 in Quito, ist assoziierte Wissenschaftlerin an der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die frühe Globalisierung«. Im Jahr 2019 promovierte Mancheno mit einer Arbeit über die Politik der Übersetzung und die Debatte um den Multikulturalismus bei Jürgen Zimmerer und Peter Niesen. Sie arbeitet als externe Dozentin im Bereich der Sozialwissenschaften und der Geographie und seit 2021 ist sie Mitglied vom DAICOR (Böll Stiftung). Ihre Forschungsschwerpunkte sind Raum und Gewalt aus einer dekolonialen Perspektive und die transkontinentale Migrationsgeschichte. Zuletzt erschien von ihr das interdisziplinäres Audio Projekt »Der Riss zwischen den Löwenfüßen – Zwei Tonspuren zu kolonialen Verflechtungen an der Rothenbaumchaussee« (2021).

STEFANIE MICHELS, geb. 1971, Leiterin Abteilung Globalgeschichte an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Veröffentlichungen u.a.: *Koloniale Verbindungen – Transkulturelle Erinnerungstopografien: Rheinland/Grasland – Deutschland/Kamerun*. Bielefeld: Transcript 2019; (hg. mit Albert Gouaffo); s. auch die Projektwebseite: www.deutschland-postkolonial.de; *Global Photographies – memory, history, archive*. Bielefeld: Transcript (Image) (hg. mit Sissy Helff) 2018; *Schwarze deutsche Kolonialsoldaten. Mehrdeutige Repräsentationsräume und früher Kosmopolitismus*. Bielefeld 2009.

ULF MORGENSTERN, geb. 1978, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Otto-von-Bismarck-Stiftung und Lehrbeauftragter an der Universität Hamburg. Veröffentlichungen u.a. *Kanzlergeschenke. Kulturgeschichte(n) des Schenkens* (als Mithg. 2020); *Überzeugungen, Wandlungen und Zuschreibungen. Das Staatsverständnis Otto von Bismarcks* (als Mithg., 2019); *Bürgergeist und Familientradition. Die liberale Gelehrtenfamilie Schücking im 19. und 20. Jahrhundert* (2012).

DIANA M. NATERMANN, geb. 1980, Assistant Professor für Globale Ordnungen und Internationale Beziehungen an der Universität Leiden. Fokus liegt dabei auf Afrika und Europa, Postkoloniale Studien (insb. Gender & Masculinity Studies) sowie Collective Memory und Visual Studies. Basierend auf der Promotion am European University Institute, erschien 2018 ihr Buch »Pursuing Whiteness in the Colonies. Private Documents from the Congo Free State and German East Africa (1884-1914)« beim WAXMANN Verlag. Seit Sommer 2021 Postdok Wiss. MA im WONAGO Projekt der Universität Hamburg und GIGA Institut.

RAINER NICOLAYSEN, geb. 1961, Professor für Neuere Geschichte und Leiter der Arbeitsstelle für Universitätsgeschichte an der Universität Hamburg, Vorsitzender des Vereins für Hamburgische Geschichte. Veröffentlichungen zuletzt: Foucault in Hamburg (Hg., 2019); 100 Jahre Universität Hamburg. Studien zur Hamburger Universitäts- und Wissenschaftsgeschichte in vier Bänden (Mithg., Bd. 1, 2020; Bd. 2, 2021); Belastete Beziehungen. Studien zur Wirkung von Exil und Remigration auf die Wissenschaften in Deutschland nach 1945 (Mithg., 2021); Jahrbuch Sexualitäten (Mithg. 2021).

LU SEEGER, geb. 1968, Privatdozentin an der Universität Hamburg, assoziierte wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg (FZH), Geschäftsführerin der Schaumburger Landschaft. Veröffentlichungen u.a.: (Hg.) mit Eva Maria Gajek und Anne Kurt, Reichtum in Deutschland. Akteure, Räume und Lebenswelten im 20. Jahrhundert (Hamburger Beiträge zur Sozial- und Zeitgeschichte; Bd. 57), Göttingen 2019; Hanseaten und das Hanseatische im 20. Jahrhundert. Deutungen und Praktiken, in: Niedersächsisches Jahrbuch für Landesgeschichte, Bd. 92 (2020), S. 183-197; Clubs als exklusive Orte der Hamburger Wirtschaftselite. Räumlich-soziale Praxen und Deutungen im 20. Jahrhundert; in: Informationen zur modernen Stadtgeschichte (IMS), Bd. 2 (2017), S. 30-48. »Vati blieb im Krieg«. Vaterlosigkeit als generationelle Erfahrung im 20. Jahrhundert – Deutschland und Polen, Göttingen 2013; Hör zu! Eduard Rhein und die Rundfunkprogrammzeitschriften (1931-1965), Potsdam 2001, 2003 (2. Aufl.).

A. P. OLOUKPONA-YINNON, geb. 1948, emer. Professor der Germanistik; Gründungsmitglied von AGNES (African-German Network for Excellence in Science). Veröffentlichungen: Der schicksalhafte Lebensweg des Martin Aku (1913-1970. In: U.v.d. Heyden & H. Wendt: Mission und dekoloniale Perspektive. Der Erste Weltkrieg als Auslöser eines globalen Prozesses. Franz Steiner Verlag, 2020, S. 294-305); W. Gbadamassi & A.P. Oloukpona-Yinnon (éds.): 2012 : Stubenrauchs Berichte aus Westafrika (Januar bis Februar 1884) : Dokumente zur Geschichte Togos, Lomé, PUL.

SANDRA SCHÜRMANN, geb. 1972, wissenschaftliche Mitarbeiterin der Stiftung Historische Museen Hamburg am Museum der Arbeit. Projekte u.a.: (mit Christopher Nixon) Sonderausstellung »Grenzenlos. Kolonialismus, Industrie und Widerstand« (9/2020 bis 07/2021); (als Hauptautorin) Die Welt in einer Zigarettenschachtel. Transnationale Horizonte eines deutschen Produkts, Kromsdorf/Weimar 2017. Publikationen u.a.: Dornröschen und König Bergbau. Kulturelle Urbanisierung und bürgerliche Repräsentationen am Beispiel der Stadt Recklinghausen (1930-1960), Univ.-Diss Paderborn 2005.

CHRISTOPH STRUPP, geb. 1966, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg. Veröffentlichungen u.a.: The Port of Hamburg in the 1940s and 1950s: Physical Reconstruction and Political Restructuring in the Aftermath of World War II, in: Journal of Urban History 47:2 (2021), S. 354-372; Fremde Blicke auf das »Dritte Reich«. Berichte ausländischer Diplomaten über Herrschaft und Gesellschaft in Deutschland 1933-1945, hg. mit Frank Bajohr, Göttingen 2011.

KIM SEBASTIAN TODZI, geb. 1981, Wissenschaftlicher Koordinator der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe / Hamburg und die frühe Globalisierung« promovierte 2021 an der Universität Hamburg zum Thema »Der Woermann-Konzern und der deutsche Koloni-

alismus, 1837-1916«. Veröffentlichungen u.a.: »Moralizing Liquor Trade in German West Africa 1884-1914«, in: Rosenhaft, Eve; Brahm, Felix (Hg.): *Moralising Commerce in a Globalising World*, Oxford University Press 2021; »Von der ›Wißmannstraße‹ zu ›Freedom Roads‹. Koloniale Urbanonyme in Hamburg, in: Schulz, Matthias et al. (Hg.): *Koloniale Urbanonyme. Forschungsperspektiven und interdisziplinäre Bezüge*, De Gruyter 2021.

FLORIAN WAGNER, geb. 1982, Akademischer Rat auf Zeit am Historischen Seminar der Universität Erfurt. 2018-2019 Fellow am DHI-West und der UC Berkeley. 2016 PhD, European University Institute Florenz. Gründer Forschungsnetzwerk und Blog *transimperialhistory.com*. Publikationen u.a. *Colonial Internationalism and the Governmentality of Empire* (CUP 2021), »Non-European Perspectives on the Weimar Republic and the German Dream of Empire« *Comparativ* 26, 6 (2016); Mit C. Zwierlein: »Close Distance. Social Segregation in Trading Empires and Colonies« *Journal of Modern European History* 18, 2 (2020)

JÜRGEN ZIMMERER, geb. 1965, Professor für Globalgeschichte (Schwerpunkt Afrika) an der Universität Hamburg. 2005 bis 2017 Gründungspräsident des »International Network of Genocide Scholars (INoGS)«. Veröffentlichungen u.a.: *Kein Platz an der Sonne. Erinnerungsorte der deutschen Kolonialgeschichte* (als Hg. 2013); *Von Windhuk nach Auschwitz? Beiträge zum Verhältnis von Kolonialismus und Holocaust* (2011); *Völkermord in Deutsch-Südwestafrika. Der Kolonialkrieg in Namibia (1904-1908) und die Folgen* (Mithg., 2003).

JULIAN ZUR LAGE, geb. 1989, Wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Forschungsstelle »Hamburgs (post-)koloniales Erbe/Hamburg und die frühe Globalisierung« der Universität Hamburg. Promotion zu sesshafter Gelehrsamkeit und globaler Wissenszirkulation im 18. und 19. Jahrhundert im gemeinsamen Programm »Wissensspeicher und Argumentationsarsenal« von Universität Osnabrück und Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. Forschungsthemen am Schnittpunkt von Kolonial- und Globalgeschichte, Geschichte der Geschichtsschreibung und Erinnerungskulturen sowie der Wissens- bzw. Wissenschaftsgeschichte.

Personenregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf Erwähnungen ausschließlich in den Fußnoten.

- Abbega 26, 355-358, 363-367, 369, 370 f.
Abendroth, August 155
Abushiri 517
Adi, Hakim 374
Akrong, J. A. 377
Akwa, Dika Mpondo (King Akwa) 323, 387 f.,
391, 394
Akwa, Mpondo (Mpundu) 26, 373, 385-399
al-Bokay 363
Allwörden, Wilhelm von 273
al-Samarai, Nicola Lauré 413
Ames, Eric 294, 302, 305
Amsinck, Arnold 79
Ankermann, Bernhard 282, 468
Anne (Missionarin) 366
Anstrup, Katharina 434
Anumu (Ladenbesitzerin) 404
Anumu, Ernst 404
Aschenborn, Hans Anton 125
Asmis, Rudolf 434 f.
Assmann, Aleida 19, 114, 198 f., 431
Assmann, Jan 19, 114
Atangana, Karl 467
Attila (Etsel) 136
Augustinus 345

Baasch, Ernst 31
Baetz, Berta 402, 404 f.
Baker, Josephine 406
Ballin, Albert 59, 93, 293
Barbarossa (Kaiser Friedrich I.) 51
Barnum, Phineas T. 294, 297
Barsch, Stella 12
Bartels, Willi 452
Barth, Heinrich 26, 355-367, 369-371
Barthes, Roland 342, 349
Bastian, Adolf 183, 220
Batz, Michael 426
Baumgart, Winfried 40
Bayume, Mohammed Hussein (Mahjub bin
Adam Mohamed) 544 f.
Bebel, August 471
Becker, Carl Heinrich 171
Becker, Ursula 494 f.

Behrmann, Walter 185
Beit, Alfred 24, 167, 287
Bekenne 387
Bekolo, Jean-Pierre 87
Bell, Bebe 388
Bell, Ndumbe Lobe (King Bell) 323, 387
Bello, Hamidou (Lamido) 469, 475
Bell, Rudolf Duala Manga 397
Benneh-Oberschewen, Sarah 360
Berenberg-Gossler, Cornelius 252
Bernstorff, Johann Hartwig von 504
Beurden, Jos van 466
Bilé, Joseph 377
Birch, Thomas 434
Birch-Pfeiffer, Charlotte 326
Bischoff, Charitas (geb. Dietrich) 14, 217
Bismarck, Ann Marie von 127
Bismarck, Ferdinand von 452
Bismarck, Herbert von 116, 119 f.
Bismarck, Marguerite von 120 f.
Bismarck, Otto von 22, 28, 46, 55 f., 85 f.,
89 f., 113-120, 122 f., 125 f., 131, 188, 336, 445-
450, 452-461, 492, 519 f., 550
Bismarck, Otto von (Enkel des Reichskanzlers
Otto von Bismarck) 120-123, 125
Bleichröder, Gerson 115
Blumenau, Herrmann 63
Blumenfeld, Erik 258 f.
Bohlen, Eduard 90
Böner, Carl 95
Borchert, Günter 191-193
Borchling, Conrad 174
Brahe, Tycho 513
Brauchitsch, Eduard Gustav Adolf Rudolf
von 391 f.
Brauer, Max 257, 259, 273
Brehm, Alfred 294
Bretschneider, Rolf 255
Breusing, Alfred 172
Brinckmann, Justus 284
Brohm, Walter 184
Brosda, Carsten 12, 446, 454
Browne, Howe 526
Bruce, John Calvett (J. C.) Nayo 96

- Buchka, Gerhard von 200 f.
 Buchta, Richard 184
 Budich, Willi 377 f.
 Bülow, Bernhard von 134 f., 139
 Burchard, Johann Heinrich 78, 165
 Busch, Paula 334 f.
 Byatt, Sir Horace 527
- Camp, Joachim de la 254, 257
 Campanella, Tommaso 150
 Campt, Tina 413
 Caprivi, Leo von 131, 520
 Caruso, Enrico 293
 Chapeaurouge, Caroline Henriette de 157
 Châteauneuf, Alexis de 157
 Chattopadhyaya, Viendranath 377
 Chong Tin Lam 425
 Christiaanse, Kees 343
 Chulalongkorn (König von Siam) 118, 127
 Clausnitzer (Assessor) 436 f.
 Clark, Akporode 193
 Clarkson, Thomas 509
 Cohen-Reuß, Max 271
 Colombo, Cristoforo s. Kolumbus, Christopher
 Crasemann, Rudolph 446
 Cuno, Wilhelm 266
- Danckelman, Alexander von 184
 Darré, Walther 212
 Darwin, Charles 551
 Deido, König 385
 Deimling, Berthold von 78 f.
 Dernburg, Bernhard 164 f., 168-170, 172, 394, 472
 Detzner, Hermann 186 f.
 Dibobe, Martin 392, 399
 Diderot, Denis 509
 Dido, (Prinz) Samson 306
 Diek, Doris 401
 Diek, Erika 401
 Diek, Mandenga 389
 Dietrich, Amalie 25, 213-224, 226 f.
 Dietrich, Wilhelm August Salomo 214
 Dittmer 61
 Döring, Hans-Georg von 431, 433, 436, 441
 Dominik, Hans 25, 179, 463, 466-475, 478, 488, 513, 520, 523, 543
 Dorugu 26, 355-358, 360-367, 369-371
- Dove, Karl 185
 Dreesbach, Anne 298-300
 Drewer, Daniel 426
 Duaha 440
 DuBois, W.E.B. 378
 Düsterdieck, Carl 256
 Dumont Huiswoud, Hermina 376
 Durchbach, Frieda 434
 Durchbach, Friedrich (»Fritz«) 429, 431, 433 f.
 Durchbach, Friedrich (»Fritz«) Kuaovi 430-434, 436-438
 Durchbach, Rachel 434
 Durkheim, Émile 231, 240
 Duttge, Martin 405
 Dyer, Reginald 516
- Ebermaier, Karl 472
 Ebert, Friedrich 251, 267
 Eccarius, Henri Achille 431-433, 438-440
 Eccarius, Heinrich Friedrich Achille 432, 434, 438-440
 Eccarius, Wingoln Achille 439
 Eckert, Andreas 496
 Edison, Thomas Alva 293
 Eiffel, F. F. 521
 Emmerink, Malina 12, 536
 Enzensberger, Hans Magnus 311 f.
 Erzberger, Matthias 92, 536
 Esser, Max 391
 Estorff, Ludwig von 533 f., 537, 542
 Etzel siehe Attila
 Evans, Richard 55
 Evers, Katja 12
- Fabri, Friedrich 35
 Fegebank, Katharina 12
 Fehling, Wolfgang 267
 Ferres, Veronica 374
 Fétis, François-Joseph 326
 Fette, P. 429 f., 437
 Fiallo 207
 Fischer, Gustav A. 184
 Flegel, Eduard 184, 370
 Ford, James W. 375-378, 380-383
 Foucault, Michel 21
 Fowler, Ian 464
 Franchetti, Alberto 325
 François, Etienne 18 f.
 Franke, Otto 418

- Frankenfeld, Alfred 252, 255 f.
 Friederichsen, Ludwig 182, 184-186, 194
 Frobenius, Leo 188, 190, 287
 Fuchs, Gerhard 513
 Gallagher, John 39
 Gama, Vasco da 325-327, 349, 501, 512
 Garvey, Marcus 404
 Gaselee 137
 Gayl, Freiherr von 130
 Geißler, Hermann 95
 Giers 114
 Gildemeister, Otto 149
 Gleim, Otto 391 f., 397 f.
 Godeffroy, Johann Cesar (César) V. 125, 154 f.
 Godeffroy, Johann Cesar (César) VI. 25, 55 f.,
 63, 213-216, 218, 220-223, 492
 Goebbels, Joseph 255 f.
 Göring, Hermann 253, 382
 Götzen, Adolf Graf von 535
 Goodyear, Charles 109
 Gomez, Solomon 193
 Gotthardt, Jürgen 543
 Gottsche, Carl 171
 Gramkau, Willy 482
 Gravenreuth, Karl von 118
 Grierson, James Moncrieff 141
 Grimmelshäuser, Friedrich 405
 Gröpl, Myriam 12
 Gruner, Hans 433, 441
 Grunitzky, Nicolas 431
 Gütschow, Dr. C. 36
 Haase, A. E. Th. (»Käppen«) 309 f., 312-321
 Haberer 236, 237 f.
 Hagedorn, Anton 72, 74, 79
 Hagen, Karl 283, 283
 Hagenbeck, Carl 25, 58, 219, 239, 293-306,
 312, 323, 333
 Hagenbeck, Gottfried Claes 295
 Hagenbeck, Heinrich 303
 Hagenbeck, John 294, 297, 305, 323
 Hagenbeck, Lorenz 294, 296, 303
 Hagenbeck, Wilhelm 301
 Halbwachs, Maurice 18, 199, 231, 240
 Haller, Martin 34, 95
 Hanisch, Erich 424
 Hanseemann, Adolph von 115
 Harbeck, Hans 318, 423
 Harden, Maximilian 130
 Hassany, Azada 342
 Hassel, Kai-Uwe von 122, 542
 Hauck, Hans 406, 408
 Hausen, Karin 88
 Hawkins, Isaac 377
 Heffter, Heinrich 257
 Heims, Ernst M. 236, 237
 Helfferich, Emil 186, 260 f.
 Herfert, Caroline 12
 Herr, Ingmar 426
 Herrmann, Alfred 271
 Hildebrand, Klaus 205
 Himmler, Heinrich 212
 Hitler, Adolf 54 f., 121 f., 212, 382, 533 f.
 Hofmann, Albert 450
 Hohenlohe-Schillingsfürst, Chlodwig zu 520
 Hollmann, Carlheinz 451 f.
 Hübbe, Anton 43, 271
 Hübbe, O. J. 494
 Hübbe-Schleiden, Wilhelm 35, 64, 186
 Hücking, Renate 97
 Hughes, Langston 404
 Huiswoud, Otto 376, 383
 Hunzinger, August Wilhelm 484
 Jacobi (Zollbeamter) 440
 Jacobsen, Johan Adrian 297, 305 f.
 Jansen, Asia 402, 405-408, 411-413
 Jantzen, Wilhelm 86
 Jeben, C. L. 491
 Jesus 349
 Jinghua, Sai 142
 Johns, Eduard 63, 155
 Jokinen, Hanni 524
 Jünemann, Heinrich 125
 Jürgens, Dr. A. C. 36
 Jürgens, Ludwig 313, 422
 Jung, Rosa 12
 Kandt, Dr. Richard 495
 Karl V. (HRR) 503
 Kaufmann, Karl 43, 252 f., 257, 319, 336
 Kaunatjike, Israel 477, 486
 Kéchtéché, Founikè 439
 Kenyatta, Jomo 404
 Kern, Fritz 540
 Ketteler, Clemens von 481

- Keutgen, Friedrich 176
 Kibasila 529
 Kilomba, Grada 341
 Kirschnick, Sylke 300 f., 305
 Kisch, Egon Erwin 318
 Kisseler, Barbara 12
 Klein, Naomi 339
 Klose, Hans Ulrich 126
 Knopf, Eva 524
 Koch, Ludwig 118
 Koch, Robert 199-203, 211
 Kochanek, Egon 564
 Kohlstock, Paul 200
 Komla, Josef 440
 Köhler, August 440
 Köster, Adolf 267
 Kolumbus, Christoph (Colombo, Cristoforo)
 325, 326, 349, 501
 Kraepelin, Karl 171
 Kreysing 61
 Krogmann, Carl Vincent 251
 Kundrus, Birthe 324
 Kürle, Adolph 518
 Kurrer, Arnold 416
- Laeisz 63
 Lamou, Mohaman (Lamido) 469
 Lampe, Friedo 318
 Landsberg, Engelbert von 387
 Lange, Britta 302
 Langgässer, Elisabeth 216
 Lappenberg, Dr. 75
 Launer, Ekkehard 97
 Lawson, King III. 438
 Lederer, Hugo 448, 450
 Legeroño 207
 Leip, Hans 317 f.
 Leopold II. (belg. König) 183, 459
 Lettow-Vorbeck, Paul von 120 f., 123, 125, 335,
 522, 531, 533-544, 558
 Levi, Moses 389-393, 395 f.
 Lewis, Walter 377
 Li Hongzhang 118
 Liao Chengzhi 379, 421, 425
 Lichtwark, Alfred 450
 Liebermann, Rolf 451
 Liebert, Theodor 535
 Liebert, Eduard von 536
 Liersemann, Heinrich 394 f.
- Lindemann, Paul 265
 Lindley, William 100
 Linné, Carl von 221
 Lippert, Eduard 186, 446, 448
 Lippert, Ludwig 446 f.
 Liu Ding 426
 Lohse-Wächtler, Elfriede 423
 Lorde, Audre 401
 Lorenz-Meyer 491 f.
 Louis, Joe 407
 Lüders, Carl W. 283 f.
 Lütgens, Rudolf 188 f., 191
 Lüth, Erich 423
 Lummitsch, Zsuzsa 12
 Luschan, Felix von 282, 288
- Macaulay, Frank 377
 Magellan, Ferdinand 346
 Makembe, Peter 399
 Mancheno, Tania 67
 Marcks, Erich 167, 171
 Marguerat, Yves 441
 Martin, Peter 374
 Masaburi, Didas 564
 Masebo, Oswald 28
 Massaquoi, Al-Haj 402 f.
 Massaquoi, Fatima 404
 Massaquoi, Hans J. 26, 374, 401-414
 Massaquoi, Momolu 26, 374, 403
 Matthies, Jana 236
 Mbembe, Achille 339
 Mecking, Ludwig 191
 Mecklenburg, Adolf Friedrich zu 25, 125, 185,
 236-238, 285, 441, 521
 Mecklenburg, Johann Albrecht von 120, 125
 Meinhof, Carl 177
 Meister, Friedrich 97
 Melle, Werner von 163, 165-167, 169 f., 172,
 174 f., 177, 201, 287
 Mendelssohn Bartholdy, Albrecht 268
 Menk, Walter 206, 210, 212
 Mettbach, Mario 543, 545
 Meyer, Arnold Otto 267
 Meyer, Hans 185, 187
 Meyer, Heinrich Christian 99 f.
 Meyer, Heinrich Christian (jun.) 99, 101-103
 Meyer, Heinrich Adolph 99, 100 f., 103 f.,
 107 f., 213
 Meyerbeer, Giacomo 326

- Michael, Theodor Wonja 401 f., 406, 413
 Mildbraed, Gottfried Wilhelm Johannes 236
 Milner, Lord Alfred 525
 Milz, Arwed 477
 Mkwawa (Chief of Kalenga) 517, 529
 Möbius, Karl 473
 Möhle, Heiko 31 f., 97, 497, 543
 Moltke, Helmuth von 131
 Mombauer, Annika 130
 Mommsen, Wolfgang 133
 Mönckeberg, Johann Georg 74, 165, 448 f.
 Mörck, Max 273
 Morelly, Étienne-Gabriel 150
 Morgen, Curt von 466
 Morton, T. S. 377
 Muchow, Hans 254
 Mühlens, Peter 207 f., 210
 Mueller, Ferdinand von 221
 Müller, Paul 417
 Münchmeyer, Alwin 251, 273 f.
 Murphy, Comrade 377
 Mutahangarwa (König von Kiziba) 495

 Nachtigal, Gustav 40, 86, 184, 438, 459, 465
 Napoleon I. (frz. Kaiser) 51
 Nauck, Ernst Georg 208 f.
 Nejar, Marie 402, 405-407, 412 f.
 Nelson, Jimmy 243
 Ngilla (Wute-Herrscher) 470 f.
 Ngwale, Kinjikitile 482
 Nipperdey, Thomas 134, 136
 Njoya (König von Bamum) 465
 Nocht, Bernhard 171, 176 f., 200-204, 207-209, 211, 416, 418
 Noske, Gustav 120, 538
 Nora, Pierre 19, 517
 Nordmeyer, Wiebke 195
 Nyerere, Julius 517

 Obst, Erich 188, 194
 Oellerich, Jonny 473
 Oeltzner, Oskar 396
 Olympio, Sylvanus 431
 O'Swald 56, 107, 287
 O'Swald, Albrecht 284
 O'Swald, William Henry 165, 447
 Otte, T. G. 136
 Overweg, Adolf 356, 358, 366, 368
 Owens, Jesse 406

 Padmanaban, Lara Mia 12
 Padmore, George 376, 378, 380, 382 f.
 Patterson, William L. 376 f., 378
 Paulisch 469
 Paneth, Philipp 316 f.
 Pascha, Muhtar 114,
 Passarge, Siegfried 171, 176 f., 181 f., 186-191, 194 f.
 Pawlowa, Anna 293
 Pedro, Don 326
 Perels, Kurt 171
 Perthes, Friedrich 149
 Peter, 'Tante' (Kneipenbesitzerin) 312
 Petermann, August Heinrich 370
 Peters, Carl 106, 520
 Petersen, Carl 39, 250
 Petersen, Rudolf 257 f., 273
 Pitts, Jennifer 55
 Plagemann, Volker 450
 Polo, Marco 346
 Pommerening, Michael 513
 Poppenhusen, Carl 103
 Protten, Christian Jacob 434
 Prowazek, Stanislaus von 208
 Puttkamer, Jesko von 87, 88, 386, 390-394

 Quakuvi, Paul 440

 Randad, Heinrich 432
 Rantzau, Heinrich 513
 Rantzau, Kuno Graf 118
 Rathgen, Karl 167, 170-172, 177 f.
 Ratzel, Friedrich 419
 Rauwald, Dagmar 426
 Raynal, Guillaume Thomas 509
 Refardt, Johann 36, 38
 Rein, Adolf 178 f., 191
 Reincke, Heinrich 252, 254
 Reins, Gustav Adolf 265
 Repsold, Johann A. 186
 Reventlow, Julia von 509
 Reventlow, Friedrich Karl von 509
 Rhodes, Cecil 24, 167, 287, 478
 Richards, E. A. 377
 Richardson, James 358
 Richter, Alfred 336
 Richthofen, Oswald von 200
 Riesser, Gabriel 150
 Roberts, J. A. 377

- Robinson, Ronald 39
 Rocha Lima, Henrique da 208
 Rodenwaldt, Ernst 207, 210
 Röder, Alexander 487
 Röder, Otto 236, 238
 Röhl, John C. G. 134
 Rohlf, Gerhard 369
 Rohmer, Sax 423
 Rohrbach, Paul 270
 Rosenbaum, Eduard 43
 Rosenberg, Alfred 212
 Rosenberg, Harry 320
 Ross, Edgar D. 155
 Roth, Karl Heinz 44
 Rottmann, Christian 434
 Ruckteschell, Walter von 539-541
 Ruckteschell-Truëb, Clara von 539
 Ruete, Emily s. Salme, Sayyida
 Ruppenthal, Jens 177
- Sachs, Emil Solomon (alias Albert Green) 377
 Sachse, Paul 171
 Said, Edward 21, 229, 231
 Salme, Sayyida 58
 Sandner, Gerhard 193 f., 195
 Sanne, Louis 268
 Sarr, Felwine 47
 Sarasani 335
 Sartre, Jean-Paul 230 f.
 Sauer, Karl 71 f., 74, 78-80
 Schacht, Hjalmar 251
 Schäfer, Albert 257
 Schaudt, Johann Emil 448, 450
 Scheel, Walter 276
 Scheffler, Karl 450
 Seitz, Theodor 393
 Schele, Friedrich von 535 f.
 Schiller, Wilhelm 155
 Schiller, Gustav 155
 Schilling, Jörg 450
 Schimmelman, Heinrich Carl von 503-516
 Schimmelman, Heinrich Ernst von 505,
 508-511, 516
 Schimmelman, Heinrich Ludwig Ernst von
 506
 Schinckel, Max von 446-448
 Schlee, Paul 186, 194
 Schleinitz, Kurt von 535 f.
 Schlegel, Bernhard 433
- Schmeling, Max 407
 Schmidt, Helmut 126, 247, 425
 Schmidt (Kammerdiener des Herzogs zu
 Mecklenburg) 236 f.
 Schmidt, Wolfgang 12, 564
 Schnee, Heinrich 270, 473, 538
 Schön, Johann Friedrich 365 f.
 Schorr, Richard 171
 Schramm, Adolph 155
 Schramm, Gert 402
 Schramm, Percy Ernst 49, 53, 59, 256
 Schramm (Überseeunternehmer) 63
 Schramm, Gottfried 100
 Schreiber, Markus 452
 Schubert, Gustav von 364 f., 367, 370
 Schubotz, H. 236
 Schürmann (Lehrer) 405 f.
 Schultze, Arnold 236
 Schulze, Emil 87
 Schulze, Hagen 18 f.
 Schumann, Paul 96
 Scribe, Eugene 326
 Seghers, Anna 217
 Semler, Johannes 165 f., 447
 Seukwa, Louis Henri 480, 485 f.
 Seybold, Gertrud 331
 Seybold, Walter 331
 Schang Yen Liu 418
 Siemers, Edmund 169 f., 173 f., 448
 Siemers, Kurt 284, 287
 Sieveking, Amalie 157
 Sieveking, Ernst Friedrich 165, 447 f.
 Sieveking, Georg Heinrich 147 f.
 Sieveking, Heinrich 146, 157
 Sieveking, Johanna Margaretha 148
 Sieveking, Karl 22, 63, 145-160
 Sieveking, Kurt 259
 Sina (Chief of Kibosho) 529
 Sintenis, Walter 95 f.
 Sloman, Robert M. 52, 63, 155
 Sonnenschein, Curt 206
 Sontag, Susan 233
 Spengler (Vizekonsul) 496
 Spengler, Oswald 251
 Spenker, Franz 77
 Steinmann, Adolf 334-336
 Stephan, Rudolf 259
 Small, E. F. 377
 Stanley, Edward 156

- Stödter, Rolf 273, 276
 Stöwer, Willy 75, 96 f.
 Stolten, Otto 170
 Stapelfeldt, Dorothee 12
 Strachler (Kammergerichtsrat) 393
 Strandes, Justus 27, 171, 186, 520 f.
 Stresemann, Gustav 251
 Strupp, Christoph 58
 Stubbemann, Karen 477
 Stubenrauch, Wilhelm 438
 Stuhlmann, Franz 172, 176, 186
 Stülcken, Julius Cäsar 332
 Sumaye, Frederick T. 544
 Sumner, Ray 217

 Tanumafili II. 126
 Tarf, Peter von der 312
 Taufa'ahau Tupou IV. (König von Tonga) 126 f.
 Thalwitzer, Maximilian 151
 Thilenius, Georg 165 f., 168, 171 f., 177, 186, 237, 283-290, 292,
 Thode-Arora, Hilke 293, 295, 299
 Thoma, Richard 171
 Thormählen, Johannes 86, 184, 496
 Thurnwald, Richard 291
 Tirpitz, Alfred von 415
 Tocqueville, Alexis de 150
 Todzi, Kim Sebastian 197, 385
 Traun, Friedrich 99, 100 f., 109
 Traun, Heinrich 109-112
 Trebitsch, Guyla 425
 Trotha, Lothar von 78-79, 481, 483, 516, 534-537
 Trujillo, Rafael Leónidas 207

 Uechtritz, Edgar von 187
 Uhlig, Carl 185
 Umlauff, Johann Friedrich Gustav 287, 295 f., 312

 Versmann, Johannes 447
 Vespucci, Amerigo 346
 Victoria I. (Königin des Vereinigten Königreichs von Großbritannien und Irland) 156
 Vidal, Adolph E. 155
 Virchow, Rudolf 213, 223
 Vischer, Hanns 370
 Vogel, Eduard 359

 Voght, Caspar 146

 Wahl, Adalbert 171
 Wakefields, Edward G. 152
 Waldersee, Alfred Graf von 23, 129-142, 481
 Waldersee, Georg Graf 141
 Waldoff, Claire 318
 Walter, Albert 377, 379, 379, 382
 Warburg, Aby 287, 449 f.
 Warburg, Max 42, 171, 251, 266-268, 287
 Ward, John 151 f., 156
 Washausen, Helmut 31
 Weigl, Rudolf 208 f.
 Wehler, Hans-Ulrich 458
 Weiss, Holger 374
 Werth, Peter 332
 Westendarp, Max 108
 Westendarp, Wilhelm 99, 104, 106 f.
 Westphal, Albert 206 f.
 Westphal, Otto 79
 Wetzel, Paul 320
 Wichern, Johann Hinrich 146, 157 f.
 Wiese und Kaiserswaldau, Walther von 236, 238
 Wilhelm I. (dt. Kaiser) 356, 527
 Wilhelm II. (dt. Kaiser) 40, 54, 57, 115, 118, 129-142, 294, 297, 396, 418, 454, 456, 481, 483
 Wilhelmi, Friedrich 315
 Wille, Theodor 494
 Williams, Harold 377
 Wilson (Baptistenpfarrer) 388
 Wissmann, Hermann von 27, 56, 106, 179, 335, 393, 472, 474, 478, 488, 513, 518-522, 526, 528, 535 f., 543
 Witthoefft, Franz Heinrich 42, 267
 Woermann, Adolph 22, 35 f., 39, 55 f., 63, 79, 83, 85-90, 92, 94, 95, 98, 168, 249, 432, 447 f., 458, 496 f.
 Woermann, Carl 84 f., 88
 Woermann, Eduard 90, 284, 287
 Woermann, Kurt 93
 Wolf, Eugen 457
 Wolff, Emil 325
 Wriede, Hinrich 405

 Young, James E. 242

 Zacharias, Eduard 171

PERSONENREGISTER

Zache, Hans 271
Zech, Alfons 423
Zeitlyn, David 464
Zelewski, Emil von 535
Zenker, Georg August 466

Ziese, Max 376
Zimmerer, Jürgen 46, 446, 474, 537
Zinn, Alexander 317
Zöller, Hugo 439 f.
zur Lage, Julian 12, 385, 530

Ortsregister

Kursive Seitenzahlen verweisen auf Erwähnungen ausschließlich in den Fußnoten.

- Abo 397
Abya Yala 349
Adamawa 187, 370
Ägypten 345
Agadez 355
Ahrensburg 504, 511 f.
Alabama 375
Algerien 55, 60, 62
Algier 60
Altona s. Hamburg-Altona
Amsterdam 100, 146, 383
Anecho 432, 434, 436-439
Angola 97, 191 f.
Antwerpen 49, 383, 421
Argentinien 63
Arusha 554
Äthiopien 35, 550
Aumühle 114 f., 122-125, 541
Australien 60, 63 f., 186, 213, 215, 217, 218, 223 f., 226 f.
- Bad Homburg 129, 141
Bad Lauterberg 518
Baku 96
Baltimore 147
Bamun-Königreich 463
Bagamoyo 528, 554
Batavia s. Jakarta
Barcelona 53
Barmbek s. Hamburg-Barmbek
Bayern 57
Beijing (Peking) 137-139, 142, 481
Belgien 200, 497, 550
Belgisch-Kongo s. Demokratische Republik Kongo
Benin (Staat) 184, 299, 439
Bergedorf s. Hamburg-Bergedorf
Berlin 18, 52, 54, 56 f., 59, 90, 96, 113 f., 115, 138, 157, 163, 166, 168, 170, 182 f., 200 f., 206 f., 209, 220, 229, 236, 286, 288, 328 f., 334, 355 f., 360, 375 f., 376, 377, 378, 388, 391 f., 396, 398, 401, 420, 422, 431, 445, 457, 459, 460 f., 468, 472, 501, 518, 521, 523 f., 549, 550, 565
Bioko (Fernando Póo) 37 f., 237
- Bissao 111
Blumenau 64
Bonn 126, 192
Bordeaux 16
Bornu 361
Bowen 215, 218
Brasilien 15, 34, 63 f., 100, 149 f., 154, 208, 494
Bremen 35, 70 f., 247, 249, 260, 479
Bremerhaven 71 f., 136
Breslau 187
Brisbane 215, 222
British Empire s. Großbritannien
Brüssel 375
Buchenwald 209
Bukoba-Bezirk 495
Burundi 79, 536, 549, 551, 564
- Cadiz 16
Cameroons s. Douala
Chemnitz 117
Celebes s. Sulawesi
Ceuta 15
Ceylon s. Sri Lanka
Chatham (Großbritannien) 366, 369
Chatham-Inseln 145, 151-156
Chiapas 494
Chicago 299, 301
Chile 52
China 15, 23, 69-73, 80, 120, 129-130, 135-140, 142 f., 149, 153, 174, 265, 345, 380, 418, 420 f., 423 f., 427, 477, 480-484, 487, 503, 537
Congo-Brazzaville s. Republik Kongo
Cuxhaven 59, 73 f., 150
- Dachau 209
Dahomey s. Benin
Dänemark 504 f., 508 f., 510
Dänisch-Westindien s. US Virgin Islands, St. Croix, St. Jan, St. Thomas
Dänisch-Afrika s. Ghana
Dar es Salaam 27, 79, 204, 209, 211, 345, 346, 495, 517-520, 522, 524-529, 543, 549, 553-556, 564

- Demokratische Republik Kongo (Belgisch-Kongo) 110, 184, 237
 Den Haag 116
 Deutsche Demokratische Republik 120, 216 f.
 Deutsch-Neuguinea s. Papua-Neuguinea
 Deutsch-Ostafrika (s. auch Tansania, Ruanda, Burundi) 27, 56, 70, 120, 123, 185, 188, 194, 199, 202-204, 211, 265, 270, 393, 407, 409, 458-460, 480, 482, 494 f., 518-520, 531, 534-539, 541 f., 549, 562
 Deutsch-Südwestafrika s. Namibia
 Demmin 504
 Douala (Cameroons, Kamerun-Stadt, Duala) 40, 84, 386-388, 390-393, 395 f., 397 f., 465 f.
 Dresden 59, 96, 219, 504 f., 509
 Duala s. Douala
 Dublin 402
 Durban (Port Natal) 151

 Ecuador 34
 Elsaß-Lothringen 457
 England s. Großbritannien

 Fernando Póo s. Bioko
 Frankfurt am Main 150, 208, 375
 Frankreich 37, 56, 62, 111, 146, 238, 270, 382, 457 f., 510, 550 f.
 Friedrichsruh 22, 113-118, 120-122, 125 f., 455

 Gaboons s. Libreville
 Gabun 56
 Gambia 377
 Gastein 115
 Genf 157
 Ghana (Goldküste) 37, 94, 97, 377, 497, 508
 Goldküste s. Ghana
 Gotha 355, 364, 367, 370
 Göttingen 148
 Griechenland 154
 Großbritannien (England) 37 f., 41, 56, 100, 117, 126, 149, 151, 156, 167, 174, 176, 200, 204-207, 212, 238, 256, 270 f., 363, 365 f., 369, 371, 382, 412, 415, 420, 458, 468, 478, 500, 503, 510, 517, 525 f., 528 f., 533 f., 549-551, 554 f.
 Groß-Friedrichsburg (im heutigen Ghana) 335
 Guandong 416
 Guatemala 494
 Guinea 320

 Haiti 381
 Hamburg-Altona 23, 78, 98, 131 f., 134, 252, 325, 332, 373, 385 f., 388-391, 393, 396, 429 f., 453
 Hamburg-Barmbek 104 f., 107 f., 109 f., 112, 216, 402, 404 f., 410
 Hamburg-Bergedorf 100, 150, 523
 Hamburg-Fuhlsbüttel 379, 382, 424
 Hamburg-HafenCity 23, 67, 69, 81, 99, 320, 339-349, 351 f., 502
 Hamburg-Hamm 145, 150, 157-160, 210
 Hamburg-Harburg 53, 55, 101-103, 109-112, 252, 410, 499
 Hamburg-Harvestehude 256, 402 f.
 Hamburg-Hohenfelde 312
 Hamburg-Horn 157, 159
 Hamburg-Jenfeld 27, 511, 531, 533, 540 f., 544 f.
 Hamburg-Kuhwerder 52, 69
 Hamburg-Langenhorn 206, 210-212
 Hamburg-Marienthal 511
 Hamburg-Ottensen 55
 Hamburg-Rothenburgsort 402, 408
 Hamburg-Stellingen 293, 301-303, 312, 405
 Hamburg-St. Pauli 25, 58, 211, 295-297, 309-312, 317, 319-321, 324, 328 f., 334, 381, 402, 412, 415, 417, 419 f., 422-427
 Hamburg-Uhlenhorst 256, 368
 Hamburg-Veddel 52, 59
 Hamburg-Wandsbek 27, 78, 252, 469, 496, 504, 511, 513, 531, 533, 544
 Hamburg-Wellingsbüttel 108, 112
 Hamburg-Wilhelmsburg 424, 426
 Hamm s. Hamburg-Hamm
 Hannover 132, 364
 Harburg s. Hamburg-Harburg
 Helgoland 117
 Holstein s. Schleswig-Holstein
 Hongkong 15, 415 f., 420
 Honolulu 107

 Ileje 553
 Indien 15, 100, 153, 176, 186, 276, 299, 304, 326, 349, 534
 Indonesien 100, 102 f., 111
 Iringa 529, 553 f.
 Italien 373, 550
 Izmir 53, 54

 Jakarta (Batavia) 153
 Japan 70, 176, 271, 481

Jenfeld s. Hamburg-Jenfeld
Java 348

Kaiser-Wilhelmsland (im heutigen Neuguinea) 187

Kalkfeld 206

Kamerun 40, 84, 86-90, 110 f., 119, 145, 184 f., 187 f., 205 f., 210, 212, 236, 237, 265, 268, 270, 297, 299, 306, 328 f., 336, 345, 373, 385-392, 396, 398 f., 432, 439-440, 447, 458, 463, 465-467, 469, 470, 472 f., 475, 496 f., 499 f., 520, 534, 551, 564

Kamerun-Stadt s. Douala

Kano 356, 360-363, 370

Kapstadt 151

Kassel 138

Kenia 79, 526, 528

Kiel 79, 388

Kiautschou 70, 136, 415, 458, 481

Kigoma 554

Kilimandscharo-Region 554

Kissingen 116

Kiziba 495

Kribi 472 f.

Köln 497

Kopenhagen 222, 382, 504

Kyela 553

Lagos 38

Langenhorn s. Hamburg-Langenhorn

Le Havre 493

Leipzig 139, 220, 226, 287, 484

Leningrad s. St. Petersburg

Liberia 34 f., 37, 84, 374, 381, 404, 411, 550

Libreville (Gaboons) 84

Libyen 373

Lindi 554

Liverpool 53, 419

Locarno 270 f.

Lokoja 369 f.

Lome 429 f., 434, 437, 440 f.

London 16, 27, 96, 100, 167, 301, 360-363, 365, 367, 369, 376, 378, 418 f., 504, 520

Lübeck 247, 249

Lüderitz 91, 329

Lüderitzbucht s. Lüderitz

Lüneburg 110

Macaos 15

Mahenge 553 f.

Makassar 102

Makete 553

Malaysia 100, 110

Mali 355

Managua 346

Manila (Manilla) 153

Mannow 553

Marokko 60 f.

Marseille 53, 202

Masasi 554

Massina 369

Mecklenburg 57, 538

Melbourne 221

Mexiko 34, 494

Missahoe (Misahöhe) 441

Mokka (Mocca) 147

Mombasa 202, 525, 528

Mongolei 304

Morogoro 527

Moshi 529, 553 f.

Moskau 142, 374, 375 f., 378, 380, 382 f.

Mozambique 192

Mtwara 554

München 54, 315

Mwakaleli 553

Mwanza 554

Nairobi 525

Namibia (Deutsch-Südwestafrika) 23, 56, 70, 73 f., 77-80, 88, 91, 145, 164, 168, 185, 203, 205 f., 212, 265, 290, 303, 331 f., 334, 336, 345, 393, 399, 407, 458, 480-486, 534 f., 537, 551, 562

Natzwiller (Natzweiler-Struthof) 209

Neuseeland 151, 156

New York 103, 107-109, 349, 376, 493

Ngilla 470

Nguelemendouka 475

Nicaragua 346

Niederlande 102, 497

Niederländisch-Indien s. Indonesien

Niger 260, 355, 361, 464

Nigeria 56, 97, 111, 184, 369, 370 f., 377, 411, 437, 465, 468

Nubien s. Sudan

Österreich 214, 254, 273, 435

Österreich-Ungarn 497

Ostpreußen 57

Papua-Neuguinea 115, 117 185 f., 291, 458 f.,
494

Paris 148, 299, 326, 382

Paotingfu 139 f.

Peking s. Beijing

Peramiho 554

Petschili 139

Polen 206-208, 212, 260, 424

Port Natal s. Durban

Port Said 53

Portugal 111, 175, 192, 326 f., 497, 500, 550

Potsdam 141, 541

Prag 222

Preußen 151, 156, 435, 504

Príncipe 497

Queensland 215 f., 221 f., 224

Quingdao (Tsingtau) 70, 188, 415, 418, 420,
458, 481

Reinbek 210

Rendsburg 215

Republik Kongo 237

Rio de Janeiro 63, 149

Rockhampton 215, 218, 223, 226

Rom 303

Rotterdam 49, 100, 103, 421, 489

Ruanda 79, 494 f., 549, 551, 564

Rungwe 553

Russland 100, 176, 458, 493, 497

Sachsen 504

Sachsenhausen 545

Samoa 56, 299, 457 f., 492, 494, 497

Samothraki 154

Schirati 202

Schönhausen 120

Schweiz 404, 497

San Francisco 376

Sao Tomé 496, 497

Sansibar 34, 58, 106 f., 117, 549

Santo Domingo (Stadt) 206 f.

Schleswig (Stadt) 506

Schleswig-Holstein 138, 389, 504, 507, 512 f.

Shandong 415

Shanghai 420, 425

Siam s. Thailand

Sibirien 304

Sierra Leone 377

Singapur 100, 102, 111, 222

Singida 553

Sokoto 361

Somalia 299

Songea 529, 553

Southampton 366

Sowjetunion 15, 255, 380, 421

Spanien 174, 325

Sri Lanka (S. Ceylon) 299, 304, 323, 348

Stade 151

Stalingrad s. Wolgograd

St. Croix 505 f.

St. John (St. Jan) 505, 506

St. Louis 300

St. Pauli s. Hamburg-St. Pauli

St. Petersburg 378, 539

St. Thomas 505

Sudan (Nubien) 184, 237, 299, 300

Südafrika 34, 154, 167, 193, 377, 478, 492

Sudetenland 254

Sulawesi 102

Surinam 147, 376

Swakopmund 56, 91, 332

Tabora 525, 553 f.

Tanga 521 f., 525, 553 f.

Tanganjika (s. auch Tansania) 123, 525 f.,
529 f.

Tansania (s. auch Deutsch-Ostafrika) 79,
202, 345, 346, 393, 480, 482, 517 f., 529 f.,
549-558, 560-565

Texas 154

Thassos 154

Thailand (Siam) 261

Tibati 469 f.

Tiko 206, 210

Timbuktu 355, 361-363, 367

Togo 95 f., 111, 125, 184, 187, 265, 270, 429,
431-434, 437 f., 439 f., 441, 458 f., 534, 551

Tonga 126

Triest 79

Trinidad 376

Tripolis 357

Tschechoslowakei 56, 273

Tsingtau s. Quingdao

Tukuyu 554

Tunis 60

- Ujiji 554
 Ukraine 260
 USA (Vereinigte Staaten von Amerika,
 Nordamerika, US-Südstaaten, Amerika)
 15, 34, 52, 59, 100, 103, 105 f., 108 f., 125, 146,
 148, 207, 300, 303, 325, 373 f., 375, 376 f.,
 381, 383, 401 f., 404, 411, 415, 419, 478, 481,
 486 f.
 US Virgin Islands (Dänisch-Westindien) 506,
 509, 510

 Versailles 42, 103, 204, 532 f., 537, 541
 Venezuela 34, 70, 499

 Wandsbek s. Hamburg-Wandsbek
 Warschau 191, 204, 208 f., 212
 Watare 470
 Westfalen 57, 388
 Wien 206, 299, 312
 Wilhelmsburg s. Hamburg-Wilhelmsburg
 Wilhelmshaven 69, 72, 74, 135, 479, 487
 Windhuk 206
 Wolgograd (Stalingrad) 206

 Yaoundé 397, 463, 466 f., 472 f.
 Yoruba 365